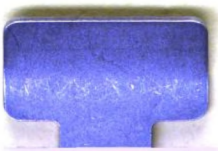
JUGEND-ALBUM: BLÄTTER ZUR ANGENEHMEN UND LEHRREICHEN...

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA S. J.
Maison Saint-Augustin
ENGHIEN

Digitized by Google

Jugend-Album.

COLLEGIUM ANGLIENSE SOCIETATIS
BIBLIOTHÈQUE S. J.
60 - CHANTILLY

Digitized by Google

Digitized by Google

BE 842
24

Digitized by Google

Aus Daniel Boone's Leben.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE S. J.
Les Fontaines
60 - CHANTILLY
Digitized by Google

Digitized by Google

Jugend-Album.

Blätter

zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung

im

häuslichen Kreise.

Von

Aurelie, Karl Biernatzki, Adolf Bube, Martin Claudius, Aug. Corrodi, Th. Dielitz, Friedr. Gerstäcker, A. W. Grube, Friedr. Güll, Thekla v. Gumpert, Friedr. Hoffmann, W. O. von Horn, Heinr. Jäde, Jul. Krais, Franz Kühn, C. F. Lauckhard, Luise Mai, Gustav Nieritz, Emil Ohly, Luise Pichler, Isidor Proschko, Julie Rubkopf, Charlotte Späth, Karl Stöber, F. v. Tschudi, J. Wartmann, Ottilie Wildermuth u. A.

Mit 65 prachtvollen colorirten und schwarzen Bildern.

Jahrgang 1863.

BIBLIOTHÈQUE S. J.
Les Fontaines
60 - CHANTILLY

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erzählungen.

Seite

Ein armer Junge. Von B. Jacobi (mit 3 Bildern) 1. 49. 97
Peter in der Luft. Hiſtoriſche Erzählung von Iſidor Proſchko (mit 2 Bildern) 145. 193
Felice Peretti. Hiſtoriſche Erzählung von Clara Jäger (mit Bild) . . . 176
Die Verwaisten. Von A. Goſſel (mit 3 Bildern) 241. 289. 337
Aus einem Knabenleben. Nach dem Norwegiſchen von Julie Ruhkopf (mit Bild) 277
Vier Bilder aus dem Jugendleben des Amadeus Naumann. Von Emil Ohly (mit Bild) 385
Die vier Jahreszeiten zu Pferde, eine Kriegsgeſchichte aus dem Jahre 1812. Von Guſtav Nieritz (mit Bild) 433
Im ſchwarzen Bären zu Jena. Von C. F. Lauckhard (mit Bild) . . . 481
Die Burggräfin von Achtershofen. Von Clara Jäger (mit Bild) . . . 529

Anecdoten.

Dienſteifer 48
Der verfehlte Beruf (mit Bild) 93
Ein Compliment 191
Tröſtliche Antwort 191
Geiſtesgegenwart 240
Der beſchämte Bittſteller 383
Admiral Nelſon als Knabe und Jüngling 566

Weltgeſchichte.

Daniel de Foe (mit Bild) 40
Jean Paul Friedrich Richter. Von Wilhelm Buchner (mit Bild) . . . 82
Ruyters Heldentod (mit Bild) 136

Digitized by Google

Seite
Moſes Mendelsſohn (mit Bild) 264
Thorwaldſen. Von Julie Ruhkopf (mit Bild) 357
Chriſtoph Wilibald v. Gluck. Von Wilhelm Buchner 366
Blaſius Pascal (mit Bild) 406
Margarethens Kreuzzug (mit Bild) 500
Die erſte Schule auf der Südſee. Von Charlotte Späth (mit Bild) . . 547

Länder- und Völkerkunde.

Rotterdam (mit Bild) 26
Wie es im Orient ausſieht. Von J. G. Kutzner 42. 89. 124
Poſitano (mit Bild) 78
Die Hirſchhornpyramide (mit Bild) 88
Der Cybelebrunnen und das Alcalathor in Madrid (mit Bild) 135
Kleidung der Japaneſen (mit Bild) 143
Der Aguadoreſel in Lima (mit Bild) 167
Die Fiſcher von Andreſſelles (mit Bild) 174
Religiöſe Andacht in Norwegen (mit Bild) 188
Muata Cazembe (mit Bild) 220
Der Markt von Cuba (mit Bild) 230
Dacre's Pulpit (mit Bild) 288
Das Seebad Trouville (mit Bild) 319
Madrid (mit Bild) 363
Die Schaukel der Schwarzen (mit Bild) 410
Die Pampasindianer (mit Bild) 424
Das Sebaldusgrab zu Nürnberg (mit Bild) 476
Die Felſen von Brimham (mit Bild) 505
Reiſen in Rußland (mit Bild) 541
Die Wäſſerungen in Indien (mit Bild) 546
Der Kriegselephant (mit Bild) 566

Naturgeſchichte.

Der Eisfuchs (mit Bild) 30
Von der Thierſeele. Von A. W. Grube 223. 266. 309
Der Dodo (mit Bild) 275
Der Auerhahn (mit Bild) 360
Die Fächerpalme (mit Bild) 374
Der Leopard 426

Digitized by Google

Seite
Der Mangrovebaum. Von Friedrich Gerstäcker 458
Die deutschen Nadelbäume. Von K. Hofmann von Nauborn . . 521. 560
Der Schlangenvogel (mit Bild) 527

Technologie.

Ein Segelwagen (mit Bild) 455
Die Kupferstecherkunst (mit Bild) 463

Reise-, Kriegs-, Jagd- und Seebilder.

Ein Jagdabenteuer in der arktischen Zone (mit Bild) 32
Der Haifischfang (mit Bild) 121
Eine Bärenjagd (mit Bild) 232
Wunderbare Rettung (mit Bild) 322
Schnepfenfang (mit 3 Bildern) 334
Reise auf einer Eisscholle (mit Bild) 378
Eine Treibjagd (mit Bild) 465
Bilder aus Daniel Boons Leben (mit Bild) 507

Sagen und Märchen.

Die Erfüllung dreier Wünsche. Von A. Schanseil (mit Bild) 169
Waulundur. Von Clara Ernst (mit Bild) 411

Gedichte.

Im Winter. Von Clara Jäger 29
Der Waffenschmid zu Steyer. Von Isidor Proschko 80
Blücher und der Zimmermeister von Weißenfels. Von Adolf Bube . . . 172
Die Verwünschung. Von A. Schanseil 190
Der Ring des Grafen Esser. Von L. Kies 286. 329
Nach dem Regen. Von Adolf Bube 362
Der weiße Marder. Von Isidor Proschko 375
Maikäfers Sendung. Von Franz Jäger 408
Markolfus. Von Adolf Bube (mit Bild) 457
Der Sperling. Von Isidor Proschko 478
Der Kaiser und die arme Frau. Von Julie Ruhkopf 543

Digitized by Google

Räthsel, Charaden u. s. w.

Seite
Räthsel von Julie Ruhkopf 192. 383
Charaden. Von Ebenderselben 48. 240. 336. 432. 528
Anagramm. Von Ebenderselben 480

Digitized by Google

Ein armer Junge.

Erzählung von B. Jacobi.

„Es wäre doch ſchade um den hübſchen, anſtelligen Burſchen, wenn er ins Armenhaus müßte!“ meinte Frau Martha, indem ſie die fleißigen Hände mit dem Strickzeug in den Schoß ſinken ließ und einen traurig fragenden Blick auf ihren leſenden Gatten richtete. Dieſer, ein ſiebzigjähriger Greis, nahm bedächtig die Brille ab, ohne welche er keinen Buchſtaben mehr zu erkennen vermochte, legte ſie vor ſich hin auf das Buch, in dem er ſo eben geleſen hatte, und lehnte ſich zurück in den altväteriſchen, großlehnigen, mit buntem Kattun überzogenen Lehnſtuhl.

„Vom Johannes ſprichſt Du,“ ſagte er alsdann, „auch mich dauert der arme, ſo früh verwaiste Knabe. Wie mir der Bezirkskommiſſär ſagte, wird man durch Aufruf in den Zeitungen die etwaigen Verwandten des Kindes auffordern, ſich deſſelben anzunehmen; ſollten ſich jedoch keine Angehörigen finden, ſo bleibt freilich nichts Anderes übrig, als eine Zuflucht im Waiſen- oder im ſtädtiſchen Armenhauſe.“

„Er wäre in dem einen, wie in dem andern gleich ſchlecht aufgehoben,“ ſprach ſeufzend Frau Martha, „und ich fürchte ſehr, der zarte Knabe, den ſein Vater nach dem allzufrüh erfolgten Tode ſeiner Frau durch übergroße Zärtlichkeit verwöhnt hat, würde in einer dieſer Zufluchtsſtätten des Elends und der Armuth ſehr bald körperlich und geiſtig verkümmern.“

Frau Martha's Mitleid für das verlaſſene Kind wurde durch einen beſondern Umſtand, deſſen wir erwähnen müſſen, bedeutend erhöht. Johannes nämlich, ihres plötzlich geſtorbenen Nachbarn, des Muſiklehrers Falk, verwaiſter Knabe, ähnelte in überraſchender Weiſe ihrem einzigen, heißgeliebten Sohne, den der Tod ihr vor einem Jahre, gerade als er ſein vierundzwanzigſtes Lebensjahr erreicht, geraubt hatte.

Deßhalb auch hatte sie, seit der Musiklehrer ihr Nachbar geworden war, sich des Knaben mit mütterlicher Zärtlichkeit angenommen; die Wunde, welche der Tod des Sohnes ihrem Mutterherzen geschlagen hatte, blutete zwar stets von neuem beim Anblicke des lieblichen fremden Knaben, dennoch aber glaubte sie, so groß war die Aehnlichkeit desselben mit ihrem Erick — sich stets in dessen frühe Kindheit zurückversetzt, so oft sie Johannes an ihr Herz drücken konnte.

Jetzt sollte der ihr so lieb gewordene Knabe ihr genommen und hinausgestoßen werden in Elend und Noth. Sie vermochte den Gedanken nicht zu ertragen; am liebsten hätte sie ihn in mütterliche Obhut genommen, um fortan für ihn sorgen zu können. Zwar wagte sie es nicht, diesen Wunsch so ganz unumwunden auszusprechen; ihn aber vollständig zu unterdrücken vermochte sie nicht, weßhalb sie denn nach kurzem Schweigen folgendermaßen anhob: „Hättest Du wohl etwas dawider, lieber Mann, wenn wir uns einstweilen des Verwaisten annähmen und ihn bei uns behielten, bis es sich entschieden haben wird, ob ihm noch Verwandte leben, bei welchen er eine Heimath finden könnte; ich gestehe es, ich kann mir das feine Kind in einem Waisen- oder Armenhause gar nicht denken; ist mir's doch fast, als träfe dieses schreckliche Schicksal unsern guten Sohn, den Gott zu sich genommen hat, und dem der Johannes so ähnlich ist."

Frau Martha's Stimme erlosch in ihren Thränen, welche die Erinnerung an den Geschiedenen, so oft sie seiner gedachte, immer wieder hervorrief. Ihr Gatte, der zwar seine Gefühle mehr beherrschte, die seiner Frau aber theilte, reichte der treuen, vieljährigen Gefährtin die Hand über den Tisch hinüber und erwiederte sehr sanft: „Ist es Dir ein Trost, mein liebes Weib, so nimm Dich immerhin des verwaisten Knaben an, wir haben ja leider für Niemand mehr zu sorgen und hoffentlich genug für ihn und für uns, so lange wir leben."

Eine lange Umarmung schloß diese Unterredung der beiden Gatten, worauf Frau Martha sich erhob, ihre Augen trocknete und mit ihrer Köchin, der guten Katharine, hinausging, um die nöthigen Vorbereitungen zum Empfange ihres Pflegesohnes zu treffen.

Sie war gerade damit fertig geworden, als Johannes, der vom Begräbniß zurückkehrte, laut weinend das Haus betrat und, sobald er Frau Martha's ansichtig wurde, sich unter heftigem Schluchzen, das seinen zarten Körper erbeben machte, in ihre Arme warf.

Digitized by Google

Ein armer Junge.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Beruhige dich, beruhige dich, mein Sohn," tröstete Frau Martha, den Kleinen fest an ihre Brust drückend, doch auch sie überwältigte wie vorhin bei den Worten „mein Sohn" die Rührung; und diese gewaltsam unterdrückend vermochte sie erst nach einigen Sekunden hinzuzufügen: „Ich, ich will fortan deine Mutter sein!"

„Ach, meine Mutter habe ich nie gekannt, und nun ist mir auch mein guter Vater für immer geraubt!" schluchzte Johannes in abgebrochenen Sätzen, sein von Thränen überfluthetes Gesicht in den Schoß der seiner sich so liebevoll annehmenden Frau verbergend.

Ihren Liebkosungen gelang es indessen, ihn nach und nach zu beruhigen, und endlich sagte er, seine kleinen Arme um ihren Hals schlingend, mit dem Ausdrucke tiefen Gefühles: „Liebe, liebe Frau Martha, ich will Dich sehr, sehr lieb haben und auch gewiß immer ganz folgsam und artig sein, geh' nur nicht auch von mir, wie der gute Vater fortgegangen ist, denn dann wäre ich ja ganz allein und hätte gar Niemand mehr auf Erden, der mich lieb hat und küßt und herzt, wie er es gethan hat und wie Du es thust."

„So lange es Gott gefällt, bleibe ich gewiß bei dir," versprach Frau Martha, worauf sie ihn entkleidete und in sein Bettchen legte, das sie mit Katharinens Hülfe aus Falks Wohnung herübergebracht hatte.

Johannes drückte nun seine von Weinen angeschwollenen Augen in die Kissen, und der Schlaf, der Freund aller Betrübten, nahm ihn alsbald in seine Arme; von Zeit zu Zeit jedoch hob noch ein schwerer Seufzer die jugendliche Brust: es mußte der Verlust, der ihn betroffen, ihm auch im Traume gegenwärtig sein. Frau Martha aber saß, ihn mitleidig anblickend, an dem Lager des Knaben, der ihre Hand fest in der seinen hielt. War es ihr doch beinahe, als wäre ihr geliebter Sohn ihr wieder geschenkt; gerade so pflegte Erick als Kind beim Einschlafen ihre Hand festzuhalten, und leise und vorsichtig mußte sie dann zu Werke gehen, wollte sie ihm diese entziehen, ohne ihn im Schlafe zu stören. Noch einen zärtlichen Kuß drückte die gute Frau auf des schlafenden Knaben blonde Locken, dann entfernte sie sich, um ihres Gatten Abendbrod zu besorgen.

Woche auf Woche verging nach diesem traurigen Tage, und trotz oft wiederholten Aufrufs in den verschiedenen Tagesblättern meldeten sich keine Angehörigen des kleinen Johannes. Frau Martha freute sich darüber im Stillen nicht wenig; denn ihre Furcht, den lieben

Digitized by Google

Pflegling zu verlieren, der sich ihr täglich inniger anschloß, und der ihr täglich lieber wurde, verließ sie keinen Augenblick. Diese Furcht war jedoch unbegründet; denn der verstorbene Falk sowohl, als auch seine ihm vorangegangene Gattin hatte gar keine Verwandte gehabt, so war es wohl auch natürlich, daß Niemand nach dessen verwaistem Kinde frug.

Hartung, Martha's Gatte, erwartete jedoch, ehe er den Knaben als zu seiner Familie gehörig betrachtete, nähere Bestimmungen der Behörde über das fernere Verbleiben desselben; diese Bestimmungen indessen blieben aus, da der Magistrat andere Dinge zu bedenken hatte, als das Schicksal eines armen Waisenknaben, der überdieß gut aufgehoben war.

Als nun nach Verlauf eines Vierteljahres sich noch Niemand nach Johannes erkundigt hatte, und letzterer während dieser Zeit auch des greisen Hartung Wohlwollen sich zu erwerben gewußt, so machte dieser bei Gericht die Anzeige, daß er und seine Ehefrau sich entschlossen hätten, den Knaben zu behalten und zu erziehen. Die Behörde war hiemit wohl zufrieden; das Armen- und das Waisenhaus waren überfüllt, denn es gab der Bedürftigen und Hülflosen genug, die der Gemeinde zur Last fielen, man mußte daher froh sein, diese durch die Erhaltung des Kindes nicht vermehren zu dürfen, weßhalb denn auch des greisen Ehepaares edles Vorhaben höchlich belobt wurde. Niemand aber war froher, als Frau Martha; nun war ihr innigster Wunsch erfüllt; ihr lieber Schützling konnte ihr nun nicht mehr entrissen werden, sie durfte ihn fortan bei sich behalten und für ihn sorgen bis an ihres Lebens Ende.

Der Kleine selbst hatte gar nicht gewußt, welches Schicksal ihn bedroht haben würde, hätten nicht seine jetzigen Pflegeeltern sich seiner so liebreich angenommen. Die Begriffe eines sechsjährigen Kindes sind ja zu richtiger Würdigung derartiger Verhältnisse noch viel zu beschränkt. Da er überdieß gleich nach des Vaters Tode bei dem Hartung'schen Ehepaare Aufnahme gefunden hatte, so dachte er, es müsse so und nicht anders sein und er gewiß zu ihnen gehören. Er war auch sehr bald ganz einheimisch geworden, nannte die alten Leute Vater und Mutter und übertrug die Liebe, die er für seinen Vater gehegt, als der Schmerz um seinen Verlust sich gegeben hatte, aus vollem dankbarem Herzen auf diejenigen, die an ihm im wahren Sinne des Wortes Elternstelle vertraten.

Digitized by Google

Pfeilschnell flogen die Jahre dahin; Johannes wuchs heran und lohnte seinen Wohlthätern durch stete gute Aufführung, durch Gehorsam und Fleiß, was sie für ihn gethan hatten und fortwährend noch thaten.

„Der Junge hat einen guten Kopf und sollte studiren," sagte einst der Lehrer der Elementarschule, welche der nun zehnjährige Knabe besuchte, als er eines Tages Herrn Hartung auf einem Spaziergange begegnete.

„Wenn Sie auch diese Ansicht haben," erwiederte nachdenklich Hartung, „so theilen Sie dieselbe mit meiner Frau, die sich's in den Kopf gesetzt hat, der Knabe müsse studiren und einmal etwas Großes aus ihm werden."

„Das wäre wohl möglich," fiel der Lehrer eifrig ein, „ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Ihr Johannes der beste Schüler unserer Schule ist."

„Ich freue mich aufrichtig, dieses Lob aus Ihrem Munde zu hören," erwiederte Herr Hartung; „denn ich bin dem Knaben von Herzen gut, und wir bereuen es keineswegs, ihn aufgenommen zu haben. Er ist brav und gut, wie unser Erick es war, und erheitert wesentlich unser ohne ihn einsames Alter. Ich bin zwar nicht Ihrer Meinung, was das Studiren anbelangt, dennoch will ich sehen, was sich für den guten Jungen thun läßt."

Nach kurzer Unterredung schied Herr Hartung von dem Lehrer, dessen Urtheil über Johannes ihm jedoch nicht aus dem Kopfe wollte. „Haben wir so viel gethan," dachte er auf dem Heimwege, „so können wir ja auch noch etwas mehr thun, wir wollen ihn daher auf das Gymnasium schicken und sehen, wie weit er's bringt." Ein Jahr später besuchte Johannes das Gymnasium und erwarb sich auch hier sehr bald die Anerkennung und das Wohlwollen all seiner Lehrer, die, da sie in ihm seltene Geistesgaben entdeckten, sich es angelegen sein ließen, dieselben möglichst auszubilden.

Wiederum waren einige Jahre vergangen, da trat eines Tages, kurz vor dem Weihnachtsfeste, Frau Martha zu Katharinen in die Küche, wo dieselbe mit Kehren und Scheuern zu dem bevorstehenden Feste eifrig beschäftigt war. „Sieh'," sagte sie zu dem Mädchen, das, seit einer Reihe von Jahren im Hause, ihr fast wie eine Freundin war, „sieh', diese Uhr hatte ich meinem geliebten Sohne zu dessen vier-

Digitized by Google

zehntem Geburtstage geschenkt, und er hatte seine große Freude daran; Gott aber hat mir mein theures Kind genommen, und die Uhr ist geblieben; was könnte ich nun wohl besseres thun, als sie jetzt zum heiligen Christ dem verwaisten Knaben geben, der unser einsames Alter erheitert und verschönert."

„Gewiß, gewiß," stimmte Katharine, die dem Johannes gleichfalls von Herzen zugethan war, eifrig bei, indem sie die silberne Uhr in die Hand nahm und sie sorgfältig von allen Seiten betrachtete, „gewiß können Sie keinen besseren Gebrauch davon machen, als sie unserm herzigen Jungen schenken; wie wird der sich freuen, er braucht dann nicht mehr zu fragen, ob es Zeit sei, in die Schule zu gehen; er braucht nur in die Westentasche zu greifen und nachzusehen. Auch ich," fuhr Katharine leiser und vertraulich fort, „habe unserm Liebling etwas zugedacht, ich möcht's Ihnen schon zeigen, Sie müssen mich aber nicht auslachen, Frau Hartung."

„Du kannst mir immerhin zeigen, was Du ihm zugedacht hast," erwiederte diese; „ich werde Dich für Deine gute Absicht gewiß nicht auslachen."

Beruhigt durch diese Versicherung zog Katharine ein Päckchen aus ihrer Kommode, das nichts anderes als ein Paar sehr großer, dicker, wollener Socken enthielt. Trotz ihres Versprechens mußte Frau Martha jetzt lächeln; dennoch sagte sie, die Arbeit betrachtend: „Du hast die Nächte zu Hülfe genommen, das sehe ich wohl, und doch hast Du keine Masche fallen lassen, denn sie sind schön und gleichmäßig gestrickt. Aber, liebe Katharine, ich fürchte, Du hast vergessen, einen seiner Strümpfe zum Maß zu nehmen; denn die Socken scheinen mir, ich muß es aufrichtig gestehen, etwas groß."

„Es würde mir leid thun, wenn sie ihm nicht passen sollten," sagte Katharine und machte ein betrübtes Gesicht, „einen Maßstrumpf zu nehmen habe ich freilich vergessen, ich dachte aber doch, ihm ein Zeichen meiner Liebe zu geben."

„Und er wird es sicherlich dankbar anerkennen," sprach Frau Martha, die Socken zusammenrollend; „gib sie nur her, wir legen sie neben die Uhr und den Mantel, den mein Mann ihm zugedacht hat, unter den Weihnachtsbaum. Passen sie ihm jetzt nicht, so passen sie ihm doch nächstes Jahr, da sein Fuß noch im Wachsen begriffen ist; Dein Geschenk, gute Katharine, behält deßhalb doch immer seinen Werth."

Digitized by Google

„O, meine lieben Pflegeeltern, meine gute Katharine," sagte Johannes tief gerührt, als er am heiligen Abend, im Glanze des hellstrahlenden Weihnachtsbaumes, die ihm zugedachten Geschenke vor sich liegen sah; „wie soll ich euch, wie dem lieben Herrgott genügend danken, der mich verwaisten Knaben zu euch geführt hat, die sich meiner so liebreich annehmen, mit Wohlthaten mich überhäufen." Und wiederholt drückte er die Hände der ob seiner Freude und Dankbarkeit hocherfreuten Pflegeeltern an seine Lippen. Hartung aber hatte ihm noch eine besondere Ueberraschung zugedacht; er hob den Mantel auf und deutete auf zwei darunter befindliche in Leder gebundene Bücher.

„Was, eine griechische und eine lateinische Sprachlehre!" rief Johannes mit freudestrahlendem Gesichte, und sogleich schlug er die Bücher auf, worüber er beinahe die anderen Sachen vergessen hätte.

Frau Hartung aber klappte den Einband zu. „Das hat Zeit, mein Junge," sagte sie, „vorerst probire einmal den Mantel hier und dann sieh zu, ob die Uhr in der Westentasche Platz hat."

„Und," erinnerte Katharine schüchtern, „vergiß auch nicht, lieber Junge, vor Schlafengehen meine Socken anzuprobiren."

Lachend unterbrach sie Herr Hartung: „In die, liebe Katharine, wird er wohl erst hineinwachsen müssen; denn ich glaube, die könnten mir beinahe passen."

„Schadet nichts, wenn sie auch ein wenig zu groß sein sollten;" tröstete Johannes, „ich lege die Spitze des Füßlings ein bischen um, da wird's schon gehen; jedenfalls aber, gute Katharine, bin ich Dir sehr dankbar für die viele Mühe, die Du Dir um meinetwillen gemacht hast."

Ganz zufrieden mit dieser Versicherung verließ Katharine jetzt das Zimmer, um nach den draußen in der Küche brodelnden Karpfen zu sehen; es war auch hohe Zeit gewesen, und das gute Gericht nahe am Anbrennen; rasch nahm sie es vom Feuer und richtete an, worauf die kleine Familie sich zum frohen Mahle niedersetzte, an welchem auch die seit vielen Jahren ihr treu dienende Magd Theil nehmen durfte.

Auch an diesem Abende suchten, ihrer Gewohnheit gemäß, die hochbetagten Eheleute zeitig die Ruhe; Johannes aber saß noch lange bei seinen heute erhaltenen Büchern, indem er sich bemühte, aus denselben einige Vorkenntniß der ihm fremden Sprachen zu erlangen, die

Digitized by Google

er jetzt zu seiner großen Freude, in besonderen Unterrichtsstunden mit einem Schulgenossen, Namens Oskar Held, bei einem Privatlehrer erlernen sollte. Es mochte nahe an Mitternacht sein, als Katharine, die auch noch in der neben seiner Kammer gelegenen Küche herumhantirte, ihn daran erinnerte, daß es wohl Zeit sein dürfte, ans Schlafengehen zu denken.

„Ich muß doch meine Uhr befragen," sagte Johannes und zog seine Uhr hervor, Katharinens Vermuthung hinsichtlich der vorgerückten Stunde bestätigte sich; er verließ daher, wenn auch ungern, seine Bücher, verwahrte sie sorgsam in dem zu ähnlichem Zwecke von Frau Martha ihm überlassenen Schränkchen und begab sich nach einem freundlichen Gutenacht gegen Katharine gleichfalls zu Bette.

Diese jedoch trat, als sie ihn eingeschlafen glaubte, mit der Küchenlampe in der Hand in seine Kammer und an sein Lager. „Ja, der gute Junge hat sie anprobirt;" sagte sie zufrieden auf die Socken blickend, die auf der Stuhllehne an seinem Bette hingen. „Er muß etwas Angenehmes träumen," fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort, „wahrscheinlich von seinen Büchern, die ihm wohl lieber sind, als Uhr, Mantel und noch vieles Andere. Schlafe, mein Junge, schlafe und träume süß! Der Kummer kommt doch später einmal im Leben und raubt uns den Schlaf und die Träume."

Lange noch stand Katharine am Lager des schlafenden Knaben, mit dem Ausdrucke der Liebe sein ruhiges Antlitz betrachtend; endlich bückte sie sich und drückte einen leisen Kuß auf seine schöne klare Stirne, worauf auch sie sich in ihre Kammer begab, um zu schlafen und zu träumen.

Schlafe und träume auch Du, gute Katharine! schlafe und träume süß, armer Johannes! Wer weiß, wie lange das greise Ehepaar, das sich deiner so edelmüthig angenommen hat, noch auf Erden weilt? wer weiß, wie lange noch dieß niedrige, aber gastliche Dach dir Schutz und Obdach gewährt? Schlafe, schlafe, armer Junge, schon ziehen sich die dunklen Wolken über deinem jugendlichen Haupte zusammen, das wohl zeitig genug mit Kummer und Sorgen vertraut werden, zeitig genug kummervolle, schlaflose Nächte kennen lernen wird!

Digitized by Google

Ein Jahr war seit diesem Abende vergangen. An unserem Johannes war es rasch genug vorübergerauscht; dem greisen Hartung aber war es lang geworden, denn vom ersten Tage seines Beginnes war er schwer darniedergelegen an der schrecklichen und schmerzhaften Krankheit, die man die Wassersucht nennt. Vor Jahresschluß hatte er ausgelitten, und gerade am letzten Tage des Jahres hatte man seine sterbliche Hülle hinausgetragen auf den Friedhof zu seinem ihm vorangegangenen Sohne. Bitterlich weinend folgte Johannes dem Sarge seines Wohlthäters, seines zweiten Vaters, der trotz der körperlichen Schmerzen, trotz der zunehmenden Schwäche selbst in der letzten Zeit seines Lebens väterlich für ihn gesorgt und mit der innigsten Theilnahme seine Fortschritte im Reiche des Wissens beobachtet und verfolgt hatte. Noch kurz vor seinem Tode gab er ihm einen Beweis seiner großen Liebe und Fürsorge, indem er seiner lieben Ehefrau anempfahl, Johannes gerichtlich zu adoptiren, damit das jetzt ihr zufallende Vermögen nach ihrem dereinstigen Hinscheiden nicht entfernten Verwandten, sogenannten lachenden Erben, sondern dem strebsamen, zum Jünglinge heranreifenden Knaben zu Gute komme.

Frau Martha's Wünsche vereinigten sich hierin vollkommen mit den Absichten ihres scheidenden Gatten; die lange Krankenpflege aber und nun der schwere letzte Kummer um den Verlust des geliebten Mannes, mit dem sie vierzig Jahre lang in Liebe und Eintracht durchs Leben gegangen war, hatten sie so angegriffen, daß sie noch vor seinem Begräbniß selbst aufs Krankenlager sank und deßhalb an die Ausführung dieses Vorhabens nicht denken konnte.

Katharine und Johannes hatten alle Ursache, auch für dieß theure Leben zu zittern, und viele, viele Nächte wachten sie, wie im vergangenen Jahre mit ihr vereint an ihres Gatten Schmerzenslager, jetzt an ihrem Bette, das sie Wochen, Monate lang nicht verlassen konnte.

„Geh' schlafen, Johannes," pflegte Katharine oft zu sagen, „gönne dir ein paar Stunden Ruhe, sie ist dir nöthig nach den vielen bereits durchwachten Nächten, nach dem anstrengenden Schulbesuch am Tage und nach dem Bücherhocken des Abends."

Johannes aber schüttelte wehmüthig den Kopf. „Liebste Katharine, treibe mich nicht fort von dem Lager meiner edlen Pflegemutter, wer weiß, wie lange wir sie noch haben; glaube mir, wenn ich auch

Digitized by Google

schlafen gehe, ich kann doch vor Angst kein Auge schließen, es ist daher besser, ich bleibe hier."

Dann schwieg wohl Katharine und ließ ihm seinen Willen. Kummervoll aber blickte sie auf seine blassen Wangen, seine tiefliegenden Augen: er sah sich nicht mehr ähnlich, der gute Junge, das angestrengte Lernen, der Gram, die vielen Nachtwachen drohten, auch seiner Gesundheit gefährlich zu werden.

Der Beiden vereinte Pflege und Sorgfalt sollte indessen nicht unbelohnt bleiben. Frau Martha erholte sich, wenn auch sehr langsam; noch einmal flackerte das dem Verlöschen so nahe gewesene Lebenslämpchen hell auf und belebte aufs Neue die schwachen Kräfte der alten Frau.

Johannes feierte seinen vierzehnten Geburtstag, und seine Pflegemutter pries sich glücklich, der kurz darauf stattfindenden Einsegnung ihres Lieblings beiwohnen zu können. Sie schien nun wieder recht munter, und Johannes hoffte noch vor dem Ableben der von ihm so sehr verehrten Frau, es, wie er sagte, zu Etwas zu bringen. Er trat ja jetzt in die zweite Klasse, und diese, sowie auch die letzte, hoffte er gleich allen früheren auf dem Gymnasium im Laufe eines Jahres durchzumachen. Dann aber begann seine Laufbahn auf der Universität; seine Studien auf dieser währten höchstens fünf Jahre; so lange, ja so lange mußte sein gutes Mütterchen, wie er Frau Martha nannte, noch leben, ja sie sollte ihn noch mit dem Doktortitel geschmückt in ihre Arme drücken und Freude erleben an den Früchten ihrer Wohlthaten und seines Fleißes.

So dachte, so hoffte Johannes und unterhielt allabendlich nach beendigter Arbeit Frau Martha und die gute Katharine von diesen seinen Zukunftsplänen.

Doch weder diese, noch ihre gütige Herrin dachte daran, daß der verstorbene Herr Hartung letzterer, — was diese gänzlich vergessen haben mußte — so dringlich anempfohlen hatte, den Johannes gerichtlich an Kindesstatt anzunehmen; kamen aber des verstorbenen Herrn Worte der treuen Dienerin je einmal in den Sinn, so wagte sie es nicht, sie der verehrten Frau ins Gedächtniß zurückzurufen, aus Furcht, selbe an ihr Ende zu erinnern.

Wiederum war ein Jahr vergangen, und mit den Worten: „Mutter, beste Mutter, ich habe auch dießmal den Preis errungen und komme

Digitized by Google

nun in die erste Klasse," stürmte Johannes freudetrunken in das Zimmer, wo Frau Martha in gewohnter Weise mit ihrer treuen Katharine strickend saß. Die Freude der beiden Frauen kam der seinen gleich, und um sie nicht zu stören, verschwieg Frau Hartung, daß sie sich nicht wohl fühle, und daß es ihr so seltsam und so schwer ums Herz sei. Erst als ihr Abends Katharine beim Zubettegehen behülflich war, theilte sie dieser mit, daß sie den ganzen Tag große Schmerzen und Beängstigungen gehabt hatte. Katharine erschrak höchlich bei dieser Mittheilung und wollte sogleich zum Arzte eilen; Frau Martha jedoch wollte es durchaus nicht leiden.

„Es ist nichts und wird schon besser werden," meinte sie; „ich habe ja schon oft ähnliche Zufälle gehabt, und sie sind immer wieder bald vorübergegangen. Ich habe auch schon meine schmerzstillenden Tropfen, die mir in solchen Fällen stets gute Dienste gethan haben, eingenommen; Du kannst sie mir nochmals reichen, liebe Katharine, sie stehen dort am Fenster, dann aber gehst Du ruhig zu Bette, und morgen ist's gewiß besser." So sprechend nahm sie die Tropfen, die jene schnell herbeigeholt hatte, und legte sich nieder. Katharine sagte „Gute Nacht" und ging in ihre Kammer; nach einer Weile aber kehrte sie zurück und setzte sich an das Lager ihrer Herrin, die ruhig zu schlafen schien. Dennoch wachte die besorgte Dienerin die ganze Nacht hindurch, gegen Morgen jedoch drückte ihr der Schlaf die Augen zu.

Sie erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand, und blickte sogleich nach ihrer Herrin; diese lag ganz still, mit gefalteten Händen, als wäre sie betend eingeschlafen. Kein Athemzug aber bewegte ihre Brust, und da Katharine sich bückte und ihre Hand berührte, durchfuhr die arme Magd ein jäher Schreck. Die Hand war eiskalt und fiel, als sie sie los ließ, schwer auf das Deckbett zurück. Frau Martha war während der Nacht auf immer entschlafen.

Man erlasse es uns, den Schmerz des armen Johannes zu schildern. „Jetzt bin ich gänzlich allein, ganz verlassen auf Erden!" rief er laut jammernd, und Katharine weinte mit ihm. Dennoch wagte sie es ganz schüchtern ihn daran zu erinnern, daß sie noch da sei, die ihn lieb habe und die eben so allein und verlassen dastehe auf der Welt, wie er, da auch sie früh verwaist war und ihre Eltern gar nicht gekannt hatte. Daß er nun aber ganz mittellos und dem Elend Preis gegeben war, ging ihr mit tiefem Weh durch die Seele, obgleich sie

Digitized by Google

gegen Johannes, der in seinem Schmerz nur an die theure Geschiedene, nicht aber an seine Zukunft dachte, kein Wort darüber äußerte. „Könnte ich ihn wenigstens vor der Noth bewahren," dachte die gute Seele; „o Gott, mein Gott, was soll nun aus dem armen Jungen werden!"

Gegen Mittag setzte Katharine einen guten Freund des verstorbenen Ehepaares von dem Trauerfalle in Kenntniß, und der Kaufmann Leonhard, so hieß er, übernahm gern die traurige Pflicht, alles nun Nöthige zu besorgen. Kaum jedoch hatte sich die Nachricht von dem Hinscheiden der Frau Hartung verbreitet, als auch eine Anzahl entfernter Vettern und Basen, die bei Lebzeiten die alten Leute nur sehr selten besucht hatten, im Trauerhause sich einfanden, um, wie sie sagten, ihre hingeschiedene Verwandte zu bestatten.

„Was will der fremde Betteljunge hier?" herrschte einer der Vettern den armen Johannes an, der noch immer am Lager der Verblichenen kniete und schluchzte.

Erschrocken sprang der arme Junge auf; wie der Stich einer Natter hatten diese giftigen Worte sein reges Ehrgefühl getroffen.

„Ich bin kein Betteljunge," sagte er, indem dunkle Röthe seine sonst blassen Wangen färbte, tief empört, „nein, gewiß, ich bin kein Betteljunge, obgleich die edle Verstorbene und ihr eben so edler Gatte mich mit Wohlthaten überhäuften, geheischt aber habe ich solche nie."

„Hinaus mit dem frechen Bengel!" schrie eine der Basen; „ja mit Wohlthaten haben die Schwachsinnigen den hergelaufenen Buben überhäuft, die eigenen Verwandten aber speisten sie mit einem hin und wieder hingeworfenen Brocken ab."

Johannes meinte vergehen zu müssen vor Kummer und Scham über diese und ähnliche Redensarten, die ihn von allen Seiten umrauschten. Still weinend schlich er in sein Kämmerlein, und erst zum Begräbniß kam er wieder mit Katharinen zum Vorschein. Die Begegnung, die dieser von Seiten der Verwandten ihrer verstorbenen Herrschaft zu Theil wurde, kam derjenigen, die Johannes erfahren mußte, sehr nahe.

Das Begräbniß war vorüber, und die würdigen Angehörigen der Hartung'schen Eheleute kehrten sammt und sonders in die von diesen inne gehabte Wohnung zurück, um die Theilung der Erbschaft vorzunehmen. Ob nun vor dreißig Jahren, denn so lange ist es her, daß diese Begebenheiten stattfanden, das Gericht sich noch nicht immer und

Digitized by Google

überall, wie es heut zu Tage der Fall ist, in Erbschaftsangelegenheiten mischte, oder ob es nur dießmal von dem Tode der Frau Hartung und ihrer Hinterlassenschaft keine Notiz nahm, das wissen wir nicht zu sagen. Nur soviel wissen wir, daß deren Verwandte nach eigenem Gutdünken damit verfuhren, unter Zank und Hader sich alles Vorhandene zueigneten und, als sie mit allem fertig waren, daran gingen, die Habseligkeiten in Johannes' Kämmerlein nicht nur in Augenschein zu nehmen, sondern auch unter einander zu theilen.

Herr Leonhard, der sich freiwillig zu des armen Knaben Vormund erboten hatte, betrat jedoch im selben Augenblicke das Haus; denn Katharine hatte sich beeilt, ihn zu des Bedrohten Schutz herbeizuholen. Leonhard war ein überaus rechtlicher und dabei ein sehr gefühlvoller Mann; überdieß war er dem Knaben um seines guten Charakters sowie um seines ausgezeichneten Fleißes willen persönlich zugethan. Es schmerzte ihn, daß der arme Junge jetzt nach dem Tode seiner Beschützer so gänzlich hülflos zurückgeblieben war, und er beschloß, — leider waren seine eigenen Mittel sehr beschränkt — für ihn nach Möglichkeit zu sorgen, vorerst aber ihn gegen die Angriffe und Unbilden der hartherzigen und boshaften Erben in Schutz zu nehmen.

Er war zu rechter Zeit gekommen. Johannes stand blaß und verstört in einer Ecke des Kämmerleins und sah trockenen, starren Auges zu, wie die bereits erwähnte Base seine Betten in ein Bündel schnürte. Einer der Vettern nahm im selben Augenblicke des Knaben Kleider aus dem Schranke, um sie in eine ausgebreitete Tischdecke einzuschlagen; ein anderer aber ergriff die auf dem Tische liegende Uhr, welche, wie wir wissen, Frau Hartung ihm vor einigen Jahren zu Weihnachten geschenkt hatte, und legte sie zu den Büchern, die sich in einem Waschkorbe auf der Diele befanden.

„Halt!" rief da Leonhard unter die Plünderer tretend; „halt, hier habe ich, dieses Knaben gerichtlich bestellter Vormund — damit zog er das betreffende Formular, das er sich am Vormittage bei Gericht hatte ausfertigen lassen, aus der Tasche und hielt es in die Höhe — auch ein Wörtchen mitzusprechen; diese Betten, diese Uhr, diese Bücher, diese Kleider gehörten bei dem Tode der Frau Hartung nicht mehr der ehrenwerthen Frau, deren Andenken hier soeben auf unverantwortliche Weise geschändet wird, sondern sie gehörten und gehören sämmtlich auf das rechtmäßigste dem dort in der Ecke stehenden

Johannes Falk, meinem Mündel, der sie als freiwillige Geschenke von seinen Pflegeeltern, dem nunmehr in Gott ruhenden Hartung'schen Ehepaare, erhielt; daß dem so ist, wird die hier anwesende Katharine Frei, wenn es nöthig sein sollte, vor Gericht bezeugen. Somit, meine Herrschaften, haben Sie hier nichts mehr zu suchen, weßhalb ich Sie bitten muß, sich aus der Ihnen nicht gehörigen Wohnung schleunigst zu entfernen."

„Das ist doch noch gar sehr die Frage," kreischte die die Betten zuschnürende Base; „die Wohnung war von unserer Muhme bezahlt, folglich gehört sie jetzt uns, den Erben, bis zum abgelaufenen Vierteljahre, und was die Sachen anbelangt . . ."

Leonhard ließ sie nicht ausreden; die Zornesader schwoll mächtig an auf der Stirn des sonst sehr friedfertigen Mannes; mit kräftiger Hand ergriff er sie am Arme und führte die unter heftigem Schreien sich Sträubende, ohne ferner ein Wort an sie zu verlieren, nicht allzu sanft zur Thüre hinaus, die er hinter ihr verriegelte.

Hierauf wandte er sich an die Vettern, mit welchen er weit besser fertig zu werden hoffte, als mit der draußen tobenden Person. Sie sahen sehr bald ein, daß der brave Mann im Rechte sei, sie aber im Unrechte wären; auch die wenigen Möbel im Kämmerlein wußte er dem Knaben zu erhalten, indem er den sauberen Herren drohte, die Sache bei Gericht anhängig zu machen und zu bezeugen, daß er selbst gegenwärtig gewesen war, als der verstorbene Herr Hartung den Willen ausgesprochen hatte, den Johannes an Kindes Statt anzunehmen und ihm all sein und seiner Ehefrau gehöriges Hab und Gut zu hinterlassen. Diese Aussage konnte Veranlassung zu einem Prozesse geben und der Herren Erbschaftsrechte in Frage stellen.

Eingeschüchtert entfernten sich die sauberen Vettern und nahmen die noch immer lärmende Base mit sich fort, worauf Katharine die Hausthüre verschloß, um das nochmalige Eindringen der ungebetenen Gäste zu verhindern.

Leonhard aber tröstete den noch immer ganz verstörten Knaben, der sich nunmehr fürchtete, seine Habseligkeiten als sein wirklich ihm zugehöriges Eigenthum zu betrachten. Nur auf wiederholtes Zureden von Seiten Katharinens und des braven Kaufmanns war er zu bewegen, seine Uhr wieder in die Westentasche zu stecken, aus welcher sie die Base ohne jegliche Frage gerissen hatte. Hierauf hing Katharine

Digitized by Google

die Kleider in den Schrank, ordnete die Bücher und zuletzt das Bett. Johannes aber dankte mit Thränen dem braven Leonhard für seinen Schutz und nahm auf dessen Wunsch ihm gegenüber am Tische Platz. Als dieß geschehen war, sagte der Kaufmann: „Jetzt, mein Junge, wollen wir überlegen, was aus dir werden soll. Du bist nun bald sechzehn Jahre alt und folglich im Stande, selbst ein Wort in dieser Hinsicht mitzusprechen. Was das Studieren anbelangt, so mußt du es dir leider ein für allemal gänzlich aus dem Sinne schlagen; jedenfalls aber ist es gut, daß du vier Klassen des Gymnasiums besucht hast. Die daselbst erworbenen Kenntnisse werden dir gewiß von Nutzen sein für dein ferneres Fortkommen. Ich würde dir rathen, entweder den Kaufmannsstand oder die Landwirthschaft zu wählen; vier Jahre sind nöthig, um in dem einen oder andern Stande etwas Tüchtiges zu lernen; nach Verlauf dieser Zeit aber könntest du dir schon dein Brod verdienen und selbstständig dastehen. Ueberlege dir die Sache bis morgen, wo ich deinen Entschluß vernehmen will." Nach diesen Worten erhob sich Herr Leonhard, drückte Johannes und Katharinen die Hand und begab sich nach Hause in seinen Laden, den er nur verließ, wenn es durchaus nöthig war; „denn," pflegte er zu sagen, „wo nicht des Herrn Auge wacht, da geht das Geschäft den Krebsgang."

In trübes Sinnen verloren blieb Johannes nach der Entfernung seines gütigen Vormunds am Tische sitzen. Nicht nur seine Wohlthäter hatte er verloren, auch seine geliebten Bücher sollte er nun ganz bei Seite legen und eine Beschäftigung ergreifen, für die er nicht die geringste Neigung empfand. Er stand auf und trat an sein Bücherschränkchen. Einen Band nach dem andern nahm er in die Hand; dann sagte er schwer seufzend: „Euch soll ich nun gleichfalls missen, das wird mir sehr schwer werden; nur noch wenige Jahre und ich würde gewiß das herrliche Ziel erreicht haben, und jetzt, jetzt soll ich erst wieder von vorne anfangen und noch dazu etwas, wozu mir Sinn und Neigung fehlt."

Katharine hatte während dieses Selbstgesprächs ihres jungen Freundes an das gedacht, was vorläufig ihrer Ansicht nach für ihn das Nöthigste war: an sein Abendbrod nämlich. Dieses zu beschaffen wäre ihr gewiß unmöglich gewesen, da die Verwandten des verstorbenen Ehepaares sich auch das baare Geld, das sich im Hause vorgefunden, zugeeignet hatten, hätte Katharine nicht während ihrer lang-

Digitized by Google

jährigen Dienstzeit sich eine kleine Summe erspart. Von dieser nahm sie nun den ersten Thaler, um für sich und Johannes Lebensmittel zu kaufen.

Sie unterbrach jetzt den Lauf seiner wenig frohen Gedanken, indem sie mit einer Schüssel voll dampfender Kartoffeln hereintrat. Diese stellte sie auf den Tisch, ein kleines Tellerchen mit Butter und etwas Salz daneben und lud nun Johannes ein, sich's wohlschmecken zu lassen. Die Natur fordert ihr Recht, besonders wenn man jung und gesund ist. Bei dem verlockenden Anblicke der Kartoffeln erwachte in Johannes der Hunger, trotz seines Kummers und trotz seiner trüben Gedanken. So setzte er sich denn neben Katharine an den Tisch und genoß, wenn auch langsam und schweigend, doch zu ihrer großen Freude mit augenscheinlichem Behagen die vorgesetzte Speise. „Iß, armer Junge, iß," dachte die gute Seele, gleichfalls zulangend; „möchtest du stets wenigstens das Nothwendigste haben, möchte nie eine Zeit kommen, wo der Hunger nagend dich quält, ohne daß du im Stande bist, den grausamen Mahner zu befriedigen."

„Ich danke Dir, liebe Katharine," sagte Johannes, Messer und Gabel hinlegend, „ich danke Dir von Herzen für Deine Liebe und Fürsorge; wer weiß, wie schwer es Dir geworden sein mag, das Geld zu Beschaffung unseres Abendbrodes zu erlangen."

Katharine erwiederte: „Dieß, lieber Junge, braucht dir keine Sorge zu machen, denn es ist schon viele Jahre her, daß ich das Geld, von dem ich heute genommen, verdient habe; jedes Jahr legte ich von meinem Lohn einige Thaler in eine Sparbüchse, so ist ein Thaler zum andern gekommen, und nach und nach ein kleines Sümmchen daraus geworden, von diesem wollen wir vorläufig leben, bis du ein Unterkommen gefunden haben wirst, dann will auch ich daran denken, wie und wo ich etwas verdiene?"

„Gott lohne Dir Deine Güte," versetzte Johannes gerührt, „ich werde nie vergessen, was Du für mich thust, und welch großes Glück es für mich ist, daß Du mir geblieben bist, und daß auch Herr Leonhard sich meiner annimmt; was sollte aus mir werden, ohne des edlen Mannes und ohne Deinen Beistand; nicht ein hergelaufener, wie die Vettern sagten, aber ein angehender Bettler!" Und überwältigt von dem schmerzlichen Gedanken barg er weinend sein Antlitz in beide Hände.

Digitized by Google

„Also Kaufmann willst du werden?“ sprach Herr Leonhard zu dem vor ihm stehenden Johannes, der ihm diesen seinen Entschluß, den er nach reiflicher Ueberlegung mit Katharinen gefaßt, mitgetheilt hatte. „Das ist das gescheidteste, was du unter den obwaltenden Verhältnissen thun kannst,“ fuhr Leonhard fort, „und mir besonders lieb, da mein Freund, der Kaufmann Herbig auf der Langengasse mir erst gestern sagte, er brauche einen Lehrburschen und wünsche baldigst einen solchen bei sich aufzunehmen.“

Johannes machte ein trauriges Gesicht; er hatte im Stillen gehofft, in Herrn Leonhards Hause ein Unterkommen zu finden, dieser jedoch, der seine Gedanken errathen mochte, sprach alsbald: „Gern, mein guter Junge, hätte ich dich in meine Handlung genommen, aber,“ er seufzte leise bei diesem „Aber“, „es geht nicht gut, so wollen wir es denn bei Herrn Herbig versuchen, heute Nachmittag hole ich dich ab, um dich meinem Freunde vorzustellen.“

Herr Leonhard konnte dem Knaben unmöglich sagen, daß seine Ehefrau, die eigentlich ein Eheteufel war, seiner Aufnahme sich sehr entschieden widersetzt hatte, und daß er, um des häuslichen Friedens willen, dem er so manches schwere Opfer bringen mußte, auch dießmal wie immer nachzugeben gezwungen war. Die Handlung des Herrn Herbig bestand aus einem sogenannten Tapisserieladen, in welchem Seide, Wolle, Perlen, kurz alles, was man zu feinen weiblichen Arbeiten braucht, feilgeboten wurde. Nachdem Johannes von Herrn Leonhard dem Eigenthümer dieses Ladens empfohlen und vorgestellt worden war, hatte derselbe sich gern bereit erklärt, ihn in sein Geschäft zu nehmen, und hier nun sehen wir ihn eines schönen Morgens mit dem Kehrbesen in der Hand eifrig beschäftigt, die Pflichten, welche ihm sein neuer Stand auferlegte, zu erfüllen.

Mannigfach waren diese Pflichten; erstlich hatte er den Laden zu schließen, zu öffnen und zu reinigen, ein Geschäft, das anderwärts dem Hausknecht überlassen blieb, hier aber dem Lehrburschen zufiel, da Herr Herbig nicht wohlhabend genug war, um einen Hausknecht besolden zu können, weßhalb denn auch manche andere nur einem solchen zukommende Arbeit der Lehrling verrichten mußte. Weil nun Johannes kein Lehrgeld zahlen konnte, folglich auch eine vierjährige Lehrzeit durchmachen sollte, so brauchte man ihn nicht zu schonen; man sagte ihm daher: „Du mußt von der Pike auf dienen!“ und gab ihm den Kehrbesen, der hier die

Pike vorstellte, in die Hand, mit dem Bedeuten, ihn alle Morgen fleißig zur Reinigung des Ladens zu gebrauchen.

Schwer seufzend befolgte Johannes diesen Befehl, und wir müssen gestehen, er benahm sich nicht nur sehr ungeschickt bei dieser ihm durchaus fremden und ungewohnten Handtierung, er schämte sich ihrer auch gewaltig und beeilte sich daher immer gar sehr, rasch damit fertig zu werden.

Dabei warf er auch manch ängstlich spähenden Blick auf die Straße, durch die man zum Gymnasium, das er früher besucht hatte, gelangen konnte: die Angst einer seiner ehemaligen Kameraden könne ihn bei dieser ihm höchst erniedrigend scheinenden Arbeit erblicken, quälte ihn unaufhörlich. „Wäre dieß der Fall," dachte Johannes, „so müßte ich vor Scham vergehen!"

Wenn der Laden gereinigt war, und Herbig oder dessen Frau hinter der Tonbank Platz genommen hatte, so begab sich Johannes zur Post, um angekommene Briefe oder Pakete abzuholen; wenn das geschehen war, mußte er die abzusendenden Briefe abschreiben und, füllte sich der Laden mit Käufern, das kleine Stübchen neben demselben, in welchem er mit Schreiben beschäftigt war, verlassen und dem Herrn, der Dame oder der Ladenmamsell die Käufer bedienen helfen. Wir ersehen hieraus, daß für genügende Beschäftigung unseres jungen Freundes vollkommen gesorgt wurde, auch für zerstreuende Abwechslung bei derselben; denn zum Tagesschluß mußte Johannes den für den Haushalt nöthigen Bedarf an Wasser von der nächsten Pumpe in die Küche tragen und zu allerletzt noch die Stiefel und Schuhe sämmtlicher Familienmitglieder putzen und wichsen, worauf es ihm endlich um neun Uhr Abends freistand, sich zu Katharinen zu begeben, die sich in einer fernen Vorstadt ein kleines Stübchen gemiethet hatte, wo sie mit Stricken und Nähen sich ihr Brod zu verdienen suchte. Bei Katharinen wohnen zu dürfen, empfand Johannes als ein großes Glück. Auch Herrn und Frau Herbig war diese Einrichtung sehr angenehm; deren Wohnung nämlich war überaus beschränkt, und kein Kämmerchen für den Burschen übrig. Die Bodenkammer, der einzige füglich zu entbehrende Raum, wurde ja doch zuweilen zum Wäscheaufhängen gebraucht.

Alles ging anfangs gut; denn Herbig war ein einsichtsvoller Mann, der kleine Versehen bei einem Knaben, der, wie Herr Leonhard ihm gesagt, nur Sinn für Wissenschaften und Gelehrsamkeit hatte, in

Digitized by Google

einer ihm so ganz fremden Beschäftigung wohl verzeihlich fand. Johannes seinerseits bestrebte sich redlich, seine ihm freilich oft sehr schwer fallenden Pflichten pünktlich zu erfüllen. Zwar meinte Frau Herbig, der Laden könnte etwas besser gekehrt, die Scheiben in der Thüre und im Fenster blanker geputzt sein. Ihr Mann aber beachtete dieß weniger: ihm lag mehr an einer schönen, leserlichen Handschrift, deren unser guter Johannes sich leider nicht rühmen konnte; er hatte Jahre lang zu viel und zu rasch geschrieben und so schon von vorn herein seine Handschrift verdorben, was bei der Korrespondenz, die er doch später als Kaufmann führen mußte, ihm nicht gerade vortheilhaft war.

„Du mußt zu Hause deine Hand üben und nach schönen kalligraphischen Vorschriften schreiben," sagte Herbig, ihm ein Päckchen solcher Vorlegeblätter einhändigend.

Johannes nahm sie dankend an, doch wann sollte er schreiben? Früh Morgens um sechs Uhr war er schon im Laden, und Abends um neun Uhr erst kehrte er nach Hause zurück. So blieb ihm denn nur der Sonntag, und den hatte er bisher dazu benützt, um in seinen lieben Büchern zu studiren, damit er nicht zurückkäme in dem, was er gelernt hatte, und sein Latein, sein Griechisch nicht zu vergessen brauchte. Dennoch sah er ein, daß Herr Herbig vollkommen Recht habe, und daß ihm als angehendem Kaufmann eine gute Handschrift durchaus nöthig sei. Er entzog daher fortan Sonntags den Griechen und Lateinern einige Stunden und übte sich im Buchstabenmalen, leider aber ohne großen Erfolg; denn trotz der Mühe, die er sich gab, blieb seine Handschrift klein, undeutlich, ohne Haar- und Grundstriche, weßhalb denn auch Herr Herbig meinte, Jeder, der sie lesen wolle, müsse sich nothwendigerweise eine Brille aufsetzen.

Einige Monate bereits war Johannes im Geschäft des Herrn Herbig und fing an, seine neue Lebensweise gewohnt zu werden. Da fanden sich eines Tages ungewöhnlich viele Käufer im Laden ein, weßhalb er aus dem kleinen Stübchen herbeigerufen wurde, um bei Bedienung derselben behülflich zu sein.

„Suchen Sie einmal die passenden Wollen zu diesem Stickmuster aus," sagte Madame Herbig, indem sie ihm ein Muster, welches einen Blumenstrauß von überaus bunter Farbenzusammenstellung darstellte, in die Hand gab.

Johannes nahm das bunte Blatt und betrachtete es mit unsäglich

Digitized by Google

kläglicher Miene. So sehr ihn auch der Anblick frischer, duftender Blumen zu erfreuen pflegte, so hatte er sich doch nie damit beschäftigt, die Zusammenstellung ihrer Farben zu studiren; ja, wir müssen es gestehen, er hatte von Schattirung derselben gar keinen Begriff, denn zum Zeichnen mangelte ihm jedes Talent, er hatte sich deßhalb auch stets bei seinen Lehrern die Erlaubniß ausgebeten, die Zeichenstunden mit wissenschaftlichen Arbeiten ausfüllen zu dürfen. Diese Erlaubniß war ihm gern gewährt worden, weßhalb denn auch diese schöne Kunst ihm gänzlich fremd geblieben war.

„Nun, sind Sie fertig?" frug Madame Herbig nach Verlauf einer Viertelstunde, während welcher die Dame, der das Muster gehörte, noch einige andere Sachen ausgesucht hatte. Johannes aber stand noch völlig rathlos, das Muster in der Hand haltend, da. Ach, er wußte gar nicht, wie er es anfangen sollte, die dazu nöthigen Farben zusammenzubringen. „Wie, Sie haben noch gar nicht angefangen?" sprach mit merklicher Entrüstung die Eigenthümerin des Ladens, als sie ihn einer Bildsäule gleich dastehen sah; sie nahm ihm hierauf etwas unsanft das Muster aus der Hand und befahl ihm, die nöthigen Wollen aus den verschiedenen Fächern, in welchen dieselben sich befanden, herabzureichen. Abermalige Verlegenheit unseres jungen Freundes! — Zum Erstaunen der anwesenden Käufer, sowie zu großer Belustigung des übrigen Ladenpersonals zeigte sich's — so sonderbar dieß auch klingen mag, ist's dennoch vollkommen wahr — daß Johannes roth von rosa, gelb von orange, sowie viele andere feine Abstufungen der Farben gar nicht kannte, folglich auch gar nicht von einander zu unterscheiden vermochte. Ach, in der griechischen und in der lateinischen Grammatik hätte er wohl besser Bescheid gewußt, das aber, was jedem Kinde bekannt war, lag ihm sehr fern; denn die Bücher waren seine Welt gewesen, und so kam es denn, daß er, der beinahe sechzehnjährige Jüngling, in den gewöhnlichsten Dingen höchst unerfahren war. Der arme Junge verging beinahe vor Scham und Kummer, vor den vielen Anwesenden so unbeholfen und unwissend sich zeigen zu müssen. Madame Herbig aber verstand in solchen Sachen keinen Spaß, sie war im höchsten Grade aufgebracht über seine grenzenlose Dummheit, wie sie seine Unerfahrenheit nannte, und als ihr Mann, der einige Tage in Geschäften abwesend gewesen war, heimkehrte, erklärte sie ihm rund heraus, daß sie einen so dummen Menschen keinenfalls im Laden dulden würde.

Digitized by Google

Herbig, der sich selbst nie viel um Farbenmischung bekümmert hatte — er führte hauptsächlich die Korrespondenz und die Bücher, seiner Frau den Ein- und Verkauf der Waaren überlassend — fand das Verbrechen nicht so groß und wagte einige Worte zu Johannes Entschuldigung. Diese jedoch waren vergebens; Frau Herbig forderte ausdrücklich des armen Knaben Entlassung, und der Grund, daß er in Folge seiner Unkenntniß der Farben bei dem Verkauf, bei welchem seine Hülfe doch oft nöthig, völlig unbrauchbar sei, überwog jeden Einwand des gutmüthigen Mannes. Er nahm daher Hut und Stock, bedeutete Johannes, ihm zu folgen und ging geradenwegs zu dessen Vormund.

„Hier bringe ich Ihnen den Johannes!" sagte er zu dem nicht wenig erstaunten Leonhard. „Er ist zwar ein seelenguter Junge und vielleicht auch, was ein Eisenwaaren- oder ein anderes Geschäft anbelangt, zu gebrauchen, in einen Tapisserieladen aber paßt er durchaus nicht, weßhalb ich ihn auch nicht behalten kann."

Nun folgte eine Auseinandersetzung, nach welcher Herr Leonhard seinem Kollegen vollkommen Recht geben mußte, dem höchst betrübten Johannes aber den Rath gab, sich vorläufig in die Behausung seiner alten Freundin zu begeben, bis sich ein anderweitiges Unterkommen für ihn gefunden haben würde. Kaum hatte er den Laden verlassen, als ein fremder Herr diesen betrat.

„Die Herren Kaufleute," wandte er sich an Leonhard, „wissen meistens, wer in der Straße, in welcher sie ihren Laden haben, wohnt. Da ich nun anderweitig keine Auskunft erhalten kann, so wende ich mich an Sie, vielleicht können Sie mir dieselbe geben. Ich hatte nämlich hier in der Stadt einen Jugendfreund, einen gewissen Falk, er liebte sehr die Musik, widmete sich ihr gänzlich und ward Musiklehrer. Ich aber wählte den Kaufmannsstand und nahm als junger Mensch viele hundert Meilen von hier in Rußland eine Stelle an; jetzt bin ich ins Vaterland zurückgekehrt und habe mich hier niedergelassen, trotz aller Nachforschungen hinsichtlich meines mir sehr theuren Jugendfreundes aber nur erfahren können, daß er zuletzt hier in dieser Straße gewohnt habe, was dann aus ihm geworden sei, wußte Niemand zu sagen. Da nun, wie ich höre, Ihr Geschäft schon viele Jahre besteht, so dachte ich, vielleicht von Ihnen etwas Näheres über meinen Freund erfahren zu können."

Der Fremde schwieg; Leonhard aber, der keinen Augenblick daran

Digitized by Google

zweifeln konnte, daß der Jugendfreund des fremden Herrn seines armen Mündels Vater gewesen sei, erwiederte bedauernd: „Leider kann ich Ihnen nur die traurige Auskunft geben, daß Ihr Freund, der wirklich hier in der Straße gewohnt hat und mir wohlbekannt war, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Er hat aber einen Sohn hinterlassen, zu dessen Vormund ich mich, da der Knabe ganz schutzlos dastand, erboten habe. Dieser hat gerade, als Sie hereintraten, den Laden verlassen; der Junge ist brav und gut und dennoch macht er mir Kummer und Sorge."

Hierauf erzählte Leonhard dem fremden, mit großer Theilnahme zuhörenden Herrn die Geschichte des so früh verwaisten Knaben, der nun wieder ohne Brod und Obdach war.

„Vielleicht kann ich ihn brauchen," sagte Herr Konrad, so hieß der Fremde, — „hier ist meine Karte, schicken Sie den armen Jungen nächster Tage einmal zu mir, ich würde mich gewiß freuen, dem Sohne meines verstorbenen Freundes nützlich zu werden." Nach diesen Worten verabschiedete sich Herr Konrad von seinem neuen Bekannten, dieser aber war froh, so bald ein anderes Unterkommen für seinen Schützling gefunden zu haben.

Sehr niedergedrückt über sein Mißgeschick war Johannes zu Katharinen gekommen, die Frau Herbigs Benehmen höchst ungerecht fand und ihn, so gut sie konnte, zu trösten suchte. Wenige Tage darauf stand er in der Handlung des Herrn Konrad, der ihn gern aufgenommen und auch für seine Kleider und Wäsche Sorge zu tragen versprochen hatte. Hier brauchte er den Laden nicht zu kehren, wie bei Herrn Herbig, eben so wenig hatte er es nöthig, Päcke zu holen oder abzutragen, das Alles that hier der Hausknecht, und er sollte nur, da er wegen seiner schlechten Handschrift sich zum Comptoirdienst nicht eignete, sich zum Verkäufer ausbilden und daher schnell und pünktlich die Kunden bedienen. Johannes, der gegen Herrn Konrad von tiefem Dankgefühl durchdrungen war, hatte den besten Willen, sich nützlich zu beweisen. Doch ach, war es angeborene Ungeschicklichkeit, oder war es seine frühere Lebensweise, die ihn zu jeder andern untauglich gemacht hatte, es zeigte sich sehr bald, daß er zum Bedienen der Kunden in einer Glas- und Porzellanwaarenhandlung sehr wenig geeignet war. Flink wollten die Leute bedient sein, denn nur selten hatten sie Lust oder Zeit, lange zu warten; Johannes aber war in seinen Bewegungen

Digitized by Google

äußerst langsam und bedächtig, woran seine, durch frühzeitiges und anhaltendes Schreiben noch vermehrte Kurzsichtigkeit Schuld sein mochte. Nur ganz in der Nähe vermochte er, sich einigermaßen ähnlich sehende Gegenstände von einander zu unterscheiden, außerdem aber war es ihm, der doch in der Schule Gedichte und Jahreszahlen so gut behalten hatte, ganz unmöglich, die vielen, meist französischen Benennungen der zierlichen Glas- und Porzellanwaaren seinem Gedächtniß einzuprägen. Assietten, Salatièren, Saucièren konnte er nie richtig benennen und eben so wenig gleich auf den ersten Blick erkennen, und so kam es denn oft genug vor, daß er, zu großer Heiterkeit des übrigen Handlungspersonals, wenn Herr Härtel, der Handlungsdiener, ihm befahl, eine Terrine herbeizuholen, mit der unschuldigsten Miene von der Welt ein zu ganz anderem Gebrauche bestimmtes Gefäß herbeibrachte. Beschämt, verwirrt und unter schallendem Gelächter der Uebrigen trug er es dann wieder an seinen Ort, strauchelte aber dabei gewöhnlich, trotz der größten Vorsicht seinerseits, und klirr, klirr klang es, indem der fragliche Gegenstand ihm aus den Händen glitt und tausend Scherben den Fußboden bedeckten.

Selbst der sehr gutmüthige und äußerst geduldige Herr Konrad mußte nach zwei Monaten zu seiner Betrübniß einsehen, daß Johannes bei seiner Kurzsichtigkeit und Ungeschicklichkeit wohl schwerlich je einen Glaswaarenhändler abgeben werde. Gern hätte er dem Sohne seines verstorbenen Freundes den Lebensweg ebnen, ihm bei seinem Fortkommen behülflich sein mögen; in seinem Geschäft aber, das sah er deutlich, war dieß unmöglich. Während der paar Monate, die Johannes in demselben zugebracht, hatte er eine gar nicht unbedeutende Anzahl von Gläsern, Tassen, Saucièren und Salatièren „klein gemacht", wie sich die andern Handlungslehrlinge ausdrückten. Herr Konrad gerieth in Gefahr, auf diese Weise alle seine Vorräthe „klein machen" zu sehen; er begab sich daher eines Tages zu Herrn Leonhard und theilte diesem bedauernd mit, daß er den braven Jungen, dem er um seiner Ehrlichkeit willen herzlich zugethan sei, wegen seines großen Ungeschicks nicht behalten könne, jedenfalls aber ein Kostgeld zahlen wolle, bis sich ein anderes Unterkommen für ihn gefunden habe.

So war denn Johannes abermals ohne Unterkunft, und sein Vormund zerbrach sich den Kopf, wie ein solches für ihn zu beschaffen sei. Mit einem Lehrburschen, den bereits zwei Herren für unbrauchbar

Digitized by Google

erklärt hatten, würde ein Dritter es schwerlich versuchen wollen, das konnte er sich leicht denken, überdieß war für Handel und Wandel eine schlimme Zeit gekommen; denn die Cholera war nicht nur im ganzen Lande, sie war auch in dieser Stadt ausgebrochen. Die Geschäfte stockten überall, da Jeder nur das Nothwendigste anschaffte, was sollte man sich mit Ueberflüssigem belasten? wußte man denn, ob man es würde benützen können, ja ob man überhaupt den nächsten Morgen erleben würde? Auch hütete sich Jeder, in so gefährlicher Zeit seinen Hausstand zu vergrößern; denn je mehr Leute im Hause, um so größer die Sorge um den Gesundheitszustand derselben, daher war es sehr schwer, selbst für ganz geschickte und brauchbare Menschen ein Unterkommen zu finden. Wer aber hätte sich wohl bei so bewandten Umständen jemanden aufbürden lassen, der eigentlich zu gar nichts zu gebrauchen war?

Johannes saß nun wieder bei seinen Büchern in Katharinens Stübchen und las und lernte. Ach, er fühlte so recht aus Herzensgrunde, daß er zu nichts anderem Fähigkeiten besitze, als zu einer Beschäftigung, die seinen Geist, seine Gedanken ausfüllen konnte. Frau Herbig jedoch hatte ihm den Verstand gänzlich abgesprochen, und selbst der gütige Herr Konrad hatte ihm mehr als einmal gerathen, seine Gedanken zusammen zu nehmen. Hatte er denn das nicht gethan? O gewiß, aber so sehr er sich auch angestrengt hatte, sie nur auf die ihn umgebenden Glas- und Porzellanwaaren zu richten, sie waren doch immer, losen Schmetterlingen gleich, zurückgeflattert zu seinen Büchern und deren ihm mehr als alles Andere am Herzen liegenden Inhalt.

Bei den Büchern und Katharinen jedoch konnte er nicht bleiben. Die gute Seele theilte zwar jeden Bissen freudig mit ihm und nahm, weil ihr geringer Verdienst zu beider Erhaltung nicht hinreichte, einen Thaler nach dem andern von der durch so viele Jahre mühsam zusammengesparten Summe; gern auch hätte sie dieselbe ganz geopfert, hätte sie dadurch ihres Lieblings sehnlichsten Wunsch, zu studiren, erfüllen können. Dazu aber gehörte viel mehr, als die Aermste besaß, und so sehr ihm auch der Kaufmannsstand zuwider war, so mußte er dennoch wünschen, nur recht bald wieder ein Unterkommen in diesem Fache zu finden. Wenigstens hatte er dann das tägliche Brod und brauchte nicht das ohnehin knappe seiner alten Freundin zu schmälern.

Der Zufall kam wiederum Herrn Leonhard bei der Sorge für sein Mündel zu Hülfe. Ein Kaufmann in einem zwölf Meilen fernen

Digitized by Google

Gebirgsstädtchen, der seinen Bedarf an Gewürzen, Kaffee und Zucker bei Leonhard zu entnehmen pflegte, ertheilte diesem schriftlich den Auftrag, ihm einen guten Lehrburschen baldigst zu besorgen. Mit Freuden ergriff der Vormund diese Gelegenheit zu Unterbringung seines Mündels. „Dort," dachte Leonhard, „kann er doch endlich einmal eine bleibende Stätte finden; mein Geschäftsfreund handelt ja weder mit bunten Wollen, noch mit zerbrechlichen Glaswaaren, sondern mit eisernen Töpfen und allen möglichen Geräthschaften dieses dauerhaften Metalls, Johannes bedarf daher in einem derartigen Geschäft weder besondere Kenntnisse der Farbenmischung, noch körperliche Geschicklichkeit, und ich darf nun wohl hoffen, ihn dauernd unterzubringen."

„Du mußt also fort von hier, mein guter Junge!" sagte seufzend Katharine, indem sie ihren Pflegesohn, wie sie ihn in Gedanken nannte, traurig ansah.

„Ja, und schon morgen früh, liebe Katharine," erwiederte dieser, „Herr Leonhard hat bereits einen Platz für mich im Postwagen bestellt, so will ich mich denn beeilen, meine Sachen zusammenzupacken, damit ich morgen bei Zeiten fertig bin."

Die Trennung von Katharinen wurde ihm sehr schwer, sie war ja doch das einzige Wesen, das mit treuer Liebe an ihm hing; auch hatte sie seit dem Tode seiner edlen Beschützerin wie eine Mutter an ihm gehandelt. Als er aber ihre Betrübniß sah, suchte er muthig seine eigene Bewegung nieder zu kämpfen, um die treue Pflegerin nicht noch weicher zu stimmen; im Grunde mußte er ja doch froh sein, ihr nicht länger zur Last fallen zu dürfen. Er sagte daher, er freue sich hinaus in die Welt zu kommen, andere Gegenden und Menschen kennen zu lernen, und obgleich ihm gar nicht so heiter zu Muthe war, so gelang es ihm doch, Katharinen vollkommen zu täuschen. Als nun seine Habseligkeiten in ein altes Kofferchen, das ihm zu diesem Zwecke sein guter Vormund geschenkt hatte, wohl eingepackt waren, setzten sie sich ganz heiter zum Abendbrod, das wie gewöhnlich in Kartoffeln bestand, nieder, wobei Johannes wiederum, wie ehemals, was er lange nicht gethan hatte, von der Zukunft und von seinen Plänen für dieselbe sprach.

„Gib Acht, Kathrinchen," sagte er ganz zuversichtlich, „dort wird mir's gewiß gut gehen. Vier Jahre, so lange dauert meine Lehrzeit, sind rasch um, dann bekomme ich eine Stelle als Handlungsdiener, und dann, Kathrinchen, ist ausgesorgt für mich und für Dich, ich miethe

Digitized by Google

mir alsdann eine ganz kleine Wohnung, Du kommſt dann zu mir, und ich arbeite für Dich, wie Du ſo lange für mich gearbeitet haſt.“ Katharine war mit dieſer Ausſicht wohl zufrieden und froher, als ſie es beide gedacht hatten, gingen ſie trotz der ihnen bevorſtehenden langen Trennung zu Bette.

(Fortſetzung folgt.)

Rotterdam.

Rotterdam gewährt einen prachtvollen Anblick, wenn man ſich der mächtigen Stadt mit dem Dampfboote, das vom Rhein in die Maas ſteuert, bei ſchöner Sonnenbeleuchtung nähert. In einem endloſen Halbkreiſe breitet ſich die Wiege des großen Erasmus am Ufer des der Ebbe und Fluth unterworfenen Stromes vor uns aus, am obern Ende von der Plantage und den herrlichen Gebäuden der Admiralität und der Marine begrenzt, von den Boompjes (Bäumchen), einer hübſchen Lindenallee, umſäumt und weit überragt von dem alten, ſtumpfen Thurme der Laurentiuskirche und dem hübſchen gothiſchen Thurme der neuen Kirche. Rotterdam iſt das Bild des Handels; die Stadt iſt wie für den merkantilen Betrieb geſchaffen. Die breiten Kanäle, in denen die Dreimaſter, die kühnen Oſtindienfahrer bis in die Mitte der Stadt gelangen, die freundlichen, wenn auch nicht ganz reinlichen Straßen, voll von Matroſen, welche die Sprachen beider Welten ſprechen, das Fortſchaffen der Waaren, die ankommenden und abfahrenden Diligencen, ein Schiff, das den Tajo befahren hat, ein anderes, das aus Japan kommt, ſeltſame Gegenſtände an den Fenſtern, — Alles das erzählt in Bildern und Zungen, daß die Welt mit tauſend Polypenarmen im Handel ſich kreuzt und Nationen verbindet und entzweit. Rotterdam iſt unſtreitig bedeutender als Amſterdam, wenn auch kleiner und weniger bevölkert. Unter den Boompjes, an den Quais und in den Straßen iſt freilich ein ſolches Gewühl, daß man die Stadt für weit bevölkerter halten ſollte. Namentlich drängt ſich das Leben an den zahlloſen Zugbrücken, welche über die Kanäle führen.

Digitized by Google

Im Hafen laufen gegen fünfzehnhundert Schiffe jährlich ein. Deßhalb iſt ein Spaziergang am Werfte und im Hafen ungleich lohnender,

Straße von Rotterdam mit der Laurentiuskirche.

Digitized by Google

als durch die Stadt, in der sich die Häuser so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern.

Unter den Merkwürdigkeiten zieht vor Allem das Denkmal des berühmten Erasmus, das auf einer Brücke, nämlich dem großen Markte, den eine solche bildet, errichtet ist, die Blicke auf sich. Der kluge Kopf sieht mild in die Welt hinein, und man lächelt gern über den Volkswitz, daß Erasmus, so oft er die Mitternachtsstunde auf der Laurentiuskirche ertönen höre, ein Blatt des Quartanten umschlage, den er in der Hand hält. Die Laurentiuskirche, die man auf unserem Bilde erblickt, ist aus Ziegelsteinen erbaut und gehört der letzten Zeit des gothischen Styls an. Interessant darin sind die Grabmäler mehrerer holländischer Seehelden, sowie die große Orgel. Der 288 Fuß hohe Thurm, aus drei abnehmenden, hohen und breiten Stockwerken bestehend, ist in die Vorderseite eingebaut. Eine früher darauf befindliche hölzerne Spitze ist durch ein flaches Dach ersetzt. Die Aussicht von oben gibt einen guten Begriff von dem Charakter des Landes.

Die Börse, inwendig ein geräumiger Hof mit Säulengängen, zeigt von außen die einfachste Form: drei höhere Pavillons, durch zwei niedrigere Mitteltheile verbunden. Ganz in natürlichen Stein gebaut gibt sie den Eindruck kaufmännischer Sicherheit und nützlichen Luxus. Sie steht seit 1722. Zu den interessanten Gebäuden zählen noch das Gemeinlandhaus, das leider in einer Straße, nicht auf einem Platze steht: es birgt außer dem Versammlungsort der obersten Wasserbaubehörde das reiche Museum Boymans, eine Sammlung von gegen 400 fast ausschließlich holländischen Bildern. Ferner das neue Stadthaus (Rathhaus) mit korinthischer Säulenhalle, der Justizpalast und vorzüglich das große Krankenhaus, das eine herrliche Einrichtung hat und Einheimischen wie Fremden offen steht.

Von großartigen Anschauungen bereichert kehrt man Abends nach einem Spaziergange durch die Stadt zurück und sieht sich von einem der Kaffeehäuser, nachdem das Pfeifchen angezündet ist, das Treiben unter den Boompjes und auf den Booten, die durch die Maas rudern, an.

Digitized by Google

Im Winter.

Von Clara Jäger.

Wie glitzern und funkeln im ſonnigen Schein
Die Zweige der Bäume ſo ſilbern und fein?
Wer hat ſie, die Kahlen, wohl heimlich erfreut,
Mit Perlen und edlem Geſtein ſie beſtreut?

Und ringsum die weite, verödete Flur,
Wer hüllte in weiße Gewänder ſie nur?
Wer hat es ſo reich mit Demantſtaub verbrämt
Dieß Linnen, das Alles an Zartheit beſchämt?

Der Winter, ihr Kinder, hat's eilig vollbracht,
In lautloſer Stille, bei ſternheller Nacht!
Er iſt ein gar kühner, verweg'ner Geſell;
Stark, feſt und entſchloſſen, gewaltſam und ſchnell.

Er hat keine Freude an Blüthen und Laub,
D'rum iſt auch, regiert er, das Erſte: ihr Raub!
Verſtummen muß gleich d'rauf der Vögelein Chor,
Denn and're Geſänge ergötzen ſein Ohr:

Manch' Baßlied erpreßt er dem mürriſchen Oſt,
Und knattert und kniſtert recht tüchtig der Froſt,
Und klappern im Munde die Zähne uns ſchier,
Dann lacht er gutlaunig: „Das macht mir Plaiſir!"

Nun — laßt ihn gewähren! Uns thut er kein Leid:
Wir ſtecken im warmen, behaglichen Kleid,
Und warm ſind die Stuben, die Schüſſeln nicht leer;
Wem fiele ſolch winterlich Daſein wohl ſchwer?

Und gibt's nicht auch Freuden in reichlichem Maß?
Der Eislauf, der Schneemann — welch' köſtlicher Spaß!
Und dann doch vor Allem die heilige Nacht,
Wie werth ſie den eiſigen Winter euch macht! —

Digitized by Google

Euch freilich! o Kinder, wie glücklich ihr seid!
Euch wechselt die Luft nur beim Wechsel der Zeit.
Doch habt ihr's wohl recht schon von Herzen bedacht,
Daß Allen so rosig das Leben nicht lacht?

Daß jetzt, wo ihr jubelnd des Winters euch freut,
Er Noth nur und Sorge den Dürftigen beut?
Daß Mancher auf kärglichem Lager jetzt friert,
Und trostlos sein Auge in Dunkelheit stiert?

Daß Wehmuth nur wecket der Weihenacht Fest,
Das herber ihr Elend empfinden sie läßt?
Kein strahlender Lichtglanz die Armen entzückt,
Nicht liebende Hand sie durch Gaben beglückt?

O Kinder, behütet das himmlische Licht
Des Mitleids, das laut in dem Herzen euch spricht!
Gedenket der Armen, der Dürftigen gern,
Und helfet und gebet, im Namen des Herrn.

Der Eisfuchs.

Der Eisfuchs bewohnt die nördlichen Gegenden Europas, Asiens und Amerikas; am häufigsten trifft man ihn an den Küsten des Eismeeres, woher ihm der Name Eisfuchs geworden ist. Er lebt wie der gemeine Fuchs in Erdhöhlen, die er sich selber baut, das heißt gräbt. Dieser Bau besteht aus einem Vorgemach, in welchem der Fuchs alles hören kann, was draußen vorgeht, einem Vorrathszimmer, wo er das erbeutete Wild aufschichtet, einem Refectorium, das viele Ausgänge hat, damit der Speisende, wenn er beim Mahle überrascht wird, entfliehen kann, und einem Schlafgemach für sich und seine Familie. Diese zählt oft acht und mehr Junge; aber der Hunger tödtet viele, da der Eisfuchs nicht, wie der Fuchs der wärmeren Gegenden, große Winterschatzkammern anlegen kann. Ehe der Winter

Digitized by Google

eintritt, lebt der Eisfuchs jedoch auf sehr gutem Fuße: da fehlt es nicht an Wasservögeln, Hasen, Feldhühnern und jenen nordischen Ratten, die weder Ohren noch Schwänze haben. Bei solcher üppigen Küche

Der Eisfuchs oder Blaufuchs.

gedeiht denn auch das Fell, die Haare werden täglich größer. Diese sind von ungemeiner Feinheit, braun oder röthlich bei den Jungen, später bläulich grau, woher der Name Blaufuchs stammt. Sein Pelz

Digitized by Google

steht in hohem Werthe, je dunkler die Farbe ist. Tritt der Winter ein, so verändert sich der Pelz des Eisfuchses und wird im December vollständig weiß; nichts ist mehr dunkel an ihm, als Nase und Augen: ein Farbenwechsel, der auch bei den Hasen und Feldhühnern der Eisgegenden eintritt.

Ein Jagdabenteuer in der arktischen Zone.

Das Schiff, von dessen Mannschaft wir nachstehend eine Jagdstreiferei erzählen, war unter 78 Grad nördlicher Breite eingefroren. Die Kälte des langen Winters von September bis Ende Mai betrug niemals unter 20 Grad Reaumur, sie stieg sogar einmal auf 42 Grad.

„Wie wär's," sagte Abends an der Offizierstafel Lieutenant Robert, „wenn wir morgen eine Jagd versuchten!"

„Eine Jagd?" rief der jugendliche Unterlieutenant Mr. John spöttisch. „Gelüstet's Euch, Euer Pulver auf ein paar elende Schneehühner zu verpuffen?"

„Unsere Leute," erwiederte Lieutenant Robert, „haben heute Rennthiere gesehen, und ein Rennthierbraten wäre doch eine angenehme Abwechslung bei dem ewigen Salzfleisch."

„Aber Rennthiere," antwortete Mr. John, „tragen ihren Namen nicht umsonst. Wie wollt Ihr den flüchtigen Thieren auf Schußweite nahe kommen?"

„Hoho," warf ein anderer Offizier dazwischen, Mr. James, der schon zum drittenmal die arktischen Meere besuchte, „schon manch ein Rennthier habe ich erlegt, und gern bin ich von der Partie."

„Also abgemacht!" sagte Lieutenant Robert. „Wer nicht mitgeht, bleibt zu Hause."

Am nächsten Morgen acht Uhr war die Gesellschaft reisefertig. Die drei Herren von gestern hatten ihre Jagdflinten in Ordnung. Acht Matrosen mit zwei Schlitten bildeten ihre Begleitung. Man hatte ein Zelt, Proviant, wollene Decken und Kochgeräth mitgenommen für den Fall, daß man genöthigt sein würde, auf dem Eise zu übernachten.

Digitized by Google

Seltsam war der Anzug der Männer. Natürlich trugen sie Unterkleider von starken Wollenstoffen, aber darüber ein Oberkleid von grobem, dreifachem Tuch, welches in der kalten Zone am Nordpol besser als Pelzwerk dient, weil dieses die Ausdünstung des Körpers hindert, jenes sie durchläßt. Die Dicke der Tuchkleider aber ließ alle Form des menschlichen Körpers verschwinden. Auch die hohen bis über die Schenkel reichenden Stiefel waren von Tuch, inwendig mit Wolle gefüttert. Eine zollstarke Korksohle, mit Leder überzogen, darunter eine dicke Ledersohle bildete die Unterlage der Stiefel. Um das Gesicht trugen sie einen wollenen Shawl gewunden, so daß nur die Augen frei waren, an den Händen doppelte wollene Handschuhe. So vor dem Erfrieren gesichert waren sie es davor nicht, daß der Shawl ans Gesicht festfror. Indeß war dieß unter andern Uebeln noch das Geringste. Die Kleider überziehen sich leicht mit einer Schneekruste und werden steif, wodurch die Fortbewegung sehr erschwert wird. Auf dem Kopf trugen sie eine wollene Mütze, zum Schutz der Augen gegen den blendenden Schnee eine Brille mit dunklen Gläsern.

So traten sie die Wanderung nach der nächstgelegenen Stelle des Festlandes an. Die Schlitten machten am meisten Beschwerde, das meist sehr unebene Eis brachte manches Hinderniß, mühsam mußten sie hier durch eine Vertiefung hindurchgeschleppt, dort über eine Anhöhe hinübergezogen werden. Man kam nur langsam von der Stelle. Doch nach Verlauf einer Stunde ging es den etwas steilen Strand hinauf, dann befand man sich auf einer Ebene. Hier lag der Schnee mehrere Fuß hoch, aber die Decke war hart gefroren, sie trug die Jäger und die Schlitten. An manchen Stellen hatte der Sturm den Schnee hoch angehäuft, an anderen blickten die Spitzen grünen Mooses unter der dünnen, fast ganz verwehten Bedeckung hervor. Abermals ging man eine Stunde weit, ohne Spuren von Wild zu finden. Das Schiff war längst aus den Augen verschwunden, aber ein Compaß, den man vorsichtiger Weise mitgenommen, ließ doch die Richtung, in der es lag, entdecken. Hie und da flog ein Schneehuhn auf, aber Niemand bezeugte Lust, daran einen Schuß zu wenden. Auch ein Hase ward gesehen, man achtete seiner nicht. Die Männer setzten in einiger Entfernung von einander unverdrossen ihren Marsch fort. Es schien aber, als sei das Glück ihnen nicht günstig, denn schon nahte sich der Mittag, und noch hatte Niemand die Spur eines Rennthiers gefunden.

Digitized by Google

Da blieb plötzlich Lieutenant James stehen und winkte den anderen. Mit dem Lauf seiner Flinte deutete er nach Nordosten, woher der Wind kam. Dort in weiter Ferne bewegte sich etwas, nur wie ein schwarzer Punkt erkennbar. Auch die übrigen, die nun dem Gefährten sich näherten, bemerkten es. Was mochte es sein? Man mußte sich auf Alles gefaßt machen. Vielleicht waren es Menschen, Eskimos, die hier der Jagd nachgingen. Allein es kam näher, so bewegen sich Menschen nicht. Aber Bären könnten es sein, schwarze Bären; möglich, daß diese, die sonst so hoch im Norden nicht angetroffen zu werden pflegen, sich hieher verirrt hätten. Oder gar Eisbären. Die waren freilich am wenigsten willkommen. Rennthieren sah es durchaus nicht ähnlich, es fehlte das Geweih. Aber daß es Thiere seien, ansehnliche Thiere, davon überzeugte man sich bald. Von den Jägern hatten sie keine Witterung des Windes wegen, der von ihnen herüberwehte.

„Freunde," sagte der erprobteste der Jäger, Lieutenant James, „das Beste ist, wir erwarten die Ankömmlinge."

„Aber nicht auf einer Stelle," meinte Lieutenant Robert, „sondern zwanzig Schritt von einander, so können wir von den Seiten auf sie schießen und Einer dem Andern beistehen im Fall der Noth!"

„Nun wohl, so legen wir uns nieder!" forderte James die Genossen auf.

„Und unsere Matrosen sammt den Schlitten treten hinter jenen Schneeberg," befahl Lieutenant Robert.

So geschah es. Die Jäger niedergekauert setzten ihre Zündhütchen auf und erwarteten die Thiere. Dem jungen Mr. John war in dieser Lage am wenigsten angenehm zu Muthe. Gar oft war er noch nicht Theilnehmer absonderlicher Jagden gewesen, denn ein duck-shooting auf einem irischen Landsee oder eine Fuchsjagd in Hampshire, selbst eine Hirschjagd in den schottischen Hochgebirgen, die er schon mitgemacht hatte, was waren die im Vergleich mit diesem Jagdzuge in der arktischen Zone. Da gab es doch noch Bewegung und ein fröhlich Gespräch bei heiterem Himmel und milder Luft. Hier aber, wo Einem so zu sagen die Worte im Munde oder doch wenigstens auf den Lippen erfroren, wo von eigentlicher Bewegung in dem mit dicker Schneerinde überzogenen Tuchfutteral, in dem der ganze Leib steckte, kaum die Rede sein konnte, hier, wo man bei dem Ausziehen des Handschuhes, um das Zündhütchen aufzusetzen, schon Gefahr lief, die Finger zu erfrieren,

Digitized by Google

war fürwahr wenig Vergnügen zu holen. Und nun gar sich der Länge nach auf den Schnee legen, Thiere erwarten, die kein Mensch kannte, die überhaupt gar nicht menschenfreundlich aussahen, eine ganz stattliche Größe hatten und bei ihrer Ueberraschung, hier ihnen unbekannte, auch ziemlich abschreckende Gestalten mit schreckhaft knallenden Geschossen zu finden, wer weiß, was für einen wagehalsigen wüthenden Angriff machen konnten — zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte dieß alles gerade nicht. Aber was half es, er mußte sich in sein Schicksal ergeben, er war einmal mitgegangen, im schlimmsten Fall mußte er auch das Mitgehangen sich gefallen lassen. Wie seine Jagdgenossen hielt er daher seine Blicke unverwandt auf die näher herankommenden Thiere gerichtet.

Man konnte jetzt schon die Umrisse ihrer Gestalt erkennen. Mit einem Bär hatten sie gar keine Aehnlichkeit, eher mit einem Rinde. Das war wenigstens ein Trost, denn der Bär, der Eisbär zumal, ist ein gefürchtetes und dreistes Raubthier. Aber was trugen jene Unbekannten auf dem Kopfe?! Es glich mehr einem Gehörn, als einem Geweih. Der schöne Traum, es möchten doch noch vielleicht flüchtige, furchtsame Rennthiere sein, war damit zerronnen. Ein Gehörn war es, ein mächtiges, stark gekrümmtes. Der Kopf, der das trug, mußte wahrlich aus eisenfesten Knochen bestehen, und der Nacken, an welchem er hing, eine starke Muskulatur besitzen. Mr. John hatte einmal etwas von dem furchtbaren Gehörn und dem breiten Nacken der Büffel in Nordamerika vernommen, von ihrer langen zottigen Behaarung. Das stand ihm jetzt lebhaft vor der Seele, denn auch das zottige Haar dieser fremdartigen Thiere, die nun herankamen, seine Bekanntschaft zu machen, bemerkte er jetzt, es reichte bis auf den Schnee herab und bedeckte beinahe die Füße. Zwei solcher Unthiere waren's, ob Büffel oder nicht, einerlei, ihr Anblick hatte doch etwas Grauen Erregendes. Aber wie unbesorgt sie daher marschirten! Starrten ihnen doch drei Kugelbüchsen wohlgeladen entgegen!

Mit einem Mal wurden sie der Jäger gewahr. Sie standen still, in einer Entfernung von etwa sechzig Schritten, stutzten, streckten den gewaltigen Kopf voraus, scharrten mit dem Vorderfuß im Schnee und fingen an, mit den Hörnern den Schnee aufzuwühlen, daß er in dichten Wolken aufstob. Mr. John ließ sein Auge nach seinen Jagdgenossen hinübergleiten. Zu seinem Erstaunen sah er, wie Mr. James

Digitized by Google

auf den Knieen und Ellenbogen sich vorwärts schob, um den Thieren näher zu kommen, und wie Lieutenant Robert denselben Versuch machte. Das hielt er denn doch ganz und gar für unnöthig und freute sich nicht wenig, als er bemerkte, hierin Recht zu haben, denn die fremden Vierfüßler setzten sich wieder in Bewegung, wie es schien, um sich die ihnen unbekannten Schützen in der Nähe zu betrachten. Mr. John blieb also unbeweglich. Vielleicht hielten sie ihn deßhalb für einen Stein oder dergleichen, denn er nahm nun mit einiger Herzenserleichterung wahr, wie das eine der Thiere auf Mr. James, das andere auf Lieutenant Robert zuging. Diese beiden Männer hemmten jetzt ihre Schritte und machten sich kampfbereit. Bis auf etwa dreißig Ellen ließen sie die Thiere herankommen, dann rasch hinter einander knallten ihre Büchsen. Beide Thiere waren getroffen, denn sie sprangen hoch auf. Aber das Eine drehte sich zur Seite und schoß auf Mr. John los. Da brannte auch dieser seine Flinte ab und drückte sich dann in den Schnee. Brausend jagte das Ungethüm an ihm vorüber; darauf ein dumpfer Ton, wie von einem schweren Fall. Er wagte es, aufzublicken. Richtig; einige Schritte entfernt lag die dunkle Masse, dumpf stöhnend und mit den Füßen um sich schlagend, am Boden.

Mr. John sprang erfreut auf seine Füße, hatte er doch, wie er fest überzeugt war, durch seinen Meisterschuß dem Thier den Garaus gemacht. Aber horch! abermals ein Knall, dann noch einer. Auch Mr. James stand aufgerichtet da und weiterhin Lieutenant Robert, beide noch vom Pulverdampf leicht umhüllt; und das zweite der gefürchteten Thiere setzte in weiten Sprüngen über die Ebene. Es waren seine letzten, es brach schwerverwundet zusammen.

Die drei Jäger näherten sich einander. „Saht ihr je solch seltsame Thiere?“ fragte Lieutenant Robert den älteren Gefährten.

„Parry erzählt,“ entgegnete Mr. James, „er habe auf der Melvilleinsel Moschusochsen angetroffen. Ich glaube, solche sind es!“

„Halloh, herbei, Leute,“ rief Mr. John nach den Matrosen. Und zu seinen beiden Genossen gewendet sagte er: „Meine Kugel muß den feisten Burschen an der empfindlichsten Stelle getroffen haben, weil er so schnell verendete.“

„Oder auch nicht,“ antwortete spöttisch Mr. James, „die meinige hatte er vorher schon im Leibe, und sie hat ihn tödtlich verwundet.“

„Wir werden's ja sehen,“ entgegnete der jüngere Schütze.

Digitized by Google

„Sind es wirklich Moschusochsen," sagte Lieutenant Robert, zu den Leichnamen hingehend, indem die andern beiden ihm folgten, „so nehmen wir sie mit. Das gibt einen trefflichen Braten, denn bei strenger Kälte soll deren Fleisch angenehm und ganz ohne Beigeschmack schmecken."

Es waren, wie die Jäger vermutheten, zwei stattliche Moschusrinder, ein Stier und eine Kuh. Man ließ sie vorläufig an der Stelle liegen, wo sie niedergestürzt waren. Dann wurde, da schon Mittag vorüber war, das Zelt aufgespannt, dessen Decken wenigstens vor dem eisigen Hauch des Windes schützten, ein Feuer angemacht und eine Mahlzeit bereitet. Der Schnee lieferte das Wasser für den Theekessel, bald war es über einer Spirituslampe zum Kochen gebracht, und nach den Anstrengungen des Marsches und der Jagd schmeckte die Chokolade aus den blechernen Tassen vortrefflich. Man unterhielt sich in traulichster Weise. Dann aber nöthigte der auf die Neige gehende Tag zur Rückkehr. Da trat unvermuthet ein Witterungswechsel ein, wie das unter diesen Breitegraden nichts Seltenes ist. Der Wind lief nach Süden um, dunkle Wolken zogen herauf, und ein dichtes Schneegestöber erfolgte.

Vorsichtiger Weise hatten die Jäger ihr Zelt an einem der Schneehügel aufgeschlagen, hinter welchem sie wenigstens insofern geschützt waren, als nicht zu besorgen stand, daß sie einschneiten. Aber bald ward es ihnen klar, daß sie sich darauf gefaßt machen mußten, auf dem Schnee zu übernachten. Indessen sahen sie doch diesem Ereigniß mit ziemlicher Ruhe entgegen, da sie nicht versäumt hatten, ihre Schlafsäcke mitzunehmen. Es ward daher Alles für das bevorstehende Nachtlager vorbereitet. Freilich muß man dabei an keine Bequemlichkeiten denken. Der dicke, mit Wolle gefütterte Schlafsack schützt zwar vor dem gänzlichen Erfrieren, aber um warm zu bleiben oder vielmehr nur, um nicht allzusehr vom Frost zu leiden, schiebt man sich Nachts im Zelte möglichst nahe an einander zusammen. Natürlich bleibt jeder in seinen Kleidern, die er am Tage trägt, nur der großen Tuchstiefeln entledigt er sich, sie müssen ihm als Kopfkissen dienen. Da sie mit einer Schneekruste bedeckt sind, so ist nicht zu vermeiden, daß, wenn man den Kopf auf sie legt, diese zu schmelzen anfängt; hat man auch vorher mit einer scharfen Bürste die Kruste zu entfernen versucht, es ist doch nicht völlig gelungen, etwas bleibt immer hängen. Daher begegnet es dann dem

Digitized by Google

Schläfer, daß er, ehe er einschläft, empfindet, wie feucht es ihm unter dem Kopfe wird, und wacht er wieder auf, so ist ihm der Stiefel an den Haaren festgefroren und ein Stiefel an dem andern. Nun gilt es keine leichte Arbeit, das Eis wieder aufzuthauen. Auch im Schlafsack zu ruhen hat manches Unangenehme. Es ist wahr, der Körper ist darin vor dem Einfluß der grimmigsten Kälte einigermaßen geschützt, aber der Schlafsack läßt die Ausdünstungen der Haut auch nicht entweichen. Daher kommt es, daß diese in Gestalt einer dünnen Eisrinde auf die Haut selbst niederschlagen; bei der geringsten Bewegung nach dem Aufstehen am Morgen thaut diese Eisrinde auf, und man fühlt sich wie bis auf die Haut durchnäßt. Aber dieß Alles und manches Andere ist bei längerem Aufenthalt in der Polarzone etwas, woran der Mensch sich gewöhnt, er kann es einmal nicht anders haben. Bleibt er nur gesund, so stört das seine gute Laune nicht.

Unsere Jäger, sammt den sie begleitenden Matrosen, rüsteten daher auch mit fröhlichem Muth ihr Zelt für die Nachtruhe. Sie befestigten die Zeltpflöcke, so fest es anging, in der gefrorenen Schneedecke, legten über die starke Segelleinwand, woraus die Zeltdecke bestand, noch einige Rennthierhäute, überdeckten auch ihre Schlitten und erwarteten so die Nacht. Das Schneegestöber dauerte nicht sehr lange. Dann wurde auch der Wind still, die Witterung erträglich. Gegen sieben Uhr Abends leuchtete ein herrliches Nordlicht und erhellte weithin die Gegend. Anfangs schossen nur einzelne feurige Strahlen über den nördlichen Horizont empor. Dann aber vereinigten sie sich zu einer mächtigen Feuergarbe, welche sich nach und nach über den ganzen nördlichen Himmel ausbreitete. Bei dem Schein dieses Nordlichtes ging man daran, das erlegte Wild auf den Schlitten zu laden. Die Arbeit war mühsam, denn jedes Thier mochte gegen vierhundert Pfund wiegen, aber sie ging doch von Statten. Die Schlitten wurden darauf in einiger Entfernung vom Zelt aufgestellt, aus Vorsicht, wenn etwa ein hungriger Eisbär des Weges käme und das Wild witterte, damit er dann nicht die Schläfer im Zelt störe. Als um elf Uhr das Nordlicht allmälig erlosch, legte man sich zur Ruhe nieder.

Der Schlaf hebt über alle Qualen und Sorgen hinweg, er ist ein tröstender Freund auch der Elendesten. Gewöhnt an die beschriebenen und ähnlichen Ungemächlichkeiten lagen unsere Jäger und ihre Begleitung bald tief versunken in seinen Armen. Aber ungestört sollte

Digitized by Google

Ein Jagdabenteuer in der arktischen Zone.

Digitized by Google

Digitized by Google

doch die Nacht nicht vorübergehen. Es war gegen Morgen, als Einer der Matrosen von einem seltsamen Schnaufen erwachte. Er meinte anfangs das Schnarchen seiner Gefährten zu vernehmen, überzeugte sich jedoch bald, daß es dieß nicht sein könne, sondern von einem unerwarteten und unwillkommenen Besuch herrührte. Auch die übrigen Schläfer erwachten von dem Geräusch und nahmen nun wahr, daß ein Eisbär durch die nicht sorgsam zugeschnürte Oeffnung der Zeltdecken seinen Kopf hindurch gesteckt hatte und die Gesellschaft mit lüsternen Blicken betrachtete. Hier war Gefahr im Verzuge und doch, wie sollte man sich des Unthiers erwehren! Dicht an einander gedrängt in den Schlafsäcken vermochte man sich kaum zu rühren. In der Dunkelheit waren auch die Flinten nicht gleich zu finden. Da kam ein Matrose auf den Einfall, sein breites Messer hervorzulangen und an der der Oeffnung des Zeltes gegenüberliegenden Seite die Zeltdecke zu durchschneiden. Mr. James war Einer der Ersten, der hinausrollte. Rasch war er auf den Beinen, er schlich um das Zelt herum. Der Bär hatte seinen Kopf eben wieder aus der Oeffnung der Zeltdecke herausgezogen, nun schlug ihm die Kugel des wackeren Schützen ins Auge. Furchtbar brüllend taumelte er zu Boden. Eine zweite Kugel empfing er aus Lieutenant Roberts Büchse. Es war genug, um ihm das Wiederaufstehen unmöglich zu machen; aus so großer Nähe abgeschossen waren ihm die Kugeln tief in den Leib gedrungen.

Das Abenteuer hatte Alle munter gemacht und die Lust, den Schlaf fortzusetzen, verscheucht. Der Bär war eine willkommene Zugabe zu der Beute des vorigen Tages, zumal er so leicht erlegt worden war. Die Jäger machten ihre kurze Morgentoilette, dann bereiteten sie sich ihr Frühstück. Es war zwar noch dunkel, aber die glänzende Schneedecke leuchtete doch genug, um einigermaßen sehen zu können. Nachdem man sich erquickt hatte, wurde zum Aufbruch gerüstet. Die Moschusrinder fanden sich unversehrt, der Bär hatte sie nicht gewittert. Aber man konnte beide nicht mit fortbringen. Deßhalb mußte man eines wieder abladen und sammt dem Eisbären zurücklassen; das Zeltgeräth und die übrigen Geräthe füllten vollständig einen Schlitten, so blieb nur der andere zur Fortschaffung des einen Rindes übrig. Nachdem das Zelt abgebrochen und aufgepackt war, traten die Wanderer die Rückreise an. Sie ging ohne Unfall von Statten. Gegen Mittag trafen sie mit ihrer Beute am Bord des Schiffes ein. Sie wurden

Digitized by Google

mit Jubel empfangen, und nachdem sie kurz dem Kapitän ihre Abenteuer erzählt hatten, sandte dieser eine andere Gesellschaft aus, den zweiten Moschusochsen und den Eisbären zu holen. Diese kehrten noch in derselben Nacht beim Schein des Nordlichts zurück. Sie hatten die Thiere gefunden. Für die nächsten Tage gab es nun frisches Fleisch aus der Schiffsküche, und lobend wurde bei der willkommenen Mahlzeit der wackeren Jäger gedacht. Auch dem jugendlichen Mr. John that man den Gefallen, seinen Kernschuß, von dem er Allen erzählte, nach Gebühr zu loben, obwohl nur eine Kugel im Leibe des Ochsen aufgefunden wurde. Es war die, mit welcher Mr. James das Thier zwischen den Naslöchern getroffen hatte, und die demselben bis ins Gehirn gedrungen war.

Daniel de Foe.

Welcher von unsern Lesern hätte nicht den „Robinson" schon in Händen gehabt, und wie wenige kennen doch seinen Verfasser! Der liebenswürdige alte Campe hat das schöne Buch der Jugend nur näher gebracht, aber nicht geschaffen. Daniel de Foe wurde im Jahre 1663 zu London geboren. Sein Vater war ein Fleischer. Im zwanzigsten Jahre trat de Foe unter die Soldaten des Herzogs von Monmouth. Der Herzog wurde jedoch sammt seiner Armee zum Gefangenen gemacht, und Jakob II. ließ die Soldaten aufknüpfen; nur zwei verschonte er: Richardson und Daniel de Foe. Ersterer entsagte sogleich aller Politik, de Foe aber ergriff eine andere, noch mächtigere Waffe, als das Schwert, die Feder. Er begann in Pamphleten die Sache König Wilhelms zu verfechten, was ihn in große Ungelegenheiten brachte, aus denen ihn eine junge Puritanerin riß, die ihn zu heirathen versprach, wenn er ganz auf die Politik verzichte und ein ruhiges, stilles Geschäft beginne. De Foe verstand sich auch wirklich dazu. Der gefürchtete und leidenschaftliche Pamphletist wurde ein gemüthlicher Strumpfwirker. Dieß konnte jedoch nicht von Dauer sein; er kämpfte zwar lange gegen den Dämon, der ihn beherrschte; plötzlich aber verließ er sein Comptoir und stürzte sich wieder in das politische Treiben, und zwar mit solcher

Digitized by Google

Energie und Kühnheit, daß ihn 1703 das Haus der Gemeinen zu allen Strafen verurtheilte, citra mortem, d. h. die nicht Tod ſind; Gefängniß, Pranger und 3500 Pfund Geldſtrafe wurden ihm vom Hofe

Daniel de Foe.

verkündet. Er ließ ſich auf den Pranger führen, aber ſeine Sache hatte zu viele Anhänger, als daß ſich der Pranger nicht in einen Triumphbogen verwandelt hätte: der Weg vom Pranger nach dem Gefängniß,

Digitized by Google

wo er auf vier Jahre eingesperrt wurde, war mit Lorbeeren bestreut. Während seiner Gefangenschaft brach auch noch der Bankerott gegen ihn aus. Er verfiel auf den neuen Gedanken einer Wochenschrift und ließ die erste Revue erscheinen. Durch sie gewann er aus seinem Gefängnisse den mächtigsten Einfluß auf Literatur, Politik und sociales Leben in England. Als er das Gefängniß schon lange verlassen und sich unter den ersten Repräsentanten der englischen Literatur einen Platz gesichert hatte, gab ihm einst ein ehemaliger Seemann, der wunderliche Schicksale gehabt, ein Manuscript. Alexander Selkirk, geboren 1680 in Schottland, begleitete Dampier als Oberbootsmann nach der Südsee, gerieth mit seinem Capitän in Streit und ward 1705 auf der unbewohnten Insel S. Juan Fernandez zurückgelassen, wo er vier Jahre einsam und in Noth verbrachte, bis ihn Capitän Rooger 1711 nach England zurückführte. Foe benützte das Brauchbare dieser Lebensgeschichte Selkirks und bildete eine Erzählung daraus, die er aber erst nach Selkirks Tode 1719 herausgab. De Foe läßt seinen Robinson in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts auf eine karaibische Insel verschlagen werden, auf der er sechsundzwanzig Jahre weilt und die seltsamsten Abenteuer erlebt. Dieses merkwürdige Buch fand solchen Anklang, daß es fast in alle Sprachen übersetzt wurde. Die erste deutsche Uebersetzung erschien 1720 und mußte in demselben Jahre sogleich viermal aufgelegt werden. Außerdem fand es achtunddreißig Nachahmungen, da jedes Land seinen besonderen Robinson haben wollte. Rousseau empfahl es in seinem Emil als das beste Jugendbuch, und J. H. Campe bearbeitete es für Kinder in so gelungener Weise, daß seit 1771 bis heute ununterbrochen neue Auflagen davon erschienen sind. — Daniel de Foe starb ruhmgekrönt 1731.

Wie es im Orient aussieht.

Von J. G. Kutzner.

Daß das Morgenland einen schroffen Gegensatz zum Abendlande bildet, wird man sofort inne, wenn man dasselbe betritt. Gar seltsam

Digitized by Google

fühlt sich der Reisende gestimmt, wenn er z. B. zum ersten Male in Beirut, dem Hafenplatz von Damaskus, eintrifft. Schon in dem Quarantänegebäude, in welches er ohne Widerrede auf elf Tage sich einsperren lassen muß, hat er hinlänglich Gelegenheit, den abstoßenden Charakter der orientalischen Zustände zu empfinden. Umschlossen von einer hohen Mauer stehen auf wüstem Platze mehrere langgestreckte, niedrige Häuser mit dicht an einander gefügten Zellen, in welchen Menschen von allerlei Hautfarbe, weiße, gelbe, braune und schwarze, sich umhertreiben. Der Eintretende findet nichts weiter als eine leere Zelle zu seiner Aufnahme bereit; hat er einen Koffer mit, so kann er sich einen Stuhl oder Tisch improvisiren, wo nicht, so muß er mit dem Fußboden vorlieb nehmen. Damit ihm nicht zu behaglich werde, sind die Fenster mit eisernen Gittern und die Thüren nur auswendig mit Riegeln versehen, wie bei uns die Viehställe. Hat der Reisende das Kräutlein „Geduld" noch nicht gefunden, so kann er es hier erwerben, wenn er sich beim Wirth ein Mittagessen bestellt; ehe ihm eine von zerquetschten Paradiesäpfeln roth gefärbte Reissuppe für schweres Geld gereicht wird, vergeht noch mehr Zeit, als in unseren elendesten Gasthöfen. Dafür lächeln ihm freilich aber auch die honigsüßesten Feigen und die zuckersüßesten und saftigsten Trauben.

Wie schön liest sich ein orientalisches Märchen, wie paradiesisch erscheint uns der Orient überhaupt in der Ferne! Ebenso ist es auch mit den orientalischen Städten von Ferne betrachtet. Setzt man aber den Fuß in eine solche Stadt, so zeigt sie sich und das Morgenland sofort in seiner ganzen Blöße. Enge, finstere, dumpfige Straßen umfangen uns; Staub und Schmutz überall in unermeßlicher Menge. Im Sommer möchte man vor Staub ersticken — denn Straßenpflaster kennt der Orient nicht — und im Winter hat man nur die Wahl zwischen Wasserpfützen und Schmutzhaufen, durch die man sich ohne hohe Schuhe gar nicht wagen kann. Je kleiner die Thüren, um so größer sind die Haufen von Koth vor denselben, und wie die Ecken in den Straßen, so zahlreich sind auch die Schmutzhügel in denselben. Man legt hier nämlich die Straßen nicht regelmäßig an, so daß die Häuser eine fortlaufende Linie bilden; sondern man baut in krummen Linien und läßt die Häuser meist mit den Ecken in die Straßen hineinreichen, wahrscheinlich um schattige Stellen zu gewinnen. Das Bedürfniß der Straßenreinigung kennt der Orient durchaus nicht; dort muß die liebe Natur

Digitized by Google

ſelbſt zuſehen, wie ſie mit dem Schmutz fertig wird. Sogar geſtorbene Thiere bleiben da liegen, wo der Tod ſie ereilt, und ſo kann man denn hier auch mitten auf der Straße anatomiſche und zoologiſche Studien an gefallenen Kameelen, Mauleſeln und Eſeln vornehmen, wenn nicht die eigentlichen Herren der orientaliſchen Stadtſtraßen, die Hunde, anderer Meinung ſind. Nicht nur der orientaliſche Menſch, nein, auch der orientaliſche Hund iſt ein ganz anderes Weſen, wie das gleichnamige in Deutſchland oder im Abendlande überhaupt. Der orientaliſche Hund hat nämlich keinen Herrn, kein Futter, als den Abfall in den Straßen, keine Zufluchts- und Lagerſtätte, als die Schmutzhaufen und Winkel der Stadt, keinen Schutz als den, welchen das Geſetz und die Duldung gewährt. Er gehört einem beſtimmten Orte an und genießt darin den Schutz der Verachtung. An gefallenen Thieren verrichten die orientaliſchen Hunde die Dienſte unſerer Straßenreiniger und Todtengräber; ſie freſſen ſie — nämlich die Thierleichen — ſo weit es geht auf und ſäubern dadurch nach beſtem Wiſſen und Vermögen die Verkehrswege. Sonderbar iſt es, daß dieſe vierbeinige Geſundheitspolizei in ihren Uniformen nur drei Farben liebt, nämlich Braun, Schwarz und Grau. Weiße oder gefleckte Hunde ſucht man in dem ſonſt ſo buntſcheckigen Orient vergeblich. Seltſam iſt es auch, daß manche orientaliſche Hunde auffallend von der allgemeinen Hundeſitte abweichen, den Schwanz ſtets nach der linken Seite hin hängen zu laſſen; hie und da ſieht man wirklich Hündelein, die ihr Schwänzlein gegen die allgemeine Mode nach rechts tragen. Recht artig iſt es übrigens von den orientaliſchen Hunden, daß ſie faſt nie toll werden. In muſikaliſcher oder ſprachlicher Hinſicht empfehlen ſie ſich weniger, indem es ihnen nicht möglich iſt, das bekannte Bau-wau auszuſprechen, wogegen ſie ſich um ſo beſſer aufs Heulen verſtehen. Daß der Morgenländer den Hund aber für ſo unrein hält, als das Schwein, daran iſt der Hund unſchuldig; denn er iſt mindeſtens ebenſo reinlich, als der Herr Orientale. An Organiſationstalent ſtehen die Hunde in größeren Städten den Menſchen nicht viel nach; ſo haben ſie z. B. in Damaskus ihre eigene Polizei eingerichtet, wodurch ſie in beſtimmten Straßen und Quartieren gegen fremde ungebetene Gäſte ſich zu behaupten wiſſen. Wie tief das Gefühl des Eigenthumsrechts an die Straßen in ihnen wurzelt, oder richtiger, wie groß ihr Hungerelend iſt, das geben ſie durch die unverwüſtliche Ruhe zu erkennen, die ſie andern Thieren und auch Menſchen entgegen-

Digitized by Google

ſetzen, welche die Straße paſſiren wollen; nie machen ſie auch nur einen Verſuch, ſich zu erheben oder bei Seite zu ſchieben; man muß ſich ſchon herbeilaſſen, über ſie hinwegzuſchreiten. Ohne Laterne kann man Abends ſchon wegen der Hunde nicht ausgehen; man muß Licht bei ſich haben, um die hündiſchen Hinderniſſe genau zu erkennen und ſie überſteigen zu können, wenn man nicht in engere Beziehung zu ihren Zähnen treten will. Während man den Hund verabſcheut, liebt man ſeinen Feind, die Katze, die man im Orient ſehr zahlreich findet. Dieſe Katzen verſtehen ſich indeſſen nicht bloß aufs Spinnen, Naſchen, Manſen, ſondern auch aufs Schlangenfangen, wodurch ſie ſich ſehr beliebt machen.

Da ich gerade von den Katzen rede, fällt mir eine wahre Räubergeſchichte ein, die ich kurz einſchieben will. Einer meiner Freunde wurde einmal des Nachts durch ein ſeltſam polterndes Geräuſch aus dem Schlafe erweckt. Ganz deutlich vernahm er, wie ein Menſch — wahrſcheinlich ein Dieb — beſtändig die Treppe auf und ab ging. Offenbar war derſelbe damit beſchäftigt, die entwandten Güter ſeinen Spießgeſellen unten auf der Straße zuzutragen. Mein Freund ruft: „Wer da?“ — Keine Antwort. Der freche Dieb läßt ſich nicht ſtören. Solche Dreiſtigkeit erfordert kräftigen Widerſtand, denkt mein Freund, der das große Haus ganz allein bewohnt. Er nimmt den Säbel von der Wand in die eine und eine geladene Piſtole in die andere Hand, und ſo bis an die Zähne bewaffnet tritt er hinaus auf den Flur, die Stubenthüre aber offen laſſend, um ſich den Rückzug nicht abzuſchneiden. Jetzt wird's ſtill. Mein Freund holt ſich nun ein Licht und ſchaut ſich um. Plötzlich kommt's wieder die Treppe heraufgeklopft. Nun raſch das Licht auf den Fußboden geſtellt und mit Säbel und Piſtole den frechen Spitzbuben entgegen. Siehe, da kommt er, nämlich — die Hauskatze, mit einem Sahntöpfchen über dem Kopfe, das ſie ſich beim Naſchen zu feſt aufgeſetzt hatte und daher nicht mehr abwerfen konnte. Mit dieſem corpus delicti hatte ſie auf die Treppenſtufen geklopft und unſern Freund in ſo argen Schrecken verſetzt.

So harmlos ſind die morgenländiſchen Räuber nicht; dort gibt es bösartige Männer, die nicht bloß bei Nacht, ſondern auch am hellen Tage dem Wanderer näher treten, als er es gern hat. Mitunter nur wenige Schritte von der Stadt ſieht man ſich plötzlich angehalten und die Forderungen nach Geld auf eine über jede Mißdeutung erhabene Weiſe durch die Manipulation mit einer Piſtole unterſtützen. In dieſer

Digitized by Google

Unsicherheit haben wir den Grund davon zu suchen, daß die nächste Umgebung der orientalischen Städte einen von dem der unsern durchaus verschiedenen Charakter hat. Bei uns ziehen sich hübsche Vorstädte vor den Stadtmauern hin, wo überhaupt noch Mauern vorhanden sind, und weithin liegen schöne Landhäuser inmitten lieblicher Gebüsche zerstreut, Bilder süßen Friedens und behaglicher Ruhe. Es überkommt uns neben dem Gefühl der Sicherheit ein Wohlgefühl gemüthlicher Häuslichkeit, wenn wir den Blick über solche idyllische Anlage schweifen lassen. Ganz anders im Orient. Wer mit solchen Gefühlen vor einer orientalischen Stadt ankommt, dem tödtet sie hier sofort der Anblick einer wüsten Wirklichkeit, wie ein Nachtfrost den Blüthenschmuck. Hier erheitert kein Landhaus, keine Villa die Umgebung der Stadt. Wer würde es wagen, vor der Stadt, außerhalb der Mauer, sich häuslich niederzulassen? Höchstens in den Küstenstädten, wo das europäische Element stärker vertreten und europäischer Schutz bei der Hand ist, lassen sich Manche außerhalb der Städte und Dörfer nieder; weiter drinnen im Lande thut dieß Niemand. Selbst die vielgepriesenen Gärten um Damaskus enthalten keine Landhäuser. Die orientalische Stadt liegt eben nur innerhalb der Mauer; außerhalb derselben gibt es nur Gärten, wie bei Damaskus, oder Wüsten, wie um Jerusalem. So steht es dort um die öffentliche Sicherheit und das Vertrauen.

Doch noch nicht genug; sogar in dem Verhältniß der Stadt zur Mauereinfassung unterscheidet sich der Orient vom Occident. Während bei uns im Abendlande in der Regel die Stadt innerhalb der Mauern noch nicht Platz findet, sondern aus denselben hervorquillt und in Vorstädten sich erweitert, sehen fast alle orientalischen Städte aus, wie mancher Dorfjunge im neuen Rock, der auf mindestens zehn Jahre Wachsthum berechnet ist. Die meisten morgenländischen Städte sind nämlich so herabgekommen, daß sie, wie etwa ein einst wohlbeleibter, dann aber abgezehrter Brauermeister seinen früheren Rock aus dicken Zeiten, — ihre Umfassungsmauer nicht mehr ausfüllen.

Dazu ist ferner auch der Totaleindruck der orientalischen Stadt ein ganz anderer, als der einer abendländischen. Wer Berlin, Dresden, Breslau oder eine andere große Stadt einmal von einem Thurme oder einer Anhöhe aus überblickt hat, weiß, daß unsere Städte einem Meere von Kirchen, Palästen, Denkmälern und Häusern aller Art gleichen; dort streben Thürme himmelwärts, da ziehen große Häusermassen sich

Digitized by Google

hin; anderswo breiten sich freie Plätze mit schönen Monumenten aus, und endloses Geräusch als Zeichen nie ruhenden Verkehrs tönt uns entgegen. Wie ist das doch in den orientalischen Städten so ganz anders? Da ist nichts, was sich mit unsern aufstrebenden gothischen Thürmen vergleichen ließe. Wohl erblickt man Dome auf den Moscheen und Bäder, von kleinen Thürmchen umgeben; aber das sieht alles sehr gedrückt aus, und die Häuser mit ihren platten Dächern verstärken diesen Eindruck noch mehr, so wie sie anderseits dem Bilde den Stempel der Monotonie aufdrücken, welche durch die aschgraue Färbung des Ganzen und die darin herrschende Todtenstille noch schärfer hervortritt. Wenn in unsern Städten aus zahllosen kleinen und großen Schornsteinen endlose Rauchmassen in den Himmelsraum aufsteigen, die in den nördlichen, an Fabrikanlagen reichen Städten zuweilen die ganze Umgegend in Nebel einhüllen, so lacht über den orientalischen Städten ein fast immer klarer, blauer Himmel. Fabrikschornsteine sind dort noch unbekannte Dinge, und aus den Wohnungen kann kein Rauch kommen, weil man dort den größten Theil des Jahres nicht zu heizen braucht, und wenn das Heizen nothwendig wird, so geschieht es nur in geringem Maße, wie man denn auch keine Oefen oder Kamine in den Zimmern findet. Das Wagengerassel unserer Städte fehlt dem Orient gänzlich, einmal weil die Straßen dort nicht gepflastert sind und dann, weil man sich dort keiner Wagen bedient. Nicht einmal der Fußgänger kann Lärm machen, weil der Orientale auf seinen Schuhen keine Nägel trägt. Und Fabriken poltern, ächzen, stöhnen und spektakeln deßhalb nicht, weil sie gar nicht vorhanden sind. Wenn man daher einer orientalischen Stadt mit ihrer unheimlichen Stille sich nähert, so wird einem zu Muthe, als ob man sich auf verzaubertem Boden befände, dessen Bewohner durch einen mächtigen Geist in Stein und Erz verwandelt worden wären. Dieser seltsame Eindruck reizt die Neugierde des Reisenden nicht wenig, in die verzauberten Räume einzutreten und Alles genau zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dienſteifer.

Ein alter General befahl bei einem Feſte, welches dem König zu Ehren an deſſen Geburtstage gegeben wurde, der Regimentsmuſik bei der Tafel zu ſpielen. Nachdem die Gäſte Platz genommen, begann die Muſik und ſchallte brauſend durch den Saal. Plötzlich hielt ſie inne. „Leute, was macht ihr!“ rief der General. „Habe ich euch nicht zu ſpielen befohlen!“ — „Herr General, wir haben eine Pauſe!“ erwiederte der Muſikdirigent. — „Ei was!“ rief der General entrüſtet, „im Dienſt des Königs gibt es keine Pauſe!“

Charade.

Von Julie Ruhkopf.

Die Erſte fliegt ſo leicht vom Munde
Und facht doch großes Feuer an,
Sie bringt dem Herzen bitt're Kunde,
Bricht oft den Thränen freie Bahn.
Die Letzten fliegen bis zur Wolke,
Durcheilen kühnlich jedes Reich,
Der Erſte im Touriſtenvolke
Thut's meiner Letzten niemals gleich.

Nimm vor dem Ganzen dich in Acht,
Nicht freundlich braucht es ſeine Macht!

Digitized by Google

Ein armer Junge.

Erzählung von B. Jacobi.

(Fortsetzung.)

Den andern Morgen saß Johannes, einen Empfehlungsbrief seines Vormunds in der Tasche, ein Päckchen mit Lebensmitteln, das Katharine ihm mit auf den Weg gegeben hatte, in der Hand, im Postwagen und freute sich des schönen Herbstmorgens und der klaren, würzigen Waldluft.

Der Weg nämlich führte durch einen Wald, der jedoch bald ein Ende nahm, worauf den froh erstaunten Blicken unseres jungen Freundes die von der aufgehenden Sonne beleuchteten Bergesgipfel des den Gesichtskreis begrenzenden Gebirges sichtbar wurden. Eine solche Pracht hatte er noch nie gesehen; er war wohl hin und wieder hinaus ins Feld gekommen, weiter aber als eine Meile von der Stadt hatte er sich noch nie entfernt. Von dem unfernen Gebirge hatte er wohl erzählen gehört und dann wohl auch zuweilen gewünscht, es selbst einmal zu sehen, dieser Wunsch aber war ihm bisher noch nicht in Erfüllung gegangen. Nun sah er plötzlich die hohen Berge vor sich liegen in der ganzen Herrlichkeit eines ungewöhnlich schönen Herbstmorgens. Hoch bis in die lichten Wölkchen hinein ragten die von der Sonne Strahlen goldig erglänzenden Gipfel und Zacken der Berge; an den Abhängen und tiefer unten dehnten sich dichte, dunkle Tannen- und Eichenwälder, die des Posthorns lustigen Schall mit fröhlichem Echo wiedergaben. Trotz seiner Verlassenheit und trotz der ungewissen Zukunft, der er entgegen ging, ward Johannes froh, wie er es lange nicht gewesen war. Er freute sich nun wirklich auf das Leben im Gebirge und auf das Herumschweifen zwischen Berg und Thal, das ihm doch, wie er hoffte, an Sonn- und Feiertagen gestattet werden würde.

Sein froher Muth sollte jedoch sehr bald getrübt werden. Des Fahrens gänzlich ungewohnt erging es ihm wie den Leuten, die zum ersten Male zur See gehen: kaum war er ein paar Stunden gefahren, als er Uebelkeiten empfand, die er anfangs, versunken in das herrliche

Digitized by Google

Naturgemälde, das sich, je höher die Sonne stieg, um so wundervoller vor seinen Blicken entfaltete, wenig beachten wollte. „Vielleicht ist mir so sonderbar zu Muthe," sagte er zu sich selbst, „weil ich heute noch gar nichts genossen habe;" und er öffnete das Päckchen, das Katharine ihm gegeben hatte, nahm eine der darin enthaltenen frischen Semmeln und biß herzhaft hinein. Kaum jedoch hatte er sie verzehrt, als ihm so übel wurde, daß ihm Hören und Sehen verging und er schleunigst den Postillon, dessen einziger Passagier er war, bat anzuhalten und ihn aussteigen zu lassen.

„Sind wohl noch nicht viel gereist," meinte mitleidig der Rosselenker und stieg gleichfalls ab, da es jetzt bergauf ging und er es seinen Thieren möglichst leicht machen wollte.

„Zum ersten Male in meinem Leben saß ich in einem Wagen," erwiederte Johannes, dem die genossene Semmel den Magen umzukehren drohte.

„Nehmen Sie nur einen Schluck," sagte der gute Postillon, ihm ein strohumflochtenes Fläschchen reichend, „es hilft gegen Uebelkeit und Magendrücken und wird Ihnen sicherlich wohl thun."

Dankend befolgte Johannes diesen Rath, und da er es vorzog, neben dem Wagen herzugehen, anstatt wieder hineinzusteigen, und neben dem Postillon einherschlendernd mit diesem sich zu unterhalten, so wurde ihm nach und nach wieder ganz gut zu Muthe, und froh und munter erreichte er die erste Station, wo die Pferde gewechselt wurden und wo er sich zu seinem Bedauern von seinem neuen Bekannten, der so freundlich gegen ihn gewesen war, trennen mußte.

Bergauf, bergab ging's von nun an. Der zweite Postillon, ganz das Gegentheil seines Vorgängers, war finster und verdrossen, er blieb auch fortwährend auf dem Bocke und fuhr immer so schnell, als es der unebene Boden erlaubte, weßhalb es unserem Johannes unmöglich war, was er so gern gethan hätte, manchmal neben dem Wagen herzugehen. Sehr bald auch stellten sich wieder bei ihm die übeln Folgen des Fahrens ein, und todkrank fuhr er, nachdem noch einmal die Pferde gewechselt worden waren, gegen Abend in das Städtchen ein, das ihm eine zweite Heimath werden sollte.

In einem kleinen Orte ist, und war vor dreißig Jahren noch mehr als dieß heute der Fall sein mag, wo die alle Länder durchschneidende Eisenbahn Leben, Bewegung und Neuigkeiten in ehemals

Digitized by Google

stille und öde Gegenden bringt, die tägliche Ankunft der Post stets ein bedeutendes Ereigniß, das die langweilige Eintönigkeit des kleinstädtischen Lebens wohlthätig unterbrach.

Deßhalb begaben sich auch diejenigen der Einwohner, die zur bestimmten Zeit, wo die Post anzukommen pflegte, nichts anderes zu thun hatten, nach dem Posthause, das meistens auch Gasthaus war, um etwaige ankommende Fremde sogleich in Augenschein, Neuigkeiten oder Zeitungen ganz frisch in Empfang nehmen zu können. Auch Herr Lebrecht, der Eisenwaarenhändler, welcher Herrn Leonhard den Auftrag gegeben hatte, ihm einen Lehrburschen zu verschaffen, pflegte sich täglich Nachmittags um die fünfte Stunde, wo der Eilwagen ins Städtchen kam, vor dem Posthause einzufinden. Heute nun hatte er noch die besondere Veranlassung, seinen Lehrling mit demselben zu erwarten, da Leonhard es nicht unterlassen hatte, ihm dessen an diesem Tage bevorstehende Ankunft zu melden.

Diese Neuigkeit hatte Herr Lebrecht seiner Frau und seinen beiden Töchtern mitgetheilt; für diese aber war das eine zu schöne Gelegenheit zur Zerstreuung, die man unmöglich unbenützt vorübergehen lassen konnte. Sie beschlossen daher, den Gatten und Vater auf die Post zu begleiten, um ihren künftigen Hausgenossen gleich bei seiner Ankunft einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

Schon eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit spazierten die drei Damen in ihrem besten Putz vor dem Posthause auf und ab, und als nun endlich das Posthorn ertönte und der Wagen um die Ecke bog, da stellten sie sich in Reih und Glied vor der Hausthüre auf, um den Ankömmling sogleich in Empfang zu nehmen. Dieser jedoch bot einen gar kläglichen Anblick dar, und nicht im Stande, seinem, durch das Stoßen und Schütteln auf dem holperigen Straßenpflaster aufs höchste empörten Magen zu gebieten, stellte er sich, freilich sehr wider seinen Willen, sobald er den Fuß aus dem Wagen setzte, den Anwesenden auf eine eben so überraschende als unpassende Weise vor. Alle Gegenwärtigen wichen daher erschrocken zurück, die erwähnten Damen aber flohen schreiend ins Haus. Der die Pferde ausspannende Postillon indessen sagte ganz gelassen: „So hat er's den ganzen Weg über getrieben, er wird wohl die Cholera haben, die ja in B..., wo er herkommt, ausgebrochen ist."

Die Wirkung dieser Worte zu beschreiben, dürfte unmöglich sein.

Digitized by Google

Die Angst vor dieser schrecklichen Krankheit war damals sehr groß; bei dem Postmeister des Städtchens aber, der gleichfalls vor die Thüre getreten war, sowie bei dem vorerwähnten Kaufmann Lebrecht hatte sie sich bis zu einem so hohen Grade gesteigert, daß beide Herren bei bloßer Erwähnung derselben Leibschneiden und Uebelkeiten empfanden. Mit gesträubtem Haar, todtenblaß und voll Entsetzen in jedem Zuge ihres Gesichts flohen sie, wie vorhin die Damen, in das Posthaus, dessen Thüre sie hinter sich eiligst schlossen und verriegelten. Aus dem geöffneten Fenster aber befahl der Postmeister mit angstbebender Stimme dem erschrockenen Passagier, der sich mittlerweile schon etwas erholt hatte, sich augenblicklich wieder in den Wagen zu setzen. „Du, Hanns, spannst sogleich wieder die Pferde vor und fährst ihn zurück, ich werde einen andern Wagen nach H . . . schicken, wohin dieser eigentlich bestimmt ist. Die Postsachen, Briefe, Pakete und Zeitungen wirfst Du eiligst herunter auf die Straße, sie sollen erst gehörig geräuchert und gelüftet werden, ehe wir sie in die Hand nehmen;" so endigte der Postmeister seine hastige Rede und wollte das Fenster schließen, was aber Johannes zu verhindern suchte, indem er näher tretend erklärte, daß dieses Städtchen und das Haus des Herrn Kaufmann Lebrecht seiner Reise Ziel und er daher gezwungen sei, hier zu bleiben. „Mit nichten, mit nichten," schrie der hinter dem Postmeister stehende Lebrecht; „das sollte mir fehlen, daß ich mir die Cholera ins Haus schleppen ließ. Sie reisen sogleich zurück, Ihren Platz werde ich hier dem Herrn Postmeister bezahlen; grüßen Sie Herrn Leonhard von mir und sagen Sie ihm, ich hätte mich wegen des Lehrburschen anders besonnen."

Vergebens versuchte es der so plötzlich um all seine schönen Hoffnungen Betrogene den Herren darzuthun, wie er nur des Fahrens ungewohnt durch das Schütteln des Wagens unwohl geworden sei, keineswegs aber einen Anfall jener furchtbaren Krankheit erlitten habe. Taub gegen all seine Vorstellungen blieben die Herren, und Johannes sah sich zu seinem Leidwesen gezwungen, seinen Marterkasten wieder zu besteigen und nach B . . . zurückzukehren. „Ich bin doch ein wahrer Unglücksvogel," sagte er zu sich selbst, als er das Städtchen hinter sich hatte, in welchem ihm ein so unerwarteter und schmählicher Empfang zu Theil geworden war. „Was wird Herr Leonhard, was wird Katharine zu meinem neuen Mißgeschick sagen?"

Das Fahren machte ihm übrigens jetzt, da er anfing, es gewohnt

Digitized by Google

zu werden, weniger Beschwerde, und bald begann sein ganz leerer Magen vernehmlich zu knurren. Johannes aber bedauerte es sehr, ihm jetzt gar nichts bieten zu können; er hatte nämlich seinen geringen Vorrath an Eßwaaren, die ihm Vormittags nur Ekel verursacht hatten, seinem gutmüthigen Begleiter gegeben und war daher gezwungen, den ungeduldigen Mahner zur Ruhe zu verweisen. Nicht in der Stimmung, des herrlich gestirnten Firmaments, des hellleuchtenden Mondes, der mit zauberhaftem Glanze das Gebirge übergoß, sich zu freuen, schloß er die von den überstandenen Anstrengungen des Tages müden Augen und schlief ein. O, glückliches Vorrecht der Jugend, das dich dem tröstenden Freunde, dem Schlafe, in die Arme zu legen vermag, trotz Hunger, Kummer und Sorge! Doch die Jahre fliehen gar rasch dahin; ehe wir es gewahr werden, ist mit ihnen die goldene Jugendzeit entflohen, und dann, ja dann flieht auch der milde Tröster, der Schlaf, die Augen des Kummerbeladenen.

Noch war unserem jungen Freunde diese Zeit fern genug, und er schlief bis zum hellen Morgen, ohne das Wechseln der Pferde zu bemerken, ohne die Stöße des Wagens sonderlich zu empfinden. Erst als dieser im Posthofe zu B . . . anhielt, erwachte Johannes, nahm sein Köfferchen und begab sich hungrig und traurig zu seiner alten Freundin, die ihn so bald wieder zu sehen nicht wenig erstaunt war. Dennoch aber beeilte sie sich, noch ehe sie seine klägliche Geschichte gehört hatte, ihm rasch ein Frühstück zu bereiten.

So endete Johannes erster Ausflug in die Welt, auf der er offenbar keinen rosenbestreuten Pfad finden sollte, und Herrn Leonhard wurde, als er ihn so plötzlich wieder vor sich sah und seine lächerlich traurigen Abenteuer vernommen hatte, ernstlich bange um die Zukunft seines Mündels.

„Ich dächte, du versuchtest es, da es doch mit dem Kaufmannsstande nichts ist, einmal mit der Landwirthschaft!" meinte Katharine, als Woche um Woche verging und sich nirgends ein Plätzchen für den armen Johannes finden wollte. Sie selbst dachte daran, trotz ihrer alten Tage, wieder einen Dienst zu suchen; denn ihre geringe Baarschaft schmolz zusammen, und durch Stricken und Nähen vermochte sie nicht viel zu verdienen. Nahm Katharine wieder einen Dienst an, so verlor Johannes seinen letzten Zufluchtsort. Dennoch mußte er selbst

Digitized by Google

ihr dazu rathen, er konnte es doch nicht wünschen, daß sie den, für ihr Alter aufgesparten Nothgroschen ihm opfere. Es war daher dringend nöthig, für ihn ein Unterkommen zu finden. Studiren konnte er doch nicht; es war ihm deßhalb auch ganz gleichgültig, was er außerdem treiben sollte. So erschien ihm denn Katharinens Rath sehr annehmbar; er begab sich also zu Herrn Leonhard und theilte diesem seinen Entschluß, die Landwirthschaft zu erlernen, mit.

„Das ist ganz vernünftig," sagte Herr Leonhard, „will Eines nicht gehen, so muß man das Andere versuchen; überdieß trifft sich's, daß ein Baron Skotti, wie ich in der heutigen Zeitung gelesen habe, einen jungen Menschen zu Erlernung der Wirthschaft sucht. Er ist gerade zum Flachsmarkt hier in der Stadt anwesend, ich werde mich daher noch heute zu ihm begeben und das Nöthige mit ihm verabreden."

Schon am Abende desselben Tages stand Johannes vor dem Baron von Skotti, der den jungen, blassen, hochaufgeschossenen Menschen mitleidigen Blickes betrachtete. Und wohl war seine Erscheinung mitleiderregend. Denn keines seiner Kleidungsstücke schien ihm recht zu passen; die Aermel und Schöße seines fadenscheinigen Röckchens waren ihm viel zu kurz, ebenso die keineswegs für den Winter berechneten Beinkleider; das aber war ganz natürlich, denn Johannes war im Wachsthum begriffen. Seit dem Tode seiner gütigen Pflegemutter hatte jedoch Niemand daran denken können, ihm neue Kleider anzuschaffen. Herr Leonhard würde dieß gern gethan haben, denn ihm flößte das klägliche Aussehen seines Mündels Mitleid ein; er war jedoch, wie schon gesagt, nicht reich und hatte genug zu thun, um seine eigenen Kinder anständig zu bekleiden. Daher konnte er für den fremden Knaben nichts thun. Er hätte es auch aus Furcht, das Mißfallen seiner Frau zu erregen, nicht wagen dürfen, denn sie führte das Regiment im Hause, und sie führte es mit eiserner Strenge.

„Haben Sie keinen Ueberzieher oder Mantel?" frug der Edelmann, nachdem er Johannes hinsichtlich seiner Schulkenntnisse ein wenig geprüft und in Folge dieser Prüfung eine recht gute Meinung von ihm gefaßt hatte. „Es ist heute grimmig kalt" — man war zu Ende November — „und die lange Nachtfahrt auf dem nur mit Stroh gefüllten Wagen dürfte Ihnen in diesem Anzuge doch sehr peinlich werden."

Digitized by Google

„Ich habe auf des Dieners Verlangen meinen Mantel im Vorzimmer gelassen," erwiederte Johannes, dessen langes, schmales Antlitz, dem die kurzsichtigen Augen ein eigenthümlich ängstliches Aussehen verliehen, vollkommen zu dem kläglichen Anzuge paßte.

Zufriedengestellt durch des jungen Menschen Antwort entließ der Baron ihn jetzt und gab dem eintretenden Diener Befehl, ihm erst ein Abendbrod vorsetzen und dann den Kilian anspannen zu lassen, damit dieser noch diese Nacht mit dem neuen Wirthschaftseleven nach Haidereich, so hieß das Gut des Baron von Skotti, zurückfahren könne.

Johannes Brust hob sich erleichtert, als er das Zimmer verlassen hatte, sogleich aber sank er in dem des Bedienten, wohin derselbe ihn geführt hatte, schwer seufzend auf einen Stuhl. „Ach, die Socken! die Socken!" stöhnte er zu des Dieners großer Verwunderung; „ach, die Socken, ich kann nicht von der Stelle." Katharine nämlich, die zu ihrem großen Kummer ihren Liebling so schlecht bekleidet in die kalte Novembernacht hinausgehen lassen mußte, hatte wenigstens seine Füße möglichst vor der Kälte schützen wollen und ihn bewogen, die dereinst von ihr gestrickten sehr warmen, damals zu groß gewesenen, jetzt aber passenden Socken anzuziehen. Das war an und für sich gut und schön, nur eine Kleinigkeit hatte Katharine vergessen und zwar die, daß des Knaben Stiefel ihm ohnehin zu kurz und zu eng waren. Mit unsäglicher Anstrengung zog er sie dennoch an, nahm, da die bestimmte Stunde, in welcher er vor dem Baron erscheinen sollte, eben schlug, eiligen Abschied von seiner ihm mit trüben Augen nachblickenden Freundin und eilte unter furchtbaren Schmerzen, denn die engen Stiefel machten ihm jeden Schritt zur Qual, in das ihm bezeichnete Gasthaus, in welchem sein künftiger Herr Quartier genommen hatte. Kaum hatte er es über sich gewinnen können, die Fragen des Herrn Barons gehörig zu beantworten, die Schmerzen drohten, ihm die Besinnung zu rauben, daher auch sein heute so klägliches Aussehen und das häufige, ihm sonst nicht eigenthümliche Gesichtszucken, das der Herr Baron seiner leichten Kleidung und der Kälte zugeschrieben hatte.

Zu Friedrichs, des Dieners, nicht geringer Verwunderung fing jetzt unser Freund eiligst an, sich seiner Fußbekleidung zu entledigen. Doch, o Schrecken, so sehr er auch zog und rückte, die Stiefel waren wie angenagelt, und jegliche Bemühung, sie von den Füßen zu ziehen, vergeblich. Johannes klagte beinahe weinend vor Schmerz und vor

Digitized by Google

Scham dem halb spöttisch, halb mitleidig lächelnden Friedrich seine Noth, worauf dieser, der kein anderes Mittel wußte, rasch sein Federmesser hervorzog und mit schnellem, äußerst geschickt ausgeführtem Schnitt erst den einen und dann den andern Fuß des Gequälten befreite. Hocherfreut sprang Johannes auf. Doch neuer Kummer, neues Leid; so wie er da war, ohne Fußbekleidung, konnte er doch nicht hinunter auf die Straße und in den Wagen kommen; wie sollte er überdieß in bloßen Socken die Nacht im Freien zubringen und dann in diesen bei seiner Ankunft in Haidereich sich den dortigen Bewohnern vorstellen? Wiederum war guter Rath theuer; Friedrich jedoch um solchen nicht bange. „Wir haben," sagte er, hiemit meinte er seinen Herrn, „hier für die gnädigste Frau Baronin einen prächtigen Fußsack gekauft; Kilian sollte ihn mitnehmen, ich jedoch werde ihn Ihnen geben. Sie ziehen ihn unterwegs über die Füße und sitzen dann um so wärmer, worauf Sie ihn morgen früh der Frau Baronin abgeben können; jetzt aber ziehen Sie die Socken aus und die Stiefel an, und in Haidereich machen Sie's, ehe Sie aussteigen, ebenso," rieth Friedrich, und Johannes wäre ihm gern um den Hals gefallen aus Dankbarkeit für so viel Güte.

Es war wirklich eine bitterkalte Nacht, und unser Freund würde nicht wenig gefroren haben, wenn nicht Friedrich, als er dessen Mäntelchen erblickte — es war dasselbe, das er damals zu Weihnachten zugleich mit den Socken bekommen hatte — ihm einen Teppich, den Herr von Skotti gleichfalls für seine Gemahlin gekauft, mitgegeben hätte. In diesen wickelte sich Johannes fest ein, zog den warmen Fußsack über die Füße und verfiel sehr bald in einen gesunden Schlaf, an dem, wie wir bereits gesehen haben, es ihm nicht fehlte.

„Wir sind an Ort und Stelle, Herr Schreiber," sagte Kilian, als er bei Tagesanbruch in das Dorf fuhr, auf seinem Sitze sich umwendend und berührte, da er sah, daß Johannes seine Worte nicht gehört hatte, diesen möglichst sanft mit dem Peitschenstiele. Der Langschläfer fuhr empor und sah, daß es hohe Zeit war, seinen Anzug zu ordnen. Rasch warf er Teppich und Fußsack ab, zog die Socken aus und die Stiefel an, womit er gerade fertig wurde, als der Wagen durch das Hofthor fuhr, und beeilte sich nun, auch Kleider und Haare von dem an denselben haftenden Stroh zu befreien, um als angehender Wirthschaftsschreiber möglichst anständig auf dem Schauplatz seiner künftigen Wirksamkeit zu erscheinen.

Digitized by Google

Da Kilian, weßhalb wissen wir nicht zu sagen, den Ankömmling bei der gnädigen Frau als Schreiber angemeldet hatte, so ließ diese zu Mittag an der herrschaftlichen Tafel ein Gedeck mehr für denselben auflegen. Zwar wunderte sie sich, als der sogenannte Wirthschaftsschreiber in seinem abgetragenen und unpassenden Anzuge erschien; da sie aber eine seltene Ausnahme ihres Geschlechts und ihres Standes war, und die Leute nicht nach ihren Kleidern, sondern nach ihren Handlungen zu beurtheilen pflegte, so kam sie ihm freundlich entgegen. Sein äußerst demüthiges und bescheidenes Benehmen nahm sie sowohl, als auch die andern Hausgenossen sehr bald für ihn ein, weßhalb ihn denn alle mit großer Zuvorkommenheit behandelten. An der herrschaftlichen Tafel blieb er jedoch nicht; denn als nach einigen Tagen Herr von Skotti zurückkehrte, klärte sich der Irrthum hinsichtlich des dem Jüngling zugeschriebenen Ranges auf, worauf er an den Bediententisch versetzt wurde, was ihn aber nicht sehr unglücklich machte, da er an demselben neben Friedrich saß, der ihn aus so großer Verlegenheit befreit hatte, und dem er sich deßhalb dankbar verpflichtet fühlte. Das hinderte Herrn von Skotti jedoch nicht, Johannes, der zwar eine schlechte Handschrift, aber einen sehr guten Styl hatte und dabei sehr richtig schrieb, als Schreiber, den er eben deßhalb entbehrlich fand, zu benützen; doch auch die Leute im Hof und in der Scheune — im Felde gab es ja jetzt nichts zu thun — sollte er beaufsichtigen, und dazu war er weniger tüchtig, als zur Führung der Feder.

Wie hätte sich auch der schüchterne, blöde Junge bei den derben Knechten und Mägden in Respekt setzen können? Das wäre aber in seiner jetzigen Stellung durchaus nöthig gewesen, wenn er von ihnen nicht als Ihresgleichen behandelt werden sollte. Johannes hatte hievon ein dunkles Gefühl, wußte aber durchaus nicht, wie er es anfangen solle, sich ein Ansehen bei den Leuten zu geben. Es gelang ihm dieß auch keineswegs, wohl aber erregte er vermöge seines kümmerlichen Aussehens und seiner elenden Kleidung ihr Mitleid, das durch sein freundliches Benehmen ihnen gegenüber sich ihrerseits zu wahrer Theilnahme steigerte. Er war dazu bestimmt gewesen, sie zu beaufsichtigen, bald aber kehrte sich das Verhältniß um, und er mußte gern oder ungern sich's gefallen lassen, von ihnen beschützt zu werden. In der Scheune war es der ehrliche Kilian, der sich seiner annahm, wenn die Knechte und Mägde ihn hänseln wollten; am Bediententisch aber war

Digitized by Google

es Friedrich, der ihn gegen die losen Neckereien und Scherze der Kammerjungfer und der Wirthschaftsmamsell in Schutz nahm, so daß diese es bald aufgeben mußten, den blöden Jungen aufzuziehen.

So hatte er denn auch hier Beschützer und Freunde gefunden, und er würde, obgleich er sich das Landleben ganz anders vorgestellt hatte, sich wohl zufrieden gefühlt haben, wenn er nicht so entsetzlich hätte frieren müssen. Sein Stübchen zwar war warm und trotz der sehr einfachen Möbel ganz behaglich, auch verbrachte er hier bei seinen Büchern, die Katharine, welche, beiläufig gesagt, eine Stelle angenommen, ihm nachgeschickt hatte, manch frohe Stunde; aber schon früh Morgens um vier Uhr mußte er hinaus und noch dazu ohne Frühstück — dieses wurde erst gegen sieben Uhr eingenommen — in die Ställe, um beim Füttern und Melken der Thiere gegenwärtig zu sein. Nach dem hastig verzehrten Frühstück ging's in die Scheunen, denn gedroschen wurde den ganzen Winter, und aus den Scheunen auf die Schüttböden und dann wiederum in die Ställe zur Austheilung des Futters. So war es einen Tag wie den andern, ohne die geringste Abwechslung, nur daß Sonntags das Dreschen unterblieb, und Johannes sich dann mit seinen Büchern beschäftigen konnte; war dieß der Fall, so fühlte er sich glücklich, und er rückte mit seinem Buche so nahe als möglich dem wärmenden Ofen, den er ja ganze sechs Tage wieder, bis zum nächsten Sonntag nämlich, entbehren mußte. Während der sechs Wochentage fror er aber entsetzlich, denn seine dünne Kleidung, sein kurzes, abgetragenes Mäntelchen gewährten ihm keinen Schutz gegen die strenge Kälte. Draußen auf der Tenne zitterte er wie Espenlaub, wenn er stundenlang müßig dastehen und den dreschenden Knechten zusehen mußte.

„Herr Johannes," alle Hausgenossen nannten ihn bei seinem Vornamen, da er ihnen, trotz seiner hoch aufgeschossenen Gestalt, wegen seiner Unerfahrenheit und Blödigkeit wie ein halbes Kind vorkam — „Herr Johannes," sagte der ehrliche Kilian eines Morgens zu Ende Januar, da das Thermometer achtzehn Grad im Freien zeigte, und unser Freund, fest in sein altes Mäntelchen gewickelt, an der Bretterwand in der Scheune lehnte und zähneklappernd und trüben, beinahe starren Blickes den dreschenden Knechten zusah; „nehmen Sie meinen Schafpelz und legen Sie sich ins Stroh, wir werden schon unsere Schuldigkeit thun, auch wenn Sie sich ein Stündchen Ruhe gönnen."

Johannes, der ein sehr reges Pflichtgefühl hatte, dankte dem

Digitized by Google

guten Menschen, indem er hinzufügte, daß er der Ruhe durchaus nicht bedürfe.

„Sie erfrieren aber," sprach einer der Knechte, da eben eine Pause gemacht und frisches Getreide aufgelegt werden mußte, „Sie sehen ja bereits wie 'n Eiszapfen aus."

„Oder wie ein eingefrorenes Wickelkind," fügte ein anderer lachend hinzu.

„Still da, ihr Maulaffen!" rief Kilian und erhob drohend den Dreschflegel, „wage es einer, über den braven Jungen sich lustig zu machen, und ich schlage ihm die Glieder entzwei."

Das wirkte; augenblicklich verstummten die Spötter, und bald hörte man wieder das einförmige Tick Tack, Tick Tack der schwer auffallenden hölzernen Klöppel. Kilian aber trat zu Johannes und hing ihm seinen alten Schafpelz um. „Ja doch," beruhigte er den Widerstrebenden, „Sie müssen ihn annehmen, mein Flausch ist mir warm genug und jedenfalls zehnmal wärmer, als Ihr dünnes Fähnchen, und nun ins Stroh hinein, ich beschütze Sie vor den Lümmeln da, und vor dem Herrn werde ich Sie schon zu entschuldigen wissen."

Damit schob er ihn in das ausgedroschene Stroh, thürmte ein paar Bündel vor den fast willenlos auf das weiche Lager sinkenden Johannes und schlug, mit dem Bewußtsein einer vollbrachten guten That, noch einmal so kräftig auf die vor ihm liegenden vollen Garben.

Johannes war sehr bald in Schlaf gesunken, denn die Kälte hatte ihn so angegriffen, daß ihm die Glieder ganz steif geworden und er selbst der Erstarrung nahe gewesen war. Kurz darauf, nachdem Kilian seinen Schützling vor dem Erfrieren bewahrt und ins Stroh gebettet hatte, trat Herr von Skotti, der täglich einmal die Runde durch Hof, Ställe und Scheune zu machen pflegte, herein und frug, da er Johannes nicht erblickte, ob dieser heute nicht herunter gekommen sei.

„O ja, gnädiger Herr," erwiederte Kilian, der sich schon etwas herausnehmen durfte, da er seit dreißig Jahren auf dem Hofe diente und den jetzigen Herrn als Kind oft genug auf seinen Knieen geschaukelt hatte; „o ja, gnädiger Herr, er war wohl da, ich fürchtete aber, er könne uns hier erfrieren, da habe ich ihm gerathen, er möchte sich ein Stündchen hinlegen; es war wirklich nöthig, denn er sah schon ganz krank aus."

Herr von Skotti war nicht übermäßig streng, er hielt überdieß

viel von seinem braven alten Kilian, wohl wissend, wie treu er seinem Vater gedient hatte und jetzt ihm selbst noch diente; er war daher über dessen eigenmächtiges Verfahren durchaus nicht böse und sagte im Hinausgehen begriffen ganz ruhig: „Hast recht gethan, Alter, wollte der Junge hätte ordentliche Kleider, sie sind ihm wahrhaftig nöthig.“ Dabei hüllte er sich fester in seinen warmen, theuren Bärenpelz und kehrte ins Wohnhaus zurück. Denselben Abend noch schrieb er an Herrn Leonhard hinsichtlich Johannes schlechter Bekleidung, jenen bittend, er möge doch Sorge tragen, seinem Mündel einen neuen Anzug zu beschaffen.

Herr Leonhard, der, wie schon gesagt, dieß aus eigenen Mitteln nicht konnte, verkaufte die von Katharinen bei ihrer Abreise — sie diente nämlich in einer zehn Meilen von B . . . entfernten Stadt — ihm übergebenen, dem Knaben gehörigen Bettstücke und sandte Herrn von Skotti das für dieselben erhaltene Geld, worauf denn Johannes einen, wenn auch sehr einfachen, doch wenigstens ihm passenden Anzug bekam. Dieß geschah aber erst im Frühjahr, bis zu welcher Zeit es noch mehrmals vorkam, daß Kilian sich veranlaßt sah, ihn ins Stroh zu schicken, und wir müssen es gestehen, Johannes ließ es später sich gern gefallen.

Endlich war der Winter überstanden, der Frühling wieder da. Wie freute sich Johannes der überall sich entfaltenden Pracht; daß es da draußen auf dem Lande so herrlich sein könne, hatte er in der Stadt hinter seinen Büchern gar nicht geahnt. Wie gern stand er jetzt früh Morgens auf und ging an Kilians Seite hinaus ins Feld, wo jetzt fleißig gepflügt, gesäet, geeggt und gepflanzt wurde. Dabei wirbelten die Lerchen ihr frohes Lied in die klare Morgenluft hinauf; der Hirte trieb seine Herde hinaus aufs Brachfeld, und sein Horn sowohl als auch das Gebell des ihn begleitenden treuen Karo klang, wenn auch nicht so lieblich, wie der Vöglein vielstimmiger Chor, doch lustig und frisch in den heiteren Morgen hinein. Unserem Johannes kam es fast vor, als fange er jetzt erst an, so recht zu leben. Die Briefe, die er an Herrn Leonhard und an seine liebe Katharine schrieb, athmeten eitel Lust und Freude.

Von der eigentlichen Landwirthschaft aber konnte er nicht viel begreifen. Wenn Kilian, der sich's besonders angelegen sein ließ, ihn zu unterrichten, ihm die verschiedene Beschaffenheit der verschieden

Digitized by Google

bebauten Felder erklärte, so hörte er zwar sehr aufmerksam zu, dennoch vermochte er, obgleich jener ihm bereits unzähligemale mageren und fetten, lehmigen und sandigen Boden gezeigt hatte, diese Erdarten nicht von einander zu unterscheiden. Ebenso war es mit den Feldfrüchten und Sämereien; Gerste verwechselte er fortwährend mit Weizen, Hafer mit Korn, Linsen mit Wicken, und als nun alles Gesäete aufging und er aus Blatt und Halm die Frucht erkennen sollte, da zeigte sich's, daß ein sechsjähriger Bauernjunge darin besser Bescheid wußte, als der sechzehnjährige Johannes. Herr von Skotti, der in dieser Hinsicht zuweilen ein Examen mit ihm anstellte, schüttelte dann gewöhnlich mißmuthig den Kopf. „Aus Ihnen wird schwerlich ein tüchtiger Landwirth werden," pflegte er dann zu Johannes nicht geringer Betrübniß zu sagen.

Kilian aber meinte: „Bei der Feder hätten Sie bleiben sollen, lieber Johannes, zum Landwirth sind Sie einmal nicht geboren, wer dazu Sinn und Anlage hat, der begreift das, was Sie nicht behalten können, gleich das erstemal, wo er es hört und sieht."

Johannes fühlte sich dennoch recht glücklich in Haidereich und im Hause des Herrn von Skotti, der für seine Person sich zwar nie viel mit ihm beschäftigte, dessen Frau und Kinder aber, so wie die übrigen Hausgenossen ihm recht zugethan waren. Von ganzer Seele wünschte er daher, hier lange bleiben zu können, und er gab sich deßhalb, wenn auch ohne großen Erfolg, viele Mühe, das Praktische der Landwirthschaft zu erlernen. Die schriftlichen Arbeiten, die er zu fertigen hatte, erlangten stets die Zufriedenheit des Herrn von Skotti, denn auf eine schöne Handschrift kam es hier durchaus nicht an, sondern nur auf eine klare, deutliche Darstellung, auf genaues Eintragen der Ausgaben und Einnahmen, auf pünktliches und richtiges Summiren und Zusammenstellen derselben, wobei Johannes, der in der Rechenkunst gut bewandert war, sich nie einen Fehler zu Schulden kommen ließ.

Der Frühling hatte dem Sommer Platz gemacht; die erste Heuernte, welche besonders ergiebig ausgefallen, war vorüber, auch die Saat war herrlich aufgegangen und der reifenden Frucht wogende Felder winkten lockend dem fröhlichen Schnitter. Der August war überaus heiß in diesem Jahre; es hatte lange nicht geregnet, gar selten hatte ein leichtes, schnell vorüberziehendes Gewitter die Luft erfrischt, und Johannes dachte jetzt zuweilen, der Aufenthalt im Freien zur Zeit

Digitized by Google

der hohen Sonnengluth sei fast eben so wenig angenehm, als das Stehen in der Scheune bei achtzehn Grad Kälte.

Zuweilen ward ihm die große Hitze im offenen Felde, wenn der Sonne Strahlen senkrecht glühten, ganz unerträglich, und obgleich jetzt Kilian, der da meinte, ein bischen Hitze könne man schon ertragen, nicht dazu rieth, so suchte er doch, von Müdigkeit überwältigt, zuweilen in den Schatten eines wilden, an irgend einem Feldrain stehenden Apfel- oder Birnbaums zu gelangen, wo er sich erschöpft auf den Rasen hinstreckte und gewöhnlich sehr bald in sanften Schlaf verfiel. Der Baron, der ihn einst fern von den mähenden Leuten in oben beschriebener Weise fand, weckte ihn auf und ermahnte ihn recht ernstlich, jenen kein so böses Beispiel zu geben, was Johannes, beschämt und verwirrt, sich mit der großen Hitze, die ihn überwältigt hatte, entschuldigend auch versprach; es schmerzte ihn jedoch nicht wenig, von dem gütigen Herrn einen Verweis verdient und erhalten zu haben.

„Schade um den Jungen," sagte dieser zu seiner Gattin; „er ist brav und ehrlich, weiß auch mit der Feder umzugehen, Landwirth jedoch wird er wohl schwerlich werden; im Winter will er erfrieren, im Sommer fürchtet er zu zerschmelzen, und von der eigentlichen Landwirthschaft geht ihm durchaus nichts in den Kopf. Ich fürchte fast an ihm selbst ein Unrecht zu begehen, wenn ich ihn hier, wo er nichts lernt, länger behalte, während er, anstatt die kostbare Zeit zu verlieren, sich einem ihn später ernährenden Fache zuwenden könnte."

Frau von Skotti jedoch, die, wie erwähnt, Johannes recht zugethan war, entschuldigte ihn, sprach von seiner großen Jugend, seiner steten Bereitwilligkeit, seinem unverdorbenen Gemüth, das sich im Umgang mit ihren Kindern offenbare, und wußte auf diese Weise ihren Gemahl zu fernerer Geduld mit Johannes zu bestimmen.

Es war Mitte August und die Ernte im vollen Gange, Johannes aber, weil es gerade zu schreiben gab, zu Hause beschäftigt. Da trat der Baron zu ihm in die kleine Kanzlei, in der er zu schreiben pflegte. „Sie müssen schnell aufs Feld," sagte er; „es zieht sich ein furchtbares Wetter zusammen, und alle Leute sind draußen, ich habe sonst Niemand zu schicken, eilen Sie daher zu den Schnittern, Sie werden sie auf dem dritten Korngewände finden, sagen Sie ihnen, sie möchten augenblicklich das Schneiden einstellen; denn legt sich auch unter dem Regen das Getreide auf dem Halm, so hebt sich's doch wieder,

Digitized by Google

wenn dieſer vorüber iſt, das los daliegende aber kann leicht Schaden nehmen, und ſollte gar Hagelwetter kommen, was wohl zu erwarten ſteht, ſo wären wir der Mühe des Dreſchens überhoben und die Körner jedenfalls verloren. Die Leute mögen daher das geſchnittene Getreide raſch in Garben binden und dann zu Kilian auf das zweite Gewände eilen, dort aber den Andern helfen, das ſchon trockene Korn auf die bereitſtehenden Erntewagen laden und heimbringen."

Nachdem Herr von Skotti dieſen Befehl ertheilt hatte, entfernte er ſich raſch, um noch einen Brief, der mit der heute hier durchkommenden Poſt abgehen ſollte, zu ſchreiben; Johannes aber beeilte ſich, die erhaltenen Weiſungen auszuführen. Vor dem Hofthore jedoch blieb er einen Augenblick überlegend ſtehen.

Auf dem dritten Gewände befänden ſich die Leute, hatte Herr von Skotti geſagt; ja, aber wo lag denn dieſes dritte Gewände? Johannes, der doch nun ſchon neun Monate in Haidereich war und unzähligemale in Kilians Begleitung die Felder durchſchritten hatte, ſelbſt auch auf jedem Fleck derſelben beſchäftigt geweſen war, hatte ſich dennoch die Richtung, in welcher dieß Korn- oder jenes Weizenfeld lag, nicht merken können. Doch die Leute ſchnitten ja dort das Getreide, die Gegend war flach, man mußte ja die Menſchen von hier aus ſehen können, dachte Johannes, hielt die Hand über die Augen und ſtrengte dieſe ſeine kurzſichtigen Sehorgane möglichſt an, um zu entdecken, wo die Leute im Felde ſich befänden. Richtig, dort rechts, da ſah er dunkle Punkte ſich hin und her bewegen, das mußten ſie ſein, und ſo, ohne nur daran zu denken, daß ja auch der Hirte mit ſeiner Herde und Kilian mit den Erntewagen draußen ſei, rannte er ſchnurſtracks, ſo raſch er nur konnte, dahin, wo er die dunkeln Punkte erblickt hatte.

Nach einer guten Viertelſtunde angeſtrengten Laufens erreichte er das Feld, das er im Auge gehabt hatte, wo er zwar zu ſeinem nicht geringen Schreck keine Schnitter, wohl aber die ruhig weidende Herde fand.

„Sie kommen wohl, um mich vor dem nahenden Gewitter zu warnen," meinte der Hirte und pfiff ſeinem Karo; „das, lieber Herr Johannes, war aber gar nicht nöthig, deßhalb brauchten Sie nicht ſich ſo außer Athem zu laufen; ich hab' ein achtſames Aug' auf Wind und Wolken und dachte eben daran, die Thiere heimzutreiben."

Eiligſt benahm Johannes dem guten Manne ſeinen Irrthum und

Digitized by Google

schämte sich dabei nicht wenig, ihn fragen zu müssen, wo das zweite Korngewände liege.

„Aha, die Leute sollen wohl nicht weiter schneiden," sagte hierauf der wohl erfahrene Landmann; „ja, es kann ein böses Wetter kommen, denn lang genug hat sich's gesammelt, Sie aber, Herr Johannes, sind gar sehr weit um gegangen und kommen nun jedenfalls zu spät; sehen Sie, dort links, beinahe eine halbe Meile von hier, liegt das zweite Korngewände, und Sie werden's vor Ausbruch des Wetters schwerlich erreichen."

So sprechend trieb der Hirte mit Karo's Hülfe eiligst die Herde zusammen und dem Dorfe zu, Johannes aber eilte, so schnell ihn die Füße tragen wollten, nach der bezeichneten Stelle. Der Hirte jedoch hatte Recht gehabt. Johannes mußte jedenfalls zu spät kommen, der Horizont umzog sich bereits sehr, einzelne Windstöße jagten über die Flur und wühlten in den, einem wild aufgeregten Meere gleichenden Getreidefeldern.

„Wie muß das schon Geschnittene, nun lose Daliegende zerzaust werden!" dachte Johannes und strengte sich zu immer schnellerem Laufe an; schweißtriefend langte er endlich auf dem Korngewände an, und zwar im selben Augenblick, wo die Leute die Arbeit einstellend sich zur Heimkehr anschickten. Es war auch hohe Zeit; denn mit furchtbarer Gewalt brach das Wetter jetzt los, der Donner rollte, Blitze zuckten flammend hernieder, der Sturm raste heulend daher, und bald goß es in Strömen aus den dichten, schwarzen Wolken herab auf das vom Winde aufgewirbelte, vom Wasser fortgeschwemmte Getreide und auf die einem schützenden Obdach zueilenden Menschen.

Kilian war mit seinen vollen Erntewagen und den übrigen Leuten noch vor Ausbruch des Gewitters auf dem Hofe angelangt. Die bereits trocken gewesene Frucht hatte er geschickt und rasch aufgeladen und heimgebracht; die Frucht des zweiten Gewändes aber war verloren, denn die, das nahende Wetter sehenden Schnitter hatten, anstatt die Arbeit einzustellen, sich beeilt, mit derselben fertig zu werden, und Herr von Skotti war höchst aufgebracht, eben so wohl über den erlittenen Schaden, als auch darüber, daß Johannes aus Unkenntniß der Lage der Felder seine Botschaft nicht schnell genug hatte ausrichten können. „Wenn auch Ihr schwacher Kopf!" rief er außer sich vor Zorn, „sich nicht die Stelle merken konnte, wo das fragliche Gewände lag, wo

hatten Sie denn da die Augen, daß Sie eine Herde weidender Kühe für Menschen ansahen?"

„Ach, gnädigster Herr, an dieser Täuschung ist meine Kurzsichtigkeit schuld," sagte schwer seufzend Johannes; „ich sehe ja so schlecht, daß ich auf zwanzig Schritte eine Kuh von einem Pferde nicht zu unterscheiden vermag."

Herr von Skotti vergaß seinen Aerger und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Was, Sie können in solcher Nähe eine Kuh nicht von einem Pferde unterscheiden und wollen dennoch Landwirth werden? Na, das lassen Sie sich nur vergehen. Federfuchser müssen Sie werden, nichts als Federfuchser, das sage ich Ihnen, ja nichts anderes, und da ich ein Ihrerseits verfehltes Leben nicht auf meinem Gewissen haben mag, so kann ich Sie auch nicht länger bei mir behalten."

So sehr auch Kilian und die gnädige Frau sich für Johannes verwandten, der Gutsherr blieb dießmal unerschütterlich. Er ließ sich jedoch bewegen, Johannes noch bis zum Flachsmarkt, der, wie wir wissen, im November stattfand, zu behalten; bis dahin sollte er sich um eine andere Stelle bemühen.

Obgleich nun Herr von Skotti behauptete, Johannes habe durchaus keine Anlage zum Landmann, so hatte dieser doch das Landleben sehr lieb gewonnen, weßhalb er denn wünschte, bei der Landwirthschaft zu bleiben, wenn auch nicht in Haidereich, das verlassen zu müssen ihm sehr schwer wurde. Er schrieb daher an seinen Vormund und bat ihn, ihm bei Erlangung einer Stelle auf dem Lande behülflich zu sein. Herr Leonhard war äußerst bestürzt über diesen unerwarteten Brief. Da Johannes nun längere Zeit auf dem Gute des Barons geblieben war, so hatte er gehofft, für des Knaben Zukunft ausgesorgt zu haben, und nun war es plötzlich wieder aus und er wiederum gezwungen, ein anderweitiges Unterkommen für seinen „Pechvogel" von Mündel, wie er ihn allen Ernstes nannte, zu suchen.

Der Zeitpunkt, wo Johannes Haidereich, das ihm so lieb geworden war, wo er so gute, theilnehmende Menschen gefunden hatte, verlassen sollte, rückte immer näher heran, ohne daß sich etwas für ihn gefunden hätte. So empfand er denn nicht nur den Kummer der ihm bevorstehenden Trennung von der ihm lieb gewordenen Lebensweise und den ihm theuren Menschen, die sie ihm verschönt hatten, sondern auch die drückende Sorge wegen seiner nächsten Zukunft. Was sollte aus

Digitized by Google

ihm werden, wo sollte er hin? War doch auch Katharine jetzt nicht mehr im Stande, ihm, wenn auch nur für kurze Zeit, eine Zuflucht zu bieten, da sie ja selbst jetzt von denen abhängig war, deren Brod sie aß. Der Baron, welcher Johannes Betrübniß wohl sah, blieb dennoch fest bei seinem einmal gefaßten Beschluß, bemühte sich jedoch ganz im Stillen, eine seiner Ansicht nach für ihn passende Stelle ausfindig zu machen. Wirklich gelang ihm dieß auch. Johannes summirte gerade die letzten Monatsrechnungen und seufzte recht schwer bei dem Gedanken, daß es eben die letzte Arbeit sei, die er in Haidereich verrichten sollte, als Herr von Skotti zu ihm in die kleine Kanzlei, in welcher er beschäftigt war, trat.

„Lassen Sie jetzt das Rechnen sein," sagte er freundlich, „ich will Ihnen eine gute Nachricht mittheilen." Johannes stand rasch auf und sah den Edelmann mit freundlich fragenden Blicken an; es überkam ihn nämlich die frohe Hoffnung, dieser könne sich anders besonnen und entschlossen haben, ihn zu behalten. „Nein, nein, das nicht," fuhr der Baron, der seinen Gedankengang errathen hatte, kopfschüttelnd fort. „Das ist es nicht, ich kann Sie, so leid es mir auch thut, um Ihrer selbst willen unmöglich behalten. Der Förster Hartmann auf Troben jedoch, es ist nur acht Meilen von hier, braucht einen Forstschreiber; da Sie nun mit der Feder gut umzugehen wissen, so habe ich Sie empfohlen; er will Sie auf Probe nehmen, zeigen Sie sich tauglich, so erhalten Sie nach den ersten drei Monaten einen jährlichen Gehalt von vierzig Thalern und, wie sich von selbst versteht, freie Kost und Wohnung. Hoffentlich sind Sie hiemit zufrieden. Als Wirthschaftseleve hätten Sie noch drei Jahre warten müssen, ehe Sie über einen Groschen hätten gebieten können. Uebrigens denke ich auch, daß auf diese Weise besser für Ihre Zukunft gesorgt ist, denn Sie sollen sich einzig und allein nur mit schriftlichen Arbeiten beschäftigen. Gelingt es Ihnen nun, sich recht einzuarbeiten, so kann es Ihnen später nicht schwer werden, eine Stelle als Rentmeister zu erhalten."

Johannes, der wohl einsah, wie gut Herr von Skotti es mit ihm meinte, dankte ihm aufs herzlichste, und etwas beruhigt hinsichtlich seiner Zukunft, die sich vor seinen Blicken zu lichten schien, sah er nun weniger bekümmert der Stunde entgegen, wo er von dem lieben Haidereich und seinen ihm so theuren Bewohnern scheiden sollte.

Digitized by Google

War das ein grauſiges Wetter! Der Nordoſt fuhr heulend über die Erde, ganze Maſſen Schnee vor ſich hertreibend; wie pfiff und ſauste es doch in den hundertjährigen Eichen, Tannen und Fichten, deren mächtige Aeſte, wie vom Winde belebt, ſich hoben und ſenkten und aneinander ſchlugen, was eine gar unheimliche Begleitung abgab zu der abſonderlichen Melodie, die der Sturm den alten Waldesrieſen in ganz unbeſchreiblichen Tönen vortrug. Dunkle Wolken jagten dabei, vom Sturme gepeitſcht, über den grauen Horizont und verfinſterten noch mehr den düſtern Wald, in welchem, auch wer des Weges kundig war, ſich wohl verirren konnte, denn ſo hoch lag der Schnee, daß von einer Fahrſtraße auch nicht eine Spur zu entdecken war. Dennoch trieb ein in einen Schafpelz gehüllter Mann, gegen Wind und Wetter kämpfend, ſeine zwei vor einen Leiterwagen geſpannten Gäule mit lautem Zuruf und weithin ſchallendem Peitſchenknall unaufhörlich an.

„Müſſen vor Nacht noch die Herberge erreichen," brummte der Mann vor ſich hin, „der Tag geht raſch zu Ende, ehe man ſich's verſieht, iſt's ſtockfinſtere Nacht, dann aber finde ſich der Gottſeibeiuns zurecht in dieſem Gewirr von Büſchen und Bäumen; und dabei," fuhr er nach einer Weile fort, während welcher er die ermattenden Pferde wieder angetrieben hatte, „und dabei dieſer Höllenſpektakel von heulendem Sturm und ſägenden Aeſten, iſt's doch, als ob das wilde Heer heute Jagd abhalte im alten Forſt, hu, wie es braust und pfeift, faſt war mir's, als hörte ich Wolfsgeheul dazwiſchen; na, das wäre kein Wunder, haben wir doch 'nen ausnehmend ſtrengen Winter dieß Jahr, da kommen die Beſtien, wenn ſie drüben in Polen kein Futter mehr finden, herüber über die Grenze. Hott, hott, hotti ji, rührt die Beine, Kraken, ſonſt haben wir ſie beim Dunkelwerden auf den Ferſen."

Wie um ſich zu ſtärken und zu ermuthigen zog der Mann ein Fläſchchen aus dem Pelze hervor und that ein paar kräftige Züge daraus, dann aber hieb er wieder auf die Gäule, dieſe zu ſchnellerem Laufe antreibend.

„Sollte mich wundern," fuhr er alsdann in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „wenn der da im Wagen bei dieſer Muſik ſchlafen ſollte, zu gönnen wär's ihm ſchon, könnt ihm aber bei dieſem Froſt gefährlich werden; hat 'ne böſe Zeit durchgemacht im Forſthauſe, der arme Junge, will ihm wünſchen, daß er ſie baldigſt vergäße." Wieder nahm er einen kräftigen Schluck aus der Flaſche und trieb dann wie vorhin die Pferde an.

Digitized by Google

Johannes aber, denn kein anderer war es, der da auf oder vielmehr in dem Stroh lag, schlief zwar nicht, war aber dem Einschlafen oder Erfrieren nahe; denn er war ganz steif und starr und vermochte kein Glied zu bewegen.

Acht Wochen waren es gerade, daß Kilian ihn nach Troben gefahren hatte. Herr von Skotti hatte gern Pferde und Wagen dazu, die gnädige Frau aber noch mancherlei Lebensmittel ihm mit auf den Weg gegeben. Bei dem Förster Hartmann jedoch war alles anders gekommen, als sein gütiger Gönner, der Herr Baron, es gehofft hatte. Troben war ein kleines, aus wenigen halbverfallenen Hütten bestehendes Dorf, dicht am Saume der mehrere Meilen weit sich ausdehnenden Forsten. Der Forstmeister Hartmann aber wohnte nicht im Dorfe, wo Kilian, vor dem Wirthshause vorfahrend, von seinem jungen Freunde Abschied genommen hatte, sondern eine halbe Meile weiter, tief im Walde selbst, wo auf einer kleinen Lichtung das alte, halbverfallene Forsthaus stand.

Johannes nahm daher sein nicht allzuschweres Köfferchen auf die Schulter und machte sich auf den ihm angedeuteten Weg. Bald sah er das Forsthaus vor sich, außer den ihn wüthend ankläffenden Rüden aber kein lebendes Wesen in dessen Nähe. Ungehindert, denn die Hunde waren angebunden, trat er über die Schwelle und erblickte im Hausflur eine mit einer häuslichen Arbeit beschäftigte, in ihrem Anzuge sehr schmutzig und nachlässig aussehende Frau. Johannes, der sie für eine Dienstmagd hielt, bot ihr einen guten Tag und frug sie, ob sie nicht so gut sein wollte, ihn, den neuen Forstschreiber, bei dem Herrn Förster anzumelden.

Was der schmutzigen Person in seiner Rede ärgerlich gewesen war, das konnte Johannes im Augenblick nicht errathen, daß er sie aber geärgert haben mußte, unterlag keinem Zweifel, denn sie maß ihn, der in seinem kurzen Mäntelchen freilich keine besondere Figur machte, mit einem unbeschreiblich verächtlichen Blicke und sagte dann mit nur mühsam verhaltenem Zorn: „Suche Er sich eine Dienstmagd, wenn Er sich melden lassen will; ist Er jedoch wirklich der neue Forstschreiber und kein hergelaufener Herumtreiber, für den man Ihn eher halten könnte, so kann Er Sein Anliegen nur gleich mir sagen, denn mein Mann ist nicht zu Hause, und ich bin eben so gut als er.“

Johannes, der durchaus nicht auf den Kopf gefallen war, merkte

Digitized by Google

nun, daß die Dame es ihm angesehen, wofür er sie gehalten hatte, und daß diese Wahrnehmung ihren Zorn erregt haben mußte. „Frau Forstmeisterin," begann er nun, indem er seinen Fehler gut machen wollte, verschlimmerte aber dadurch nur seine Sache, denn die Frau Forstmeisterin hörte sich nur gern „gnädige Frau" nennen und hielt streng auf diesen Titel.

„Geh' Er nur dort hinauf," sagte sie, ihn höchst unfreundlich unterbrechend, und zeigte mit der Hand nach der, einer Hühnersteige nicht unähnlichen Treppe. „Oben ist Seine Kammer, da mag Er warten, bis mein Mann nach Hause kommt und Ihm Seine Beschäftigung anweist."

Wie sehr war dieser Empfang von dem verschieden, welchen er vor einem Jahre in dem schönen Haidereich gefunden hatte. Unser junger Freund gedachte jener Zeit, als er nun gepreßten Herzens die unter seinen Tritten schwankende Treppe hinaufstieg. „Wie wird's mir hier ergehen," dachte er, als er oben angelangt ein kleines und schmutzig aussehendes Zimmerchen betrat, in welchem sich nur ein mit keineswegs reinen Bezügen versehenes Bett, ein wackliger Tisch und ein eben solcher Stuhl befand. Vergebens sah sich Johannes nach einem Möbel um, das den geringen Inhalt seines Köfferchens hätte aufnehmen können, eine Kommode war eben so wenig als ein Waschtisch vorhanden, und von einem Kleiderschrank war gleichfalls nichts zu sehen. Er konnte seine Sachen nicht auspacken und setzte sich daher, nachdem er die schlecht schließende Thüre, die er offen gefunden, zugemacht hatte, auf den wackligen Stuhl am Fenster.

Im Sommer, wenn alles grünte und blühte, die munteren gefiederten Sänger den herrlichen Wald belebten, da mochte es hier ganz hübsch sein auf der kleinen Lichtung im tiefen, dichten Forst; jetzt aber, wo kein fröhliches Vögelein in den dunklen Zweigen zwitscherte, wo alles in tiefem Schweigen lag, Erdboden und Bäume leicht bereift waren, sah es hier öde und traurig aus. So dachte Johannes und fühlte ein leises Frösteln seinen Körper durchrieseln. Es war aber auch eisig kalt in dem kleinen verräucherten Zimmer, in dessen Ecke zwar ein Ofen stand, der jedoch keine Spur von Wärme zeigte. Johannes wickelte sich fester in sein Mäntelchen, das ihm nur noch bis ans Knie reichte; es war noch immer dasselbe, das er von seinem gütigen Pflegevater einst zu Weihnachten erhalten hatte — und harrte, durch das

staubige Fenster in die tiefe Waldeseinsamkeit blickend, der Rückkehr des Herrn Hartmann.

Gegen Mittag erfolgte diese, und Johannes ward nun seine künftige Beschäftigung angewiesen. Sie bestand aber nicht, wie Herr von Skotti gemeint hatte, nur in schriftlichen Arbeiten, sondern auch, da der Forstmeister oft abwesend war, wo dann Johannes seine Stelle vertreten sollte, im Auszeichnen der im Forst zu fällenden Bäume, im Beaufsichtigen der Leute beim Fällen und Sägen derselben — die Stämme wurden im Walde zersägt und dann verladen — sowie beim Aufstellen und Verladen des Holzes; so daß Johannes vollauf und zwar viel im Freien zu thun hatte. Er blickte auf seine unzulängliche Kleidung, und ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Wie sollte er es, also bekleidet, lange im Freien aushalten können? Die Beantwortung dieser Frage jedoch gehörte vorläufig noch der Zukunft an, eine andere aber, die sein Magen an ihn stellte, fing an, ihn zu beunruhigen. Bis jetzt hatte noch Niemand ihm einen Bissen angeboten, Mittag aber war längst vorüber; er hatte bereits vor längerer Zeit das Klappern von Tellern, Messern, Gabeln und Löffeln unten im Hause gehört — jedes unten stattfindende Geräusch war oben deutlich vernehmbar, so auch die gellende Stimme der unten mit den Mägden und andern Hausgenossen keifenden gnädigen Frau.

Der Tag neigte sich zu seinem Ende, und unseres Freundes Magen knurrte immer vernehmlicher, da hörte er endlich die schlürfenden Holzschuhe einer Magd die Treppe heraufklappern, und seine Hoffnung, daß die Inhaberin der Holzschuhe ihn zum Abendessen einladen solle, täuschte ihn nicht. Es war das einzige Mal, wo er mit dem Forstmeister und seiner Frau zu Tische saß. Da ihm aber Niemand gesagt hatte, daß er diese „Gnädige Frau" tituliren sollte, so redete er sie fortwährend „Frau Forstmeisterin" an, was diese, von Hause aus einer adeligen Familie angehörige Frau, die zwar einem Bürgerlichen ihre Hand gereicht, dabei aber keineswegs ihren thörichten Adelsstolz aufgegeben hatte, dermaßen gegen den neuen Schreiber erbitterte, daß sie schon an diesem Abende beschloß, den ihr Verhaßten keinenfalls im Hause zu dulden. Johannes ahnte freilich nichts hievon. Er ließ sich das höchst frugale Abendbrod vortrefflich schmecken und fand sich durch die freundlichen Worte, die der gutmüthige Forstmeister an ihn richtete, vollkommen für die giftigen Blicke und spitzigen Reden seiner würdigen Ehehälfte entschädigt.

Digitized by Google

Den nächsten Tag aber verreiste Herr Hartmann, wie er es oft zu thun pflegte, auf mehrere Wochen. Er vermied so viel als möglich das Zusammenleben mit seiner Frau, der Schreiber mochte dann zusehen, wie er mit der ungnädigen Gnädigen fertig wurde. Nun begann eine schwere Leidenszeit für den armen Johannes, da die Dame es sich vorgenommen hatte, ihn so lange und auf jede mögliche Weise zu quälen und zu plagen, bis er, eines solchen Lebens müde, sich entschließen würde, seine Stelle freiwillig zu verlassen. Das that er jedoch nicht. Geduldig ertrug er Kälte und Hunger; wollte er essen, so mußte er sich mit den Knechten und Mägden zu Tische setzen und ihre groben Speisen mit ihnen theilen, ohne zu murren, stets denkend, wenn der Forstmeister zurückkehrt, wird es schon anders werden.

Es vergingen jedoch mehrere Wochen, und der Hausherr war noch immer abwesend; Johannes aber entbehrte jede Bequemlichkeit, jeden Lebensgenuß, an den er in dem schönen Haidereich, — mit Wehmuth gedachte er der dort verlebten frohen Tage — sich gewöhnt hatte. Hier fror er nicht nur draußen im Walde, er fror auch in seinem Zimmer; denn in dem darin befindlichen Ofen Feuer anzumachen fiel keinem Menschen ein, und versuchte er es selbst, nachdem er sich mit seinen steif gefrorenen, solcher Arbeit ungewohnten Fingern unten im Hofe etwas Holz klein gemacht hatte, so rauchte der Ofen so fürchterlich, daß er, wollte er nicht ersticken, sich beeilen mußte, das Feuer wieder auszulöschen. Seine einzige Rettung war das Bett. Doch wehe! Kaum hatte er den Ekel überwunden, den ihm die augenscheinlich seit langer Zeit nicht gewechselten Ueberzüge einflößten, und Schutz vor der Kälte in den Federn gesucht, so empfand er das schrecklichste Jucken auf seinem, von unzähligen Wanzen in Besitz genommenen Körper, und verzweiflungsvoll entfloh er dieser Folterbank, um die Nächte auf dem Stuhle sitzend in der kalten Stube zuzubringen.

Anfangs wußte er gar nicht, wie diesem für ihn so schrecklichen Uebelstande abzuhelfen sei. Denn die Hausfrau kannte er jetzt genugsam, um zu wissen, daß er von ihr keine Hülfe zu erwarten habe; auch an die Mägde durfte er sich nicht wenden, denn sie begegneten ihm stets grob und barsch, und in Troben bewahrheitete sich das Sprüchwort: „Wie der Herr" — hier jedoch war's die Herrin — „so das Gesinde." Sie waren alle mürrisch in ihrem Betragen und verrichteten ihre Arbeiten durchaus nicht mit Vergnügen. Die Wanzen aber plagten

Digitized by Google

ihn fürchterlich, und Tag und Nacht sann er darüber nach, wie er es anfangen solle, sich von ihnen zu befreien. Da sah er eines Tages, wie eine der Mägde unten vor dem Hause eine Bettstelle von den lästigen Insekten reinigte, und augenblicklich beschloß er ein Gleiches zu thun. Aufmerksam sah er der Magd bei ihrer Beschäftigung zu, dann eilte er hinauf in seine Kammer, verschloß die Thüre, warf sein Mäntelchen ab, die Betten auf die Diele — die er, beiläufig gesagt, selbst kehren mußte, da sich sonst Niemand damit befaßte — und nun begann er sein Vertilgungswerk.

Zuerst graute ihm, als er die braune, gefräßige Schaar aus allen Ecken und Ritzen der Bettstelle, die er auseinander genommen hatte, hervorquellen sah, er überwand aber seinen Ekel und ging muthig an die nichts weniger als angenehme Arbeit, und siehe da, es wurden ihrer immer weniger und weniger, und endlich hatte er die unaussprechliche Freude, sie alle gründlich vertilgt zu haben. „O, wie herrlich werde ich diese Nacht schlafen," sagte er laut und fröhlich zu sich selbst, als er das Bett wieder in Ordnung gebracht hatte, und zum erstenmale seit seinem Hiersein überraschte er sich bei einem Gefühle frohen Behagens. Nun jedoch fiel ihm ein, daß er noch nicht zu Mittag gegessen hatte; er wusch daher eiligst Gesicht und Hände, bürstete seine Kleider und begab sich hinunter in die Küche, wo er mit dem Hausgesinde seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte. Hier jedoch fand er außer einigen kalten Kartoffeln, die vielleicht eine der Mägde in aufwallendem Mitleid für ihn auf dem Tische hatte stehen lassen, nichts Genießbares. Doch selbst kalte Kartoffeln sind einem hungrigen Magen eine willkommene Speise, überdieß bildeten sie jetzt stets die Hauptnahrung unseres Johannes; er aß sie täglich, oft sogar dreimal. Früh Morgens, aber dann frisch gekocht, anstatt jedes andern Frühstücks, wo er sich einige in die Tasche zu stecken nicht vergessen durfte, wollte er nicht etwa der zweiten Mahlzeit, die er draußen im Forste verzehren mußte, verlustig gehen; Mittags gab's wiederum Kartoffeln, mit Milch oder Speck, und Abends eine vermehrte und verbesserte Auflage dieser nahrhaften Knollenfrucht, doch nur mit Salz oder Häring. Besonderer Leckereien erfreute man sich, wie wir sehen, im Forsthause nicht.

Trotz des elenden Lebens jedoch, das er hier führte, dachte Johannes nicht daran, seine Stelle, wie die Frau Forstmeisterin es gehofft hatte, aufzugeben, im Gegentheil, „wenn ich drei Monate aushalte,"

Digitized by Google

meinte er, „bekomme ich Gehalt, dann kann ich mir ja das Nöthigste für mein Geld kaufen.“ Die Frau Forſtmeiſterin aber dachte anders. Wollte er nicht freiwillig gehen, ſo wußte ſie ſchon Mittel und Wege, ihn dazu zu zwingen. Sie ſchrieb ihrem Manne daher ganz unumwunden, daß ſie den Schreiber in keinem Falle länger im Hauſe dulden werde, wonach er ſich richten und einen andern Schreiber beſorgen möge, daß ſie keine Widerrede ertrage, wiſſe er, weßhalb er es ja nicht verſuchen ſolle, ſie andern Sinnes zu machen. Dem Forſtmeiſter kam dieſes Schreiben ſeiner Frau ſehr ungelegen; denn er war mit den ihm zugegangenen ſchriftlichen Arbeiten, den Rechnungen und Berichten des Schreibers ſehr zufrieden, weßhalb er ihn nur ſehr ungern entließ. Der böſe Charakter ſeiner Frau jedoch war ihm zu gut bekannt, als daß es ihm eingefallen wäre, ihr zuwider zu handeln, und ſchon aus Mitleid mit Johannes, der, wie er ſich leicht denken konnte, bei ſo bewandten Umſtänden nicht wenig leiden mußte, beſchloß er, ihr den Willen zu thun, ohne jedoch den Schreiber ſogleich davon in Kenntniß zu ſetzen.

Dieſer ſaß einſam in ſeinem Kämmerchen, das zu erheizen ihm endlich gelungen war; denn er hatte oben am Ofenrohr ein Loch, wo der Rauch heraus zu kommen pflegte, entdeckt und dieſes mit etwas Lehm, den er ſich von einem der Knechte, welcher freundlicher als die andern Dienſtleute war, verſchafft hatte, verſtopft; nun brannte es im Ofen, ohne zu rauchen, und Johannes freute ſich, wenn er aus dem Forſte kam, ſich eine warme Stube machen zu können.

So ſaß er am heiligen Abend, der hier gar nicht gefeiert zu werden ſchien, allein in ſeinem Stübchen. Kinder gab es nicht im Forſthauſe, und die Dienſtboten mochten mit einem Stück Geld abgefunden worden ſein. Johannes hatte ſie faſt alle gegen Abend das Haus verlaſſen und dem Dorfe, wo ſie Angehörige hatten, ſich zuwenden ſehen; der Hausherr war von ſeinen Reiſen noch immer nicht zurückgekehrt, und von der Hausfrau ſah und hörte man heute nichts. Johannes fühlte ſich ſo einſam, ſo verlaſſen an dieſem Abende, wie noch nie in ſeinem Leben. Mit bittern Thränen gedachte er der Weihnachtsabende in ſeiner verewigten Pflegeeltern Hauſe, auch des im vorigen Jahre in der Familie des Baron von Skotti verlebten heiligen Abends dachte er mit dankbarer Rührung. Nicht nur die Kinder und alle Hausgenoſſen waren dort bei prachtvoll geſchmücktem Chriſtbaum

Digitized by Google

glänzend beſchenkt worden, auch ihn, den fremden, erſt ſo kurze Zeit im Hauſe anweſenden Waiſenknaben hatte man freundlich bedacht. Und heute? — Er wollte Vergeſſen ſeines Leides bei ſeinen Büchern ſuchen, doch über dem Grübeln hatte er der früh hereinbrechenden Dunkelheit nicht geachtet; jetzt erſt bemerkte er, daß es mittlerweile ganz finſter geworden war, ſo mußte er ſich denn entſchließen, ſich zu Bett zu begeben, ohne ein Buch in die Hand genommen zu haben, und zwar aus dem ſehr einfachen Grunde, weil er kein Licht beſaß, die Forſtmeiſterin aber es nicht für nöthig hielt, ihm ein ſolches oder Lampe und Oel zu geben.

Die beiden Feiertage verflogen ihm raſch genug. Am Vormittage des erſten ging er ins Dorf in die Kirche, dann aber verließ er ſein Stübchen nur, um ſich hinunter zum Eſſen zu begeben, die übrige Zeit beſchäftigte er ſich mit ſeinen Büchern.

Von da ab bis Neujahr hatte er viel im Walde zu thun, und es wurde ihm nun ernſtlich bange, wie er es da draußen bei der ſich fortwährend ſteigernden Kälte aushalten ſollte. Es war ihm daher ein großer Troſt, als Konrad, jener bereits erwähnte Knecht, der ihn auch immer in den Wald begleitete, die Mittheilung machte, daß während des Januars die Arbeiten im Forſte aufhören würden.

Zu ſeinem großen Schreck und Kummer ſollte er jedoch bald einſehen, wie unnütz ſeine Sorge in dieſer Hinſicht geweſen war, denn gerade am Neujahrstage ward ihm ein Brief des Forſtmeiſters eingehändigt, in welchem dieſer ihm mit Bedauern ſagte, daß er durch beſondere Verhältniſſe gezwungen ſei, ihn ſofort zu entlaſſen, und daß Konrad ihn den zweiten Januar nach B... fahren würde, wenn er nicht etwa geſonnen wäre, ſich anders wohin zu wenden. Kein Pfennig war dem Schreiben beigefügt, Johannes aber konnte ſich nicht rühmen, auch nur ein einziges Geldſtück zu beſitzen. Was er bei dieſer unerwarteten Nachricht empfand, läßt ſich leicht denken. Gewiß wäre er froh geweſen, einen ſo unleidlichen Aufenthalt, wie das Forſthaus, zu verlaſſen, wenn er nur gewußt hätte, wohin er gehen, was er beginnen ſollte. B... war freilich ſeine Heimath, ſeit aber Katharine die Stadt verlaſſen hatte, lebte dort Niemand, den er auch nur um ein einziges Nachtlager hätte bitten können, denn ſein Vormund war, ſo gern er dieß vielleicht gewollt hätte, nicht im Stande, ihm ein ſolches zu gewähren.

Digitized by Google

Tief betrübt und kummervoll packte Johannes sein Köfferchen, bestieg den Wagen und wühlte sich, um Schutz vor dem schrecklichen Wetter zu finden, recht tief ins Stroh hinein. Was soll aus mir werden? Was soll ich beginnen? lauteten die Gedanken, die ohne Unterlaß seinen schmerzenden Kopf zermarterten, bis ihm die Sinne vergingen. Die schneidende Kälte ermangelte nicht, ihren verderblichen Einfluß auf ihn auszuüben. Anfangs fühlte er einen starken Frost, dann eine ihn nach und nach übermannende Ermattung, die endlich in Erstarrung übergegangen war. Nicht mit Unrecht fürchtete daher Konrad, der ihn, so oft er sich umwandte, steif und regungslos liegen sah, er könnte ihm auf dem Wagen erfrieren. Es war daher auch nicht nur die Furcht vor den Wölfen, die ihn veranlaßte, seine Pferde aufs äußerste anzutreiben. Schon brach die Nacht herein, als das Ende des Waldes erreicht war, und Konrad die hell blinkenden Fenster des diesem zunächst gelegenen Dorfes erblickte. Da ward ihm leichter ums Herz, das ihm in der letzten halben Stunde gar ängstlich geschlagen hatte, und seine matten Thiere mit lautem Zuruf nochmals ermuthigend wandte er sich um und berührte Johannes mit dem Peitschenstiele, um ihm das Ende der heutigen Fahrt zu verkündigen.

„Gott, es ist, wie ich gefürchtet habe, er ist eingeschlafen, vielleicht gar erfroren," murmelte Konrad aufs höchste erschrocken und beeilte sich, das ihm wohlbekannte Wirthshaus zu erreichen.

„Die Xantippe" — daß er die Frau Forstmeisterin so schmeichelhaft benannte, bedarf wohl keiner Erklärung — „die Xantippe," sagte der ehrliche Mensch höchst empört zu dem Wirth, der ihm den vollkommen regungslosen Johannes in die Wirthsstube tragen half, „das böse Weib hat den armen Jungen auf dem Gewissen." Und nun erzählte er den Wirthsleuten, die ihm bei seinen Wiederbelebungsversuchen des Erstarrten hülfreich beistanden, wie es diesem im Forsthause ergangen war.

Die braven Leute hatten bald die Freude, Leben und Bewegung in die erstarrten Glieder des bereits Todtgeglaubten wiederkehren zu sehen. Zum vollen Bewußtsein indeß erwachte er noch nicht so bald; er fiel jedoch, nachdem er tüchtig mit Schnee gerieben und dann in warme wollene Decken gewickelt war, welche die Wirthsleute bereitwillig hergegeben hatten, in einen, wie seine regelmäßigen Athemzüge anzudeuten schienen, festen und gesunden Schlaf. Nun erst dachte der brave

Digitized by Google

Konrad an sich und seine Pferde. Diese indessen waren schon gut untergebracht, weßhalb er denn der Einladung des Wirthes, an einem der in der Gaststube vorhandenen Tische Platz zu nehmen und ein Glas Warmbier zu trinken, Folge leistete.

Es hatten heute viele Fremde Schutz vor dem bösen Wetter in dem Wirthshause dieses Dorfes, das dicht an einer belebten Straße lag, gesucht. Sie alle zeigten eine rege Theilnahme für den Jüngling, der vor ihren Augen dem Tode entrissen worden war, und Konrad sah sich gezwungen, ihnen seine Geschichte, so weit sie ihm selbst bekannt war, zu erzählen. Unter den Gästen befanden sich auch einige junge Leute, die ihre Militärzeit abgedient hatten und nun in ihre Heimath nach B . . ., von wo sie gebürtig waren, zurückkehrten. Das traurige Schicksal des unglücklichen jungen Mannes, der dort auf der Streu in festem Schlafe lag, ging ihnen zu Herzen, und einer derselben, der von seinen Eltern mit genügendem Reisegeld, von welchem er noch erübrigt hatte, versehen worden war, machte den Vorschlag, eine Sammlung zu veranstalten und das zusammengeschossene Geld dem guten Konrad für seinen Schützling zu übergeben.

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und bald lagen drei Thaler auf dem Tische, die Konrad hocherfreut für Johannes in Empfang nahm.

Die andern Reisenden hatten bereits das Wirthshaus verlassen, als Johannes am andern Morgen frisch und gesund erwachte, und Konrad schickte sich an, die Reise mit seinem Gefährten fortzusetzen, ohne heute dessen Erfrieren befürchten zu müssen, da die große Kälte während der Nacht bedeutend nachgelassen hatte. Dennoch gaben die guten Wirthsleute ihm noch eine wollene Decke mit auf den Weg, Johannes aber dankte sowohl ihnen, als auch dem braven Konrad aufs herzlichste, als er aus des letzteren Munde das gestern Vorgefallene, wovon ihm nur der Eindruck eines bösen Traumes vorschwebte, erfahren hatte. Von der für ihn veranstalteten Sammlung hatte Konrad ihm nichts gesagt, erstlich um sein Ehrgefühl zu schonen und zweitens auch, weil er ihm eine unverhoffte Freude mit dem Gelde zu machen gedachte. Deßhalb hatte er es, während Johannes noch schlief, in ein Stückchen Papier wohl eingewickelt und in eine von des Jünglings Rocktaschen gesteckt.

„Dir also, guter Konrad, danke ich mein Leben," sagte Johannes tief gerührt, als sie nun Beide auf dem Wagen saßen und auf der

Digitized by Google

Ein armer Junge. II.

Digitized by Google

Digitized by Google

hoch mit Schnee bedeckten Chaussee wie auf Federn der Stadt B . . . zufuhren.

„Alle im Wirthshaus Anwesenden haben mir dabei geholfen," erwiederte Konrad ablehnend, „und auf jede Weise ihre Theilnahme bethätigt." Gern hätte er hinzugefügt: „Greifen Sie nur in die Tasche, da werden Sie schon die Beweise dieser Theilnahme finden," er schwieg jedoch, um dem Jüngling die Ueberraschung nicht zu verderben. Johannes aber dankte Gott im Stillen, daß Er ihm abermals, wie schon so oft, gute Menschen zugeführt hatte, die sich seiner liebreich annahmen, und obgleich er heute eben so wenig, als dieß gestern der Fall gewesen war, wußte, was er in B . . . beginnen, wohin er sich dort wenden sollte, so war er doch nicht mehr so trostlos, wie am vergangenen Tage, sondern hoffte mit Zuversicht, es werde sich schon, da er guten Willen und Lust zur Arbeit hatte, auch für ihn irgend etwas finden und er nicht untergehen in der großen Stadt, wo so viele tausend Menschen lebten.

Dennoch aber wurde ihm wieder recht bänglich zu Muthe, als Konrad, kurz ehe sie das Thor erreichten, frug, wo er abzusteigen gedenke. Gepreßten Herzens gestand ihm Johannes, daß er gar keinen Ort wisse, wo dieß geschehen könne.

„Na, da fahren wir mitsammen in die Herberge, in welcher ich heute mit meinen Pferden zu rasten gedenke, dort ist's billig und gut sein," entschied Konrad, rief seinen Pferden zu und fuhr durchs Thor in die alte Stadt.

„Dort ist's gut und billig," dachte Johannes betrübt, „ach, das nützt mir, der ich keinen Heller habe, durchaus nichts." Mechanisch fuhr er bei diesem Gedanken mit der Hand in die Tasche, und wie groß war sein Erstaunen, in der, wie er wußte, leer gewesenen ein Päckchen und zwar, das fühlte er sogleich, mit Geld zu finden; das ging nicht mit rechten Dingen zu: wer konnte ihm das hineingesteckt haben? Da fielen ihm Konrads vorhin geäußerte Worte ein, die er sich freilich ganz anders gedeutet hatte, jetzt aber richtig zu verstehen begann. Obgleich nun jener sich anfangs ganz unwissend stellte, so erklärte er ihm dennoch auf seine dringenden Bitten das Räthsel und hatte die große Freude, den Jüngling ebenso erfreut als überrascht zu sehen. Die Herberge war wirklich gut und billig, und Johannes ließ sich auf Konrads Zureden das kräftige Essen, das ihm nach der so

Digitized by Google

lange im Forsthause durchgemachten Hungerkur um so besser mundete, vortrefflich schmecken.

Als aber andern Tages der gute Konrad nach herzlichem Abschied wieder abgereist war, überkam ihn auch wieder das traurige Gefühl gänzlichen Verlassenseins und die Sorge für die nächste Zukunft. Zu Herrn Leonhard wagte er nicht seine Zuflucht zu nehmen, denn er schämte sich, nirgends festen Fuß fassen zu können; überdieß war er auch umgehalten gewesen, daß er nicht in Haidereich geblieben war, und so sehr auch Johannes in seinen Briefen an ihn sich bemüht hatte, ihm begreiflich zu machen, daß er unschuldig an seiner Entfernung aus dem Skottischen Hause gewesen sei, so meinte Herr Leonhard doch, die Ursache derselben müsse an ihm gelegen haben; außer seinem Vormund jedoch lebte ja Niemand in der Stadt, an den er sich hätte wenden können.

(Schluß folgt.)

Positano.

Positano ist eine kleine Stadt von 4000 Einwohnern in der Provincia Citeriore des Königreichs Neapel. Es ist das erste Städtchen, in das man von Sorrent her kommt, wenn man von Ost nach West reist, und bildet den Schlußstein des Halbkreises. In diesem Hafen lagen ehedem große Schiffe, welche die Waaren der inländischen Kaufleute nach fernen Meeren trugen, heutzutage ist das Gegentheil der Fall. Indessen ist Positano noch nicht ganz ohne Handel, namentlich wird Leinwand fabrizirt, die in den verschiedenen Theilen des Königreichs guten Absatz findet. Das Klima ist außerordentlich gesund, und man findet nicht selten Leute von hundert bis hundertzwanzig Jahren.

Der Ursprung des Namens Positano wird folgendermaßen erzählt: Ein Schiff, das ein Madonnenbild an Bord hatte, fuhr an der Küste hin, als der Capitän plötzlich eine Stimme vom Himmel rufen hörte: „Posa, posa!“ Der Capitän, im frommen Aberglauben, das heilige Bild wolle an diesem Orte weilen und denselben in seinen Schutz nehmen, ließ anhalten und blieb an diesem Ufer, bis er der heiligen Jungfrau

Digitized by Google

eine Kirche erbaut hatte, welche den Namen „di Positano" erhielt. Dieſe Kirche wurde von Benedictinern bedient. In derſelben befinden ſich intereſſante Moſaiks, und der Boden iſt von koſtbarem Marmor,

Poſitano, im Golfe von Amalfi.

theilweiſe von grünem. Der Ort hat viele Kirchen, und beinahe in jedem Hauſe iſt ein Betſaal, was von der Unſicherheit in früheren

Digitized by Google

Zeiten herrührt, welche häufig weder Frauen noch Männern gestattete, die Straßen zu betreten.

Auf der Höhe liegt das Dorf Ageron, wo die Luft im August so frisch und angenehm wie im April ist. Mitten aus reichen und schönen, mit Kastanien und Apfelbäumen bewachsenen Gefilden steigen die Gletscher himmelan. Von hier bringt man das Eis nach Neapel, wo man den herrlichen Sorbet für die Bewohner der üppigen Hauptstadt daraus bereitet.

Der Waffenschmid zu Steyer.

Von Isidor Proschko.

Zu Steyer in der Werkstatt,
Da sitzt der Waffenschmid
Und schwingt den Eisenhammer
Und singt ein lustig Lied.

Ei, Waffenschmid, wie klinget
Dein Lied so schön und fein!
„Mein Lied, das kömmt vom Herzen
Und klingt vom deutschen Rhein.

Mein Lied, das schallt so bieder
Ins deutsche Herz hinein:
Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein!"

Und wie er singt sein Liedchen,
So bieder deutsch und treu,
So hämmert seine Klinge
Der Waffenschmid dabei.

Und was im Herzen stürmet,
Das ätzt mit deutschem Sinn
Der Schmid auf seine Klinge
Mit Eisenzügen hin.

Digitized by Google

Und eh' man ſich's verſiehet,
Da blitzt es hell und rein:
„Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein!"

Da klopft es draußen leiſe,
Ein Kriegersmann begehrt
Vom alten Waffenſchmide
Ein gut gebläutes Schwert.

Da lacht des Schmides Auge:
„So recht, mein deutſcher Mann!
Nehmt dieſe gute Klinge
Vom Waffenſchmide an!

Die Klinge iſt von Eiſen,
Die deutſchen Herzen auch.
Auch glänzt darauf ein Sprüchlein
Nach altem deutſchem Brauch.

Das Sprüchlein klingt ſo bieder,
Das Sprüchlein klingt ſo fein:
‚Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein!'

Und wollen ſie ihn haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So mögen ſie nur kommen
In unſern Eichenhain.

Und ſeh'n, wie Hermanns Enkel
Auch Hermanns Geiſt beſeelt,
Sobald an ihre Spitze
Ein Held wie Karl ſich ſtellt!"

Da ſchüttelt ſtill der Krieger
Dem Waffenſchmid die Hand:
„Das Schwert hier will ich führen
Fürs deutſche Vaterland!"

Jean Paul Friedrich Richter.

Von Wilhelm Buchner.

Unter dem Namen Jean Paul schrieb ein deutscher Dichter, welcher durch seine Werke so außerordentlichen Ruhm fand, daß er noch jetzt, wie ein König, nur mit seinem Vornamen genannt wird, ungeachtet aus Gründen, welche ebensowohl in Jean Pauls Wesen als in dem unserer Zeit liegen, der Name heutzutage viel von seinem alten Zauber eingebüßt hat. Dennoch steht er neben Goethe und Schiller, nicht als Ebenbürtiger, aber doch als der ihnen Nächste und zugleich als der eigenthümlichste deutsche Dichter, welcher diesen beiden Großen die Hand zu reichen würdig war.

Johann Paul Friedrich Richter war geboren auf Frühlingsanfang, 21. März 1763 zu Wunsiedel, einem Städtchen im tiefsten Herzen des Fichtelgebirges. Er selbst war geneigt, jener Zeit der Tag- und Nachtgleiche, während welcher er das Licht der Welt erblickte, und dem Beginn des Frühlings einigen Einfluß auf seine Geistesrichtung zuzuschreiben; bei weitem größeren hatte die Natur seines Heimathlandes, die Wiesenthäler und Waldberge und rieselnden Bäche seines Geburtslandes, jener unerschöpfliche Reichthum der Natur, deren freier Genuß das einzige Gut ist, welches der Arme mit dem Reichen theilt. Und Jean Pauls Jugend war so arm, so drückend, daß ihm für sein ganzes Leben die Freude an der Natur, der Emporflug aus irdischer Enge in das freie, schrankenlose Reich des Gedankens als theuerstes Besitzthum blieb. Sein Vater war Organist und dritter Prediger zu Wunsiedel, ein Mann, welcher als Theolog und Musiker eine tüchtige Bildung besaß; die Mutter eines vermögenden Tuchmachers zu Hof Tochter. Zwei Jahre nach Jean Pauls Geburt war der Vater als Pfarrer nach Joditz versetzt, einem Dörfchen an der Saale, zwei Meilen von Hof; hier in tiefster ländlicher Abgeschlossenheit verbrachte Jean Paul seine Knabenjahre unter der sonderbaren Zucht seines strengen Vaters. Aus Furcht vor Erkältungen mußte er mit seinen vier Brüdern den ganzen langen Gebirgswinter hindurch in der Stube eingeschlossen arbeiten, durfte nicht an Schneeballwerfen und Eislauf sich erfreuen; im Sommer waren die Ausflüge, diese reichste Freudenquelle der Jugend, auf

Jean Paul.

Digitized by Google

Digitized by Google

den väterlichen Garten beschränkt, und an schönen Abenden schauten die armen Eingeschlossenen sehnsüchtig hinaus in das abendlich ruhende Dörfchen; in die Volksschule durften sie nicht, weil ein Junge sich erlaubt hatte, auf Johann Pauls Finger mit einem Messer zu klopfen, was den Stolz des Pfarrherrn gewaltig beleidigte. Und wenn der finstere Vater selbst die Knaben in anregender Weise unterrichtet hätte; aber er nöthigte sie zu einem geistlosen, unverstandenen Auswendiglernen von Bibelsprüchen, Liederversen und lateinischen Regeln, ohne sie zu erklären, ohne von Geschichte und Erdbeschreibung, von den Heldenbildern der Griechen und Römer ein Wort zu sprechen; Bücher gestattete er nicht; nicht einmal das Klavier lernte der Knabe; so ohne Umgang, ohne Naturfreude, ohne kräftige Ausbildung seines wunderbar begabten Geistes, gewöhnte er sich an ein brütendes Traumleben im Reiche der Phantasie; sein weiches Herz, welches nicht einmal aus dem stillen Dorfleben Menschenkenntniß lernen konnte, gewann jene warme, überfließende Liebe für die ganze Menschheit, welche in Jean Pauls Werken lebt, aber auch noch lange nachher Schiller den Ausspruch abnöthigte, jener sei ihm erschienen, „fremd wie einer, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht." Die Kinder wurden des Lebens nur froh, wenn der Vater ausgegangen war; ein Festtag erschien für Jean Paul, wenn er zu den Großeltern nach Hof geschickt ward, oder gar die Herrlichkeiten des Hofer Jahrmarktes genießen durfte. Aber gerade weil die harmlosen Jugendfreuden ihm so kärglich zugemessen wurden, vergoldete er sie mit dem ganzen Sonnenschein seines warmen Gemüthes; sein weiches Herz behielt zeitlebens die Wunden, welche die Entbehrungen der Jugendfreuden ihm geschlagen und zugleich die schmerzliche Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies der Jugend, welches ihm mit jedem Jahre, das ihn weiter davon entfernte, blühender und anmuthiger erschien.

Im Jahre 1776 ward der Vater nach dem Marktflecken Schwarzenbach an der Saale als Pfarrer versetzt; Jean Paul war damals dreizehn Jahre alt und blieb drei Jahre an dem neuen Wohnorte. Hier durfte er doch die Schule besuchen; er borgte sich Bücher zusammen und las mit Heißhunger, was er bekommen konnte, Werke aller Wissenschaften; er lernte Klavier, obgleich in derselben regellosen Weise, indem er sich bald gewöhnte, ohne Noten nur seiner reichlich strömenden

inneren Musik nachzugehen. Bei allem, was er las, schrieb er ab, was ihm bedeutsam und neu erschien, gewöhnte sich das Entlegene zu vergleichen, den Gedanken durch ein Bild zu versinnlichen; und so bildete sich bei seiner außerordentlichen Begabung, seinem sprudelnden Geiste bei sehr lückenhafter Schulbildung schon früh seine seltsame Schreibart, welche er auch später nicht mehr durch starken Willen und das sichere Maß der Schönheit zu zügeln vermochte. Ostern 1779 ward er dem Gymnasium zu Hof zugeführt; die Großeltern gaben ihm Kost und Wohnung. Aber auch hier hatte er keine anregenden und überlegenen Lehrer, keinen scharfsichtigen und scharf urtheilenden Freund; dazu starb der Vater, und es eröffnete sich die Aussicht auf jenen langen Kampf gegen Armuth und Noth, aus welchem Jean Paul allerdings siegreich, aber mit neuen Wunden des Herzens hervorging.

Im Mai 1781 bezog Jean Paul die Leipziger Hochschule, um sich für den geistlichen Stand auszubilden. Er hatte keine Mittel, aber er hoffte, durch Privatunterricht sich seinen Unterhalt zu gewinnen. Doch in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht, und sein Armuthszeugniß verschaffte ihm nur die Erlaubniß, die Vorlesungen unentgeltlich zu hören. Zwar sandten die Großeltern und die arme Mutter das wenige Geld, welches sie erübrigen konnten; zwar begnügte er sich, täglich nur einmal Mittags für anderthalb Groschen warm zu essen, und ging Abends mit einem Stück Brod und etlichen Pflaumen spazieren und tröstete sich über die karge Abendkost mit einem Buche; zwar trug er geduldig die Kälte seiner Wohnung, las und schrieb rastlos fort, aber es ist begreiflich, wie diese Hungerjahre im frischesten Jugendalter, diese Entbehrung aller Genüsse, welche fröhliche Geselligkeit und Kunst bieten, einen Schatten in seine Seele werfen mußten; dennoch nicht zu verzagen, dazu gehörte die ganze Schnellkraft seines feurigen Gemüthes. In jenen Jahren schrieb er eine Sammlung von Aufsätzen, worin er mit bitterem Spotte gegen die Schwächen einer bürgerlichen Gesellschaft losbrach, von welcher er nur die dunkeln Seiten kennen gelernt hatte; nach vieler Mühe fand er einen Buchhändler, welcher das Buch druckte und mit sechzehn Goldstücken bezahlte; aber diese waren auch bald aufgezehrt, und müde des Hungerns und Frierens, müde der ewigen Frage der Speisewirthin: „Nun, Herr Richter, kommt das Goldschiff nicht bald an?“ beschloß er Leipzig zu verlassen, an welches ihn nur noch seine Schulden festhielten. An einem finsteren Novemberabend 1784

Digitized by Google

fuhr er mit der Post davon, wieder nach Hof zu der Mutter, welche sich mit Spinnen kümmerlich ernährte und das Vermögen der verstorbenen Großeltern immer mehr zusammenschmelzen sah.

Es kamen wieder zwei Jahre der bittersten Entbehrung in der armen stillen Bergstadt, in der er sich doppelt verlassen sah, weil er durch auffällige Tracht, offene Brust und ungepudertes Haar sich die angesehenen Häuser verschloß; noch lange nachher klagt er, in seinem Gefängniß zu Hof sei es ihm schlimmer gegangen als einem Baugefangenen bei Wasser und Brod, da er nur das erstere gehabt habe; noch lange war Brod und Salat ihm ein Lieblingsgericht, denn es hatte in jener Nothzeit vielmal das ganze Mittagessen ausgemacht. Aber auch diese Entbehrungen trugen dem zukünftigen Schriftsteller eine Frucht; es war der genügsame, selige Genuß auch der geringsten Freuden, die liebevolle, verklärende Anschauung armen bürgerlichen Kleinlebens, und wenn die Reichthümer der Welt ihm versagt waren, so blieb ihm doch der Hochgenuß, mit offener Brust und fliegendem Haar, singend oder ein Buch in der Hand, durch Wald und Feld zu schweifen, an Abendroth und Mondschein sich zu freuen und die Größe der Natur auch im Kleinen beobachtend zu erkennen.

Von 1787 an war Richter drei Jahre lang Hauslehrer auf einem nicht fern von Hof gelegenen Rittergute, dann unterrichtete er zu Schwarzenbach einige Kinder der angeseheneren Bürger. Erst hier ward ihm wieder wohl; er schrieb seinen ersten Roman „die unsichtbare Loge", für welchen er hundert Dukaten erhielt; ein Freudentag war es ihm, als er der staunenden und vor Freude weinenden Mutter das blitzende Gold in den Schoß schüttete. Er hatte sich durchgekämpft durch die Schule der Leiden und sein offenes, warmes Herz behalten. 1794 gab er sein Lehramt auf, entschlossen, fortan nur der Dichtung zu leben; in rascher Folge verfaßte er seine Romane, „das Leben des Schulmeisterleins Wuz zu Auenthal", den „Hesperus", den „Quintus Fixlein", „die Geschichte vom Ehestaud", „Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs" und andere. Alle Welt war erstaunt, aus dem einsamen Fichtelgebirg einen Dichter hervortauchen zu sehen, dessen Werke in seltsamer Weise Scherz und Ernst, Lebensfreude und Wehmuth vereinigten, einen Schriftsteller, der zugleich mit lächelndem Munde und mit Thränen im Auge die Schmerzen des Erdenlebens schilderte, dem die höchsten Flüge des Gedankens und der Empfindung nicht zu

Digitized by Google

hoch waren. Man nennt diese eigenthümliche Mischung der Stimmung, welche vornehmlich dem deutschen Volksstamm angehört, Humor; und als humoristischer Romanschreiber ist Jean Paul ganz einzig, ob ihm gleich die Reife und Ruhe fehlt, welche nur eine gründliche Bildung und ein reiches Lebensgeschick zu geben vermag.

In Jena lebte damals Schiller, in Weimar Goethe, Herder und Wieland; nach Weimar waren seit zwölf Jahren Jean Pauls Gedanken sehnsüchtig gezogen; gehoben durch die ihm gezollte Bewunderung und ein gerechtes Selbstbewußtsein wanderte er im Sommer 1796 die Saale hinab den beiden Musenstädten zu. Wie schön hätte er sich zu diesen großen Männern gesellen können! wie förderlich wäre ihre Einwirkung auf ihn gewesen, wie hätte sie ihn gereinigt, gefestigt, geregelt! Aber in der Wilde aufgewachsen, gewöhnt, daß alle, mit denen er umging, seine Weise annahmen, nicht aber ihn durch strenges Urtheil schulten, fand er sich durch Goethe's und Schillers Gemessenheit und ruhige Ueberlegenheit zurückgestoßen, während Herder, jenen beiden entfremdet und fast feindselig, und schwärmende Frauen Jean Pauls Selbstgefühl nur immer steigerten. Durch langjährige Einsamkeit und Selbstständigkeit in seiner Weise des Anschauens und Schaffens befestigt fand sich der Dichter durch jede Einwirkung hart berührt, welche ihn zu erneuter Bildung an sich selbst genöthigt hätte; und so verließ er nach drei Wochen Weimar wieder und kehrte heim ins Fichtelgebirge.

In den nächsten Jahren war er wieder sehr fleißig. Er schrieb das „Campanerthal", ein herrliches Buch über die Unsterblichkeit der Seele; dann seinen vierbändigen Roman „Titan", in welchem die Schilderungen italienischer Natur von überwältigender Schönheit sind, dann sein bestes Werk, den ernst-scherzhaften Roman „die Flegeljahre". Schon lange vor deren Abschluß hatte er Hof verlassen, nachdem 1797 die Mutter gestorben; er wohnte kürzere oder längere Zeit in Leipzig, an den kleinen thüringischen Hof- und Landstädten Weimar, Gotha, Hildburghausen, Meiningen, Coburg; 1801 verheirathete er sich zu Berlin mit seiner fein gebildeten, geliebten Braut Karoline Meyer. Im Sommer 1804 wählte er zu seinem Aufenthaltsorte das am Fuße des Fichtelgebirges anmuthig gelegene Baireuth. Hier in halber ländlicher Stille war ihm wohl; hier fand er Unabhängigkeit, Zeit zu fleißigem Arbeiten und jene Behaglichkeit des Kleinlebens, welches größere Städte nicht gewähren. Unter seinen späteren Romanen ist „Dr. Katzenbergers

Digitized by Google

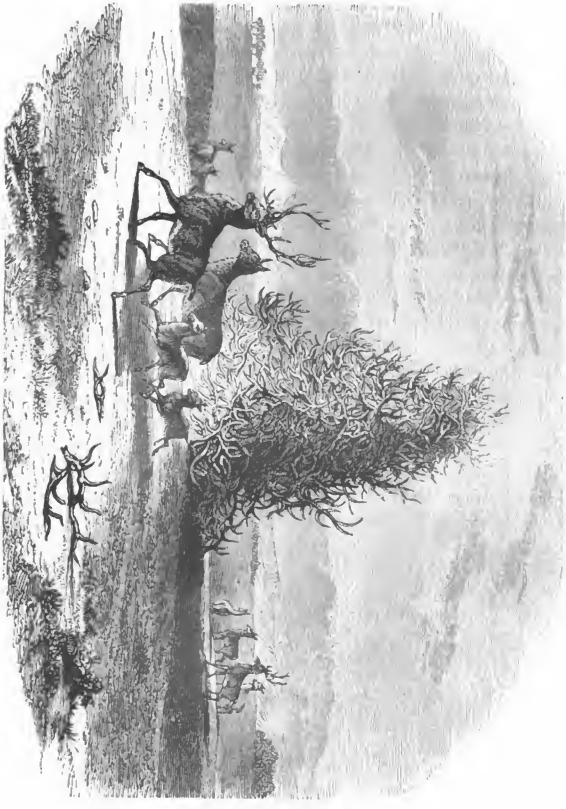
Badereise" besonders ergötzlich; nicht sei vergessen zu erwähnen, daß Jean Paul in jenen Jahren der Franzosenherrschaft ein treues deutsches Herz in der Brust trug und es auch unverholen in seinen Schriften aussprach.

Seit dem Jahre 1816 erfreute sein Leben sich noch eines schönen Nachsommers; er machte alljährlich eine Reise, mehrmals nach dem Rhein, und fand jedesmal schwärmerische Begeisterung, welche sich bisweilen sogar auf seinen weißen Pudel ausdehnte, dessen Haare empfindsame Frauen an der Brust trugen, wenn sie keine von dem Dichter selbst erhaschen konnten. 1821 aber traf ihn ein bitterer Schmerz in dem Tode seines einzigen Sohnes Max, welcher krank von der Hochschule Heidelberg ins Vaterhaus heimkehrte, nur um nach wenigen Tagen zu sterben. Dieser Schlag erschütterte nicht nur seine Gestaltungskraft, sondern auch seine Gesundheit. Seine Augen wurden schwach; im Sommer 1825 befiel ihn die Wassersucht; am 14. November entschlief er und ward neben dem vorangegangenen Sohne feierlich beerdigt. Zwei Töchter überlebten ihn.

Jean Paul war ein großer Dichter, und daß er nicht zur Reife der Kunst und der Formvollendung gedieh, ist wesentlich die Schuld seines ungeregelten Bildungsganges. Er trug in sich die Kraft zu reichster Schöpfung, eine Fülle der höchsten, edelsten Gedanken, das wärmste, liebevollste Herz für die Menschheit nicht allein, sondern für alles Lebende, für seine Kanarienvögel und seinen Pudel; und wäre er im Sonnenschein des Glücks und der Bildung, im Ungewitter eines leidenschaftlich bewegten Lebens aufgewachsen, so hätte sein ganzes Wesen sich geklärt und gereinigt; denn er war überreich, und nur wußte er sein Gold nicht zu prägen oder bot es allzuhäufig mit allerlei unnützem Gestein gemischt. Seine Romane ziehen vorzugsweise die reifere Jugend und die Frauenwelt an, und heutzutage sind sie in unverdiente Vergessenheit gefallen, weil wir lieber mühelos halbreife, halbsüße Früchte, als mit Anstrengung seine süßen pflücken wollen. Immer aber bleibt er eine der edelsten Dichtergestalten aus jener an gewaltigen Männern so reichen Zeit.

Digitized by Google

Die Hirschhornpyramide.



Digitized by Google

Diese Pyramide erhebt sich inmitten einer Prairie, welche vom Twothousandmilesfluſſe beſpült wird, der ſich in den Miſſouri ergießt. Die große Prairie, deren Schmuck dieſes eigenthümliche Denkmal bildet, iſt unter dem Namen der Hirſchhornprairie bekannt. Es iſt eine altherkömmliche Gewohnheit der indianiſchen Jäger, ſo oft ſie durch dieſe Prairie kommen, neue Hörner zu der Pyramide zu fügen. Sie verbinden mit dieſer Opfergabe eine abergläubiſche Idee; denn ſie glauben ſich dadurch eine glückliche Jagd zu ſichern. Einige Büffelhörner finden ſich unter den Hirſchhörnern, und dieſe ſind ſo feſt in einander gekreuzt, daß es äußerſt ſchwer iſt, eines daraus loszulöſen.

Wie es im Orient ausſieht.

Von J. G. Kutzner.

(Fortſetzung.)

Und wenn er nun in die Straßen der Stadt eintritt, ſo wird er zwar inne, daß keine Verherrung zur Lebloſigkeit ſtattgefunden hat, aber das Lebensbild, das ſich hier vor ihm entfaltet, iſt doch auch ſo wunderbar, daß er ſich kaum enttäuſcht fühlt. Iſt das ein Gewimmel von mageren Hunden, Mauleſeln, Kameelen und Dromedaren; dort drängen ſich Kühe, Schafe und Ziegen um einen Waſſerbehälter; hier bewegen ſich Menſchen verſchiedener Hautfarbe und Tracht. Welch ſeltſame Einzelbilder ziehen an ihm vorüber. Dort Männer mit den grünen Turbanen, das ſind Nachkommen des Propheten Muhamed; dort Männer mit weißen, das ſind lauter Rechtgläubige, wie ſich die Muhamedaner gegenüber den Chriſten und andern Religionsangehörigen nennen, dort Männer in grauen Turbanen, das ſind Chriſten, die den Hunden und Schweinen gleich geachtet werden, und jene ſchwarzen Turbane endlich gehören Juden. Dort die Männer mit den röthlichen flachen Feß-Kappen mit blauen Quaſten, das ſind Soldaten des Sultans, und die nicht weit davon auftauchenden pyramidenförmigen Hüte gehören Perſern an, während jene gelbbraunen, in Art eines Seiles

Digitized by Google

um den Kopf befestigten Tücher die Beduinen, die Kinder der Wüste, kennzeichnen. Das Alles drängt sich bunt durcheinander, und zwar keineswegs so hastig und eilig, wie bei uns, sondern alles fein sachte, langsam und gemächlich; denn der Orientale hält rasche Bewegung für nicht schicklich.

Doch was sind denn das dort für Wesen, weiß wie Gespenster und wie es scheint ohne Kopf! — Das sind orientalische Frauen, die sich nie anders auf den Straßen sehen lassen dürfen, als vom Kopf bis zu den Zehen in einen Schleier ohne alle Form gehüllt, der in Aegypten dunkelfarbig, in Syrien aber weiß ist. Nur zwei Löcher für die Augen, dazu die feinen Füßchen, sind die einzigen Unterbrechungen an den gespenstigen Bildern, die übrigens nicht zahlreich auftauchen, weil die orientalische Frau sich zumeist im Hause aufhalten muß.

Mitunter läßt sich auch ein großer Herr zu Rosse sehen. In ungemein kostbarem Anzuge sitzt er auf einem prächtigen arabischen Pferde, Bewaffnete machen den Weg für ihn frei, sein Pfeifenträger und andere Hausbediente folgen ihm. Nicht sprengt er auf schäumendem Rosse kühn einher; nein, langsam, würdig und gravitätisch ist sein Ritt. Als Gegensatz zu seiner Pracht steht dort ein Fakier, ein muhamedanischer Mönch; er geht fast nackt und nennt sich selbst einen Heiligen. Als Nachtlager genügt ihm ein Baum, und wenn er Hunger hat, so nimmt er sich, was er braucht, wo er es findet. — Dort wieder eine andere Gestalt, ein alter, ehrwürdiger Scheih auf einem ruhigen Pferde, von einer großen Volksmasse umschwärmt; ein weißer Bart wallt ihm über die Brust herab, seine Hände hält er ausgestreckt und sein Kopf bewegt sich wild hin und her, während sein Mund ohne Aufhören die Worte spricht: „Gott ist Einer und wir sind seine Kinder!" Das thut er, damit dem Volke die Sünden vergeben werden.

Neben diesem fast heiligen Bilde nimmt sich ein anderes fast lächerlich aus, wenn es nicht zugleich auch von gewissem Schrecken begleitet wäre. Da reitet nämlich ein Mann auf einem Esel, „verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand," genau so, wie es in Bürgers Gedicht vom Kaiser und Abt steht, und hinter ihm her und um ihn herum gafft eine große Menge Volks auf ihn. Warum reitet der Mann also? Weil er muß; es ist die Strafe für ein schweres Verbrechen, z. B. für einen Meineid, eine Strafe, die der Muhamedaner mehr fürchtet, als den Tod. Nicht selten sterben also Bestrafte bald aus Gram.

Digitized by Google

Die Gerechtigkeitspflege im Morgenlande versteht überhaupt keinen Spaß; sie ist streng, kurz und — geschwind. Was Gesetz und Recht ist, sagt der Sultan; den Richtern oder Kadis aber ist es überlassen, den Willen des Sultans nach ihrem eigenen Ermessen auszuführen. Dabei geht es sehr sonderbar zu. Der Kadi sitzt wie ein Schneider in der Ecke des Gerichtssaales und an seiner Seite der Mufti (Geistlicher) mit dem Koran in der Hand. Vor ihm bringt der Kläger seine Klage knieend vor, worauf die Zeugen verhört und die Zeugnisse beschworen werden. Ohne Hin- und Herreden, ohne die Vertheidigung eines Advokaten, ohne Einholung des Urtheils von Geschworenen, wie es bei uns geschieht, fällt der Kadi sein Urtheil, und da die zur Ausführung desselben bestellte Person stets im Gerichtssaal anwesend ist, so erfolgt auf der Stelle die Vollstreckung des Urtheilsspruches. Je nachdem derselbe lautet, wird dem Verurtheilten eine Tracht Prügel auf den Rücken gegeben, oder er muß verkehrt den Eselsritt ausführen, oder es wird ihm auf der Stelle in Gegenwart der Zuschauer der Kopf abgeschlagen. Diese Art des Richtens macht Gefängnisse überflüssig und wirkt durch ihren Schrecken in hohem Grade einschüchternd, um so mehr, als die Kadis nicht selten weniger nach Recht und Gerechtigkeit, als vielmehr nach reichen Geschenken fragen, die dabei zu erringen sind.

Man sollte meinen, kürzer und schneller könne man nicht judiciren, und doch verstehen sich die Beduinen in der Wüste auf eine noch raschere Procedur. Es handelt sich z. B. um das Recht auf einen Esel. „Jakob, gehört er Dir?" — „Ja, Kadi, mir." — „Joseph, gehört er Dir?" — „Ja, Kadi, er ist mein." — „Gerichtsdiener, dieß ist das Urtheil: dem Jakob und Joseph, jedem fünfzig Hiebe auf den bloßen Rücken, weil sie einen Esel vor die Schranken des Gerichts gebracht, dessen Eigenthümer sie nicht kennen: der Esel aber hat nun einen Herrn an mir."

Bei uns bemühen sich Fürst und Volk, gute Gesetze zu geben und gegebene durch öffentliche Verhandlungen in der Presse oder in den Landtagen zu verbessern; die besten Geister der Völker arbeiten so gemeinsam an der Verbesserung der Zustände. Auch das kennt der Orient nicht; dort macht der Sultan das Alles ganz allein; Niemand hat etwas darein zu reden, und von einer öffentlichen Meinung, wie sie bei unseren freien Zuständen sich bildet, ist dort keine Spur. Niemand wagt es, laut Tadel gegen die Behörden zu äußern. Ja, nicht

Digitized by Google

einmal im Spasse darf ein Tadel laut werden. Als einst ein Witzbold einige Späße auf die Wohlbeleibtheit seines Pascha sich erlaubt hatte, wurde er sofort verbannt. Der Orient ist stumm; es fehlt ihm das freie Wort in mündlicher und schriftlicher Rede. Nicht einmal eine Presse kennt der Orient, geschweige eine freie. Bei uns wird unendlich viel gedruckt, und wer etwas Verständiges zu sagen weiß, kann seine Gedanken durch den Druck öffentlich kund geben. Und wer liest nicht bei uns? Der Kutscher auf dem Bock, wie der Herr im Staatswagen, das Mädchen in der Küche, wie die gnädige Frau in ihrem Boudoir. Ganz anders im Orient; wohl an sechzig Millionen Menschen leben dort und sprechen die reiche und schöne arabische Sprache, aber Niemand liest eine Zeitung oder ein Journal; denn man hat dort weder Zeitungen noch Journale, der Koran genügt.

Damit stimmt denn auch der Mangel an Buchläden im Morgenlande überein, und man sieht daher dort nirgends etwas den Schaufenstern unserer Buchhändler Aehnliches, die durch schöne Bücher und Bilder das Publikum interessiren. Die Muhamedaner begnügen sich gewöhnlich mit dem Koran, und vor Bildern haben sie geradezu Abscheu, weil der Prophet sie verbietet. Ebenso haben sie auch keinen Geschmack an Bildsäulen, denn der Prophet Muhamed hat gesagt: „Gott ist nur Einer, keine Einbildungskraft kann ihn malen, keine Phantasie ihn schildern, kein Geist ihn begreifen, er ist der Gott der Welten." Da das Gesetz ihnen verbietet, Thiere und Menschen abzubilden, so verzieren sie bei ihren Bauwerken die Wände mit allerlei Pflanzen, Blumen und Baumzweigen, dergleichen Verzierungen auch bei uns unter dem Namen Arabesken (nach den Arabern), Mauresken (nach den Mauren) oder Grotesken bei Titelvignetten und Stukkaturarbeiten häufig angewandt werden.

Welch eine Summe von Bildungsmitteln für Geist und Herz entbehrt nicht der Orientale! Und wie reich sind wir dagegen in dieser Hinsicht! Selbst eine der Predigt ähnliche Einrichtung geht den Orientalen ab, und somit der unermeßlich veredelnde und heiligende Einfluß der Kanzel. Ihr Gottesdienst besteht vorzugsweise in Gebeten und äußeren Gebräuchen. — Welch ein Segen liegt bei uns nicht auch in dem Vereinswesen? Fast keine Stadt in Europa ist ohne wohlthätige Vereine. Hier verbinden sich Gelehrte, dort Künstler, dort Handwerker zu gegenseitiger Förderung ihrer Interessen; hier errichtet man wohl-

Digitized by Google

thätige gemeinnützige Institute, dort vereinigt man sich, um den Nothstand zu lindern, die Bildung zu heben u. s. w. Bei den Zusammenkünften bringt jeder seine Ansichten zur Sprache, und Einer lernt vom Andern. So steigert sich Bildung, Wohlstand und Wohlbefinden durch das Vereinswesen. — Von Allem dem kennt der Orient nichts; dort ist alles ruhig und still; Jeder lebt für sich; nirgends wird über religiöse, politische, gewerbliche, wissenschaftliche, künstlerische Dinge discutirt und debattirt; Keiner lernt seine und des Andern Kräfte kennen; Keiner profitirt vom Andern. Abgeschlossenheit, Verschlossenheit, Zurückgezogenheit, Todesstille auf dem Gebiete des Geistes, Mangel an Fortschritt — das sind Charakterzüge des Orients. — Wie lange ist es nicht schon her, daß die Wasserpumpe erfunden ist? Und doch gehen die Orientalen noch heute wie ehedem mit ihren Krügen zu den alten Brunnen.

(Schluß folgt.)

Der verfehlte Beruf.

Von Clara Jäger.

In der spanischen Provinz Segovia, nur wenige Meilen von der Hauptstadt des Landes entfernt, liegt das weltberühmte Schloß und Kloster El Escurial. König Philipp II. erbaute es in Folge eines zuvor gethanen Gelübdes, nachdem er im Jahre 1557 bei St. Quentin einen so entscheidenden Sieg über die französische Armee unter dem Befehl des Connetable von Montmorency gewonnen hatte, daß ganz Frankreich vor dem Kriegsheer des gewaltigen Nachbarkönigs jenseits der Pyrenäen erzitterte.

Der Escurial ist ein riesiges, finsteres Gebäude von unschöner, plumper Form, das sich wie ein Steinkoloß inmitten vieler kleiner, dürftig und schmutzig aussehender Häuser erhebt, welche den Flecken gleichen Namens bilden. Die Gegend ringsumher ist todt und öde, und es ist schwer zu begreifen, warum Philipp gerade hier das Denkmal errichtete, das er zu Ehren jenes großen Sieges dem heiligen Laurentius, an dessen Namenstage die Schlacht geliefert worden, verheißen hatte.

Digitized by Google

Je weniger äußere Reize nun aber auch dem Escurial eigen sind, um so überraschender berührt die verschwenderische Pracht, mit welcher sein Inneres ausgestattet ist. Es wird berichtet, daß der ganze Bau mit seiner vollständigen innern Einrichtung mehr als fünf Millionen Dukaten — also etwa zwanzig Millionen Thaler! — gekostet habe, und so unglaublich diese Angabe im ersten Augenblick erscheinen mag, so schwindet doch allmälig jeder Zweifel an der Wahrheit derselben, wenn man die kolossale Größe und die Pracht seiner innern Ausstattung einzeln ins Auge faßt.

Einen annähernden Begriff von Umfang und Ausdehnung des Escurial möchten am besten die Thatsachen liefern, daß man viermal zweihundertfünfzig Schritte im Quadrat machen muß, ehe man das gewaltige Gebäude umgangen hat; daß dasselbe siebzehn Höfe, vierzehntausend Thüren und sechsunddreißigtausend Fenster aufzuweisen hat!

Wem fiele da nicht ein, daß zum Putzen und Waschen der Scheiben mindestens ein Regiment dienstbarer Geister unaufhörlich thätig sein müßte, wenn anders die Gläser klar und blank erhalten werden sollten. Aber eben darauf gibt der Spanier im Allgemeinen nicht viel, und so verleihen die blinden, unsauberen Fenster dem alten Escurial nur ein um so trübereres, finstereres Aussehen und erinnern dadurch lebhaft an den Charakter seines Erbauers, dem dieselben Eigenschaften beigelegt werden.

Die Kirche des Escurial, nach der Peterskirche in Rom erbaut, enthält vierundzwanzig Altäre und acht Orgeln; zugleich aber auch die Begräbnißkapelle der spanischen Herrscher und ihrer Angehörigen und ist mit einem Luxus ausgestattet, der schwerlich seines Gleichen findet, und den zu beschreiben uns viel zu weit führen würde. Wir wollen hier nur noch auf das größte Kleinod des Escurial, auf seine berühmte Bibliothek hinweisen, welche ebenfalls von Philipp II. begründet und von seinen königlichen Nachfolgern vervollständigt worden ist. Sie enthält einen wahren Schatz der seltensten Handschriften und gehört mit zu den bedeutendsten Büchersammlungen, die je existirt haben.

Der bekannte Sprachforscher und Gelehrte, Michael Casiri, hat sich große Verdienste um die Sichtung und Durchforschung dieser massenhaften Schätze aus dem Bereiche jedes Wissens erworben, und die Art und Weise, durch welche derselbe mittelbar zu dieser Riesenarbeit gelangte, ist so eigenthümlich, daß wir uns nicht versagen können, sie unsern Lesern mitzutheilen.

Digitized by Google

Der verfehlte Beruf.

Digitized by Google

Casiri, dessen Ruf längst weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus getragen worden, erhielt 1748 die ehrenvolle Aufforderung, Bibliothekar König Ferdinand VI. in Madrid zu werden, und folgte bereitwillig. Natürlich säumte er nicht, bald nach seiner Ankunft auch dem Escurial einen Besuch abzustatten, um sich von der Wahrheit der fast mährchenhaft klingenden Berichte selbst zu überzeugen, welche von diesem Gebäude ihm zu Ohren gekommen waren.

Als er von seinem Ausflug nach dem Escurial zurückkehrte, ließ der König ihn zu sich bescheiden. „Nun?" fragte er den Gelehrten, „sahen Sie je-Aehnliches?"

„Ich muß es gestehen: nein!" erwiederte Casiri. „Hätte ich mich nicht selbst davon überzeugt, ich würde es nicht für möglich gehalten haben!"

Ferdinand lächelte geschmeichelt, denn wie allen seinen Vorgängern auf dem spanischen Throne war auch ihm der Escurial sehr an das Herz gewachsen, und die Sorge für denselben so zu sagen sein Steckenpferd.

„Ja," sagte er gedankenvoll vor sich hinlächelnd, „dieß Denkmal fürstlicher Pracht unseres großen Ahnherrn ist einzig in seiner Art. Zählten Sie die Diamanten und Edelsteine, mit denen das Kruzifix in der Grabkapelle besetzt ist?"

„Um Vergebung, Sire," sagte Casiri, „meine Zeit war zu gemessen, und den Bibliothekar zog es vor allen Dingen nach der Bibliothek und deren Schätzen! Um aufrichtig zu sein, muß ich bekennen, daß ich jenes Kreuz, von dem Ew. Majestät sprachen, unter den vielen Kostbarkeiten, die mich auf allen Seiten umgaben, nicht einmal bemerkt habe."

„Ah," sagte Ferdinand mit leichtem Stirnrunzeln, „und doch ist es die kostbarste Kostbarkeit im Escurial! — Aber was sagen Sie zu der Thüre, welche in die Königsgruft hinabführt? Nicht wahr, die Thüren Ghiberti's an der Johanneskapelle in Florenz sind nichts gegen diese Arbeit?"

Casiri verbeugte sich stumm, doch nicht ohne einen leisen Anflug von Verlegenheit.

„Wie?" rief Ferdinand erstaunt, „Sie waren im Escurial und haben auch das nicht gesehen? Und doch sagten Sie mir kurz zuvor, daß Sie nie etwas Aehnliches gesehen hätten, ja daß Sie es nie für

Digitized by Google

möglich gehalten haben würden, wenn der Augenschein Sie nicht belehrt hätte! Wie soll ich das verstehen?"

„Sire," sagte Casiri, „ich meinte die Pracht und Herrlichkeit im Allgemeinen, die den Beschauer im Escurial umgibt; — doch," fügte er zögernd hinzu, „der Ausruf, den ich zuvor that, und den Ew. Majestät die Gnade hatten mir soeben wieder in das Gedächtniß zurückzurufen, bezog sich eigentlich auf etwas ganz Anderes!"

„Und worauf?" fragte der König ungeduldig.

„Auf die große Bibliothek des Escurial, Sire."

„Ah so! Ja, freilich, daran hätte ich denken sollen! Bücher gehen Ihnen über Alles! Und Sie haben Recht, jene Sammlung ist ihrem zwiefachen Werthe nach wahrlich nicht der schlechteste Schatz des Escurial!"

„Und doch," fuhr Casiri lebhaft auf, „wird er scheinbar so geringschätzig behandelt?"

„Wie?" rief Ferdinand erstaunt, „habe ich nicht einen besondern Hüter für denselben ernannt?"

„Ew. Majestät hätten keinen besseren erwählen können, bestände jener Schatz, wie andere Schätze, aus Gold und Silber! Ja, ich würde den Vorschlag wagen, jenen Behüter der Escurial-Bibliothek zum Finanzminister, zum Wächter des Kronschatzes zu machen, denn, bei meiner Ehre, Sire, er rührte nichts an von dem, was Ew. Majestät seiner Obhut anvertrauten!"

Der König lachte laut auf. „So wollen wir jenem Ehrenmanne einen Posten geben, der seinen Talenten besser entspricht!" rief er gut gelaunt. „Sie aber, Casiri, übernehmen fortan auch die Oberaufsicht über die Escurial-Bibliothek, und je mehr Sie in den dort aufbewahrten Schätzen wühlen, je lieber soll es mir sein!"

Auflösung der Charade auf Seite 48:
Spottvogel.

Digitized by Google

Ein armer Junge.

Erzählung von B. Jacobi.

(Schluß.)

Ein Tag verging nach dem andern. Seine geringe Baarschaft ging zu Ende, und noch immer konnte er sich nicht entschließen, zu Herrn Leonhard zu gehen, und eben so wenig wußte er, was er eigentlich anfangen sollte. So saß er eines Nachmittags grübelnd im Speisezimmer des Wirthshauses, nachdem bereits alle Gäste dasselbe verlassen hatten. Einer derselben, sein täglicher Tischnachbar, war ein eifriger Zeitungsleser, der es oft sogar während des Essens nicht unterlassen konnte, die Neuigkeiten, welche das Tagesblatt brachte, durchzustudiren. Auch heute war dieß der Fall gewesen, und zufällig fielen jetzt die Augen unseres Freundes auf die Zeitung, die jener hatte liegen lassen. Er nahm sie, um sich zu zerstreuen, und las darin ohne viel auf den Sinn zu achten, bis eine der täglichen Anzeigen plötzlich seine Aufmerksamkeit fesselte. Es war die eines Buchbinders, der einen Lehrling suchte; sie war in freundlichem Tone abgefaßt, versprach gute Behandlung und nur dreijährige Lehrzeit. „Das wäre vielleicht etwas für mich," dachte Johannes. „Zum Kaufmann tauge ich nicht, zum Landwirth eben so wenig; so möchte ich's denn einmal mit dem Handwerk versuchen. Buchbinderarbeit kann nicht schwer sein, und dabei hat man Gelegenheit, fortwährend schöne neue Schriften, in die man hineingucken kann, in die Hände zu bekommen. Ja, ja, das wird gehen; da ich nun einmal nicht studiren kann, will ich wenigstens schöne Bücher binden lernen." Ganz erheitert durch diese frohe Aussicht, denn daß ihm diese Lehrlingsstelle entgehen könne, fiel ihm gar nicht ein, sprang Johannes auf, nahm das Zeitungsblatt und eilte mit diesem in der Hand in die Wohnung des Buchbindermeisters, der die Anzeige hatte einrücken lassen.

Auf seine Frage nach Herrn Buchbindermeister Bekker — dieß war dessen Name — wurde er von der mit Käufern im Laden beschäftigten Frau des Meisters in ein an denselben stoßendes Stübchen gewiesen, wo ein kleines, hageres Männchen sich mühte, eine Menge bedruckter Bogen nach der Nummer zu ordnen. Dieß war augenscheinlich

eine langweilige Arbeit, denn er mußte immer zwei, drei Bogen bei Seite legen, ehe er den rechten fand. Johannes wagte es nicht, ihn zu stören, er blieb auf der Schwelle stehen und sah zu, wobei er Gelegenheit hatte, zu hören, wie Herr Bekker, der ein sehr gutmüthiges Gesicht hatte, wiederholt „der Bengel", „der Taugenichts", „der Nichtsnutz" und dem ähnliche Benennungen höchst ärgerlich hervorstieß. Johannes konnte sich's leicht denken, daß dieselben höchst wahrscheinlich demjenigen galten, dessen Stelle einzunehmen er sehnlichst wünschte. Obgleich ihm nun etwas bange wurde, so unterdrückte er doch sogleich dieses Gefühl, indem er sich vornahm, sich die größte Mühe zu geben, um seinen künftigen Herrn und Meister zufrieden zu stellen. Endlich war der Haufen Papiere geordnet, und das kleine Männchen, das Johannes und sein bescheidenes Schweigen wohl bemerkt hatte, wandte sich nun an diesen mit der Frage nach seinem Begehr.

Nicht ohne Verlegenheit trug Johannes sein Anliegen vor. Der Buchbinder ließ ihn ruhig ausreden, maß ihn hierauf mit einem langen Blicke und sagte alsdann langsam und bedächtig: „Scheint mir schon Manches probirt zu haben, ein so großer, starker Mensch" — Johannes sah viel älter aus, als er war — „und will erst ein Handwerk erlernen; haben denn die lieben Angehörigen nicht bei Zeiten dafür gesorgt, daß man von vorn herein etwas Tüchtiges lernte?" Der Buchbinder konnte sich nicht überwinden, den großen Menschen, der ihn um gute Kopfeslänge überragte, zu duzen, wie er es sonst mit seinen Burschen zu thun pflegte, das „Sie" aber wollte ihm bei seinem künftigen Lehrling auch nicht über die Lippen; er wählte daher den Ausweg, ihn gar nicht direkt, sondern in der dritten Person anzureden.

Johannes aber waren während des Meisters Rede die Thränen in die Augen gekommen. „Ach, ich habe gar keine Angehörigen und auf der weiten Welt Niemand, der sich meiner annähme," erwiederte er schüchtern.

„Wie, gar keine Verwandten? Man setze sich und erzähle seine Geschichte," sprach darauf der Meister, dem Jüngling mit der Hand einen leeren Stuhl bezeichnend; er selbst aber nahm wieder an seinem Arbeitstische Platz und fing an, wie vorhin Druckbogen zu ordnen.

Johannes befolgte die erhaltene Weisung, und als er geendigt hatte, sagte der Meister mit bewegter Stimme: „Sie mögen da bleiben, und da Sie nicht wissen, was Sie anfangen sollen, so wollen wir es

Digitized by Google

mit einander verſuchen; ich fürchte jedoch, daß Sie für das Handwerk eben ſo wenig paſſen werden, wie für den Kaufmannsſtand oder für die Landwirthſchaft, denn ich will Ihnen etwas ſagen, junger Mann, Ihre erſte Erziehung hat Sie für den Wagen zu kurz und für den Karren zu lang gemacht, und nun gehen Sie und holen Sie Ihre Sachen, meine Frau ſoll derweil oben die Geſellenkammer in Ordnung bringen; ich halte keinen mehr, die Schlingel haben mich zu ſehr geärgert, und ich hoffe, daß Sie immer noch tauglicher ſein werden, als der, den ich weggejagt habe."

Obgleich nun Meiſter Bekkers Prophezeiung, daß er auch für das Handwerk nicht taugen werde, unſerem Johannes nicht ſehr tröſtlich klang, ſo erfreute ihn doch deſto mehr das Ende ſeiner Rede. Fröhlich eilte er in die Herberge, berichtigte daſelbſt ſeine kleine Schuld und kehrte zu ſeinem nunmehrigen Lehrherrn zurück mit dem feſten Vorſatz, etwas Tüchtiges bei ihm zu lernen.

Durchaus verſchieden von der zuletzt geführten Lebensweiſe war die, welche nun in Meiſter Bekkers Hauſe für ihn begann. So finſter und grau auch dieß kleine Gebäude von außen ausſah, ſo behaglich und freundlich war es im Innern; hier waltete nicht, wie im Forſthauſe, die karge Hand einer böſen, geizigen und unordentlichen Frau, ſondern die der freundlichen, reinlichen, gutmüthigen Meiſterin, die, wenn gleich nicht mehr jung, doch die kleine Wirthſchaft — der Himmel hatte ihre Ehe nicht mit Kindern geſegnet — ganz allein verſah und dabei noch genügende Zeit fand, ihrem Manne bei dem Verkauf im Laden behülflich zu ſein. Johannes ſchätzte ſich glücklich, unter dieſem friedlichen Dache eine Heimath gefunden zu haben; denn in keiner Hinſicht hatte er Urſache, ſich über ſein gegenwärtiges Loos zu beklagen. Sein Kämmerchen war zwar, da das Haus rundum von größeren, höheren eingeengt war, was Licht und Luft anbelangte, ſehr ſpärlich bedacht, dennoch äußerſt ſauber, mit einem vortrefflichen, reinlichen Bett und allen nöthigen Möbeln verſehen. Die Mahlzeiten, die er gemeinſchaftlich mit dem Meiſter und der Meiſterin einnahm, waren ſtets wohlbereitet, ſchmackhaft und genügend, und der Meiſter, ein vielerfahrener und in ſeiner Jugend vielgereiſter Mann, wußte dieſelben durch ſeine unterhaltenden und belehrenden Reden noch zu würzen, wobei Johannes einen aufmerkſamen Zuhörer abgab.

Das war es, was ihm beſonders Bekkers Herz gewann; denn

dieser hatte die Schwäche der meisten alten Leute, sehr gern zu erzählen; ganz besonderes Vergnügen gewährte es ihm aber, gern seinen Erzählungen lauschende Zuhörer zu finden. Sehr bald ward er seinem Lehrling aufrichtig zugethan und vergaß, was er sonst bei seinen Untergebenen nicht gern hatte, daß dieser ihn an Körperlänge bedeutend überragte. Auch die Meisterin, welcher Johannes bei ihren häuslichen Verrichtungen unaufgefordert möglichst zur Hand ging, war ihm gewogen, und oft erinnerte Johannes das Leben hier im Hause an das in dem seiner geliebten Pflegeeltern, deren er nie ohne dankbare Rührung gedachte. Hier, wie dort, war alles still, friedlich, einfach, aber behaglich; die beiden betagten Eheleute lebten nur ihrer täglichen Beschäftigung, stets bemüht, eines dem andern das Leben angenehm und leicht zu machen. An besondere Vergnügungen, einen Spaziergang ins Freie ausgenommen, dachten sie nie. Daß dieses so selten vorkam, war das einzige, was Johannes, der nun fortwährend sitzen mußte, nachdem er in letzter Zeit so viel im Freien hatte sein müssen, zuweilen im Stillen bedauerte. Dieß Bedauern verschwand aber sogleich, wenn er die Qualen, die er im Forsthause ausgestanden hatte, mit seiner jetzigen glücklichen Lage verglich.

Zur Buchbinderarbeit hatte er leider, wie sein Meister sehr richtig vermuthet hatte, sehr wenig Geschick, seine Kurzsichtigkeit war ihm auch hier, wie bei manch anderer Beschäftigung, hinderlich; er suchte indeß durch Fleiß, Ausdauer und guten Willen zu ersetzen, was ihm an Geschicklichkeit abging. Er konnte es jedoch nicht unterlassen, in alle Bücher, die er zum Einbinden bekam, hineinzusehen, wobei es denn wohl zuweilen vorkam, daß er über dem Lesen des Inhalts das Anfertigen des Einbandes vergaß. Er sah indessen stets reumüthig sein Unrecht ein und bemühte sich alsdann, das Versäumte durch verdoppelten Fleiß nachzuholen. Da alle seine Arbeiten sehr sauber und pünktlich waren, so verzieh ihm der nachsichtige Meister diese Untugend und ermahnte ihn nur, dieselbe nach Kräften zu bekämpfen, indem es ihm sonst, weil sein Handwerk nur allzu verlockende Gelegenheit dazu bot, nie gelingen werde, etwas vor sich zu bringen. Das aber wollte Johannes jedenfalls, und er nahm sich's auch oft genug vor, das Indiebücherqucken zu unterlassen, leider aber hatte alles Gedruckte so viel Anziehendes für ihn, daß er darüber immer wieder seine guten Vorsätze vergaß, und Meister Bekker immer wieder Ursache zum Tadel fand. Dieß war und

Digitized by Google

blieb aber auch der einzige, der ihn traf, und außerdem bestand zwischen Lehrherrn und Lehrburschen das schönste Einvernehmen, das von Seiten des Ersteren sich nach und nach zu väterlichem Wohlwollen, von Seiten des Letzteren zu kindlicher Verehrung steigerte. Wie rasch verflogen unserem Johannes die Tage, Wochen, Monde bei dieser angenehmen und friedlichen Lebensweise. Ehe er sich's versah, war ein Jahr an ihm vorübergerauscht und dann noch ein zweites, und nun dachte Meister Bekker ernstlich daran, ihn baldigst freizusprechen und in den Gesellenstand zu erheben. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt; oder auch, es kommt im ganzen Leben immer alles ganz anders, als wir es uns im voraus vorzustellen pflegen.

„Nächste Woche wollen wir einen Gesellen aus dir machen, mein guter Junge," sagte Meister Bekker eines Abends, nachdem er eine feine Arbeit, die Johannes äußerst sauber ausgeführt, höchlich belobt hatte. „Ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß du ein richtiger Buchbinder werden könntest, doch der feste Wille vermag viel, und trotz der Kurzsichtigkeit und des Bücherguckens hast du was Rechtschaffenes vom Handwerk gelernt, ich kann dich daher mit gutem Gewissen nun freisprechen."

„Das habe ich nur Ihnen, meinem gütigen Lehrherrn und Meister, der so große Nachsicht und Geduld mit mir ungeschicktem Menschen gehabt hat, zu verdanken," erwiederte Johannes, und Bekker lächelte freundlich bei diesen Worten seines Lehrlings, die ihm unendlich wohl thaten. Denn es freute ihn nicht wenig, daß dieser dankbar anerkannte, was er für ihn gethan hatte. Der Meister sprach während des hierauf folgenden Abendbrodes noch viel von dem bevorstehenden Ereigniß, frug auch scherzweise, ob sein Lehrbursche als Geselle gleichfalls treu bei ihm ausharren wolle, was dieser, wie sich's von selbst verstand, gern versprach, bestimmte dann im voraus, wie viel Lohn er ihm zu geben gedenke, und sagte noch zuletzt scherzend, als Johannes aufstand, um sich in sein Kämmerlein zu begeben: „Nun, lieber Geselle, denke mir nur ja nicht allzubald ans Meisterwerden, das mußt du schon noch lassen, bis ich mich zur Ruhe setze." Damit reichte er ihm die Hand, die Johannes in überwallendem Gefühl an seine Lippen drückte.

„So bin ich denn doch nicht zu Allem untauglich gewesen," sprach Johannes zu sich selbst, oben in seiner Kammer angelangt, und ein gar frohes Gefühl hob seine Brust. „Wie wird die gute Katharine, wie

Digitized by Google

wird Herr Leonhard sich freuen, ein guter Handwerker ist auch nicht schlechter, als ein Gelehrter, und so brav und tüchtig zu werden, wie mein lieber Meister, das soll meines Lebens Aufgabe sein."

Fröhlicher Hoffnung voll überließ er sich dem Schlafe, der ihm allerhand bunte Traumbilder vorgaukelte von Gesellen- und Meisterwerden und von herrlichen Büchern, die er nicht nur mit Goldschnitt versehen, sondern ganz in Gold binden sollte. Schlafe, Johannes, schlafe; schlafe und träume süß; wie bald ist der Traum verflogen, und die Wirklichkeit wird dir ein trauriges Erwachen bereiten.

„Feuer! Feuer!" ertönte es da plötzlich unten auf der Straße. „Feuer! Feuer!" schrie der Wächter und stieß ins Horn. Vor diesem Schreckensruf entwichen die bunten Träume. Johannes schrak empor und fuhr eiligst in seine Kleider; ein erstickender Rauch füllte seine Kammer, die Gefahr mußte nahe sein, er riß die Thüre auf und wehe! das Haus braunte von unten herauf, in der vorne gelegenen Werkstatt mußte es ausgebrochen sein, die Flammen züngelten bereits, gierigen Schlangen gleich, an der Treppe empor. Die Schlafkammer des Ehepaares war dicht neben der seinen und nach dem Hofe zu gelegen.

„Auf! Auf!" schrie er und schlug mit aller Gewalt an ihre Thüre. Da wurde von innen der Riegel zurückgeschoben. „Wo, wo brennt's?" riefen zu gleicher Zeit der Meister und seine Frau. Es bedurfte jedoch keiner Antwort; der dicke Rauch, die Hitze, die schon sichtbaren Flammen gaben genügende Auskunft.

Die nahe Thurmglocke schlug jetzt an und rief die ruhig schlafenden Bürger zur Rettung ihrer bedrohten Mitmenschen, die Spritzen rasten herbei; das Alles hörten die drei im brennenden Hause, dem sichern Verderben, dem gräßlichen Feuertode preisgegeben, denn für sie gab's keine Rettung, das Häuschen hatte nur eine Treppe, diese stand, sowie das Vorderhaus, in Flammen. Einen Augenblick blieben die drei dem Tode Geweihten stumm und starr vor Schreck in der Kammer, deren Thüre Johannes, nachdem er eingetreten war, hinter sich zugeschlagen hatte; kurze Zeit noch waren sie hier sicher, der Raum von der Kammer bis zur brennenden Treppe war ziemlich breit.

Johannes war der erste, der Sprache und Bewegung wieder erlangte. „Wir müssen es versuchen in den Hof hinunter und von da in das Nachbarhaus zu kommen," sagte er in fliegender Hast und trat eiligst an das Fenster, das er schnell aufriß.

Digitized by Google

Meister Bekker, der gleichfalls seine Besonnenheit wieder erlangt hatte, trat neben ihn und maß die Entfernung vom Fenster bis zum darunter liegenden Hofraum mit trüben Blicken. Kopfschüttelnd sagte er alsdann: „Wir beiden Alten können da nicht hinunter, für uns ist es zu hoch, du aber, Johannes, du magst dein Glück versuchen.“

„So will ich Rettung holen!“ rief Johannes, entschlossen auf das Fensterbrett tretend. Zwar hatte er nie turnen gelernt, auch im Klettern sich wenig versucht, in diesem Augenblick der Gefahr dachte er aber nicht daran, daß derartige Uebungen ihm fremd geblieben waren, er klammerte sich mit beiden Händen an die dicht neben dem Fenster vom Dache bis zum Hofe hinabgehende Blechröhre und fing an, an dieser hinabzugleiten. In athemloser Angst folgten ihm die Blicke der alten Leute. Da zuckte er zusammen; „es ist nichts!“ rief er beruhigend, „ich habe mir nur die Hand geritzt.“ Und einige Sekunden später hatte er den festen Boden erreicht.

Hier im Hofe befand sich keine Leiter, das wußte er wohl, im benachbarten aber hatte er vom Bodenfenster aus, wenn er hinauf gegangen war, Papierabgänge zu verwahren, eine liegen sehen. Wie diese erreichen, wie in den Nebenhof gelangen? Das war eine Schwierigkeit, an die er nicht gedacht hatte. Nur einen Augenblick weilte er unschlüssig vor dem hohen Plankenzaun; Rettung, Rettung mußte er den beiden greisen Leuten bringen, die dort oben angstbebend am Fenster standen, und denen die Gefahr mit jeder Sekunde näher rückte. O Gott, schon brannte das Dach! Da erblickte er eine daliegende Art, drei kräftige Hiebe, eine Planke fiel, er springt durch die Oeffnung, ergreift die Leiter, schleppt sie hindurch, jetzt ist er wieder im Hof, jetzt lehnt er sie an das Kammerfenster. „Rasch, rasch, lieber Meister, liebe Meisterin, eilen Sie, eilen Sie, noch ist es Zeit!“ ruft der vor Aufregung und Angst zitternde Johannes.

Die Meisterin besteigt die Leiter, er tritt einige Stufen hinauf, um ihr die Hand zu reichen, da — in demselben Augenblick, als auch der Meister das Fensterbrett besteigt — da, als er gerade den Fuß auf die erste Sprosse setzen will, stürzt ein Theil des Daches prasselnd zusammen. Aus der Kammer schlagen die Flammen in die Höhe. Ein furchtbarer Schrei ertönt, wer ihn ausgestoßen, Johannes weiß es nicht, nicht ob er, der Meister oder die Meisterin, welche jetzt ohnmächtig in seinen Armen liegt. Eben so wenig weiß er es zu sagen, wie er mit

Digitized by Google

der Frau in ſeinen Armen in den Nachbarhof gekommen war, hier aber ſank er neben der noch immer ohnmächtigen mit dem ſchmerzlichen Ausruf: „Mein Meiſter! mein herzlieber Meiſter!“ laut weinend in die Kniee.

Der Tag brach an und beleuchtete ſtatt des kleinen, grauen Häuschens einen glühenden, rauchenden Schutthaufen, aus welchem noch hie und da eine Flamme emporſchlug.

Die Meiſterin — ein Glück für ſie — war nicht wieder zum Bewußtſein erwacht. Ein hitziges Fieber hielt ihre Sinne umnebelt, weßhalb man ſie in das zunächſt gelegene Hoſpital ſchaffte, wo ſie einige Wochen ſpäter ſtarb.

Johannes weilte noch bei den rauchenden Trümmern. „O, mein Meiſter, mein herzlieber Meiſter,“ jammerte er unter immer wieder hervorbrechenden Thränen, „wie ſchrecklich mußteſt Du Dein für mich ſo liebereiches Leben beenden; mein Glück, meine Zukunft iſt mit Dir vernichtet, und ich bin nun wieder ſo allein und verlaſſen, als ich es war, da ich dieſes jetzt in Schutt und Trümmern liegende Haus betrat.“ Ja, er war wieder allein und verlaſſen, eine einzige kurze Nacht hatte ihm Alles geraubt: ſein Obdach, ſeinen Unterhalt, ſeinen väterlichen Freund und all ſeine Hoffnungen für die Zukunft. Neben dem gerechten Schmerz um den Verluſt ſeines Wohlthäters machte ſich auch ſehr bald die Sorge um ſeine Zukunft geltend, und ſobald er etwas ruhiger geworden war, dachte er an Herrn Leonhard, den er während ſeines Aufenthaltes im Bekker'ſchen Hauſe öfters beſucht und immer gütig gefunden hatte. Er begab ſich zu ihm und erzählte ihm unter vielen Thränen das Unglück, das ihn betroffen hatte. Herr Leonhard bedauerte ihn aufrichtig und gab ihm den Rath, ſich bei einem andern Meiſter der Buchbinderzunft um Arbeit umzuthun. Johannes beeilte ſich, dieſen Rath zu befolgen, doch wo er auch anklopfte, nirgends ward ihm aufgethan; er war ja noch nicht Geſelle, einen ſo groſſen Lehrburſchen aber wollte kein Meiſter ſich aufbürden, und nach zwölfſtündigem vergeblichem Umherlaufen ſah ſich Johannes gezwungen, Herrn Leonhard das Erfolgloſe ſeiner Bemühungen mitzutheilen. „Was ſoll ich beginnen, wo ſoll ich bleiben?“ ſagte er zuletzt.

„Da iſt freilich guter Rath theuer, mein armer Junge,“ meinte Herr Leonhard bedauernd, „doch komme morgen früh wieder, da wollen wir ſehen, was ſich thun läßt. Hier haſt du einen halben Thaler, ſuche dir damit ein Unterkommen für dieſe Nacht.“

Digitized by Google

Ein armer Junge. III.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wo sollte er dieß suchen? Das war eine Frage, die Johannes trotzdem, daß er hier in der Stadt geboren und aufgewachsen war, sich nicht zu beantworten wußte. Dankend nahm er das Geld, begab sich in einen nahen Bäckerladen, kaufte daselbst ein kleines Brödchen und ging, in Gedanken verloren, Straße auf, Straße ab, ohne seinen Weg zu beachten. Obgleich er es nicht beabsichtigt hatte, hieher sich zu wenden, so sah er sich doch plötzlich vor seiner bisherigen Behausung, und da er gar nicht wußte, wohin er sich sonst wohl wenden sollte, so machte er sich daran, einen Theil des Schuttes wegzuräumen, trug, nachdem dieses ihm gelungen war, einige im Hofe liegende, vom Feuer verschont gebliebene Holzstücke zusammen und bereitete sich vermittelst derselben an der innern Seite einer der stehen gebliebenen geschwärzten Mauern, so gut es ging, einen Ruheplatz für die Nacht. Hierauf setzte er sich hin, verzehrte sein Brödchen und schloß, trüber Gedanken voll, die müden Augen zum Schlafe. Doch zum ersten Male in seinem Leben floh ihn dieser; Kummer und Sorgen verscheuchten den milden Tröster, so sehr er ihn auch herbeisehnte.

„Wenn dich die Buchbinder nicht mögen, so wollen wir es einmal mit den Seilern versuchen," sagte andern Tages Herr Leonhard, als Johannes der erhaltenen Weisung gemäß sich wieder bei ihm einstellte. „Draußen am Wasser unweit der Universität wohnt ein Seilermeister, ein alter Bekannter von mir, der braucht einen Lehrburschen, ich habe bereits mit ihm gesprochen; mir zu Gefallen will er die Lehrzeit bedeutend abkürzen, und da man zu diesem Handwerk nur körperliche Kraft, nicht aber besondere Geschicklichkeit braucht, so denke ich, wirst du es bei deiner Ausdauer und deinem Fleiße sehr bald bis zum Gesellen gebracht haben."

So sprechend nahm Herr Leonhard Hut und Stock und machte sich mit Johannes, der, so wenig ihm auch das Seilerhandwerk zusagen mochte, dennoch keinen Einwand wagte, zu dem gedachten Meister auf den Weg. Dieser war mit Johannes Aeußerem wohlzufrieden und erklärte sich gern bereit, ihn alsbald in die Lehre zu nehmen.

Unser Freund aber schickte sich nur nothgedrungen und trüben Herzens in die neue, all seinen Neigungen zuwiderlaufende Lebensweise. Was diese ihm bedeutend erschwerte, war der stete Anblick des unfernen Universitätsgebäudes, das von jeher das Ziel all seiner Wünsche gewesen war. Wie beneidete er die stolz einherschreitenden Studenten,

Digitized by Google

die er dort aus- und eingehen sah. Er glaubte es ihnen ansehen zu können, wie sehr sie sich freuten, mit jedem Morgen frisch schöpfen zu dürfen aus dem ihm für immer verschlossenen, für sie aber so reichlich sprudelnden Borne des Wissens. Er blickte auf die grobe Leinenschürze, die er nun tragen mußte, und senkte traurig den Kopf. Mechanisch ergriff er dann den Korb mit Hanf, den er, wie ihm geboten war, hinaustragen sollte vors Thor, wo der Meister eine zur Seilerei eingerichtete Stelle besaß.

„Wenn mir nur in diesem Aufzuge keiner meiner früheren Schulgenossen begegnet," dachte er, den Korb auf die Schulter hebend; „es sind zwar schon mehrere Jahre vorüber gegangen, seitdem ich die Schule verlassen mußte, und sie würden mich wohl so wenig, als ich einen von ihnen erkennen."

„Johannes, wie kommst du hieher?" rief da, als er eben an dem Universitätsgebäude vorüber gehen wollte, eine klare, jugendliche Stimme, die keinem andern, als einem jungen Studenten angehörte, der soeben im Begriff gewesen war, in den Thorweg der Universität einzubiegen, des Seilerburschen aber gewahr werdend stehen blieb, diesen einen Augenblick aufmerksam und forschend betrachtete und dann, ihm näher tretend, in jene Worte ausbrach.

Was Johannes so sehr gefürchtet hatte, war in Erfüllung gegangen, und gerade am ersten Morgen seiner neuen Laufbahn mußte er einem seiner früheren Schulkameraden begegnen. Er zögerte mit der Antwort voll Scham über seinen Anzug, der leicht seinen Stand errathen ließ, wollte er vorübereilen. Oskar aber, denn er war es, mit dem er einst besonderen griechischen und lateinischen Unterricht erhalten hatte, ergriff ihn am Arme und sagte vorwurfsvoll: „Du wirst doch deinen alten Freund und Schulgenossen nicht verleugnen wollen?"

„O, gewiß nicht," erwiederte Johannes rasch, „wenn du dich nur nicht schämst, mit einem armseligen Seilerburschen zu verkehren."

„Ganz und gar nicht; doch es schlägt acht Uhr, ich muß ins Colleg, komme, wenn du kannst, zu mir, hier ist meine Karte, da wollen wir von vergangenen Zeiten plaudern."

So sprechend reichte er ihm eine Karte, auf welcher seine Wohnung bezeichnet war, und eilte in die Universität. Johannes aber

Digitized by Google

steckte die Karte in seine Westentasche und setzte dann schwer seufzend seinen Weg fort.

Der Meister, der Geselle, der, beiläufig gesagt, des ersteren Bruder war, sowie die andern beiden Lehrburschen befanden sich bereits auf dem Arbeitsplatze, als Johannes, in Gedanken noch mit der eben gehabten Begegnung beschäftigt, daselbst anlangte. Der Meister sagte zwar nichts, machte jedoch ein finsteres Gesicht; die Burschen aber flüsterten so vernehmlich, daß unser Freund es verstehen mußte, er werde sich wohl als ein „Gestudirter" bei der Universität verspätet haben. Sie waren am vergangenen Abend, als Herr Leonhard ihn angekündigt und dem Meister in Kürze seine Geschichte mitgetheilt hatte, zugegen gewesen und hatten sich's schon im Voraus vorgenommen, den nicht zu ihnen passenden Lehrling tüchtig zu „hudeln".

Johannes stellte sich zu der sehr einfachen Hantierung des Handwerkes, dem er nun angehören sollte, sehr ungeschickt an. Fortwährend ließ er den Hanf aus der Schürze fallen, und mehr als einmal verlor er, beim Rückwärtsgehen stolpernd, das Gleichgewicht; die Burschen aber, welchen seine Ungeschicklichkeit großen Spaß machte, wollten sich vor Lachen über den geschickten „Gestudirten", wie sie ihn nannten, ausschütten. Der Meister, dessen Gesicht sich immer mehr verfinstert hatte, verließ endlich ärgerlich und kopfschüttelnd den Arbeitsplatz, seinem Bruder es überlassend, dem ungelenken Lehrlinge die ersten Begriffe des Seilerhandwerks beizubringen.

Der Geselle griff die Sache ganz anders an, als sein geduldiger Bruder; er nahm Johannes bei den Schultern, schüttelte ihn derb und sagte grinsend: „Höre, Bürschchen, ich will dir was sagen, ich hab' noch aus jedem Burschen, der mir in die Hände gefallen ist, einen tüchtigen Gesellen gemacht, Hiebe aber hat's gesetzt, und daran soll's auch bei dir nicht fehlen."

Somit nahm er ein daliegendes Stück Seil, drehte es zusammen und machte, als er damit fertig geworden war, eine höchst unzweideutige Geberde. Johannes aber erschrak tödtlich. Was, durch Schläge sollte er, der achtzehnjährige Jüngling, in die Kunstgriffe des ihn anwidernden Handwerks eingeweiht werden? Diese Aussicht war wohl geeignet, ihm dieses noch mehr, als es ohnehin der Fall war, zu entleiden, und der Entschluß, bei demselben nicht zu verbleiben, stand im Augenblicke fest in seiner Seele. Vor der Hand jedoch konnte er diesen

Digitized by Google

Entschluß noch nicht ausführen, er nahm sich daher vor, besser aufzupassen, um dem, gewiß keinen Spaß treibenden Gesellen keine Veranlassung zu Erfüllung seiner Drohung zu geben.

Der feste Wille vermag viel. Die Furcht vor der erniedrigenden Strafe mochte auch dazu beitragen, ihn geschickter zu machen, er ließ keinen Hanf mehr fallen, stolperte nur noch sehr selten und drehte endlich das Rad, als die Reihe dazu an ihn kam, so gleichmäßig und ausdauernd, als man es nur wünschen konnte. „Das geht schon besser," meinte nun der Geselle, gab dem Johannes einen kräftigen Schlag auf die Schulter und befahl, zusammenzuräumen, da es Mittag geworden war und man sich nun nach Hause zum Essen begeben sollte.

„Das merke dir," fuhr er unterwegs neben ihm herschreitend fort, „der Stock und die Furcht vor diesem regiert die Welt; der beste Lehrmeister aber ist einzig und allein die Peitsche, und du, mein feiner Junge, magst dich noch so sehr zusammen nehmen, entgehen wirst du ihr nicht, denn ohne Prügel ist noch kein Seilerbursche Meister geworden. Daß du aber die hiezu nöthigen Hiebe erhalten sollst, dafür will ich schon sorgen."

Wir überlassen es unsern Lesern, sich's vorzustellen, wie dem ehrgeizigen und zartfühlenden Johannes, der, außer im Forsthause, sich überall und stets in seinem Leben einer gütigen Begegnung erfreut hatte, bei dieser Rede des Gesellen zu Muthe wurde. Also auch beim besten Willen, bei treuester Pflichterfüllung seinerseits sollte er Schlägen nicht entgehen. Eine unbeschreibliche Angst ergriff ihn bei diesem Gedanken, und ganz im Gegensatz zu seiner gewöhnlichen Fügsamkeit, vermöge welcher er sich bisher in jede Lage seines Lebens geschickt hatte, empörte sich seine Seele gegen eine solche, ihm angedrohte Behandlung dermaßen, daß er beschloß, sich derselben bald möglichst, wenn es sein mußte, durch die Flucht zu entziehen.

Dieser Vorsatz war leichter gefaßt, als ausgeführt. Denn vom frühen Morgen bis zum späten Abend war für ausreichende Beschäftigung der Lehrburschen genügend gesorgt. Auch zögerte Johannes von Tag zu Tag mit Ausführung desselben, nicht etwa weil ihm seine Beschäftigung lieber geworden wäre, sondern nur, weil er nicht wußte, was er anfangen, wohin er sich wenden sollte. Außerdem mußte er auch befürchten, seinen bisher gütigen Beschützer und Vormund durch einen solchen Schritt gegen sich aufzubringen und sich auf diese Weise

Digitized by Google

seines einzigen Gönners zu berauben. Seit acht Tagen drehte er nun Stricke und er kam sich höchst elend vor bei dieser geisttödtenden Arbeit und in der Mitte der höchst ungebildeten Menschen, mit welchen unter einem Dache zu leben er gezwungen war.

Am Nachmittage des neunten Tages fehlte es an Hanf auf dem Arbeitsplatze, und der Geselle befahl dem neuen Lehrling, nach Hause zu eilen und frischen Vorrath herbeizuholen. Johannes mußte, wie wir wissen, an der Universität vorüber, aus welcher, da es gerade vier Uhr schlug, die Studirenden herauskamen. Oskar war wieder unter ihnen, Johannes erkannte ihn von weitem. „Möchte er mich doch heute nicht sehen," dachte dieser und eilte, die Mütze tief in die Stirne gedrückt, mit abgewandtem Gesichte an seinem Jugendfreunde vorüber.

Oskar hatte ihn nicht bemerkt; mit seinen Kameraden scherzend und lachend war er weiter gegangen, ohne Johannes gesehen zu haben, und dieser beeilte sich nun mit dem rasch geholten Hanf auf den Arbeitsplatz zurückzukehren. Die abermalige Begegnung seines Jugendfreundes jedoch hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seinen Vorsatz, dem Gesellen keine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben, gänzlich vergaß und völlig mechanisch und unachtsam seine Arbeit verrichtete. Plötzlich weckte ihn ein wuchtiger Hieb auf seinen Rücken aus seinen Träumereien. Zu gleicher Zeit riß der Hanf des Anschlags, den er, zurückschreitend, fest zusammenzudrehen hatte und wirbelte im Nu zum rasch sich drehenden Rade zurück. Mit einem Schmerzenslaut taumelte Johannes einige Schritte rückwärts, warf den Hanf, den er noch in der Schürze hatte, auf die Erde, und mit den Worten: „Ich lasse mich nicht schlagen," wandte er dem Gesellen, der ob der Kühnheit des sonst so schüchternen Burschen ganz verdutzt dastand, den Rücken und kehrte zur Stadt zurück.

Weder gegen den Meister noch gegen die Meisterin äußerte er ein Wort über das Vorgefallene. Er ging geradenwegs in seine und der andern Burschen gemeinschaftliche Schlafkammer, nahm seine wenigen Sachen — er hatte ja nur aus dem Feuer gerettet, was er auf dem Leibe gehabt, wobei glücklicherweise seine Uhr gewesen war — und begab sich stehenden Fußes zu Herrn Leonhard, um diesen von seiner Entfernung aus dem Seilerhause, sowie von der Ursache derselben in Kenntniß zu setzen. Der Vormund aber war auf einer Geschäftsreise abwesend und wurde, wie man ihm sagte, erst in einigen Wochen zurück-

Digitized by Google

erwartet. Völlig rathlos stand er nun da. Dennoch dachte er nicht daran, obgleich die erste Aufregung, die ihn zur Flucht getrieben, sich bereits gelegt hatte, in das so eben verlassene Haus zurückzukehren. Die einzige Woche, die er daselbst zugebracht, hatte ihn an Erfahrungen bedeutend bereichert, und aus den Gesprächen der beiden andern Lehrburschen hatte er, obgleich dieselben jünger als er waren, vieles entnommen, was ihm bis dahin fremd geblieben war. So hatte er sie auch von Schlafstellen sprechen hören, wo jeder für geringes Geld ein Unterkommen für eine Nacht oder auf längere Zeit erhalten konnte.

Das fiel ihm jetzt ein. Da er auf seinem Hergange an einem Hause in einer Seitenstraße einen Zettel, auf welchem das Wort „Schlafstelle" stand, gesehen hatte, so begab er sich, ohne sich lange zu besinnen, in dieses Haus, um daselbst ein vorläufiges Unterkommen zu suchen. Dieses fand er bei einer alten Frau, welche eben nur einen Schlafburschen aufnehmen wollte. Es war zwar nur ein winzig kleines und ganz finsteres Kämmerchen, das sie diesem überlassen konnte, Johannes aber war froh, es für sich allein zu haben, denn er hatte es in letzter Zeit nicht angenehm empfunden, mit andern zusammen schlafen zu müssen. Die alte Frau unterwarf, nachdem sie ihm die Kammer gezeigt hatte, das Aeußere ihres neuen Miethsmannes einer genauen Prüfung, und da seine Kleidung ihr nicht vielversprechend schien, so forderte sie Vorausbezahlung der Miethe für die erste Woche. Diese zu leisten war Johannes freilich nicht im Stande. Er entsann sich aber seiner Uhr, die er in jener Schreckensnacht zu sich zu stecken nicht vergessen hatte; er zog sie hervor, reichte sie der Frau und bat sie, dieselbe indessen als Pfand zu behalten, bis es ihm möglich sein würde, die Miethe zu entrichten. Die Frau war damit zufrieden und überließ ihm nun das Kämmerchen, das weiter nichts als eine Bettstelle mit den darin befindlichen anscheinend reinen Betten und einen einzigen Stuhl enthielt.

Johannes legte sein Bündel, da er keinen andern dazu geeigneten Ort fand, in eine Ecke auf die bloße Diele und setzte sich auf den Stuhl, überlegend, was er nun anfangen sollte. Mit dem Handwerk war es nichts. Er empfand gegen dasselbe, seit er es im Hause des Seilermeisters von einer wenig verlockenden Seite kennen gelernt hatte, einen unüberwindlichen Abscheu. Doch was sollte er ergreifen, was sollte aus ihm, dem bald neunzehnjährigen Menschen, werden? Es war

Digitized by Google

die höchste Zeit für ihn an einen festen Erwerb zu denken, und bittere Thränen füllten seine Augen bei dem Gedanken an die letzten schönen Jahre, die er zu Erlernung eines Broderwerbs so eifrig angewandt hatte, und die, wie er nun einsah, ganz verloren waren. „Herr, Du mein Gott," betete er, auf die Kniee sinkend, „lichte den dunklen Pfad des Waisenknaben, lasse mich den richtigen Weg finden aus der Finsterniß, die meinen Lebensweg umnachtet, Herr, Herr, erbarme Dich des einsamen Verlassenen, ebne, lichte, zeige mir den Pfad, den ich fortan zu wandeln habe!"

Gestärkt durch dieses Gebet erhob sich Johannes. „Greife zur Feder," sagte plötzlich eine Stimme in seinem Innern, „kehre zu den Büchern zurück, nur mit der Feder in der Hand kannst und wirst du deinen dir in der Welt bestimmten Platz finden." Daß diese innere Stimme, die ihm eine unmittelbare höhere Eingebung zu sein schien, ihm das Richtige rieth, war Johannes überzeugt, wie aber diesem in ihm erwachenden innern Drange Folge leisten, war ihm vorläufig ein unlösbares Räthsel. Dennoch faßte er jetzt den festen Vorsatz, nichts anderes mehr zu versuchen und einzig und allein darnach zu trachten, durch seine geistigen Fähigkeiten sich sein Brod zu erwerben. Mit diesem Entschluß überließ er sich der Ruhe, und zum ersten Male seit jener furchtbaren Nacht, in welcher sein guter Meister ein so sehr schreckliches Ende gefunden hatte, schlief er sanft und fest bis zum hellen Morgen, von dem er in seiner dunklen Kammer freilich nichts gewahr werden konnte. Schlag sechs Uhr aber weckte ihn seine Wirthin, leise an die Thüre klopfend, mit dem Bedeuten, daß es zum Aufstehen wohl Zeit sein dürfte.

Dieselben Gedanken, die Johannes Seele beim Einschlafen erfüllt hatten, waren ihm auch bei seinem Erwachen noch gegenwärtig. Hurtig zog er seine Kleider an und verließ nach einem mit seiner Wirthin gewechselten freundlichen „Guten Morgen" das Haus, um sofort Beschäftigung und Brod zu suchen. Obgleich er noch nicht recht mit sich im Klaren war, auf welche Weise er dieses bewerkstelligen wolle, so schritt er doch ganz heiter die Straße entlang. Ihm war ja so unendlich wohl, der Peitsche und dem Hause des Seilermeisters entronnen zu sein und einen festen Entschluß für die Zukunft gefaßt zu haben.

„Guten Morgen, Herr Johannes," rief da plötzlich eine freundliche, ihm wohlbekannte Stimme, und als er sich rasch umwandte, erblickte

Digitized by Google

er seinen alten Freund Kilian, der aus dem Thorwege eines Hauses tretend ihm die Hand reichte und ihn nochmals freundlich begrüßte. Durch dieses plötzliche Wiedersehen ward unsers Freundes heitere Stimmung noch bedeutend erhöht, und als der gute Kilian ihn aufforderte, mit ihm in die Wirthsstube zu kommen und während eines kleinen Frühstücks ihm seine bisherigen Erlebnisse mitzutheilen, folgte er gern der Einladung und verschmähte keineswegs den kräftig duftenden Kaffee, den jener ihm sofort vorsetzen ließ.

Mit innigster Theilnahme vernahm Kilian hierauf die seit ihrer Trennung erlebten Schicksale seines jungen Freundes. „Bei uns," sprach er, als Johannes seine Erzählung beendet hatte, „ist noch Alles beim Alten; es scheint aber eine merkwürdige Fügung zu sein, die mich heute mit Ihnen zusammengeführt, denn da Sie nun den sehr vernünftigen Entschluß gefaßt haben, wieder die Feder in die Hand zu nehmen, so könnte ich Ihnen einen Ort nennen, wo man für den Augenblick Jemand, der damit umzugehen weiß, brauchen kann."

„O, bester Kilian, der liebe Gott hat Dich mir zugeführt!" rief Johannes hocherfreut, „geschwind, sag's nur, was soll ich thun, um mein Brod zu verdienen."

„Ich brachte gestern," sagte Kilian, „Getreide zur Stadt, und da hörte ich zufällig den Herrn, der mir dasselbe abkaufte, äußern, daß er Jemand suche, der sich damit befassen möchte, ihm jetzt während der Sommermonate, wo er selbst keine Zeit dazu habe, seine Bücher und Rechnungen zu führen und in Ordnung zu halten. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß Sie mir einfielen; wenn der hier wäre, dachte ich, so würde er diese Arbeit gern übernehmen; und sehen Sie, heute führt uns ein glücklicher Zufall zusammen. Der Herr, von dem ich spreche, wohnt hier in diesem Wirthshause, wo auch ich übernachtet habe; wenn es Ihnen recht ist, so führe ich Sie gleich zu ihm, und Sie können dann bald die Sache mitsammen ins Reine bringen."

Daß Johannes mit vielem Dank dieß freundliche Anerbieten annahm, versteht sich von selbst. Der Gutspächter Müller aber — so hieß der Herr — war froh, durch Johannes die nöthige Aushülfe zu finden. Er wurde schnell mit ihm Handels einig, und dieser eilte, nach einem herzlichen Abschiede von Kilian, zu seiner Wirthin, bezahlte dieselbe mit dem Angeld, das er von Herrn Müller erhalten hatte, und fuhr nach wenig Stunden mit dem Pächter zum Thore hinaus und

Digitized by Google

auf deſſen Gut. Hier fand er volle Beſchäftigung. Die Bücher und Rechnungen waren in großer Unordnung und bedurften gar ſehr der ordnenden Hand. Herr Müller ſah dieß ein und ſuchte ihm ſeine Mühe möglichſt zu vergelten. Er ließ es ihm an nichts fehlen und händigte ihm auch am Schluſſe jedes Monats außerdem noch eine kleine Summe an baarem Gelde ein, womit Johannes wohl zufrieden war.

So verging der Sommer und der Herbſt. Zu Anfang des Winters aber war die Arbeit beendet, weßhalb denn Johannes mit zehn Thalern in der Taſche nach der Stadt zurückkehrte, um ſich dort anderweitige Beſchäftigung zu ſuchen.

In einer der weniger belebten Straßen der Stadt B... ſchritt um die Mittagszeit eines durchdringend kalten Wintertages ein durch ſeine leichte Kleidung nur ſchlecht gegen die Kälte geſchützter, blaß und elend ausſehender junger Menſch. Vor einem der vielen in dieſer Straße befindlichen, auf dieſe mündenden Keller prangte über der Thüre ein in Wind und Wetter verwittertes Schild, das einer reinigenden Hand ſich wohl noch nie erfreut haben mochte, und auf ſchmutzig weißem Grunde mit rothen Buchſtaben die Inſchrift: „Reſtauration" enthielt. Inwendig hinter den von Staub und Schmutz blinden Scheiben der Thüre hingen verſchiedene Zettel gar viel verſprechenden Inhalts, eine ganz eigenthümliche Moſaik bildend; neben, über und unter einander las man hier in bunter Zuſammenſtellung: „Friſche Milch, wie ſie von der Kuh kommt", „ſaure Gurken", „täglich Rauchfleiſch und Erbſen", „Kaffee zu ſechs Pfennigen die Taſſe" u. ſ. w.

Wer kennt ſie nicht, dieſe Keller, deren es in jeder großen Stadt unzählige gibt, wo der Schmutz und das Elend, zuweilen auch das Laſter ſich eine bleibende Stätte geſchaffen haben; und wo nur der Unglückliche, dem es ganz unmöglich iſt, ſich andere genügende und geſunde Nahrungsmittel zu verſchaffen, ſeinen Ekel überwindend hinabſteigt, um den knurrenden Magen für wenige Pfennige mit den meiſt verdorbenen, kraftloſen und ungeſunden Dingen, die kaum die Benennung von Speiſen verdienen, zu füllen. Nur widerſtrebend nimmt der Magen ſie auf, und dennoch, dennoch gibt es in jeder großen Stadt viele hungernde Menſchen, für die ſelbſt dieſe ekeln Speiſeanſtalten ein verbotenes Paradies noch ſind.

Digitized by Google

Schon mehrere Male war der junge Mann die Straße auf- und abgeschritten, jedesmal, wie unwillkürlich, an der Kellerthüre seine Schritte hemmend, jedesmal aber eilte er dann, nachdem er einen sehnsüchtigen Blick durch die schmutzigen Scheiben in das von einer dampfenden Oellampe erleuchtete Kellergewölbe geworfen hatte, um so rascher von dannen. Was war es, das ihn immer und immer wieder an diese Kellerthüre führte? Was war es, das hier in dieser, augenscheinlich der Unreinlichkeit und der Armuth geweihten Behausung seine sehnsüchtigen Blicke wiederholt anzog? Der Hunger war es, der schrecklichste, nagendste Hunger; dieser gewaltige Bezwinger, der den Menschen zur Verzweiflung, oft genug zum Verbrechen, zu Mord und Todtschlag treibt. Der Hunger, der sicherer als Kugeln und Schwerter ganze Heere vernichtet, der die stärksten, edelsten Menschen, den festesten Willen, die besten Vorsätze zu beugen, zu brechen vermag!

Immer doch nicht. Denn wieder war der junge Mann am Keller vorübergeeilt, dießmal aber ohne hineinzublicken; eine plötzliche Schwäche jedoch mußte ihn jetzt, da er die nächste Hausthüre erreicht hatte, befallen haben, denn ganz erschöpft lehnte er sich einen Augenblick an die steinerne Einfassung derselben. „Es muß sein, es muß sein," sagte er ganz leise zu sich selbst. „Muth, Muth, Johannes, du hast keinen Heller mehr, folglich kannst du auch nichts mehr zu essen verlangen. Du mußt verhungern," fuhr er zusammenschauernd fort, „der Hungertod soll ja nicht so schrecklich sein, hat doch der weise Sokrates sogar muthig den Giftbecher getrunken, und du, du solltest nicht einmal den Muth haben, Hungers zu sterben?"

Vor zwei Tagen war seine geringe nach B . . . mitgebrachte Baarschaft zu Ende gegangen. Trotz der größten Anstrengungen seinerseits war es ihm nicht gelungen, seit seiner Rückkehr einen Verdienst zu finden, Herr Leonhard aber hatte sich, erzürnt über seine, wie er sagte, voreilige Flucht, ganz von ihm losgesagt. So war er nach und nach an den Rand des äußersten Elendes gerathen und jetzt, nachdem er zwei Tage nichts gegessen hatte, dem Hungertode nahe. Seit einer Stunde bereits fesselte ihn unwillkürlich diese Straße, die Nähe dieses Kellers, in welchem er während der letzten Wochen durch eine tägliche Mahlzeit sein Leben kümmerlich gefristet hatte. Jetzt raffte er sich gewaltsam auf. Er wollte fort aus der Gasse, der Versuchung, den Keller noch einmal zu betreten, entgehen; da öffnet sich die Kellerthüre,

Digitized by Google

und der Wirth, der seinen Kunden erkannt hat, tritt heraus und auf ihn zu. „Kommen Sie nur immer herein, junger Mann!“ sagte er zu Johannes, der sich willenlos fortführen ließ, „wer so lange bei mir gegessen und redlich bezahlt hat, der kann auch einmal eine Mahlzeit schuldig bleiben.“ Hierauf führte er ihn in ein neben der Gaststube befindliches Kämmerchen, wo er ihm einen Teller Suppe und einen zweiten mit Gemüse vorsetzte.

„Nun,“ hob er an, nachdem Johannes ihm gedankt und seinen nagenden Hunger gestillt hatte, „nun, junger Mann, möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Sehen Sie dort meine beiden Kinder“ — er wies mit der Hand auf zwei kleine, in der Ecke kauernde Geschöpfe — „sie sind beide verkümmert, das eine ist bucklig, das andere ist lahm, ich kann sie daher aus Furcht, sie dem Spott anderer Kinder auszusetzen, nicht in die Schule schicken. Ist es Ihnen möglich, ihnen täglich eine Stunde im Rechnen, Schreiben und Lesen zu geben, so sollen Sie täglich Ihr Gericht Essen bereit finden.“

Wer vermag es zu sagen, wie Johannes, der noch vor wenig Minuten einem gewissen Hungertode entgegenzugehen vermeinte, bei diesem Anerbieten des Kellerbesitzers zu Muthe war? Eine einzige tägliche Mahlzeit; o, sie genügte dem, der seit lange sich daran gewöhnt hatte, seinem Magen nicht mehr als eben eine zu bieten, vollkommen zur Fristung des Lebens! Er wollte dem Manne, der ihn vor dem Verhungern bewahrt hatte, auch gleich einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geben. Er fing daher sogleich seinen Unterricht an, den er gern über die bestimmte Stunde ausdehnte, da er die Kinder zwar völlig unwissend, aber sehr willig zum Lernen fand; übrigens versäumte er ja auch nichts durch sein längeres Verweilen; er kam noch immer zeitig genug in seine dunkle, kalte Kammer, dieselbe, welche er schon früher bewohnt und nach seiner Rückkehr in die Stadt wieder bezogen hatte. Die auf so eigenthümliche Weise erhaltene Stunde brachte Johannes auf den Gedanken, sich durch Unterrichtertheilen sein Brod zu verdienen. Da er jedoch gar keine Bekannte und auch kein Geld hatte, um durch ein dieserhalb in die Zeitung eingerücktes Gesuch welche zu erstreben, so mußte er diesen kaum gefaßten Gedanken auch alsbald wieder fallen lassen.

Es blieb daher bei der einen Stunde, welche gewöhnlich den ganzen Nachmittag dauerte, und die dem jungen Lehrer keinen Nachtheil

Digitized by Google

brachte, da die Eltern der beiden Krüppel sich für die Mühe, die er sich mit ihnen gab, auf jede Weise erkenntlich zeigten. Bald fand er ein Geldstück unter seinem Teller, bald ein Halstuch, eine Weste oder ein Stück Wäsche, deren er gar sehr bedurfte. Ueberdieß war seine Mahlzeit, zu der am Schlusse des Unterrichts stets noch eine Tasse Kaffee kam, immer reichlich und möglichst schmackhaft. Dennoch mußte Johannes daran denken, seinen Erwerb zu erweitern. Seine Stiefel, seine Kleider fingen an zu reißen, und die Miethe für seine Kammer war er bereits seit einem Monat schuldig, ohne zu wissen, wo er die Bezahlung für seine sehr geduldige Wirthin hernehmen sollte. Seine liebe Uhr aber war längst versetzt, und er hatte gar keine Hoffnung, sie je wieder auszulösen.

Mit großer Hast griff er daher immer nach der, wenn auch einige Tage alten Zeitung, welche sich sogar bis in diesen Keller verirrte. „Es ist ja doch möglich," dachte Johannes, „daß sich unter den Anzeigen eine findet, die mir von Nutzen sein kann." Seine Hoffnung sollte ihn nicht täuschen. Als er eines Tages wieder die Anzeigen durchflog, erregte eine derselben seine besondere Aufmerksamkeit: es war die eines Rechtsanwalts, der einen Abschreiber suchte. „Halt, das ist etwas für mich," sagte er zu sich selbst und konnte heute kaum die Stunde erwarten, wo er gewöhnlich den Unterricht zu schließen pflegte.

Endlich schlug es fünf Uhr, Johannes legte die Fibel, aus welcher er die Kinder hatte lesen lassen, auf den Tisch und bat seinen freundlichen Speisewirth, ihm einen Bogen reinen Papiers zu borgen und zu gleicher Zeit um die Erlaubniß, hier am Tische einen Brief schreiben zu dürfen. Einen Bogen reinen Papiers besaß zwar der ehrliche Hamann — dieß war des Kellerbesitzers Name — nicht, er ließ aber sogleich einen solchen aus dem nächsten Papierladen holen und stellte sodann mit Freuden diesen, den Tisch und die darauf befindliche Lampe zu unseres Freundes Verfügung. Johannes schrieb nun an den Rechtsanwalt, und ohne es selbst eigentlich zu wollen, schilderte er bei seiner Bitte um Beschäftigung in kurzen, aber höchst beweglichen Worten seine traurige Jugend und seine jetzige so ganz verlassene und hoffnungslose Lage. Ohne den Brief nochmals zu lesen faltete und versiegelte er ihn, worauf er sich beeilte, ihn selbst in das in der Anzeige bezeichnete Haus zu tragen.

Eine alte Person öffnete auf sein hastiges Klingeln und erwiederte

Digitized by Google

nicht allzufreundlich seine Frage nach dem Herrn Rechtsanwalt mit dem Bedeuten, daß dieser zu so später Stunde nicht mehr zu sprechen sei.

„So geben Sie ihm, ich bitte Sie dringend, diesen Brief, und ich will indessen hier auf Antwort warten," bat Johannes mit beweglicher Stimme.

Die alte Frau vermochte nicht, dieser Bitte zu widerstehen; sie nahm das Schreiben und trug es zum Herrn hinein. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als sie wieder heraus kam und Johannes die Erlaubniß, einzutreten, ertheilte.

Laut pochte sein Herz, als er diese Schwelle überschritt. „Du stehst an einem Scheidewege," sagte ihm ganz deutlich eine innere Stimme, „in wenig Minuten wird sich dein ganzes künftiges Schicksal entscheiden."

Und so war es auch; der kleine alte Herr, dem er jetzt in einem prachtvoll möblirten, hellerleuchteten Zimmer gegenüber stand, blickte ihn einige Minuten ernst und prüfend an. Die Prüfung mußte zu des Jünglings Gunsten ausgefallen sein, denn er sagte dann auf das Schreiben deutend: „Zwar gebe ich viel auf eine schöne Handschrift, Sie aber, junger Mann, führen eine bitterböse Feder; dennoch will ich es mit Ihnen versuchen, und zwar um Ihrer Schreibart willen, die in der Kanzlei eines Rechtsanwalts von Nutzen sein kann."

Freudenthränen traten unserem Freunde in die Augen, er ergriff, ehe der Advokat es verhindern konnte, dessen Hand und drückte sie an seine Lippen. Herr Stein, so hieß der Rechtsanwalt, entzog ihm rasch die Hand. „Mehr als zehn Thaler monatlich kann ich Ihnen nicht geben," fuhr er fort, „ist Ihnen das genug, so kommen Sie morgen früh in meine Schreibstube, das Uebrige wird sich finden."

Ueber alle Beschreibung glücklich kehrte Johannes in seine ärmliche Behausung zurück. Zehn Thaler monatlich! das schien ihm eine ganz ungeheure Summe, o, damit wollte er schon leben. Seine Wirthin, die ein sehr verwundertes Gesicht über sein ungewöhnlich spätes Nachhausekommen machte, umarmte er in seiner Herzensfreude zu ihrer noch größeren Verwunderung, und da er doch einem lebenden Wesen sein Glück mittheilen mußte, so erzählte er ihr, wie und auf welche Weise sich sein Leid in Freude verwandelt hatte.

Herr Stein berente es nicht, Johannes in seine Dienste genommen zu haben. Nach wenigen Monaten schon war aus seinem Abschreiber

sein erster Aktuarius und so zu sagen seine rechte Hand geworden. Johannes besaß ein ungewöhnliches Talent zur Rechtswissenschaft, und sehr bald übertrug ihm sein Prinzipal die schriftliche Ausarbeitung aller ihm anvertrauten Prozesse.

Ein Jahr ist erst seit jenem Abende vergangen, und in dem nett gekleideten, rasch über die Straße eilenden, wohl aussehenden jungen Mann würde Niemand den vor noch nicht langer Zeit dem Hungertode nahe gewesenen Johannes wieder erkennen. Jetzt tritt er in ein hübsches neues Haus, eilt die Treppe hinauf, zieht einen Schlüssel aus der Tasche und öffnet die Thüre eines freundlichen, hellen, hübsch möblirten Stübchens. Die Akten, die er unter dem Arme gehabt, legt er auf den Schreibtisch, vertauscht den Ueberrock mit einem bequemen Hausrock, setzt sich hin und vertieft sich in seine Arbeit. O, es ist eine wahre Freude, ihm zuzusehen, wie seine Stirn leuchtet, wie seine Gesichtszüge sich beleben; ja, diese Beschäftigung ist es, zu der er geboren ist, und rascher als gewöhnlich rollt das Blut durch seine jugendlichen Adern, wenn er so vor den Akten sitzt. Jetzt ergreift er die Feder; o, wie die Gedanken kommen, sprühen; die Feder eilt in fliegender Hast über das Papier, und doch vermag sie kaum schnell genug die überreiche Gedankenfülle seines Geistes wiederzugeben.

Jetzt hat er die Arbeit beendigt; er legt die Feder weg, steht auf und tritt an das geöffnete Fenster. Ein glücklicher Gedanke scheint seine Seele zu bewegen. Jetzt öffnet er die Lippen. „Ich muß Rechtsanwalt werden, so gewiß ein Gott die Welt regiert," sagt er mit froher Zuversicht.

„Wie, Sie wollen jetzt noch anfangen zu studiren?" meinte höchst erstaunt Herr Stein, als Johannes andern Tages ihm seinen gestern gefaßten Vorsatz mittheilte.

„Ich muß; mich treibt eine unwiderstehliche Gewalt dazu von Kindesbeinen an," erwiedert Johannes, „daher, mein Wohlthäter, mein Gönner, gestatten Sie mir von nun an, meine Arbeiten für Sie nicht in den Kanzleistunden, sondern, wie meine Zeit es mir erlauben wird, zu fertigen, und seien Sie überzeugt, ich werde nicht minder pünktlich sein, als bisher, wenn ich auch dabei die Professoren höre."

„Sie haben ja aber Ihr Abiturienteneramen nicht abgelegt, Sie können sich daher auch als Student nicht einschreiben lassen," wandte der Rechtsanwalt ein.

Digitized by Google

„In einem Vierteljahre werde ich es abgelegt haben; ich habe mir bereits die nöthigen Bücher gekauft und lerne jede Nacht bis ein Uhr. Mir fehlt nichts, als Ihre Einwilligung, bester Herr Stein."

„Nun, meinethalben, junger Mann, und Gott gebe Ihnen Ausdauer und Geduld. Das, was Sie sich vornehmen, ist durchzuführen keine Kleinigkeit, und es können möglicherweise viele Jahre in vergeblichen Anstrengungen Ihrerseits hingehen, ohne daß Sie das Ziel, welches Sie sich gesteckt haben, je erreichen."

Johannes ließ sich nicht abschrecken. Da er aber befürchtete, sich die zum Abiturienteneramen nothwendigen Kenntnisse nicht ohne fremden Beistand aneignen zu können, so beschloß er, seinen Jugendfreund Oskar, der sich nun seines Umganges nicht mehr schämen durfte, aufzusuchen und ihn um Beistand zu bitten. Die Karte, die ihm jener gegeben, hatte er zwar längst verloren; er wußte ja aber, wo er ihn aufsuchen mußte, und begab sich daher um die Stunde, in welcher die Studenten nach beendigtem Colleg die Universität zu verlassen pflegten, in deren Nähe und harrte hier seines ehemaligen Schulgenossen. Zugleich mit vielen andern Studenten erblickte er ihn und trat dießmal, ohne zu zögern, indem er ihm die Hand zum Gruße reichte, auf ihn zu. Nach den hierauf zwischen den beiden jungen Leuten erfolgten Erklärungen beeilte sich Johannes, seinem Jugendfreunde sein Anliegen vorzutragen.

„Es scheint mir freilich zum Studieren etwas spät für dich," meinte Oskar, „was ich jedoch thun kann, um dir die Ausführung deines Vorhabens zu erleichtern, soll sehr gern geschehen."

Arm in Arm begaben sich nun beide in Johannes Wohnung, wo Oskar sogleich eine genaue Prüfung der vorhandenen Bücher und der Kenntnisse seines Freundes vornahm. Diese Prüfung fiel zu Gunsten des Letzteren aus, und Oskar verhehlte keineswegs seine Bewunderung für den Jugendfreund, als dieser ihm nun in Kürze seine wechselvollen und zum Theil so trüben Schicksale mittheilte. Mit herzlichem Händedruck und dem Versprechen, möglichst oft zusammenzukommen und sich gegenseitig bestens beizustehen, trennten sich die Freunde, und Johannes, glücklich über das Gelingen seines Vorhabens, machte sich nun mit verdoppeltem Eifer an seine Studien und an die ihm von Herrn Stein übertragenen Arbeiten, die er mit derselben Pünktlichkeit, wie früher, auszuführen nicht unterließ.

Digitized by Google

Ein Vierteljahr später stellte Oskar den Herren Professoren seinen Freund zum Abiturientenexamen vor. Auf seine Empfehlung ward er zur Ablegung desselben angenommen; und da auch hier, wie überall, wo sie bekannt wurde, seine eigenthümliche Jugendgeschichte, die er in einer ausgezeichnet verfaßten Schrift den Herren Professoren vorlegte, die lebhafteste Theilnahme erweckte, er auch außerdem in jedem ihm nöthigen Fache des Wissens die glänzendsten Kenntnisse entwickelte, so ward er mit ehrenden Worten unter die Zahl der Studirenden in B... aufgenommen.

Drei Jahre nachher machte Johannes sein Staatsexamen. Als abermals drei Jahre vergangen waren, ward er Assessor und sehr bald darauf Rechtsanwalt mit Anweisung seines Wohnorts in demselben Gebirgsstädtchen, in welchem er als Knabe eine so schmähliche Ausweisung erfahren hatte. Immer noch hatte er bisher in seinen freien Stunden für Herrn Stein gearbeitet. Dieser war jetzt der erste, der ihm begegnete, als er, die soeben erhaltene schriftliche Ausfertigung seiner Anstellung in der Hand, aus dem Gerichtsgebäude trat, um seinem Freunde Oskar, zu dem er sich begeben wollte, und der auch bereits ein angesehener Lehrer war, die frohe Nachricht mitzutheilen. Sprachlos vor Freude reichte Johannes seinem Gönner das Papier mit dem königlichen Siegel, und mit einem herzlichen: „Ich gratulire, junger Herr Kollege," drückte Stein ihm die Hand.

Kurz darauf verließ Johannes die Stadt, um die ihm angewiesene Stelle anzutreten. Erst aber nahm er freundlichen Abschied von Herrn Leonhard, der ihm längst seine „übereilte Flucht" vergeben hatte. Auch dem Speisewirth, welcher sein Erretter und Ernährer in jener Zeit des Elends gewesen war, sagte Johannes, der seine ehemaligen Zöglinge sehr reich beschenkt hatte, ein freundliches Lebewohl. Dann theilte er dem guten Kilian sein großes Glück mit. Zuletzt schrieb er an seine treue Pflegerin Katharine, indem er sie bat, zu ihm zu ziehen und ihr Leben bei ihm zu beschließen. Daß sie mit Freuden diesen Vorschlag annahm, bedarf wohl kaum der Versicherung.

Zwölf Jahre sind seitdem vergangen. Da nähert sich eines Morgens ein stattlicher, reich gekleideter Herr dem ehemals von dem Rechtsanwalt Stein, der längst den Staatsdienst und die Stadt verlassen hat, bewohnten Hause. Der Herr bleibt vor diesem stehen und zieht an der Hausklingel. „Ist die Wohnung im ersten Stock zu vermiethen?" fragt er den die Thüre öffnenden Haushälter.

Digitized by Google

„Ja wohl, gnädiger Herr," erwiedert der Mann, welcher den Fremden wegen seines kostbaren Pelzes mindestens für einen Grafen hält, „der erste Stock steht schon seit einem halben Jahre leer, da Niemand die hohe Miethe, welche Herr Barthels, der Hauseigenthümer, verlangt, geben will."

„Bitte, lassen Sie mich die Zimmer sehen," sagte der Fremde, und willfährig erfüllte der Haushälter in Erwartung eines guten Trinkgeldes dessen Bitte. Er hatte richtig spekulirt. Denn als der Herr das Haus verließ, drückte er ihm einen blanken, harten Thaler in die Hand. Mit dem Hauseigenthümer mußte er wohl einig geworden sein, denn einen Monat später zog er mit Frau und Kind in die frisch tapezierte und ganz neu eingerichtete Wohnung.

Der Herr im Pelze aber war Niemand anders, als unser guter Johannes, der, nachdem er während der letzten zwölf Jahre in der kleinen Stadt verschiedene Rechtshändel mit Glück und Gewinn für sich und für Andere geführt, dann geheirathet hatte, Vater mehrerer Kinder geworden und jetzt als Rechtsanwalt nach B . . . versetzt worden war. Mit welchen Gefühlen er als glücklicher Gatte und Vater, als reicher und angesehener Mann die Schwelle der ehemals Stein'schen Wohnung überschritt, mögen sich unsere lieben Leser selbst denken. Wir aber schließen mit der Versicherung, daß Johannes noch heute einer der gesuchtesten Advokaten der Stadt B . . . ist. Unserer Erzählung gebührt daher nicht das Verdienst der Erfindung; wir haben uns im Gegentheil die Freiheit genommen, dieselbe treu dem Leben nachzuerzählen, und zwar ganz so, wie wir sie aus dem Munde unseres Freundes Johannes vernommen haben.

Der Haifischfang.

Es war ein schöner Nachmittag, als wir an der Küste von Calcutta hinfuhren. Da gewahrte unser Steuermann, welcher auf dem Backbord saß, einen ungeheuren Hai, der dem Schiffe folgte. Augenblicklich wurde ein großes Stück Speck von mehreren Pfunden an den

Digitized by Google

Der Haifischfang.

Digitized by Google

Hamen gesteckt und dieser an einer langen Kette ins Meer geworfen. Kaum gewahrt unser Hai die Lockspeise, als er sich mit einer gewissen anmuthigen Bewegung und halb auf dem Rücken liegend auf dieselbe wirft. In einem Nu hatte er Speck, Hamen, Alles bis auf die Kette verschlungen. Er hatte mindestens fünfzehn Zoll davon im Leibe. Man denke sich die Sprünge des Ungeheuers (es war sechzehn Fuß lang), als die an dem Backbord befestigte Kette widerstand und den Hacken in den Kiefer des Gefangenen festriß. Das Hinterkastell zitterte; das Kielwasser spritzte hoch empor. Der Hai rüttelte, um die Kraft seiner Fessel zu prüfen, auf alle mögliche Weise daran; bald schwamm er unter den Kiel des Schiffes und tauchte senkrecht hinab, bis ihn der Schmerz wieder an die Oberfläche des Wassers führte; bald beschrieb er in der Ferne einen Kreis und zog aus allen Kräften an seiner Kette. Man ließ ihn lange sich in solchen strategischen Evolutionen erschöpfen. Endlich waren die Stöße seltener geworden. Man hißte den Hai in die Höhe; nun begann aber ein noch heftigerer Kampf. Er peitschte die Seiten des Schiffes mit furchtbaren Schlägen und schleuderte einen Matrosen weit hinaus ins Meer. Glücklicher Weise war es unser bester Schwimmer, der sich durch seine Fertigkeit bald gerettet sah. Nach langen vergeblichen Versuchen gelang es, den Hai mit einem Strick unter den Floßen zu umschlingen und ihn zu halten. Kaum aber lag er auf dem Decke, so schlug er wieder mit seinem Schwanze nach allen Seiten, während er aus seinem Rachen eine rothe Blutmasse spie. Man versetzte ihm noch einen Stoß, und er war todt. Ein junger Engländer, der an Bord war, wollte sich den Rachen des todten Ungeheuers näher betrachten und riß ihn auf; aber die Kraft des Kiefers und der Zähne war noch so groß, daß dem jungen Mann der Arm abgebissen wurde. Nur mit Brecheisen gelang es endlich, den Rachen aufzureißen und den Armen zu befreien, der unter furchtbaren Schmerzen starb, da wir keinen Arzt an Bord hatten, welcher ihm den Arm hätte amputiren können. Nach diesem unglücklichen Ausgang unseres Fangs warfen wir das Thier wieder ins Meer, so sehr wir uns auf sein Fleisch gefreut hatten.

Digitized by Google

Wie es im Orient aussieht.

Von J. G. Kutzner.

(Schluß.)

Leben denn aber die Leute dort ganz und gar ohne Gesellschaft und ohne gesellige Unterhaltung? höre ich fragen. Das nicht; doch ist beides dort sehr verschieden von unsern geselligen Zusammenkünften. Der Ort des geselligen Lebens ist im Orient das Kaffeehaus. Dergleichen Häuser sind dort sehr zahlreich; nicht selten sind es jedoch nur offene Höfe mit einem Wasserbehälter und vor der Sonne geschützt. Zuweilen findet man an diesen Orten ausnahmsweise kleine, etwa sechs Zoll hohe Stühle, auf die man sich niederläßt, wenn man nicht den Fußboden vorzieht. Der Genuß beschränkt sich lediglich auf die Consumtion von Scherbet, Kaffee, Tabak, Eis und Früchten aller Art. Der Scherbet ist ein allbeliebtes Getränk, welches aus eiskaltem Wasser, dem Saft von Trauben oder Zitronen oder Granatäpfeln bereitet, mit Zucker versüßt und aus Gläsern getrunken wird. Bei dem Genuß dieser Dinge verhält man sich aber durchaus ruhig; religiöse oder politische Unterhaltungen, lustige oder witzige Gespräche führt man nirgends. Nur phantasiereiche Erzählungen kann man von Reisenden hören, Erzählungen, dergleichen bei uns fast nie vorkommen. Der Morgenländer besitzt eine ungemein lebhafte Phantasie, und so erfindet er auf der Stelle Mährchen, Geschichten und Wunder und weiß sie so spannend zu erzählen, daß Groß und Klein mit größter Aufmerksamkeit zuhören. Ob das Erzählte wahrscheinlich oder überhaupt nur möglich ist, darnach fragt Niemand, und so kann der Erzähler Männer, Weiber und ganze Völker in aller Geschwindigkeit verzaubern und durch die Geschicklichkeit einer schwarzäugigen Jungfrau wieder vom Zauber befreien lassen; er kann Städte in Seen, Seen in Inseln verwandeln, ohne Widerspruch zu erfahren, und so ist der Orientale niemals in Verlegenheit um neuen Stoff zu interessanten Erzählungen. — Zu klingeln, um etwas zu bestellen oder zu bezahlen, ist nicht Sitte. Klingeln in Häusern und Glocken in den Kirchen sind den Muhamedanern ein Gräuel. Wollen die Christen im Morgenlande mit Glocken läuten, so müssen sie diese innerhalb der Kirche aufhängen.

Digitized by Google

Außer den Kaffeehäusern gibt es keine zu gastlichen Zwecken bestimmten öffentlichen Gebäude. Wirthshäuser fehlen dem Orient. An Stelle derselben hat man an den gangbarsten Landstraßen, und deren sind nur wenige, von Strecke zu Strecke eine Art Obdach aus Steinen errichtet, wo man außer Schatten und Wasser, wenn sich's gut trifft, auch Brod und Früchte, hauptsächlich aber eine Tasse schwarzen Kaffee's haben kann, und wenn Jemand sich darin aufhalten will, so ist es ihm unverwehrt; er kann auch sein Zelt in der Nähe aufpflanzen; doch ist es in jedem räthlich, den Wirth selber zum Wächter zu bestellen, damit man nicht bestohlen wird. Im Khan, wie man ein solches Rasthaus nennt, findet man gewöhnlich Schafe, Hühner, Enten, Männer, Frauen und Kinder bunt durch einander auf der Erde, d. h. dem Steinboden schlafen. Um von den Myriaden von Ungeziefer, welche die heftigsten Angriffe auch auf die Menschen ausführen, nicht zu sehr belästigt zu werden, ist es gut, eine möglichst unempfindliche Haut mitzubringen. In Damaskus ist der Khan anständiger; er bildet ein großes, rundes, mit einer Kuppel überdecktes Gebäude, worin die Kaufleute Waaren aller Art aufgespeichert haben, und wo der Reisende einen Rastplatz für sich und seine Kameele findet. Wohl hat er Wasser in dem Wasserbehälter in der Mitte des Gebäudes, um seiner und der Thiere Durst zu stillen, aber einen gedeckten Tisch oder ein weiches Lager für seine ermüdeten Glieder findet er nicht.

Das Reisen ist überhaupt im Orient eine höchst beschwerliche Sache. Wagen gibt es nicht, und die Pferde sind nur zum Reiten abgerichtet. So gibt es denn auch keine Fahrposten, sondern nur Postreiter. Da man nicht fährt, so bedarf es auch keiner guten Straßen, und so ist denn der Orient auch ohne Chausseen. Wer nicht zu Fuße reisen kann oder will, muß sich Pferde miethen. Man läßt den Muckarin, d. i. den Pferdeverleiher, zu sich kommen und unterhandelt mit ihm. Das ist gar keine leichte Sache; denn der Muckarin macht viel, sehr viel Umstände. Er prüft das Gepäck Stück für Stück so ernst, als ob es sich um die heiligste Sache handelte; dann wird die Zahl der Thiere gemarktet. „Zwei Maulthiere genügen für das Gepäck." Der Muckarin zuckt die Achseln und prüft das Gewicht noch einmal. Nach einer halben Stunde wird man eins. „Gut, drei Maulthiere!" Nun kommt die einzuschlagende Straße daran, und die Orte, die man zu passiren wünscht, werden hergezählt. Endlich kommt der Preis an

die Reihe, die Hauptfrage! und unter vielem Achſelzucken, Kopfſchütteln, Weggehen und Wiederkommen wird auch dieſer allerſchwierigſte Punkt ins Reine gebracht.

Wie das Vergnügen der Spazierfahrten, ſo fehlen den Orientalen auch noch andere Vergnügungen der Abendländer; es gibt dort keine Theater, keine Concerte, keine Bälle. Der Türke tanzt nicht; es iſt gegen ſeine Natur. Ueberhaupt bewegt ſich der Orientale langſam; er ſpricht wenig, aber in einem gebietenden Ton; ſeine Haltung iſt ſtolz und befehlend; ſeine Geſichtsmuskeln bewegen ſich ſelten, und kommt bei ihm einmal ein Lächeln vor, ſo ſieht es gezwungener aus und verſchwindet bald wieder. Wie ſollten ſolche Männer tanzen! Das thun nur die Derwiſche aus religiöſem Wahn und die umherreiſenden tanzenden Mädchen, die ſich durch Schönheit und einige Schulkenntniſſe im Leſen, Schreiben, Singen auszeichnen.

Doch ich bin noch lange nicht zu Ende mit den Eigenthümlichkeiten des orientaliſchen Lebens. Treten wir nochmals in die Straßen der Städte und betrachten das öffentliche Leben näher. Alle Geſchäfte, die bei uns im Innern der Häuſer abgemacht werden, treibt der Orientale auf offener Straße. Die Handwerker arbeiten in ihren Bazars; viele der Kaufleute und Bürger eſſen ihr Brod mit Honig, oder Brod und Oel in der Straße, wo ſie ihre Geſchäfte treiben. Alle ohne Unterſchied rauchen in den Ruheſtunden. Einige leſen den Koran, indem ſie ihren Körper in einer ſehr ernſthaften Weiſe hin und her bewegen, Andere ſchlafen ruhig mit der Pfeife im Munde. Dort tödtet ein Fleiſcher, von einer Menge hungriger Hunde umgeben, ein Schaf; dort ſieht man einen ſpielenden Menſchenſchwarm. Alles wird in freier Luft verrichtet, und nur die Damen bleiben im Verborgenen.

Die Handwerker ſind gewöhnlich nach ihrer Beſchäftigung in den Straßen vertheilt. Hier in einer Straße arbeiten Zimmerleute, dort arbeiten Schuhmacher, umgeben von unzähligen rothen und gelben Schuhen, Pantoffeln und ſchafledernen Stiefeln, welche unſern Strümpfen ähnlich ſind. Wieder in einer andern Straße hämmern Schmiede oder nähen Schneider. In den Bazars bieten die Kaufleute allerhand Waaren feil, Süßigkeiten, Spezereien, ſchöne Gürtel, Turbane, weite Gewänder, aus den koſtbarſten Stoffen verfertigt, ſchöne indiſche Matten und herrliche perſiſche Teppiche, Seiden- und Baumwollenzeuge, ſilberne Becher, kleine Schränkchen, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt.

Digitized by Google

Die Bazars sind aber nicht etwa unsern Kaufläden ähnlich zu denken; eher ähneln sie einer Reihe von Salzbehältern, deren Deckel während des Tages aufgehoben und in der Nacht zugemacht werden. Es sind kleine Buden voller Schubladen, und das Ganze ist mit Waaren angefüllt, mit Ausnahme eines kleinen Loches, etwas größer als der Kaufmann selbst, worin er wie ein Schneider sitzt, um, was er gerade bedarf, ohne daß er sich erheben muß, nehmen zu können. Gewöhnlich wird über die Bazars in einiger Höhe Leinwand ausgespannt, und auch Weinstöcke werden hie und da so gelenkt, daß sie einen angenehmen Schatten vor den Kaufläden verbreiten. Trotzdem haben die Kaufleute im Sommer viel von der Hitze zu leiden. Am heißen Mittage stocken alle Geschäfte; der Kaufmann liegt in seinem Sopha zurückgelehnt in seinem Waarenlager, in einem Zustande zwischen Wachen und Schlafen, gewöhnlich als Wirkung des Opiumgenusses, und seine reiche morgenländische Phantasie versetzt ihn in himmlische Regionen. Das Sitzen ist überhaupt eine ächt orientalische Sitte; man sitzt fast bei allen Arbeiten. Der Schmied, der Tischler, der Schlächter sitzt wie die Schneider mit gekreuzten Beinen bei ihrer Arbeit und kann nicht glauben, daß es anders sein könne. Wie das Stehen meidet man das Gehen, wenn es möglich ist; spazieren geht im Orient Niemand; nur der „Geruch der Luft", wie man zu sagen pflegt, oder ein schattiger Baum oder eine Wasserquelle lockt den Morgenländer aus seinem Hause.

Und wie sieht es in den orientalischen Häusern aus? Darauf will ich meinen wißbegierigen Lesern nun auch noch Bescheid geben. Im Allgemeinen kann ich wieder sagen: Ganz anders als bei uns. Alle Häuser sind flach, theils aus Lehm, theils aus Holz oder Steinen erbaut, und zwar nach demselben Plan wie vor tausend und mehr Jahren. Auf das Aeußere wird nichts verwendet; von außen sehen die orientalischen Gebäude unscheinbar, ja ärmlich aus: rohe, nackte, fast fensterlose Wände, das ist Alles, was man sieht. Um so prächtiger aber ist es im Innern. Doch das soll Niemand wissen, der Sicherheit wegen; darum das elende Aeußere. Die schlechte Justiz, der Mangel an öffentlichem Vertrauen und die Tyrannei des Orients findet auch in dem kleinen Hausthürchen einen unzweideutigen Ausdruck; in einer Ecke des Hauses ist es angebracht und selten etwas verziert. Verschlossen ist es immer, und wer ins Haus eintreten will, muß erst einen eisernen Klopfer in Bewegung setzen, worauf ein Sklave den Riegel

Digitized by Google

wegnimmt und die Thüre öffnet. Der Riegel ist aus Holz, und es fallen in sechs Löcher desselben eben so viele eiserne Nägel, wenn man zuschließt; beim Oeffnen heben sich diese Nägel. Der Schlüssel zu diesem seltsamen Schloß ist sechs Zoll bis dritthalb Fuß lang — gewiß ein recht niedliches Hausschlüsselchen für eine europäische Westentasche!

Eingetreten ins Haus sieht man eine Treppe, welche in die obern Zimmer des Hauses führt; gerade aus gelangt man in den Hof des Hauses. Der Hof ist ringsum von Zimmern umgeben, deren Wände meist aus schwarzen und weißen Steinen gebaut sind, und von oben leuchtet der blaue Himmel hinein. In der Mitte befindet sich ein Springbrunnen von Marmor, aus dem das Wasser durch vier bis acht Röhren in die balsamische Luft spritzt. Rings um das Wasserbecken stehen schöne Gewächse in Töpfen, und wenn der Hof groß ist, so entsteigen dem Marmorboden auch noch Weinstöcke, Trauerweiden und Orangenbäume, belebt von Amseln, Tauben, Sperlingen und an Festabenden behangen mit bunten Lampen. Das untere Stockwerk des Hauses selbst hat zwei Abtheilungen; die untere, in die man zuerst tritt, ist mit einem Springbrunnen geschmückt und mit Marmor gepflastert; an den Seiten findet man Gestelle für Pfeifen, in den Wänden Vertiefungen für Wasserpfeifen, Trinkgefässe und andere Bequemlichkeiten für den Haushalt. Ein Sklave wartet hier auf die Befehle seines Herrn; hier legt man auch die Pantoffeln ab, ehe man in die obere zweite, gegen sechzehn Zoll hohe Abtheilung des untern Stockwerkes gelangt, wo die Familie sitzt. Ein Kronleuchter hängt von oben herab, und Matten bedecken den Boden der obern Abtheilung. An den Wänden hin ziehen sich gegen drei Fuß breite Matratzen, oder auch kleine gegen sechs Zoll hohe Holzgestelle zum Sitzen. In den Ecken der Zimmer und an den Wänden sind Kissen, mit Baumwollenzeug oder Damast oder auch mit Seide überzogen. Hier ruht man während der Hitze des Tages mit untergeschlagenen Füßen, während der Oberkörper sich gegen die Kissen lehnt, hier schläft man auch mit einer leichten Bedeckung, denn besondere Schlafzimmer kennt der Orient nicht; hier empfängt man auch Besuche, wobei der Ehrenplatz in der Ecke ist und der geehrte Gast zur rechten Hand sitzt. Sklaven machen die Bedienung in muhamedanischen Familien; in jüdischen und christlichen thut es die Hausfrau, und da ein und derselbe Löffel beim Genuß der Süßigkeiten gebraucht wird, so nimmt der Gast den ersten Bissen. Während der

Digitized by Google

Sklave etwas präsentirt, hält er seine Hand auf dem Herzen und antwortet auf den erhaltenen Befehl: „Bei meinem Kopfe und meinem Auge," was so viel heißen soll als: „Ich höre und gehorche, wenn nicht, so will ich Kopf und Auge verlieren."

Wir pflegen unsere Wohnungen durch allerlei Mobiliar zu zieren, als Tische, Stühle, Sophas, Flügel, Nipptischchen, Sekretäre u. s. f. Von alledem kennt der Orient nichts. Auch keine Feuerstellen finden sich in den orientalischen Zimmern; im Winter heizt man sie durch Kohlenbecken, mit Holzkohlen gefüllt, wie zur Zeit des Petrus, als er dem Herrn in des Hohenpriesters Palast folgte. Die Fenster entbehren gewöhnlich des Glases und werden meist durch Laden geschlossen. Gardinen und Rouleaux sind unbekannte Dinge; ebenso fehlen Hausuhren; man kann sie entbehren, weil der Ausrufer jede Stunde von dem Minaret der Moschee verkündet. Taschenuhren werden aber getragen. An den Wänden sieht man weder Malereien noch Bilder, weil der Muhamedaner auch den Anschein von Götzendienst meidet. Dagegen findet man in den orientalischen Zimmern eine bei uns fehlende Einrichtung: in der Höhe von etwa zwanzig Fuß rings um das ganze Zimmer ist nämlich ein Holzgestell befestigt, worauf die Reichen kostbare Porzellanwaaren stellen. Da es im Orient Bankiers, bei welchen man Geld zur Verwahrung niederlegen kann, nicht gibt, und Silber leicht gestohlen wird, so steckt man das Geld in Porzellansachen, die den Vorzug haben, nicht zu verderben, und die ein stets gesuchter Kaufartikel sind. Unter diesem Gestelle sind auf schönen geschnitzten Holztafeln Sprüche aus dem Koran oder Zeilen älterer Dichter in großen goldenen, erhöhten Buchstaben mit großer Kunst und vielem Geschmack aufgezeichnet. Uebrigens ist das ganze Zimmer mit Cedernholz getäfelt und mit vortrefflicher Arbeit auf alle mögliche Art ausgeschnitzt. Freilich findet darin das Ungeziefer sehr angenehme Wohnplätze; indessen das muß mit in den Kauf genommen werden. Auch die Zimmerdecke ist geschnitzt, und unzählige, zwischen dem Schnitzwerk angebrachte Spiegelchen erglänzen da oben. Von diesem Zimmer führen Thüren und Fenster nach dem Hofe. — Meine Leser werden sich aber von selbst denken, daß nur bei Wohlhabenden und Reichen die Zimmer und Höfe so schön sind; bei Armen sind sie natürlich weniger hübsch, meist geradezu häßlich und schmutzig.

Die schönsten Zimmer des ganzen Hauses sind in jedem Falle die

Frauengemächer oder der Harem. Der Muhamedaner darf nämlich nach dem Gesetze mehrere Frauen haben, die er aber alle ohne Ausnahme mit Achtung behandeln muß. Indessen fehlt im Orient viel zu der den Frauen gebührenden Achtung; ihre wahre und würdige Stellung findet die Frau einzig und allein in christlichen Ländern. Man fragt daher auch im Orient fast gar nicht nach geistigen Vorzügen, nach Frömmigkeit, Bildung, auch selten nach den äußerlichen Vorzügen der Geburt und des Vermögens. Aeußere leibliche Schönheit entscheidet fast ausschließlich, und man findet daher die schöne Sklavin neben der Fürstentochter im Harem. Im Grunde genommen sind alle morgenländischen Frauen nichts weiter, als die Sklavinnen des Mannes.

Die Dächer der Häuser sind, wie gesagt, flach; nach der Straße hin steht aber die Mauer vor, und nach dem Hofe zu befindet sich eine hölzerne Lehne, so daß man nicht in Gefahr kommt, vom Dache zu fallen. Hier oben pflegen die Kinder zu spielen und die Familie frische Luft einzuathmen. Bei Festlichkeiten, Feuer, Erdbeben und allgemeiner Gefahr ist das Dach der Sammelplatz.

In den größten Häusern fehlt es auch nicht an Bädern. Zahlreich sind die öffentlichen Bäder. Man liebt im Orient das Baden mit heißem Wasser. Sobald der Muezzin die Stunde des Gebets verkündet hat, strömen die Damen den öffentlichen Bädern zu, die vorher von den Männern besucht wurden. Das orientalische Baden ist aber sehr von dem abendländischen verschieden. Der Eintretende erhält ein Paar Ueberschuhe und geht darin zu den hohen Divans, welche die Seiten des Zimmers umgeben. Dasselbe ist naß, ein hoher Springbrunnen in der Mitte des Gemachs spritzt reichlich kühles Wasser. Auf den Divans sind Matratzen ausgebreitet, und Wasserpfeifen und Kaffeetassen stehen in Menge im Zimmer umher. Der Hüter nimmt die Kleidung in Empfang und steht gut dafür. Eingehüllt in zwei Tücher tritt der Badende nunmehr aus dem kalten, nassen Zimmer in ein warmes, trockenes. In einigen Minuten schwitzt er über und über. Dann geht die Reise in ein noch heißeres Zimmer, wo warmes Wasser in Menge fließt; man setzt sich neben einen Springbrunnen heißen Wassers und übergießt sich dann nach Belieben mittelst eines kupfernen Gefäßes. Hat man sich genügend gebrüht, so kommt ein Diener mit einer herrlichen Seifenlauge und gießt sie über den Kopf der badenden Person aus, worauf er mit einer rauhen Bürste die Haut vom Halse

Digitized by Google

herabbürſtet. Iſt dieſe Operation zu Ende, ſo legt man den Kopf auf ein gefaltetes Handtuch und begießt ſich weiter mit heißem Waſſer oder trinkt Kaffee, oder raucht ein Pfeifchen, was im Orient auch die Damen nicht verſchmähen. Endlich kommt man wieder in ein kaltes Zimmer, und in Tüchern gewickelt ruht man auf den Matratzen; alle Minuten werden die Handtücher gewechſelt, bis man ganz trocken iſt. Inzwiſchen raucht und trinkt man, und ein Diener preßt und drückt jeden Zoll des Leibes mit einer wunderbaren Gewandtheit; die Gelenke werden gezogen, bis ſie krachen, und man dreht die Hände wie Würſte. Endlich kleidet man ſich wieder an, beſpiegelt und kämmt ſich — gebürſtet wird das Haar nicht, denn Haarbürſten kennt der Orient nicht — bezahlt und geht ſeiner Wege. Das Gefühl nach ſolchem Baden iſt das der Erfriſchung und Stärkung. — Was bei unſern Damen die ſogenannten Klatſchkaffee's ſind, das ſind im Orient die Badeſtunden; da ſammeln ſie ſich, rauchen ein Pfeifchen, trinken Kaffee und vertreiben ſich die Zeit durch allerhand Kurzweil.

Zum Schluß will ich meinen wißbegierigen Leſern nun auch noch Genaueres über die orientaliſche Kleidung mittheilen und ihnen die Mode des Orients offenbaren. Aus Paris kommt ſie dort nicht; ſie ſtammt von Alters her, ehe noch Paris auf Erden war. Im Morgenlande iſt es warm; daher iſt dort alle Kleidung weit, während im kalten Abendlande Alles gut anſchließen und ſitzen muß. Der Orientale hat in ſeinen weiten Kleidern freien Spielraum zu allen Bewegungen des Körpers; nichts beengt oder drückt ihn. In dieſem Stücke iſt er der Freie, und der Abendländer der Gedrückte. Die Kinder wickelt man dort nicht in Windeln, und die jungen Damen denken nicht daran, ſich den Leib durch Schnürbrüſte zu ruiniren. Dann kennt der Orient auch unſern Kleiderwechſel nicht, ſelbſt bei Nacht nicht, was freilich der Reinlichkeit großen Eintrag thut. Der Leib wird zwar oft gewaſchen, deſto ſeltener aber geſchieht dieß mit den Kleidern. Die Beduinen tragen ihr Hemd, bis es ihnen in Fetzen vom Leibe fällt oder — läuft, wenn Einwohner darin ſitzen. Dagegen kleidet ſich der Orientale weit koſtbarer, als der Occidentale. Der Reiche trägt einen großen Theil ſeines Vermögens in Kleidern zur Schau; er hält koſtbare Pferde, ſchmückt Sattel und Reitzeug reich mit Gold und Silber und verſchwendet viel Geld auf Turban und Gürtel. Die Schneider verſtehen ſich auf ihr Fach und wiſſen immer wieder neue Abänderungen in den Schnitt und

Digitized by Google

die Staffirung zu bringen, ohne den Totaleindruck wesentlich zu verändern. Der Schneider ist daher eine wichtige Person im Orient. Er steht oder vielmehr sitzt an der Spitze der Handwerker; in seinem Bazar versammeln sich die Faulen und Neugierigen, um die Neuigkeiten des Tages zu hören. Inmitten von Pelzen, Röcken, Hemden und gestickten Gewändern aller Art sitzt der Kleiderkünstler und bedient gewandt seine Kunden mit Waaren und Worten.

Wenn die Frauen ausgehen, so sind sie von oben bis unten in weiße Gewänder gehüllt. Die grüne Farbe ist die des Propheten; daher tragen die Frauen gern grüne seidene Taschentücher und Kleider. In den mittleren Klassen kleidet man sich mehr in Blau. Sonst begegnet man allerlei Farben, Purpur, Scharlach, Gelb, Blau, Grün u. s. w. Auch die Männer tragen im Orient bunte Kleider.

Die einzelnen Kleidungsstücke näher betrachtend beginnen wir beim Fuß. Man bekleidet die Füße mit baumwollenen Socken, ledernen Schuhen und Pantoffeln. Der Schuh wird aus ungegerbtem Schafsfell gefertigt und hat Sohlen von demselben Stoff. Ueber den Schuh zieht man den Pantoffel, der aus Saffian oder gegerbtem Leder verfertigt ist. Die Pantoffeln leisten den Orientalen etwa die Dienste unserer Ueberschuhe, die man ablegt, wenn man ein Haus oder Zimmer betritt. Hinsichtlich der Farbe ist zu bemerken, daß die Männer rothe, die Frauen gelbe Pantoffeln tragen, während die Stiefeln bei beiden gelb sind. Stellt die Frau einen Pantoffel vor die Thüre ihres Gemachs, so darf es Niemand wagen, ihr Zimmer zu betreten, selbst der Hausherr nicht. Im Orient stehen demnach die Männer buchstäblich unter dem Pantoffel der Frau. Die Reichen tragen übrigens auf ihren Pantoffeln Gold- und Silberstickerei. Sandalen sind sehr selten. Außer zur Bekleidung dienen die Pantoffeln auch zum Schlagen; man prügelt sich dort unter Umständen gegenseitig recht wacker mit Schuhen.

Die weiten und faltigen Beinkleider tragen Männer wie Frauen auf bloßem Leibe, und das Hemd zieht man darüber; sie werden mit einer Kordel befestigt und reichen bis auf die Wade oder die Knöchel. Das Hemd ist aus Baumwolle, Seide, Mousselin oder feinem Flor gefertigt und ist gewöhnlich weiß von Farbe oder auch farbig gestreift. Die Weste ist der europäischen sehr ähnlich, nur dienen zur Befestigung nicht Knöpfe, sondern Schlingen. Das Oberkleid ist gewöhnlich sehr prächtig. Ueber dasselbe ziehen Aermere noch eine Jacke und Reichere

Digitized by Google

ein langes, wallendes Obergewand, welches bis auf die Füße herabfällt. Ein sehr wichtiges Kleidungsstück ist der Gürtel oder das Zinnar; es ist eine Art Schärpe aus Baumwolle oder Wolle und nicht selten sehr werthvoll. Die Dienste, welche der Gürtel leistet, sind zahlreich; denn er dient nicht nur als Befestigungsmittel der Kleider um die Hüften, sondern auch als Geldbeutel, als Säbelgurt, Pistolenträger, Messertasche und Dintenfaßbeherberger. Das orientalische Dintenfaß besteht aus Metall, Messing, Kupfer oder Silber, ist etwa neun Zoll lang und etwa zwei Zoll breit und einen halben Zoll tief; in diesem Behälter liegen Schreibrohre, anstatt der Federn, und das Federmesser; an einem Ende ist der Dintenbehälter angelöthet.

Zur Zierde trägt man viel Armschmuck, besonders lieben die Damen schöne Armbänder und Ringe, welche das Handgelenk schmücken, wodurch die kleine, fein geformte Hand sehr schön vom Arme sich abhebt. Der Handkuß ist eine alltägliche Sitte; doch drückt man den Begrüßungskuß nur auf Wange und Stirn, nie auf die Lippen. Eigenthümlich ist die Sitte, sich mit der flachen Hand zu schlagen. An den Händen trägt man übrigens niemals Handschuhe; der Orient kennt diesen Artikel nicht. Bei Begrüßungen spielt die Hand eine wichtige Rolle; man legt sie nämlich auf das Herz und dann erst beugt man sich langsam und feierlich gegen die Person, die man begrüßt. Vor hochgestellten Personen fällt man nieder und küßt den Saum ihres Gewandes. Die üblichen Begrüßungsworte lauten: „Friede sei mit Dir!" worauf als Gegengruß die Worte: „Mit Dir sei Friede!" folgen. Das Klima und Gesetz machen öfteres Händewaschen zur Pflicht. Das Waschen geschieht aber nicht wie bei uns, sondern ein Diener gießt Wasser über die Hände und ein anderer trocknet sie durch Auflegen, nicht durch Reiben von Handtüchern ab.

Zur Verschönerung der Hand pflegt man die Nägel der Finger zu färben; zuweilen färbt man sogar die Finger mit bis zum zweiten Gliede. Die Farbe ist gelblich roth und wird aus dem pulverisirten Blatte des Hennabaumes gewonnen.

Der Turban, womit man den Kopf bedeckt, besteht aus einem langen Stück Tuch, welches über einer weißen Kappe, die noch einen halben Zoll unter demselben hervorragt, hübsch um den Kopf gefaltet wird. Es ist bei den Männern Sitte, die Haare des Kopfes öfters abscheeren zu lassen bis auf einen kleinen Zopf, damit, wie man sagt,

Digitized by Google

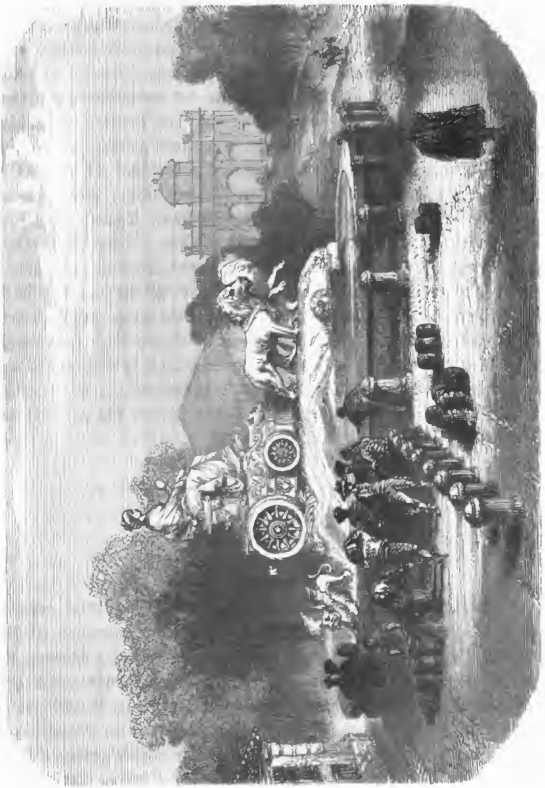
der Kopf leichter fortgetragen werden, wenn er im Kriege abgehauen wird, oder damit Muhamed seine Gläubigen bequemer in den Himmel ziehen kann.

Die Damen dagegen pflegen ihre Haare mit größter Sorgfalt; sie verstehen sie mit der größten Eleganz zu flechten und zu ordnen, und nicht selten bringen sie kostbaren Schmuck von Diamanten und Perlen darin an. Wie die Frau ihr Haupthaar, so pflegt der Mann seinen Kinnbart; mit der größten Sorgfalt kämmt und ölt er denselben, denn er hält ihn für das sichtbare Abzeichen der Würde und Achtbarkeit des Mannes. Nicht selten färbt man den Bart schwarz oder weiß, ja sogar bläulich. Die Bartbeschneidung ist eine Erniedrigung, und das Ausreißen ist ein Zeichen des tiefsten Schmerzes.

Große, schwarze Augen gelten als schön; daher schwärzen sich die Frauen die Augenbrauen durch Kohle, eine Art gebrannten Weihrauchs und Mandelschale. Zur Zierde für die Ohren trägt man auch Ohrringe, ja sogar die Nase lassen Viele nicht ohne Ringe. Der Schleier endlich, der die ganze Frauengestalt verhüllt, wird auch von allen Mädchen schon vom vierten Jahre an getragen; ohne ihn darf keine Frauensperson ausgehen. Die Verhüllung geschieht also: Es wird ein großes Tuch aus Baumwolle oder Seide so um den Kopf gebunden, daß es Gesicht und Brust bedeckt; dann legt man es über den Kopf, daß es bis zu den Augen herabreicht, und faltet es so um den Leib, daß der Schleier für das Gesicht dadurch festgehalten wird, die ganze Figur aber mit Ausnahme des Gesichts, welches durch den schwarzen Schleier verhängt wird, ist in ein weißes Gewand gehüllt. In diesem monotonen, melancholischen Aufzuge ziehen die morgenländischen Damen durch die Straßen. Zu Hause indessen legen sie diese Verhüllung stets ab; jedoch auch da dürfen sie sich nur vor dem Manne oder dem Vater oder andern nahen Verwandten sehen lassen. So geknechtet ist im Orient das weibliche Geschlecht. Möchte das Licht des Evangeliums auch dort bald ein freudenreicheres und edleres Dasein begründen!

Digitized by Google

Der Cybelebrunnen und das Alcalathor in Madrid.



Digitized by Google

Eine lange, breite Allee, zwei Seitenalleen mit hohen und stark belaubten Bäumen, das ist der Prado. Die große Allee ist für die Carossen, die beiden andern für die Fußgänger bestimmt. Da und dort bilden neue Anpflanzungen andere Alleen und andere Promenaden; hier schließen sie sich an die ersteren an, dort sind sie durch eine breite Esplanade getrennt. Die ganze Promenade ist mit Steinbänken, großen und schönen marmornen Fontänen geschmückt, die zum größten Theile noch durch Statuen und andere Sculpturen verschönert werden und durch ihr Wasser die heiße Luft abkühlen. Einer der merkwürdigsten Brunnen ist der Cybelebrunnen, der an einer Ecke des Prado liegt, welcher die Alcalastraße schließt und schon von weitem gesehen wird. Die Puerta d'Alcala ist ein moderner Bau. Sie hat fünf Thore, drei in der Mitte mit hohen Bogen und zwei kleinere eckige, geschlossene zu beiden Seiten. Außen ist sie mit sechs jonischen Säulen geschmückt; die Capitäle gleichen denen am Capitol zu Rom. Eine Attik erhebt sich in der Mitte über dem Karnies, welche das Wappen von Spanien trägt. An der innern Seite des Thores sind Pilaster an der Stelle der Nischen; der Schmuck ist nicht so reich; die ganze Masse besteht aus behauenem Steine. Für sich gesehen ist sie sehr schön: sie repräsentirt die Idee eines Triumphbogens, der Pracht mit Adel und Majestät vereinigt; aber in Verbindung mit dem Ganzen der Alcalastraße, zu der sie führt, verletzt sie das Auge, indem sie eine schräge Linie mit dieser bildet.

Ruyters Heldentod.

Michael de Ruyter, zu Vlissingen am 24. März 1607 geboren, war der Sohn eines armen Handwerkers und der Bruder von elf Geschwistern, ging schon im elften Lebensjahre zu Schiff und schwang sich vom Schiffsjungen und Matrosen allmälig bis zum Admirale der holländischen Flotte empor. Als solcher leistete er seinem Vaterlande in verschiedenen Kriegen gegen die Engländer und Franzosen ausgezeichnete Dienste, bis er in der Seeschlacht, welche die nachfolgenden Blätter schildern, den Tod des Helden und zugleich des Christen starb, da er

Digitized by Google

nicht bloß ein hervorragender Seemann und Soldat, sondern auch ein Mann von herzlicher Frömmigkeit war.

Angestrahlt vom jugendlich frischen Morgen wogte das mittelländische Meer um das blühende Gestade Siciliens. Die Luft war von Balsamdüften durchhaucht, und der Delphin glitt leise durch die tiefblauen Wellen. Es war der 25. April des Jahres 1676. Auf der Höhe von Catanea, im Angesichte des rauchenden Aetna, schwamm die französische Flotte, die den Hafen von Syrakus verlassen hatte, um dem holländischen Admiral, der auf dieser Höhe kreuzte, abermals die Schlacht zu bieten.

Auf dem voransegelnden Schiffe „Le Saint Esprit", einem Dreidecker von neunzig Kanonen, befand sich der Admiral Duquesne, dem der Oberbefehl dieser Station anvertraut war. Ihm folgte zunächst „Le Saint Michael" unter dem Commando des Marquis de Preuilly d'Humières und der Capitän Beaulieu mit dem Neunzig-Kanonenschiff „Le Conquérant". Zwanzig andere Schiffe folgten in majestätischer Haltung, und zwei Brander machten den Schluß.

Dieser wohlgeordneten Streitmacht entgegen segelte der holländische Admiral de Ruyter mit seinen achtzehn Schiffen. Ihm zunächst hielten der Viceadmiral de Haan und die Capitäne Graf Stierum und Miegang. Die Brise war nur mäßig, und die Segel hielten sich kaum gefüllt; obgleich beide Flotten einander entgegen segelten, kamen sie sich doch nur langsam näher. Die mit den Holländern verbündeten Spanier hielten sich mit ihren Fahrzeugen bedeutend im Luf.

Nachmittags um vier Uhr befand sich de Ruyter dem französischen Admiralschiffe gegenüber. Die beiden Befehlshaber erwiesen sich den üblichen Ehrengruß, und sogleich begann der Kampf mit eiserner Hartnäckigkeit. De Ruyter stand hoch aufrecht inmitten des furchtbaren Kugelregens, ebenso Duquesne; sie wichen nicht von dem Ehrenplatze und leiteten die Schlacht mit ihren Blicken.

Der Capitän des holländischen Admiralschiffs, Gerhard Kallenburg, trat zu dem Admiral und sagte: „Wenn meine Bitten etwas über Euch vermögen, edler Herr, so verlaßt diesen Platz; Ihr setzt Euch allzusehr aus, und wie ich behaupten mag, ohne Noth. Der Kampf ist durchaus regelmäßig, und unsere Schiffe sind durch Nichts bedroht. Laßt mich einen Augenblick Eure Stelle einnehmen!"

„Mit nichten, Capitän!" antwortete de Ruyter schnell. „Laßt mich

Digitized by Google

auf meinem Platze. Hurrah, meine Jungen; ihr ſchlagt euch tapfer für des Landes Ehre! Bald werden wir entern können. Wer kommt da?"

„Das iſt die Fregatte des Ritters Tourville, Herr Admiral! Es iſt einer der tapferſten Offiziere Frankreichs. Capitän de Wildt bietet ihm die Spitze."

„Mein wackerer de Wildt wird ſchon fertig mit ihm," entgegnete de Ruyter lächelnd. „Was iſt die Glocke, Capitän Kallenburg?"

„Gerade fünf Uhr, Herr de Ruyter; der Mann am Steuer wendet das Glas."

„So ſchlagen wir eine Stunde! Wenn abermals eine Stunde vorüber ſein wird . . ."

Der Admiral unterbrach ſich; eine Kugel war über das Deck geflogen und ſchlug ein: „Weh! Was iſt das!"

„Um Gotteswillen, Herr de Ruyter!" rief der Capitän erbleichend. „Ihr ſeid . . ."

„Bleibt ſtill!" befahl de Ruyter leiſe. „Kommt näher, damit ich mich auf Euch ſtütze, ehe Jemand etwas merkt. — Feuer! Hurrah!"

Der Capitän war ſeinem Führer ganz nahe getreten und ſtützte ihn, ſoviel er es vermochte. „Wie fühlt Ihr Euch, edler Herr?"

„Gut! — Recht gut, mein Junge! — Aber... Was iſt das? Mir dunkelt's vor den Augen! Helft!" Und mit dieſen Worten ſank er ohnmächtig zuſammen.

„Der Admiral iſt verwundet! Der Admiral iſt verwundet!" ertönte es gleich darauf vom Halbdeck bis zur Schanze. Vom erſten Offizier an bis zum letzten Deckläufer traf dieſe Nachricht wie ein Todespfeil in jedes Herz; aber außer ſich über ein ſolches Leid verdoppelte Jedermann ſeine Anſtrengungen, und die Franzoſen wurden mit zweifacher Wuth angegriffen. De Ruyter ward in ſeine Kajüte hinabgetragen; die Aerzte eilten zu ſeiner Hülfe herbei. Sein linker Fuß war zerſchmettert, und im Niederſtürzen hatte er ſich am Kopfe bedeutend verwundet. Er litt die heftigſten Schmerzen, als man ihm den Verband anlegte; aber er verzog keine Miene und bat die Umſtehenden freundlich, ſie möchten ſich doch nur ſeinetwegen nicht ängſtigen.

Auf allen holländiſchen Schiffen war nach und nach die Trauerkunde angelangt, und mit der heftigſten Erbitterung warfen ſich Soldaten und Matroſen dem Feinde entgegen; die franzöſiſche Linie ward zum Weichen gebracht, und als die Schlacht vier volle Stunden

Digitized by Google

gedauert hatte, mußte der ſtolze Duquesne es über ſich gewinnen, den Befehl zum Rückzuge zu ertheilen. Die Franzoſen machten Segel auf und trieben mit dem Winde ab, nicht ohne von den Holländern lebhaft verfolgt und angegriffen zu werden.

Unterdeſſen war das holländiſche Admiralſchiff nach dem Hafen von Syrakus abgegangen und legte ſich hier vor Anker, indem man jedes mögliche Mittel aufbot, um die Schmerzen des geliebten Verwundeten zu lindern und jede Gefahr, die ihn etwa bedrohen könnte, abzuwenden. Drei Tage gingen unter Angſt und Schrecken, unter Hoffen und Erwarten vorüber.

Mit Rührung ſah de Ruyter die Bemühungen ſeiner edlen Freunde, die ſich mit ängſtlicher Sorgfalt um ihn beſchäftigten; ſein Blick ruhte auf ihren verſtörten Geſichtern, und er konnte den Thränen nicht wehren. „Ich danke euch, Kinder," ſprach er matt. „Ihr ſollt euch nicht über die Gebühr um mich bemühen. Geht und ruht aus von eurem ſchweren Tagewerk. Gerhard Kallenburg, bleibt Ihr bei mir."

Die Uebrigen entfernten ſich, und der Capitän ließ ſich am Bette des Admirals nieder. „Ich habe ſie fortgeſchickt, Gerhard, um mit Euch allein zu ſein. Es iſt ja doch Alles unnütz."

„Das wolle Gott nicht, daß Ihr ſo trüben Gedanken Raum gebt!" ſprach erſchrocken der Capitän.

„Es iſt aber ſo. Jetzt erfüllt ſich die dunkle Ahnung, die in mir aufſtieg, als ich die holländiſche Küſte meinen Blicken entſchwinden ſah; ich wußte wohl, daß ich ſie nicht wiederſehen würde."

„Laßt Euch nicht von einer ſo finſtern Ahnung beherrſchen!"

„Finſter? Es wird vielmehr Tag! Bisher lag es wie Blei auf meiner Bruſt. Ich konnte die Laſt nicht los werden, die mich niederbeugte, jetzt iſt ſie abgewälzt. Ich weiß, daß ich hier ſterben werde. Laßt mir den Weſthovius rufen!"

Der Kapitän that, wie ihm geheißen wurde; dann kehrte er zu dem Krankenbette zurück.

„Ihr ſollt nun auch gehen, mein Freund," ſagte de Ruyter; „denn zu dem, was ich Gott in meiner Todesſtunde vertrauen will, brauche ich keinen weltlichen Zeugen. Haltet Euch aber mit den Uebrigen in der Nähe auf, damit ich euch noch einmal ſehe, bevor ich ſcheide."

Kallenburg that, wie ihm befohlen, und machte Raum für den Prediger Weſthovius, der ſoeben in die Kajüte trat.

Digitized by Google

„Kommt näher, ehrwürdiger Herr!“ ſprach de Ruyter langſam, „ich will in Eurer Gegenwart mich zum Tode bereiten. Ihr glaubt doch an meinen Tod?“

„Ja!“ ſprach mit tiefer Rührung der Geiſtliche. „Ich glaube daran. Der Herr, der über Leben und Tod gebietet, ſetzt Eurem Laufe das Ziel; hier iſt das Ende Eurer irdiſchen Laufbahn!“

„Ich wußte es wohl!“

„Selig ſind, die in dem Herrn ſterben,“ ſprach Weſthovius, „und das thuſt Du, edler Held, denn Du haſt dem Herrn gelebt. Ueber ein Kleines wirſt Du ſeine Stimme vernehmen, und er wird Dir ſagen: ‚Wahrlich, ich ſage dir, noch heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein!‘“

„Das iſt mein Troſt und meine Zuverſicht! Ich bin mir bewußt, daß ich mich nie meines Glücks überhoben habe, und ich ſage zu Gott: ‚Es iſt mir lieb, daß Du mich gedemüthigt haſt, daß ich Deine Rechte lerne.‘“

„Haſt Du keine Sehnſucht nach den Deinen?“ fragte Weſthovius. „Willſt Du nicht von ihnen reden und ihnen durch mich Deine letzten Wünſche kund thun?“

„Ich denke ihrer in jeder Minute, ich ſpreche es nur nicht aus,“ entgegnete de Ruyter. „Als ich von Amſterdam ſchied, habe ich herzlichen Abſchied von ihnen genommen; für ihr irdiſches Wohl iſt geſorgt. Mein reichſter Segen ruht auf ihnen, und wenn Du zu ihnen kommſt, Weſthovius, breite Du, ſtatt meiner, die Hände ſegnend über ſie aus!“

„Ich will es redlich erfüllen.“

„Es iſt vorüber! Glaubſt Du, Diener des Herrn, daß Gott mir gnädig ſein und mir meine Sünden vergeben werde?“

„Du biſt redlich und fromm geweſen Dein Leben lang. Geh' mit Gottes Kraft Deiner wahren Heimath entgegen, Du ſtehſt entſündigt vor ihm!“

„So reiche mir die letzte Labung, den letzten Tropfen aus dem reichen Quelle des ewigen Erbarmens!“

Der Prediger ordnete mit Würde die heiligen Gefäße und reichte dem Sterbenden den Leib und das Blut des Herrn. Dann aber erhob er die Hände und ſprach: „Der Herr ſegne Dich und behüte Dich. Er erhebe ſein Angeſicht auf Dich und ſei Dir gnädig. Er erhebe ſein Angeſicht über Dir und gebe Dir Deinen Frieden!“

De Ruyter betete: „Deine Fluthen rauſchen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauſen; all' Deine Waſſerwogen und Wellen

Digitized by Google

Ruyters Heldentod.

Digitized by Google

Digitized by Google

geh'n über mich. Der Herr hat des Tags verheißen seine Güte, und des Nachts singe ich ihm und bete zu Gott, meines Lebens Hort." Er lag still und ruhig da; in diesem Augenblicke fühlte er sich schmerzlos. Er wandte das Angesicht zu dem Geistlichen: „Jetzt zu den letzten irdischen Geschäften; seid so gut und ruft mir die Freunde!"

Der Viceadmiral de Haan und die übrigen Capitäne traten ein. De Ruyter lächelte ihnen zu: „Nun, meine Freunde, es gilt den ewigen Abschied. Hört meine letzten Anordnungen. Ihr, de Haan, übernehmt nach mir das Commando, Graf von Swieten rückt in Eure Stelle ein, und mein guter Kallenburg wird Schouthy-Nacht. Meldet dem Prinzen von Oranien und den Generalstaaten meinen Tod. Allen Offizieren der Flotte, die ich jetzt nicht um mich versammeln kann, bringt meinen herzlichsten Dank für ihre Ergebenheit und Treue! Aller Seeleute, die je mit mir an Bord eines Schiffes gelebt, gedenke ich in Liebe und wünsche ihnen Frieden und Freude. Ich habe nie einen Feind gekannt und mit der Welt in stetem Frieden gelebt; wäre aber Jemand, den ich wissentlich gekränkt hätte, so bitte ich es ihm reumüthig ab!"

„Schont Euch, de Ruyter! Schont uns!" bat Kallenburg.

„Admiral de Haan!" fuhr de Ruyter nach einer Pause fort, „Ihr seid mein Nachfolger im Amte; führt es mit Kraft. Mein Sekretär wird Euch die geheimen Instruktionen übergeben, richtet Euch streng darnach. Vor Allem aber, ihr Herren, vor Allem wahrt die Ehre unserer Flagge; sie sei euch heilig! Schwört mir, daß ihr sie mit eurem Leben beschützen wollt!"

„Wir schwören!" entgegneten die Offiziere mit gewaltsam unterdrückter Rührung.

„Ich danke euch! — Nun bin ich bereit. Herr! in Deine Hände befehle ich meinen Geist! — Willem de Haan, Ihr sollt mir die Augen zudrücken!"

Willem de Haan trat zu dem Ruhebette des Sterbenden und beugte sich voll Rührung über ihn.

„O, Tag des Schreckens!" sprach Kallenburg vor sich hin. „Er stirbt!" schrie nach einer Pause Willem de Haan.

„Es ist vollbracht!" sagte Westhovius. „Herr! nimm seinen Geist auf!"

Das Schiff hatte mit dem Winde vor seinem Anker gewendet und lag mit dem Spiegel nach Westen. Durch die Fenster fiel ein

Digitized by Google

Strahl der sinkenden Sonne und umleuchtete das Antlitz des Helden, auf welchem ein Lächeln der Verklärung schwebte.

Gerhard Kallenburg ging hinaus, um voll tiefer Rührung die Flotte von dem Geschehenen durch einen Tagesbefehl in Kenntniß zu setzen. Der Sekretär des Admiralschiffes aber schrieb in das Logbuch: „Bai von Syrakus. Michael Adrianson de Ruyter, Lieutenant-Admiral-General von Holland und Westfriesland, Ritter des goldenen Vließes und des St. Michaelordens, starb heute am 29. April, Abends halb acht Uhr, in Folge der vor Catanea empfangenen Wunde."

Am Ufer war zu derselben Stunde eine laute Bewegung. Das Volk jauchzte dem Vicekönig von Sicilien, Marquis von Villafranca, entgegen, der eine geschmückte Staatsbarke bestieg und, begleitet von einem glänzenden Gefolge, sich nach dem holländischen Admiralschiffe begab.

Die Offiziere empfingen den hohen Gast mit Ehrerbietung und verkündeten ihm, was geschehen war.

„Das wolle Gott nicht!" rief der Vicekönig erschrocken. „Ich komme im Namen Seiner Allerkatholischen Majestät, um ihn mit hohen Ehren und Würden zu schmücken . . ."

„Ihr kommt zu spät!" unterbrach ihn Gerhard Kallenburg mit tiefer Rührung.

Man begab sich in die Kajüte. Gedankenvoll stand der Marquis von Villafranca vor dem Todten. „Spaniens erhabener König hat den Heldengeist erkannt, der in ihm wohnte, und wußte ihn zu würdigen," sprach er zu den Umstehenden. „Wir wollten ihn mit äußeren Ehren schmücken, aber er bedarf ihrer nicht mehr. So möge denn, was ihn vor Tausenden erheben sollte, seinen Sargdeckel zieren!" Er winkte. Zwei Pagen des Vicekönigs stellten ein Tabouret zu Häupten des Lagers und legten den Herzogshut darauf, zwei andere breiteten den Herzogsmantel über den Todten aus. Tiefe Stille herrschte während dieser Ceremonie.

Da fiel der erste Trauerschuß an Bord des Admiralschiffes, nach einer Minute folgte der zweite und die übrigen in gleichen Pausen. Der dumpfe Schall der Geschütze fand sein Echo in den fernsten Meeren, die von einem niederländischen Kiele durchfurcht wurden; der trübe Klang der Trauerbotschaft aber tönte in dem Herzen jedes echten Niederländers nach.

Digitized by Google

Kleidung der Japaneſen.

Ein vornehmer Japaner.

Digitized by Google

Seit Jahrhunderten ist in Japan an der feststehenden Volkstracht nicht das Mindeste verändert worden. Der lange, weite Rock, welcher Chiromano heißt, hat lange, weite Aermel, welche wenig über den Ellbogen herabreichen, so daß er den türkischen Schlafröcken sehr ähnlich ist; gewöhnlich ist er von Seide oder Baumwolle und bei den Reichen und Vornehmen länger, als bei geringeren Leuten. Beim männlichen Geschlechte ist der Stoff einfarbig, beim weiblichen bunt geblümt, und bei diesem ist das Kleid anschließender. Die Männer tragen solcher Röcke, aus Eitelkeit oder zum Schutz wider die Kälte, zuweilen drei bis vier, die Frauen sogar zehn, ja dreißig bis fünfzig übereinander, die aber dabei alle so leicht und dünn sind, daß sie zusammengenommen nur etliche Pfund wiegen. Der unterste Rock, welcher die Stelle des Hemdes vertritt, ist entweder weiß oder von bläulicher Farbe. Der Gürtel, welcher diese Kleider zusammenhält, ist bei den Männern viel schmäler als bei den Frauen. Die Schleife des Gürtels wird von den Verheiratheten vorne, von den Unverheiratheten hinten getragen. Der Gürtel dient den Männern, ihren Sonnenfächer, Degen, die Tabakspfeife, Brieftasche mit Papier und Geld, ihren Arzneibeutel und ihr Schreibzeug zu verwahren. Da die Kleider keine Krägen haben und vorne übereinander geschlagen sind, so ist der Hals unbedeckt. Vornehmere Männer haben über dem Chiromano noch einen Mantel, der Chouri heißt und am Halse mittelst einer Schnur zusammengezogen wird. Auf diesem Staatskleide ist in der Regel das Familienwappen auf der Brust, dem Rücken und den Aermeln gestickt. Gewöhnlich sind diese dünnen, kurzen Mäntel von schwarzer, seltener von grüner Farbe. Ueberhaupt ist Schwarz in Japan die am meisten vorkommende Farbe der Kleidungsstücke, nur in der Trauer kleidet man sich weiß. Beinkleider sind nur bei der Staatskleidung, auf Reisen und bei den Soldaten im Gebrauche. Die Beinkleider der Staatsbeamten sind häufig blau, doch auch zuweilen aus geblümtem Zeuge.

Digitized by Google

Peter in der Luft.

Historische Erzählung von Isidor Proschko.

1. Der Eremit.

Es war ein Sommerabend des Jahres 1619. Ueber die südlichen Gebirge Böhmens zog ein breiter Nebelschleier; die Luft- und Wassergeister schienen mit einander eine große Schlacht schlagen zu wollen; denn am Himmel wälzte sich eine Wolke an der andern, und während das Kleingewehrfeuer schwerer Regentropfen auf die vom Winde gebeugten Tannenwipfel herabschoß, krachte oben ein Wetterschlag nach dem andern; wie eine rothe Schlange zischte der Blitz durch die Wolkenmassen, und unten schoß das Berggewässer aus den Schluchten und Ritzen der Felsen, als hätten da die Wasser- und Erdkobolde all' ihre Zwölfpfünder aufgepflanzt, um den Kampf der Natur mitzumachen. Das singende und zwitschernde Volk der Wälder floh in seine Verstecke und suchte sich, so gut es ging, vor dem Wettersturme zu sichern.

Unter dem Strohdache einer kleinen Hütte zwischen vier himmelhohen Tannen, wohin der strömende Regen weniger dringen konnte, suchten zwei schneeweiße Täubchen ihr Nest. Sie pickten, wie die Taube Noahs einst vor der Arche, an das runde, buntbemalte Glasfenster des Häuschens, und alsbald öffnete sich das runde Fensterchen, und eine hülfreiche Menschenhand streckte sich aus demselben, um die Tauben hineinzuziehen. Sie gehörte dem Bruder Antonio, einem alten Eremiten aus dem Orden der Antoniter, welcher seit Jahren das kleine Häuschen bewohnte. Der Alte wollte eben das Fensterlein wieder zuschließen, als noch einmal an das runde Glas gepickt wurde.

„Ei, kommt der Rabe auch schon geflogen," sagte der Eremit, indem er das Fensterlein noch einmal öffnete; „ja, solch' ein Unwetter, wo es aus allen Schleusen des Himmels gießt, wie in den Tagen der Sündfluth, kann wohl auch einen Raben in sein Nest jagen."

Aber der gute Alte hatte dießmal Unrecht. Es war nicht „Herr Schwarzkopf", sein zahmer Rabe, der jetzt zum Fensterlein der Klause hereinsah, sondern zwei dunkle, schöne Augen waren es, die ihn aus dem feingeformten Ovalkopfe eines Jünglings anblickten, welcher mit wohlklingender Stimme um Einlaß bat.

Eilig öffnete der Alte die niedrige Thüre der Klause, und bald stand der junge Gast mit einem andern in dem Stübchen. Bruder Antonio zog den Docht seiner vor dem Bilde des Heilandes hängenden Lampe ein wenig in die Höhe, damit die Zelle besser erhellt würde, und betrachtete jetzt seine vom Platzregen des Gewitters ganz durchnäßten jungen Gäste.

Es waren zwei junge Bursche in anscheinend gleichem Alter von etwa achtzehn Jahren. Der Größere von ihnen mit dem schönen Ovalkopfe, dunklen Augen und schön gescheitelten Haaren von derselben Farbe trug ein feines, silberverbrämtes Wams und Mäntelein von schwarzem Sammt. Seine schlanken Hüfte umschlang ein feiner Saffiangürtel, worin ein kurzer Hirschfänger mit einem Elfenbeingriffe stack; ein wohlgefülltes Ränzlein von Rehhaut hing über seinen Rücken.

Der Kleinere hielt einen hohen, oben zugespitzten Filzhut mit silbernen Troddeln in seinen Händen; ein feines Tuchwams und braunes Mäntelein deckte seine Glieder. Sein breiter, gleichfalls mit Silber verbrämter Gürtel hielt zwei kurze Stechwaffen, und eine schwere Jagdtasche von Elenhaut hing über seinen Rücken. Das braune Antlitz dieses Jünglings hatte beim ersten Anblicke etwas Unheimliches, Lauerndes, und seine wie Blitze hin und her schießenden Blicke, sowie die auffallende Beweglichkeit seines ganzen Wesens gaben diesem den Ausdruck des Unstäten. Er ließ, während sein Gefährte mit ruhigem Ernste an den Bewohner des Stübchens die freundliche Frage richtete, ob er hier wohl ein kurzes Verweilen gestatte, bis das Wetter ausgetobt habe, seine Blicke nach allen Richtungen schießen und hatte sich, ohne viel zu fragen, bereits eine warme Stelle nächst dem kleinen Kachelofen der Hütte ausersehen, wo er sein durchnäßtes Mäntelein hinschleuderte, indem er Miene machte, sich sogleich förmlich in dem warmen Stübchen einzunisten.

Der freundliche Waldbruder lud auch mit gewohnter Gastlichkeit die beiden Jünglinge sogleich ein, die Nacht bei ihm zuzubringen, und in nächster Minute saßen beide am Ofen der Hütte, wo der Alte ein duftendes Linsengericht für sie zum Abendschmause bereitete. Der Waldbruder bedurfte keiner langen Unterhaltung mit seinen jungen Gästen, um von ihnen zu erfahren, daß der ältere sich Raimund nenne, der Sohn einer in Modena begüterten Familie sei, eben eine Reise nach Deutschland beendet habe und zu seinem lieben Oheim Ernst zurück-

Digitized by Google

kehre, um sich dem Kriegsdienste zu widmen, welches Handwerk bei der sich stets drohender gestaltenden Zeit wohl das beste sei und auch dem Geschmacke des jungen Raimund am meisten zusage.

In Thüringen hatte der junge Kriegskandidat, wie er dem Waldbruder weiter berichtete, seinen nebensitzenden Begleiter gefunden. Dieser nannte sich Peter und erzählte nun gar Vieles von dem Reichthume seines Vaters, des alten Sensenschmiedes Aschauer an der Donau im Mühlviertel Oberösterreichs, wohin Peter, gleichfalls von einem Besuche seiner Verwandten im Merseburgischen zurückkehrend, weiter reisen wollte, um den Sensenhammer seines Vaters zu übernehmen und selbst ein reicher und angesehener Gutsbesitzer des gottgesegneten Oberösterreichs zu werden.

So erzählten die beiden jungen Bursche, welche der Gewittersturm in diese Klause gebracht hatte, dem guten Waldbruder Eines und das Andere und ließen sich sein Linsengericht und das Fläschchen guten böhmischen Methes, den er ihnen bot, trefflich munden.

Draußen orgelte der Sturm sein prächtiges Lied von der Allmacht des Herrn immer lauter und lauter, bis er endlich seinen Höhepunkt erreicht hatte und in die Ferne über den Bergrücken des Blasko hinauszog, während von der andern Seite an der reingefegten Himmelsdecke die silbernen Lichter einer hellen Sommernacht heraufzogen. Da ergriff der alte Waldbruder ein großes silberbeschlagenes Buch, welches neben einem Todtenschädel auf seinem Wandschränkchen lag. „Kennt ihr dieß Buch?“ fragte er seine beiden jungen Gäste. „Es ist das Buch der Bücher,“ setzte er hinzu, „der Schatz der größten Weisheit für dieses irdische Leben; es ist die heilige Schrift, das Wort des Herrn; wir wollen vor der Nachtruhe, die ihr bei mir finden werdet, ein paar fromme Sprüche darin aufsuchen, wie ich jeden Abend zu thun gewohnt bin.“

Der gute Waldbruder schlug nun die Bibel auf und bat seine jungen Gäste, den nächsten Spruch aus derselben zu lesen. „Denn,“ sagte er, „ich richte damit täglich eine Frage an die gütige Vorsehung, welche mir irgend ein Mahnwörtlein in die Augen fallen läßt, das für den nächsten Tag ganz besonders die Richtschnur meines Handelns bilden soll.“

Peter, der Oberösterreicher, schlug also auf die Bitte des Alten die Bibel auf, und siehe, der erste Satz, welcher ihm in die Augen fiel,

war das Wort des Heilandes, der zu seinen Jüngern sprach: „Seid klug wie die Schlangen!“ — „Recht so,“ rief der feurige Junge, „klug sein wie die Schlangen, das ist auch meine Meinung, und mein Vetter hatte Recht, als er mich bei meinem Abgange von Hause ermahnte, mich überall klug durchzuwinden, es mit Niemanden zu verderben und Jedem nach Gefallen zu reden und zu handeln; denn so kömmt man am besten durch die Welt und . . .!“

„Zuletzt in das sichere Verderben,“ fiel der Waldbruder ein; „Deine Moral und die Deines Vetters, mein junger Freund, ist die Moral der Weltmenschen, die keine Farbe haben, eben weil sie alle Farben tragen.“

„Aber steht es denn nicht schwarz auf weiß da in der Bibel,“ rief Peter: „Seid klug, wie die Schlangen!“

„Allerdings,“ entgegnete der Eremit. „Doch siehe, da hat auch Dein junger Begleiter schon ein Verslein aus dem Buche herausgestochen; lies einmal! Es lautet aus dem Munde unseres Herrn und Heilandes: ‚Wer nicht ist für mich, der ist wider mich!‘ Wenn uns also der Weiseste und Heiligste, der einst auf Erden lebte, klug zu sein mahnet, klug zu sein in seinem Geiste, das heißt klug und tugendhaft, klug und rechtlich zugleich, so will er auch von uns Entschiedenheit. Ja, meine jungen Freunde, hat euch der Wettersturm heute in diese Klause geführt, so nehmt das Beste, was ich euch bieten kann, daraus mit auf euren weiteren Lebensgang, — die gute Lehre: Wandelt klug auf dem Wege der Tugend und nehmt entschieden überall Partei für die Sache Gottes und des Rechtes!“

„O!“ rief Raimund, der Modenese, „mein Lebensziel steht bereits fest. Wie Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, will ich das Unrecht überall bekämpfen, und mit den goldenen Sporen, die ich mir, wie meine Voreltern, auf offenem Schlachtfelde verdienen will, werde ich nur die zertreten, welche Feinde meines Vaterlandes und meines Glaubens sind.“

„Halt, mein Sohn!“ fiel hier der Alte, auf die Bibel deutend, wieder ein; „lies noch diese Worte im Buche der Bücher; hat wohl der Herr auch sogleich Feuer auf seine Feinde regnen lassen, als sie ihn verhöhnten und nicht verstanden?“

Da schlug der junge Modenese kopfschüttelnd sein großes Auge empor. „Was kann es wohl Edleres geben,“ rief er, „als die

Digitized by Google

Bekämpfung der Ungläubigen mit Feuer und Schwert, was gibt es Schöneres, als die Fahne zu ſchwingen für den Glauben, was ſteht bei Gott, dem Urquell der Heiligkeit, höher, als der Glaube und der Kampf für denſelben?“

„Die Liebe!“ entgegnete der Eremit feierlich.

Die Augen der beiden jungen Wanderer hingen an ſeinem Munde; es mochte beide überraſchen, von den Lippen eines Greiſes, deſſen Leib das härene Kleid eines ſtrengen Religioſen deckte, ſo innige Worte der Duldung und Liebe in einer Zeit zu vernehmen, wo eben die Schwerter des verſchiedenen Glaubens in einander zu raſſeln begannen. Aber der Eremit, in ihren Blicken leſend, fuhr fort: „Eure Augen, meine lieben jungen Gäſte, haften an meinem Kleide. Ich errathe eure Gedanken. Wißt, nicht immer trug ich dieſes Kleid; auch ich war einſt jung und muthig und führte Schwert und Partiſane; auch ich zog unbekümmert um die Zukunft durch die Welt; aber von all' ihren Gaben und Freuden habe ich nur die eine große Lehre in dieſe meine jetzige Einſamkeit mitgenommen, daß Schein und Täuſchung alles iſt, was das Leben auf Erden bietet; daß es nur eine Wahrheit gibt, die der Tugendhafte in Gott findet, wenn er entſchieden auf dem Wege des Rechtes und der Sitte fortgeht. Seht, meine jungen Freunde, die liebliche junge Tanne vor dem Fenſter meiner Zelle, wie ſie kerzengerade ihren Wipfel gegen den Himmel ſtreckt, immer friſch und immer grün, ob der milde Sonnenſtrahl ihre gekreuzten Aeſte deckt, oder ob das Silber des Wintereiſes darauf ſtarrt; ebenſo rathe ich euch, feſt und entſchieden den Weg der Tugend und Wahrheit zu gehen und eine, eine, eine Farbe zu wählen für euer Lebenskleid und nicht rechts, nicht links zu ſchauen von dem, was ihr einmal als gut erkannt und für eure Lebensrichtung erwählt habt; und ſo ſollen euch auch die gekreuzten Aeſte der jungen Tanne an das Kreuz erinnern, das die Fahne auf eurem Lebensgange bilden ſoll.“ Der Eremit hielt mit tiefer Rührung einen Augenblick inne.

Draußen war der Sturm vorübergezogen; die Nacht hatte ihren weiten Sternenmantel voll Pracht und Klarheit aufgezogen, und viele tauſend und tauſend Lichter dort oben verkündeten, daß in den unendlichen Räumen des großen Vaterhauſes ein guter, großer Herr zu Hauſe ſei, der Sturm und Frieden mit gleich ſegnender Hand austheilt.

Digitized by Google

Jetzt trat der Waldbruder zu einem einfachen Holzkästchen an der Wand. Er nahm aus demselben zwei kleine versilberte Pfennige, welche das Bildniß des Weltapostels Paulus enthielten. „Nehmt dieß zum Andenken, meine Söhne," sagte er, „traget diese Pfennige zur Erinnerung an diese Stunde; das auf denselben eingedruckte Bildniß des Weltapostels, welcher, selbst das erhabene Bild der Standhaftigkeit, das große Mahnwort aussprach: ‚Wer aber bis an das Ende verharret, der wird selig werden.'

So redete der gute Waldbruder zu den beiden Jünglingen. Einige Minuten später ruhten sie auf der Laubschütte seiner Hütte und träumten recht sanft und süß von den Lieben in ihrer Heimath, während der fromme Waldbruder an ihrem Lager das einfache Vaterunser mit den Worten schloß: „Herr, führe sie nicht in Versuchung, sondern gib ihnen die höchste Gabe des Lebens, die Standhaftigkeit im Guten!"

2. Der Weltmann.

Schwarze Gewitterwolken hingen über den Bergen und Thälern Deutschlands. Ueberall gährte es, der Verrath und die Beutelust der Großen wie der Kleinen schlichen unter dem Deckmantel der heiligen Religion umher, und Sendlinge aller Parteien durchwühlten den Boden. Eine drückende Gewitterschwüle lag auch auf den Fluren Oberösterreichs. Es war im Spätherbste des Jahres 1625, als da und dort in den Bauernschenken des Landes Worte laut wurden, welche auf einen großen, weit aussehenden Plan hindeuteten, den nämlich: das Land ob der Enns, welches der schwer bedrängte Kaiser Ferdinand II., um Beistand gegen seine Feinde zu erhalten, an den Herzog Maximilian von Bayern verpfändet hatte, von dieser Pfandherrschaft zu befreien. Herzog Max von Bayern hatte eben einen Statthalter in die oberösterreichische Hauptstadt gesendet, welcher streng, wie das Recht, aber auch hart, wie das Eisen, sein Amt mit einer Unbeugsamkeit verwaltete, die ihn den Mißvergnügten unter dem Adel und der Bauernschaft des Landes bald unendlich verhaßt machte.

Der furchtbare Bauernkrieg Oberösterreichs war daher seinem Ausbruche nahe.

Ein kalter Novembertag des genannten Jahres 1625 war es, an welchem auf einem hohen Himmelbette in der hintersten Stube des Gasthauses zum rothen Löwen zu Efferding an der Donau, unweit

Linz, Berthold Aſchauer, der Beſitzer dieſer Wirthsgerechtſame, im Sterben lag. Um ihn her ſtanden ſeine beſten Freunde: der Rathsherr Zettel von Steyer, der Bürger Martin Ehrmann von Schwanenſtadt und Herr Wolfgang Kaiſermayr, Kirchenprobſt zu Peuerbach und Beſitzer des Kaiſerhofes daſelbſt, ſämmtlich Männer, welche durch ihre Ehrenhaftigkeit und treue Anhänglichkeit an den Kaiſer, durch ihre Redlichkeit und Charakterfeſtigkeit eines hohen Rufes im Lande genoſſen. Sie waren die innigſten Freunde des Sterbenden, welcher, von gleichen Geſinnungen wie ſie beſeelt, ein Mann der Ehre und des Rechtes war und jetzt am Ziele ſeiner irdiſchen Pilgerfahrt ruhig zurückblicken konnte auf ein tugendreiches Leben voll edler Früchte, das wie ein reifes Saatfeld jetzt zum großen Schnitte bereit lag. Hohe Seelenruhe leuchtete aus dem verklärten Antlitze des Sterbenden, der in Gegenwart ſeiner genannten drei Freunde ſeinen letzten Willen ausſprach, der im Allgemeinen dahin ging, daß er ſeinem einzigen Sohne Peter, der weinend an der Lehne des Bettes kniete, ſeinen ganzen Segen und ſein ganzes reiches Erbe, den Gaſthof zum rothen Löwen mit allem Zubehör an Feldern, Wieſen und Obſtgärten hinterlaſſen wolle.

Jetzt legte der Scheidende noch einmal ſeine erſtarrenden Hände auf den Scheitel ſeines weinenden Sohnes. „Peter!“ ſagte er mit ſchwacher Stimme, „trockne jetzt Deine Thränen und ehre mein Andenken, indem Du meinen Lehren nachlebſt; dieſe ſind der reichſte Schatz, den ich Dir hinterlaſſen kann. Dein Vater geht jetzt in die ewige Heimath hinüber, aber ſein Geiſt wird Dich ſtets umſchweben, wenn Du den Umgang weiſer und guter Menſchen, wie meine drei Freunde da ſind, ſucheſt. Fliehe, mein Sohn, den Umgang zweier Arten von Menſchen: der Freunde Deiner Feinde und der Feinde Deiner Freunde; beurtheile aber nicht alle Menſchen nach einem einzigen, ſondern habe Glauben an menſchliche Tugend, wenn Du auch getäuſcht wirſt! Es iſt beſſer, getäuſcht zu werden, als in beſtändigem Mißtrauen zu leben. Aber rüſte Dich auch, mein Sohn, gegen die großen Kämpfe, die Dir bevorſtehen! Deine künftigen Tage werden bewegte ſein, denn eine große Zeit bereitet ſich vor, eine Zeit, wo Recht mit Unrecht, Glaube mit Unglauben, Sitte mit Wildheit ſtreiten wird. Damit Du dann im Kampfe beſteheſt, bekämpfe vor Allem den mächtigſten Deiner Fehler, die Unbeſtändigkeit! Spiele nicht, wie der kleine Stieglitz, alle Farben, ſondern gleiche dem Aare, der ſich mit dem einfarbigen Flügelpaare

Digitized by Google

mächtig und ſtark zur Sonne emporſchwingt und die Wolkennebel zerreißt, die ihn zu Boden drücken wollen! Feſtigkeit! mein Sohn, Entſchiedenheit!“ — Das waren die letzten Worte des ſterbenden Vaters, — der Edle hatte ausgeathmet.

Sein Sohn ſank laut aufſchluchzend am Sterbelager nieder und gelobte, von der großen Bedeutung des Augenblickes hingeriſſen, daß er dem letzten Mahnworte ſeines Vaters nachleben und mit Feſtigkeit und Entſchiedenheit ſeine Bahn gehen wolle, wie ſie ſein Vater ging. Die Freunde des Verblichenen ſchüttelten dem Jünglinge mit Thränen in den Augen die Hand und freuten ſich ſeines kräftigen Entſchluſſes.

Mehrere Wochen trauerte Peter Aſchauer um ſeinen hingeſchiedenen Vater aufrichtig, und nie glaubte er denſelben vergeſſen zu können. Jetzt nahmen aber die Sorgen für die neue Wirthſchaft ſeine Zeit gänzlich in Anſpruch. Er ſtand allein. Seine Mutter war bereits mehrere Jahre vor dem Vater heimgegangen; er, als der alleinige Sohn, hatte den ganzen Reichthum ſeiner Eltern, aber auch alle damit verbundenen Sorgen geerbt. Peter mußte alſo daran denken, ſich früher oder ſpäter eine ehrſame Hausfrau heimzuholen. Da ging es denn, wie es in ſolchen Fällen häufig zu geſchehen pflegt: es fanden ſich bald Fliegen um den Honigtopf ein, oder mit andern Worten, die reiche Wirthſchaft des jungen Univerſalerben Peter Aſchauer lockte eine große Zahl geld- und tiſchgieriger Leute an, welche ihm, wo es nur immer anging, ihre Dienſte anboten, ihr Lob ſpendeten und — von ſeinem Tiſche geſättigt werden wollten, welche ihn alſo förmlich umringten und nun auch da und dort ſchon eine Braut wußten, die er als Hausfrau in ſeinen Gaſthof zum goldenen Löwen einführen ſollte. Peter Aſchauer führte demnach ein herrliches Leben und hatte lauter Freunde um ſich; wenigſtens ſagten ihm dieß ſeine Gäſte täglich und ſtündlich.

Nur einer von ihnen, der auch zuweilen im goldenen Löwen einſprach, weil er es dem ſterbenden Vater Peters gelobt hatte, ſchien dem jungen Manne weniger freundlich geſinnt. Martin Ehrmann war's, der Bürger aus Schwanenſtadt. Es war an einem Winterabende des Jahres 1625, als ihm Peter Aſchauer ein Bild zeigte, welches ſo eben Herr Wolf Madlſeder, der Stadtkämmerer von Steyer, der auch öfters auf ein Gläschen Oeſterreicher im goldenen Löwen einſprach, geſendet hatte. Es war das ſchön gemalte Bruſt-

Digitized by Google

bild Peters, welches ihm sein genannter Freund verehrt hatte, und das ihm große Freude machte. Aber Martin Ehrmann lächelte, als er es ansah und hörte, aus welcher Hand es gekommen sei. „Wozu dieß Bild," sagte er; „hängt ja schon Dein wahrhaftes Konterfey in der Gaststube unten."

„In der Gaststube?" fragte Peter; „da hängen ja, so viel ich weiß, nur zwei Bildnisse: das des berühmten Mathematikers und die große Ohreule."

„Nun, diese ist es eben," sagte Freund Ehrmann, „welcher Du auf ein Haar gleichest, Peter; siehe, dieser Nachtvogel wird, so lange es eben Tag um ihn herum ist, von kleinen Vögeln umschwärmt, die an ihm zupfen und rupfen, bis er keine Federn mehr hat; wird es aber Nacht um ihn, dann gehen ihm die Augen auf; dann möchte er mit seinem Schnabel um sich hacken und die Vögel treffen, die ihm seine Federn ausgerupft haben; doch schau einmal: die sind jetzt alle verschwunden — hast mich verstanden, Peter?"

Peter hatte seinen wahren Freund Martin verstanden; er schwieg.

„Du meinst, Vetter," sagte er dann, „daß es nicht alle ehrlich meinen, die bei mir einsprechen; o, lieber Freund, Du solltest nur hören, wie sie . . ."

„Dir zujubeln, wenn sie Deinen Wein trinken," fiel Martin Ehrmann ein, „hinterher Dich aber verhöhnen und sich über Dich, den Peter in der Luft, lustig machen."

„Peter in der Luft?" fragte der junge Mann.

„So nennen Dich Deine sogenannten Freunde spottweise," entgegnete Martin Ehrmann; „und weißt Du auch, warum? weil Du Dich von dem geringsten Hauche des Lobes oder Tadels hin und her bewegen lässest; weil Dein Denken und Thun nichts Festes enthält, weil Du wie ein Rohr . . ."

„Genug!" rief Peter; „das ist nicht wahr, Du willst mich nur mit meinen Freunden entzweien, Vetter!"

„Wirst schon noch sehen," entgegnete Martin Ehrmann — „jetzt aber von etwas Anderem; ich habe eine wichtige Angelegenheit mit Dir zu besprechen."

„Ich auch," fiel Peter ein; „Du sollst wissen, daß diese Wirthschaft, deren Führung Du mir so eben weiblich tadelst, bald von einer bessern Hand geführt werden wird; ich will heirathen, Vetter."

„Heirathen?“ fragte Martin Ehrmann; „jetzt willst Du heirathen?“

„Ja,“ entgegnete Peter; „und weißt Du, wen? Nun, ich kann Dir's sagen, die schöne Agathe, die Base des Huterers von Aschau!“

„Des braunen Steffen?“ fragte Martin Ehrmann kopfschüttelnd; „ei, Peter,“ setzte er hinzu, „der Mann war kein Freund Deines Vaters und kein Genosse seiner Gesinnung; da wirst Du schlecht fahren, Peter, wenn Du in diese Freundschaft kömmst.“

„Was kümmern mich die Ansichten und Meinungen des Huterers,“ sagte Peter, seine Lippen zu einem spöttischen Lächeln verziehend; „ich heirathe ja nicht ihn, sondern seine Nichte.“

„Peter! Peter!“ fiel der Vetter ein; „da bist Du ja wieder wahrhaftig der Peter in der Luft; denkst Du denn nicht daran, in welcher Zeit wir leben; weißt Du nicht, daß der Most eben in der Gährung begriffen ist, und daß die Spreu mit dem Waizen nicht länger zusammenliegen kann? Höre, Peter, ich will Dir mittheilen, was der Kaplan in der Gandolphi-Kapelle zu Linz unlängst erzählte. Da war einmal ein Vogel im fernen Indien, der hatte sich mit einem Raben auf einem Baume niedergelassen, unter dessen Schatten ein Wanderer lag. Dieser schlief; der gute Flamingo sah, wie die Wange des Schlafenden gar sehr vom Sonnenstrahl gebrannt wurde. Er hatte Mitleid mit ihm und bot ihm Schatten; der boshafte Rabe dagegen warf muthwilliger Weise einen Stein auf den Schlafenden. Dieser erwachte, blickte auf, sah den Flamingo und vermeinte, der habe den Stein auf ihn geschleudert. Er spannte seinen Bogen, und getroffen stürzte der gute Flamingo auf die Erde herab, während der eigentliche, boshafte Steinschleuderer, der Rabe, das Weite suchte. Schau, Peter, wäre der gute Flamingo nicht mit dem Raben in Gesellschaft geblieben, so hätte ihn der Pfeil des Wanderers nicht zu Boden gestreckt. Merk Dir's also, Peter, mit Schlechten muß man nie und auf keine Weise in Gesellschaft bleiben.“

Peter hatte seinem guten Vetter aufmerksam zugehört. „Martin,“ sagte er jetzt, „Du thust dem Huterer von Aschau wahrlich Unrecht; das ganze Land sagt, er sei ein gescheidter Mann.“

„Das ist er,“ fiel Martin Ehrmann ein; „klug, vorsichtig und verwegen; aber ehrlich meint er es nicht, und was er im Schilde führt, wird vielleicht bald offenbar werden.“

Digitized by Google

„Wie meinst Du das, Vetter?“ fragte der junge Mann.

Da blickte ihn Martin Ehrmann aus seinen ruhigen, klaren Augen freundlich, aber auch bedeutungsvoll an. „Es kann Dir nicht verborgen sein, Peter,“ sagte er, „daß der Kübel übergeht in unserm Lande, und daß der Birnbaum auf der Welserheide zu verdorren anfängt.“

Martin Ehrmann machte mit diesen Worten eine Anspielung auf eine uralte Sage, welche im Munde des Landvolkes von Oberösterreich damals lebte. Auf der großen Heide, am linken Ufer des Traunflusses, im Hausruckkreise Oberösterreichs, liegt nämlich bei der uralten Stadt Wels, dem einstigen Ovilabis der Römer, die sogenannte Welserheide, welche, einst kahl und öde, nicht einmal einen Brunnen hatte, um den wenigen Bewohnern derselben Wasser zu bieten. Dort stand in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ein stattlicher Birnbaum, in der Volksmundart „da Birnboam af da Welserhad“ genannt. Das war ein merkwürdiger „Boam“. Wie sein reiches Blätterwerk oft unheimlich rauschte, wenn es der Nordwind aus Böhmen bewegte, so lispelten sich die Bauern Oberösterreichs damals schon lange zu, daß, wenn der Baum verdorre, „es im Lande losgehen werde“. Eben um die Zeit aber, als Vetter Martin Ehrmann bei Peter Aschauer im goldenen Löwen einsprach, lispelten die Blätter des erwähnten „Birnboams“ wieder recht unheimlich, und seine Wurzel wollte im Boden nicht mehr recht fußen, weil der Sturmwind auf der Heide, wie im ganzen Lande, schon lange blies; denn die Oberösterreicher warteten nur auf den Augenblick, in welchem sie die bayerischen Blauröcke mit eisernen Besen aus dem Lande fegen konnten.

Martin Ehrmann blickte also seinem Vetter noch einmal bedeutungsvoll ins Auge: „Peter,“ sagte er, „begreifst Du den Ernst der Zeit, weißt Du, daß die Tage gekommen sind, wo Jeder einer Fahne folgen muß, für die er streite, siege oder falle, wie's eben der Herr in seinem Himmel verhängen wird? Welcher Partei, Peter, wirst Du Dich anschließen?“

Peter Aschauer blickte nachdenkend vor sich hin. „Ich sehe,“ sagte er endlich nach einer langen Pause zu seinem Vetter, „ich sehe nicht so schwarz, wie Du, Vetter; die Zeit ist trübe, das ist wahr, überall streiten und raufen sie, und es wird in unserem Lande wohl auch nicht ausbleiben, daß endlich die bayerischen Blaumeisen mit unsern Stech-

Digitized by Google

messern aus dem Lande gejagt werden; aber so nahe, lieber Vetter, ist der Rummel noch nicht; übrigens meine ich, ein kluger Mann müsse nicht gleich in den Wirbel des Sturmes hineinfahren, sondern ein wenig abwarten, bis die Wasser sich wieder geglättet haben und . . ."

„Er seine Zille *) zwischen den Streitenden durchgeschwärzt hat," fiel der Vetter ein; „nicht wahr, Peter, Du meinst, es sei am besten, es mit keiner Partei zu verderben und wie ein geschickter Steuermann bald nach rechts, bald nach links zu schauen?"

„Nun ja," entgegnete Peter Aschauer mit einiger Befangenheit, da er nicht wußte, ob der Vetter scherze oder im Ernste spreche; „nun ja, ich meine, daß man klug, daß man . . ."

„Ein Peter in der Luft sein müsse," fiel der Vetter wieder ein, „ein Allerweltmann, wenn man mit der Welt auskommen will; man muß loben, wo man nur etwas zu loben findet, man muß jeden Tadel schweigend vermeiden oder geschickt umgehen, man muß sich immer an den Baum anklammern, der gerade in der Blüthe steht; gelt Peter, das ist Deine Meinung?"

Peter blickte dem Vetter fast schüchtern ins Auge. „Er meint es richtig so," dachte er bei sich. „Ja, ja," sagte er, „das ist allerdings meine Meinung."

„Aber die meine nicht!" rief der Alte mit hohem Ernste. „Ein Mensch, der nur immer nach dem Munde Anderer blickt, ob ihm dieser zulächle oder ihn tadle, wird nie recht, nie selbstständig, nie groß handeln. Selbst und entschieden muß der handeln, der ein Mann heißen will. Sein Glaube, seine Ueberzeugung von dem Rechten und Guten muß sich offen aussprechen, wo es Noth ist, und darum, mein lieber Peter, bin ich heute bei Dir und fordere Dich auf, mir auf meiner Zille nach Linz hinaus zu folgen, wohin die Aeltesten und Angesehensten der treuen Landgemeinden berufen sind, damit sie den Berathungen beiwohnen, welche die Statthalterschaft zur Wahrung der Ruhe des Landes für nöthig erachtet; denn es ist wahrhaftig Zeit, daß sie ihre Treuen und die es mit der kaiserlichen Regierung redlich meinen, versammle und ihre Häupter zähle, auf die sie rechnen kann, wenn der Sturm wirklich losgehen sollte: Also schlag ein, Peter, und halte es mit dem Rechte, dem Gesetze und der Ordnung, wie Dein nunmehr in Gott ruhender

*) Kahn, Nachen.

Vater, und ſei ein Mann! Der Statthalter wird Dir's in Gnaden gedenken, und Du wirſt bald einer der erſten Männer in der Gemeinde werden und zu Ehren und Anſehen gelangen, wenn Du das Vertrauen rechtfertigeſt, mit welchem Du, noch ſo jung, ſchon in den Rath der Alten berufen wirſt."

Peter Aſchauer, von der Gewalt des Augenblickes überwältigt, ſchlug ein und gelobte ſeinem Vetter zu folgen; denn nicht wenig kitzelte es ſeine Eigenliebe, im Rathe der Alten in Linz unten ein Wort mitreden zu dürfen.

3. Rechts oder links?

Leichtes Schneegeſtöber ſchwamm durch die Lüfte auf den dunklen Forſt am Ufer der ruhig vorbeiziehenden Donau nieder, als Peter Aſchauer mit ſeinen treuen Freunden und Rathgebern von Linz, wo er als ein Vertrauensmann ſeiner Gemeinde ihren Berathungen beigewohnt hatte, nach Efferding heimritt. Er hatte zwar den Statthalter nicht perſönlich geſprochen; es freute aber den jungen Mann, daß er dem Rathe der Alten beigezogen worden war, und daß man in dieſer drohenden Zeit auch auf ſein Wort einiges Gewicht zu legen ſchien. Er nahm ſich vor, in allem und jedem dem Rathe der Freunde ſeines Vaters zu folgen und entſchieden das Recht und die Sache der Obrigkeit zu verfechten. „Mein Wort darauf, ich will feſt zu euch halten für Recht, Geſetz und Ordnung, ſo wahr mir Gott helfe!" Das waren die letzten Worte, welche Peter Aſchauer ſeinen wackeren Freunden nachrief, als er am Donauufer von ihnen Abſchied nahm und auf der Plette in ſeinen Wohnort hinüberfuhr. Der Wind verwehte ſeinen ſchallenden Ruf, und Peter Aſchauer ſtieg bald am andern Ufer aus und erreichte ſein Gaſthaus zu Efferding.

Dort leuchtete ihm, da es inzwiſchen Abend geworden war, aus der großen Gaſtſtube ſeines „goldenen Löwen" die große Ampel entgegen, welche nur bei beſondern Feſtlichkeiten angezündet zu werden pflegte. Aus der unteren, einem Saale gleichenden, Gaſtſtube ertönten von ferne laute Rufe einer Anzahl Gäſte, welche da verſammelt waren. Dieſe Stube hieß nachmals der „Johannes-Saal"; denn in demſelben hatte ein gar großer Johannes vor wenigen Jahren ſein Hochzeitsfeſt gefeiert — Johannes Kepler, der berühmte württembergiſche Aſtronom, welcher um das Jahr 1613 Suſanne Reuttinger, die Tochter eines

Digitized by Google

Bürgers zu Efferding und Ziehtochter der Frau Elisabeth von Starhemberg, in zweiter Ehe heimgeführt und zur Feier seiner hochzeitlichen Ehrenfreude von den Landständen zu Linz einen großen silbernen Becher erhalten hatte.

In diesem Saale saß an einer langen Holztafel eine Anzahl Zecher bei den Mostkorbeln und Weinkrügen. Es waren lauter braune, ernste Gesichter. Auf den schwarzen Haarwulsten einiger dieser Leute saßen spitzige Jodelhüte, um ihre Lenden hingen breite Gürtel mit Stechmessern. Andere waren städtisch gekleidet. An ihrer Spitze saß ein hagerer, bleicher Mann mit sehr klugem Gesichte, fein gespaltenem Munde und einer Spitznase. Peter Aschauer erkannte ihn sogleich: es war Herr Wolf Madlseder, der Rentmeister und Stadtkämmerer von Steyer, welcher eben den Andern an der Gasttafel aus einem Pergamentblatte vorgelesen hatte.

Auch diese Andern erkannte Peter Aschauer sogleich: Hannes Himmelberger war's, der Stadtrichter von Steyer, Vätterer, David Spatt, Hannes Aubeck, Balthasar Mayer und Hanns Virsche, sämmtlich Bauern aus Oberösterreich. An der obersten Tischecke saß ein langer, hagerer Mann mit gelber Perücke in einen langen dunklen Mantel gehüllt. Er blickte aus seinen hohlen Augen wie ein Gespenst in die Versammlung.

Wolf Madlseder, der Stadtkämmerer von Steyer, schrie dem Eintretenden sogleich einen Gruß entgegen.

„Wir haben Dich erwartet, Peter Aschauer," rief er, „und wollen Dir eins zutrinken aus Deinen guten Mostkrügen und Dir dann allerhand erzählen, was Du wissen mußt; jetzt sag aber, was bringst Du von Linz?"

Peters Auge lief über die Versammlung; ein zweifelhafter Ausdruck malte sich auf seinem Gesichte; er mochte die Empfindung haben, die ein Mensch hat, der eben aus dem heißen Dampfe eines Schwitzbades in die eisige Strömung eines kalten Nordwindes tritt... Noch klangen ihm die ernsten Mahnreden seines Vetters Ehrmann, noch klangen ihm die Worte der in Linz versammelt gewesenen Vertrauensmänner der treuen Bauernschaft Oberösterreichs ins Ohr, die zum Festhalten an Recht, Gesetz und Ordnung aufmunterten: jetzt schallten ihm andere Laute in dasselbe Ohr. Wolf Madlseder, der Sprecher der Anwesenden, berichtete ihm, daß gestern der lange hagere Mann, Herr

Digitized by Google

Magister Skultetus, als Abgesandter Seiner Majestät des Königs Christian von Dänemark aus dem schwedischen Lager in Oberösterreich eingetroffen sei und den Auftrag habe, mündliche Werbung mit den Bauern Oberösterreichs zu traktiren, daß nunmehr das letzte Salz in die Suppe gethan sei, die nun aufkochen und gegessen werden müsse. Kurzum, Peter Aschauer, der sich bisher eben nicht viel um die Politik bekümmert hatte, erfuhr jetzt, daß bereits Alles organisirt sei, um einen rechten Aufstand im Lande zu machen und die bayerischen Blauröcke hinauszufegen, den bayerischen Statthalter, Adam Grafen von Herberstorf, mit einem geschickt geflochtenen Netze zu umgeben und abzufangen, damit die Bauernschaft Oberösterreichs endlich ihr Müthchen an diesem Verhaßten kühlen könne.

Wolf Madlseder redete nicht unwahr. Es lag bereits der Entwurf einer förmlichen „Defensionsordnung" der Aufständischen auf dem Tische vor ihm. Doktor Lazarus Holzmüller, auch einer von dieser Partei, hatte denselben abgefaßt. Hienach sollte das ganze Land ob der Enns in ein großes Heerlager der Aufständischen eingetheilt werden, und wie es nachmals auch geschah, in jedem der vier Viertel ein Hauptmann, über alle aber sollte ein Obristhauptmann befehlen.

„Und weißt Du, wer der sein wird?" fragte Wolf Madlseder den hoch aufhorchenden Peter Aschauer. „Dein künftiger Schwieger, der Huterer von Aschau, der Stefan Fadinger wird es sein. Ihn haben sie im Bauernlöchel zu Ebersberg zum Oberanführer der Bauernschaft gewählt."

Peter Aschauer hatte noch kein Wort verloren, und schon hatten sich ihm zwanzig Hände mit den Mostkorbeln entgegengestreckt, und Hannes Virsche, der Schwarzbauer genannt, berichtete ihm, wie Stefan Fadinger, der Huterer von Aschau, ihm, als künftigem Manne seiner Base, seinen Gruß zusende und ihn ins Innviertel nach Scheerding bescheiden lasse, wo er ihn erwarte, um das Nöthige wegen der Hochzeit zu verabreden. Stefan Fadinger, setzte Virsche vertraulich hinzu, sei aber ins Innviertel abgegangen, um dort mit den schwarzen Bauern*) Mehreres über den Aufstand zu verabreden. Jetzt stand auch ein junger bleicher Mann mit einer breiten, schneeweißen Halskrause und einem

*) Von ihrer dunklen Kleidung so benannt; eine der furchtbarsten Schaaren im Bauernkriege.

kurzen Mäntelein, der im Kreise saß und bisher der Mostkorbel fleißig zugesprochen hatte, auf; es war Magister Glacianus, der sogenannte „Student", welcher nachmals im Bauernkriege eine große Rolle spielte. Dieser trat auf Peter zu und überreichte ihm ein kleines Pergamentblättchen. „Der künftige Fahnenspruch der Bauernschaft," sagte er und las sogleich mit lauter Stimme:

„Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So gab uns Gott ein'n Heldenmuth.
Es muß sein!
Vom bay'rischen Joch und Tyrannei
Und seiner großen Schinderei
Mach' uns, o lieber Herr Gott, frei!
Weil es dann gilt die Seel' und Gut,
So gilts auch unser Leib und Blut;
Gott gib uns einen Heldenmuth,
Es muß sein!"

„Und nicht wahr, Peter Aschauer," nahm nun der vorzüglichste Sprecher dieser Tafelrunde, ein ernster stattlicher Mann, über dessen Schulter ein langer dunkler Mantel hing, und welcher Niemand anderes war, als Doktor Lazarus Holzmüller, ein großer „Rathgeber und Gerhab" der Bauernschaft, das Wort. „Nicht wahr, Peter," sagte er, „Ihr, der künftige Verwandte und einstige Erbe Fabinger's, bedenkt Euch keinen Augenblick, dieser Fahne der oberösterreichischen Bauernschaft zuzuschwören und unsere Sache als die Eurige zu betrachten, denn Ihr seid ja auch ein Oberösterreicher mit Herz und Seele und den bayerischen Drängern abhold, wie wir."

Peter Aschauer stand schweigend und nachdenkend vor dem Doktor. In seiner Hand lag das „Bundeszeichen" der Bauernschaft, das erwähnte Pergamentblättchen mit dem Fahnenspruche; in sein Ohr klangen die Worte Birsche's, daß Stefan Fabinger in Scheerding seiner harre, um dort das Nöthige wegen der Hochzeit mit dessen Nichte zu verabreden; noch lockender klangen jetzt die Worte Madlseder's, daß Peter zu einem der Hauptleute der Bauernschaft, welche für jedes Viertel des Landes erwählt werden würden, bestimmt sei, und daß die Bauernschaft ein „absonderliches Vertrauen" zu seiner Klugheit und Vaterlandsliebe hege und sich in ihm einen recht tüchtigen Verfechter ihrer Sache verspreche.

Digitized by Google

Peter in der Luft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aber noch klangen auch in seinen Ohren die Worte wieder, die ihm Vetter Ehrmann und Kaisermayr zugerufen hatten, als sie vor wenigen Stunden von ihm am andern Ufer der Donau schieden und ihn zum Festhalten an der Sache des Kaisers und der Regierung ermahnten. Da stand nun der junge Mann wieder, wie ein Herkules am Scheidewege, und blickte nach rechts und links und berechnete in seinem Gehirne, was da am besten zu thun sei, um es mit beiden Theilen nicht zu verderben.

An der Wand, gegenüber dem Bilde des großen Mathematikers, hing wohl das Bildniß des verstorbenen Vaters Peter Aschauers und blickte diesem ernst entgegen, als wollte ihm der Alte aus dem Grabe zurufen: „Peter! dieser Augenblick fordert Entschiedenheit, — wer nicht für mich ist, der ist wider mich!"

Allein Peters Lebensregel war einmal Klugheit. Er überdachte als ein „guter Wirth" bei sich im Stillen, daß er für den Augenblick von der Seite jener Partei, zu deren Fahne er in Linz geschworen hatte, vor der Hand noch nichts, wohl aber sehr viel von den hier versammelten Führern der aufgeregten Bauernschaft zu fürchten habe. „Kommt Zeit, kommt Rath," war sein zweiter Wahlspruch. Peter schlug also in die dargebotene Hand Doktor Holzmüllers ein und nahm das Pergament mit dem Fahnenspruche lächelnd entgegen, — und ein donnerndes Lebehoch der versammelten Zecher begrüßte ihn als ihren vermeintlich für immer gewonnenen Genossen, an dessen Treue Keinem zu zweifeln einfiel; denn er wollte ja die leibhaftige Nichte des künftigen Bauernherzogs Stefan Fadinger heirathen!

4. Fehlgeschossen.

Ein heftiger Sturmwind jagte schwarze Wolken durch die Lüfte, als Peter Aschauer nach Scheerding am Inn hinaufzog. Der Sturm tobte immer heftiger; mit Schnee untermischter Regen strömte vom Himmel, und Peters Rößlein konnte dem Luftdrucke des Wetters nicht mehr widerstehen. Der Reiter hielt daher an und freute sich, als er plötzlich in der Nähe eine kleine bemooste Waldkapelle wahrnahm, in welcher er Schutz suchte, nachdem er sein Rößlein unter dem breiten Geäste eines hohen Tannenbaumes angebunden hatte.

„Will mich in die schwarze Klause da verkriechen," sagte er zu sich selbst, als er in die düstere Vorhalle der kleinen Kapelle trat; „es

Digitized by Google

ist immer besser, hier im Dunkeln zwischen Mooswänden und Nachteulen im Trockenen zu stehen, als draußen die Eisnadeln des Sturmes ins Gesicht zu bekommen. Gleicht doch dieser Wettersturm und die kleine Kapelle da in der That der Welt, in der man sich auch, wenn sie draußen auf uns einstürmen, in ein finsteres Kämmerlein zurückziehen, das heißt seine innersten Gedanken verhüllen muß, damit man im Trockenen stehe sein Lebtag hindurch und klüglich ausweiche, wo es eben nöthig ist." So überlegte Peter bei sich. —

Aber er hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, als ein leises „Ah!" seinem Munde entfuhr. Denn als er durch die düstere Vorhalle in die Kapelle eintrat und das Eichenthürlein derselben geöffnet hatte — da strahlte ihm ein wahrhaft wunderbarer Glanz entgegen. Helle Lichter brannten auf einem kleinen Altar, dessen vergoldetes, altdeutsches Schnitzwerk die rothe Flamme einer von dem Spitzbogen des Kirchleins herabhängenden ewigen Lampe wiederstrahlte. Ein magisches blaues, rothes und violettes Licht strahlte von den farbigen Gläsern der eirunden Fenster des Kirchleins nieder. Obenan aber prangte das wunderschöne Bildniß des Propheten Moses, wie er mit ehrfurchtsstrahlendem Antlitze vor dem brennenden Dornbusche auf der Erde lag und die Sendungsworte des Herrn vernahm. Mit hellstrahlenden Goldlettern standen unten am Bilde die Worte: „Ziehe Deine Schuhe aus, denn dieser Ort ist heilig!"

Ein süßes Gefühl heiliger Andacht regte sich jetzt in Peters Herzen, er trat näher, und sein Blick haftete auf dem über dem Altar hängenden Bildnisse des Apostels Paulus, unter welchem die Worte standen: „Wer aber bis an das Ende verharret, der wird selig werden!" Wie ein Blitz fuhr es jetzt über das Antlitz Peters. Er starrte auf das Bild und wiederholte leise die Worte. War es ihm doch, als ob die ernsten Gesichtszüge des großen gottbegeisterten Apostels etwas Bekanntes für ihn trügen, als ob sie die ernsten Züge des frommen edlen Antlitzes seines verstorbenen Vaters wären, der ihm auf diesem Wege noch einmal entgegentrete und ihm beim beginnenden Sturme die Worte zuriefe: „Vergiß nicht, mein Sohn, nur wer bis ans Ende verharret, der wird selig werden!"

Das war wohl ein ernster Mahnruf in ernster Zeit an das Herz des Unentschlossenen und Unbeständigen. Jetzt streifte sein Blick, vom Strahlenglanze des Altarbildes geblendet, zu dessen Stufen nieder

Digitized by Google

— siehe, da knieten drei tiefgebeugte Beter: ein hoher stattlicher Mann in den vollkräftigsten Jahren war es, der, mit einem dunkelblauen Reitermantel bedeckt, zwischen zwei jüngeren Begleitern auf der untersten Stufe des Altars kniete und, in tiefe Andacht versunken, den Eingetretenen nicht zu bemerken schien.

Jetzt hatten die Betenden ihre Andacht vollendet, erhoben sich, und Peter Aschauer konnte nun den stattlichsten derselben beim Schimmer der ewigen Lampe näher betrachten.

Es war ein hochgewachsener Mann mit strengen, eisernen Gesichtszügen; sein großes Auge sprühte Gluth, sein länglichtes, bleiches Gesicht zierte ein kurzer Schnurr- und Knebelbart. Um seinen muskulösen Hals lag eine breite, feine Krause von Brabanterspitzen; ein starkes hellblaues Koller, über welchem eine breite goldene Ehrenkette hing, schaute unter seinem Reitermantel hervor. Ein Schlachtschwert hing an einem vergoldeten Wehrgehänge an seiner Linken. Breite Falten traten auf seine Stirne, als sein Flammenblick auf der Gestalt Peters ruhte, welcher unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, als jener ihn ins Auge faßte.

Der Stattliche ließ aber im selben Augenblicke seine Augen durch die kleine Rotonde der Kapelle schweifen, als wollte er überschauen, ob nicht noch mehrere Leute, während er mit den Seinen gebetet hatte, in das Kirchlein eingetreten wären. Seine mit einem großen ledernen Stülphandschuhe bewehrte Faust zuckte nach dem Kreuzgriffe seines Schwertes: „Was suchst Du hier?“ donnerte er Petern zu.

„Schutz vor dem Unwetter,“ entgegnete dieser, etwas betroffen über die barsche Anrede des Mannes zurücktretend.

„Seid ihr Mehrere?“ fragte der Stattliche wieder hastig.

„Wie meint Ihr das?“ fragte Peter Aschauer. Aber der Stattliche ließ ihn diese Frage nicht aussprechen.

„Bauer oder Bayer?“ donnerte er Petern entgegen.

Dieser verstand ihn jetzt vollkommen.

Der Mann war ohne Zweifel ein Kriegsmann der bayerischen Armada; dieß deuteten sein blaues Koller und die Wappenschilde seiner Wehrgehänge an, und wahrscheinlich war er auch auf dem Marsche nach Linz begriffen. Peter, der kluge, vorsichtige Peter, faßte sich augenblicklich. „Bayer! Bayer!“ sagte er.

„Das ist die Frage,“ fiel der Stattliche ein, „ihr Landleute

Oberösterreichs tragt in diesen Tagen bald dieses bald jenes Fell auf euren Rücken, und wohlbewußt ist mir, daß ihr in hunderterlei Gestalten im Lande herumzieht, um für eure Sache auszusäen, wo ihr immer eine Furche findet, und Fußangeln zu werfen den verhaßten Bayern; aber ihr werdet euch verrechnen und mir dennoch die Sporen nicht abgewinnen. Oberländler, das sag ich euch, und wen ich immer im unlauteren Spionirhandwerke treffe, für den führe ich einen gewaltigen Lehrmeister bei mir, der ihm die gleißnerische Larve mit einem Ruck vom Gesichte reißen soll."

Peters Auge war jetzt dem Seitenblicke des Stattlichen gefolgt und hatte in der dunkelsten Ecke der Kapelle noch einen Mann wahrgenommen, der zwischen den Falten seines rothbraunen Mantels auf ihn wie höhnend hervorstierte. Peter erkannte diesen Mann; er hatte ihn in Linz schon gesehen — bei der Hinrichtung eines armen Sünders! Hanns Schrattenbach war's, der Scharfrichter der Landeshauptstadt.

Peter erblaßte bis an die Stirne. Der Stattliche trat ihm aber jetzt ganz nahe auf den Leib. „Womit willst Du mir also beweisen, Bursche," sagte er, „daß Du kein verkappter Schalk, sondern gut bayerisch gesinnt und nicht der Sendbote Anderer bist, die vielleicht draußen im Dickicht auf mich warten, um mich abzufangen? . . . Sprich!"

Peters Hand wühlte krampfhaft in seinem Wamse. Der Stattliche bemerkte es. „Suchst Du vielleicht nach den Briefschaften," fragte er, „die Du den Evangelischen im Bauernlöchel zu Enns überbringen sollst? Meine Leute werden Dir suchen helfen, schnell thue auf Dein Wams!" Auf Peters Stirne trat jetzt wahrer Angstschweiß, denn seine Faust hielt eben das in seinem Wamse verborgene Pergamentblättchen mit dem Fahnenspruche der Bauernschaft, und wenn der vor ihm stehende unbekannte Dränger die schönen Worte las:

„Vom bayerischen Joch und Tyrannei
Und seiner großen Schinderei
Mach uns, o lieber Herrgott, frei!"

dann, ja dann war's um den klugen Peter ein für allemal geschehen. Was war aber da zu thun? Wie sollte der Angstvolle dem gegenüberstehenden Dränger begreiflich machen, daß er „für dießmal recht gut bayerisch, ja viel bayerischer gesinnt sei, als Seine Durchlaucht der Kurfürst von Bayern sammt dessen Statthalter, dem Grafen von

Herberstorf in Linz, zusammen es wären?" — Der Vater der Lüge und des Zweifels, der Fürst der Finsterniß schien also den guten Peter dießmal in eines jener Sackgäßchen getrieben zu haben, aus welchen keine Klugheit der Schlange heraushilft. Aber halt! da faßte die Hand des Bedrängten doch noch einen Strohhalm. Er hatte bisher mehr aus Gewohnheit, als aus religiösem Sinne unter den kleinen, silbernen Denkmünzen und Spangen, mit denen sein Sammtwams nach Art der reichen oberösterreichischen Landleute geziert war, auch jenen Marienpfennig an einem Schnürlein um den Hals getragen, welchen ihm einst der Eremit im Walde bei Henraffel geschenkt hatte. Zufällig faßte jetzt seine zitternde Hand diesen Pfennig. Wie ein Blitz zuckte es über sein Antlitz, rasch riß er ihn von seinem Halse und hielt ihn zum Lichte der ewigen Lampe, daß ihn dieselbe hell bestrahlte.

„Da seht!" rief er plötzlich, „da seht, daß ich das Zeichen meines Glaubens und meiner Gesinnung bei mir trage; den Gnadenpfennig mit dem Bilde der Gottesmutter, wie es guten Katholiken geziemt, und somit glaubt mir, wenn ich Euch sage, daß ich ein gut bayerisch gesinnter Innviertler bin und mutterseelenallein nach Altötting ziehe, um dort ein Gelübde zu erfüllen, welches ich der Gottesmutter gethan habe."

Der Stattliche nahm den marianischen Gnadenpfennig aus Peters Hand; dann blickte er Petern wieder forschend ins Auge und schien unschlüssig, ob er dessen Worten trauen solle.

„Wenn Ihr noch Weiteres wissen wollt," sagte dieser, „so fragt, sobald Ihr nach Linz hinabkommt, ob der Peter Aschauer vom rothen Löwen nicht vor acht Tagen noch unter den Vertrauensmännern saß, welche der Statthalter, Graf Herberstorf, in die Rathstube nach Linz berufen hat, damit sie berathen, was in diesen schweren Zeiten zu Nutz und Frommen des Landes nothwendig sei."

Der Stattliche warf jetzt sein Haupt zurück. „Du kennst also den Statthalter, Grafen Herberstorf?" fragte er.

„Mit nichten," entgegnete Peter; „der stolze Herr wollte oder konnte ja unseren Berathungen nicht beiwohnen und ließ uns sein Mandat kurz und gemessen durch den Herrn Jegerreiter aus Schlüsselburg ins Protokoll diktiren."

Der Stattliche hatte inzwischen in seinem Taschenbüchlein geblättert, welches er aus seinem Koller hervorgezogen hatte. „Peter Aschauer

Digitized by Google

von Efferding," las er; „richtig da steht der Name; nun, wenn Du der bist, den Du Dich nennst, so gehörst Du zu unserer Partei, und da Du dem Statthalter, Grafen Herberstorf, noch nie ins Auge geschaut hast, so magst Du wissen, daß er jetzt vor Dir steht. Ich bin Adam Graf von Herberstorf, der Statthalter von Oberösterreich."

Peter entfernte sich wieder. Er dachte an das Pergamentblättchen mit dem Fahnenspruche der Bauernschaft, welches in seinem Wamse stak.

Er konnte kein Wort hervorbringen. Das war also Graf Herberstorf, der Strenge genannt, auf dessen Augenwimpern stets Blitze zitterten, und auf dessen Lippen Todesurtheile für rebellische Landleute schwebten! Aber jetzt trugen diese Dämonlippen ein freundliches Lächeln. Mit ungewohnter Herablassung reichte der Stolze Petern die Hand. „So reise also glücklich, mein Sohn," sagte er, „und gib nur Acht, daß Du ungeschoren durch die Züge unserer Soldateska durchkommst, die sich bereits in großen Massen über Scheerding nach Oesterreich hereinbewegen, um den rührigen Landleuten dieser Gauen ein erkleckliches Schach zu bieten. So Du nach Altötting kommst, bete auch für mich ein paar Rosenkränzlein vor dem Bildnisse der Mutter Gottes; denn wir werden eine schwere Zeit zu bestehen haben, und Gott der Herr wolle uns stärken, daß wir nach dem Willen unseres erlauchten Gebieters den Brand zeitig löschen, der im Lande aufzuglimmen beginnt aller Orten."

Der Statthalter zog bei diesen Worten seinen Stülphandschuh von der Faust, tauchte diese in das kleine Weihbrunnkeßlein nächst der Kirchthüre und besprengte sich und seine Begleiter mit dem geweihten Wasser, dann auch Peter; worauf er noch einmal sein Haupt gnädig neigend das Kirchlein verließ. Peter Aschauer athmete jetzt hoch auf. Er war wahrhaftig einer großen Lebensgefahr entgangen.

Wohl eine Viertelstunde stand er schweigend und nur leise athmend auf dem Steinpflaster des Kirchleins und horchte, ob der eiserne Graf mit Hans Schrattenbach und den andern Begleitern schon aus der Nähe des Kirchleins abgezogen sei, und ob sie nicht, andern Sinnes geworden, wiederkehrten! Dann, als Alles um ihn herum stille geworden und nur das Knistern der ewigen Lampe des Kirchleins mehr vernehmbar war, athmete er noch einmal auf. „Seid klug wie die Schlangen!" lispelte er vor sich hin. Dann verließ er, schier erschöpft von der furchtbaren Aufregung, den Platz, wo er eben die strengste Prüfung auf Tod und Leben bestanden hatte, und sann nach, welchen Nebenweg

Digitized by Google

er am sichersten einzuschlagen habe, um zu seinem dermaligen Gesinnungsgenossen, Stefan Fadinger, nach Scheerding zu gelangen und diesem die Kunde zu bringen von dem, was Graf Herberstorf wider die Bauernschaft vorgekehrt habe.

(Schluß folgt.)

Der Aguadoresel in Lima.

Von allen Eseln der Welt ist der Wasseresel Lima's der arbeitsamste, mäßigste, ehrbarste und geduldigste. Er beginnt Morgens sechs Uhr seine Arbeit und legt sich nicht früher zur Ruhe, als sieben Uhr Abends. Einige Handvoll Haber, die er in einem kleinen Sacke an seinem Halse trägt, bilden seine ganze Nahrung für den Tag; Nachts allein erhält er einige Grashalme, oder darf er sich seinen Lebensunterhalt in den Kehrichthaufen suchen. Er ist klug: kommt er, mit seinen beiden Tonnen und seinem Eigenthümer auf dem Rücken, an den Brunnen, so dreht er sich; der Neger steigt ab, füllt die Tonnen, nimmt den Stöpsel von dem Glöckchen, setzt sich wieder auf den Rücken seines Esels und macht sich auf den Weg. Das arme Thier kennt die Kundschaft und die Stunden, in welchen man das Wasser holen muß; es weiß jedes Haus, das seine Dienste verlangt. Wenn man irgendwo hält, kann sich sein Herr den ganzen Tag mit der Gewißheit entfernen, daß er den Esel an derselben Stelle wieder findet. Die mitleidigeren Kunden, die sich für sein Schicksal interessiren, lassen am Eingang der Küche ein Kistchen stehen, in welches man die Abfälle wirft; häufig findet er nichts Anderes, als Stücke von alten Hüten, fette Papiere und Knochen; seine besten Bissen sind Melonenschalen.

Der Wasseresel besorgt die Commissionen und Auszüge. Man sieht auf seinem Rücken unglaubliche Massen von Möbeln, Kisten u. s. w. Wenn er zu stark oder schlecht beladen ist und die Last das Gleichgewicht verliert, stürzen die Möbel mit Gepolter herab, und der Eselführer, welcher befürchtet, nicht bezahlt zu werden, entschädigt sich statt durch einige Möbel, durch große Portionen Stockprügel. Wenn der Esel keinen Auszug zu besorgen hat und kein Wasser trägt, wie z. B.

Digitized by Google

an großen Festen, so ruht er aus, indem er die ganze Familie seines Besitzers spazieren trägt oder mit einem Kameraden um die Wette läuft.

Einige etwas menschlichere und vernünftigere Neger, welche mit den Arbeitskräften ihrer Esel ökonomischer sind, gehen zu Fuß, wenn die Tonnen voll sind. Aber beinahe alle Aguadors legen eine unglaubliche Brutalität und dumme Roheit an den Tag. Der Fremde, der

Der Aguadoresel in Lima.

nach Lima kommt, ist empört über den Anblick der armen, geplagten Esel. Um sich nicht durch das Schlagen zu ermüden, bringt man den Thieren auf dem Rücken eine Wunde bei, und will man nun ihren Eifer anspornen, so sticht man sie beständig in diese Wunde.

Digitized by Google

Wenn ein Esel zum ersten Male fällt, so spaltet ihm sein Herr ein Nasenloch; wenn der Esel, mit dieser Lektion nicht zufrieden, sich noch einmal vergißt, so spaltet er ihm das zweite; beim dritten Male schneidet er ihm ein Ohr ab, dann das andere; endlich kommt die Reihe an den Schwanz, von dem man so lange abschneidet, bis der Esel ganz unkenntlich ist. Dieses grausame System ist so gewöhnlich, daß man in Lima selten einen vollständigen Esel findet.

Der Aguador hat nicht die einzige Funktion, seinen Esel zu begleiten. Die Polizei ertheilt ihm sein Privilegium nur unter zwei Bedingungen. Er muß erstens dem Commissär dreißig von ihm im Laufe eines Jahres getödtete Hunde zeigen. Die Wasserträger versammeln sich zu diesem Ende an bestimmten Tagen, treiben alle Hunde auf der Straße an einem Orte zusammen und schlagen sie mit Prügeln todt; dann wird die Beute vertheilt, und Jeder trägt seinen Theil an dem Schwanz des Esels (wenn dieser einen hat) als Trophäe fort. Die zweite Bedingung ist die, daß er die öffentlichen Plätze mit Wasser sprengt.

Die große Zahl der Wasserträger verdient ein hübsches Geld, da jede Fuhre 10 Kr. oder 3 Sgr. kostet. Die Wasserträger bilden einen kleinen Staat im Staat, haben ihre Chefs und sind nicht ohne Einfluß in politischen Dingen, z. B. bei den Wahlen.

Die Erfüllung dreier Wünsche.

Von August Schaufeil.

Vor vielen hundert Jahren lebten in Böhmen drei Bergleute, welche Weib und Kind von dem geringen Verdienste ihrer Hände ehrlich und redlich ernährten. Sie waren alle drei fromm und fleißig, und neben ihrem allgemeinen Gruße: „Glück auf!“ hatten sie auch noch ein allgemeines Losungswort, und das hieß: „Bete und arbeite!“ Wenn sie am Morgen nach dem Kuttenberge gingen, worin sie arbeiteten, nahmen sie nächst dem Gottvertrauen in ihren Herzen noch drei Stücke mit sich, nämlich: ihr Gebetbüchlein, ihre Lampe, die aber

Digitized by Google

freilich nur auf die tägliche Arbeitszeit mit Oel gefüllt war, und ihr Stücklein Brod, das gerade für den Tag ausreichte. So hatten sie's seit vielen Jahren gethan und wolltens so forttreiben, bis der höchste Berghauptmann im Himmel ihnen „Schicht" gebiete. Auch heute, es war am Tage Skt. Johannis, hoben die Drei, ehe sie ihre Arbeit anfingen, ihre Augen und Herzen empor und beteten, daß Gott sie im tiefen Schoße des Berges behüten möchte vor allerlei Gefahr und Unglück, worauf sie getrost und freudig ihr Tagewerk begannen. Ihre Lampen brannten hell und freundlich, und als die Mittagszeit herangekommen, schmeckte ihnen das kärgliche Mahl wie noch nie, und dennoch vermochten sie's nicht aufzuzehren. Die übrig gebliebenen Brocken thaten sie sorgfältig zum Vesperbrode, und von Neuem wurde fleißig und wohlgemuthet gearbeitet. Da geschah in den Nachmittagsstunden ein gewaltiges Krachen, der Berg erbebte, und die drei Männer zitterten vor Schreck und riefen alle drei wie aus einem Munde: „Gott sei uns gnädig!" Der Kuttenberg aber war nach vorn zu eingefallen und der Aus- und Eingang verschüttet worden. „Ach Gott!" seufzten sie, „wir müssen nun Hungers sterben, wir unglücklichen Bergleute, da wir nur für einen Tag Brod zu essen und auch nur für einen Tag Oel in unsern Lampen haben!" Sie befahlen dem lieben Gott ihre Seelen, denn sie meinten bald zu sterben. So lange sie aber noch Kräfte in sich fühlten, wollten sie nicht unthätig bleiben und arbeiteten daher fort und fort und beteten unablässig zu Dem, der ihnen allein nur helfen konnte. Und da sie nicht matt und müde in Gebet und Arbeit wurden, so geschah es, daß ihre Lampen sieben Jahre lang brannten, und ihr weniges Brod, von dem sie doch jeden Tag abbrachen und aßen, wurde nicht weniger, es blieb so groß, wie es gewesen. Daher kam es ihnen vor, als wären die sieben Jahre nur ein Tag. Aber da sie sich ihr Haupthaar nicht abscheeren und den Bart nicht abnehmen konnten, so waren beide mehr als eine Elle lang gewachsen.

Ihre Frauen daheim hielten die Männer, als sie den zweiten, dritten und vierten Tag nicht zurückkehrten, für verunglückt im Kuttenberge, betrauerten und beweinten sie so recht aus Herzensgrunde; denn jede hatte ihren Mann aufrichtig geliebt. Oft kamen sie zusammen und beklagten das Schicksal ihrer Männer und ihr eigenes, und wie auch hin und wieder der einen oder der andern ein günstiger Antrag

Digitized by Google

Die Erfüllung dreier Wünsche.

Digitized by Google

zur Wiederverheirathung gemacht wurde, so mochte sich doch keine dazu entschließen, in Liebe und Treue wollten sie ihrer Männer gedenken bis an ihr seliges Ende.

Einmal nun standen die drei Bergleute tief unter der Erde neben einander, keiner sprach ein Wörtchen, aber jeder hatte seine eigenen Gedanken und Wünsche, denen er nachhing. Aber wovon das Herz voll ist, geht der Mund über, und der Erste rief: „Ach, wenn ich doch nur noch einmal den blauen Himmel und das liebe Sonnenlicht daran sehen könnte, dann wollt' ich gerne sterben!" Darauf sprach der Zweite: „Ach, könnt' ich nur noch einmal daheim bei meiner lieben Frau sein, mich mit ihr zu Tische setzen und essen, dann wollte auch ich gerne sterben!" Und wie der Zweite dieß gesagt, begann der Dritte: „Ach, wenn ich nur noch ein Jahr mit meiner guten Frau einmüthiglich und gottselig leben könnte, so wollt' ich gerne sterben!"

Kaum hatte der Letzte seinen Wunsch ausgesprochen, da erbebte der ganze Kuttenberg gewaltig, und mit einem übermächtigen Krach sprang er vom Gipfel bis zu den drei Bergleuten auseinander. Sogleich ging der Erste zu dem weiten Spalt, schaute fromm und fröhlich hinauf, sahe den blauen Himmel und das helle freundliche Tageslicht, und wie er sich an beiden so recht innig erfreut hatte, da sank er um und war augenblicklich todt.

Der Berg aber öffnete sich immer mehr, also daß der Spalt immer weiter ward. Himmel und Sonne lächelten den beiden andern Bergleuten fröhlich entgegen, und ihre Augen blickten mit Sehnsucht nach Oben. Da fingen sie an unermüdlich zu arbeiten, hackten sich Stufen, klimmten hinauf und gelangten endlich heraus. Nachdem sie niedergekniet, ihre Hände gefaltet und ein inbrünstiges Dankgebet für ihre wunderbare Rettung gesprochen hatten, gingen sie eilig fort in ihr Dorf und ihre Häuser; aber ihre Frauen kannten sie, und sie ihre Frauen nicht mehr. Sie sprachen daher zu ihnen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt, die euch von Grund des Herzens geliebt haben?" „Allerdings haben wir Männer gehabt," antworteten die Frauen traurigen Gemüthes; „aber die sind schon sieben Jahre todt und liegen tief im Kuttenberge begraben, woraus sie nie mehr zurückkehren werden." Als nun der Zweite zu seiner Frau trat und sprach: „Siehe, ich bin Dein Mann!" wollte sie es durchaus nicht glauben, weil ihn der ellenlange Bart und das ungekämmte, lange Haupthaar ganz un-

Digitized by Google

kenntlich machten. Darauf sagte der Mann: „Liebe Frau, hole mir das Bartmesser, das oben in dem Wandschranke liegen muß, und ein Stückchen Seife dazu. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, ging aber und brachte ihm Beides. Nun nahm er sich den langen Bart ab, wusch und kämmte sich ganz sauber, und als er damit fertig war, trat er vor sie hin, und sie sahe, daß er ihr Mann war. Die Freude des Wiedersehens nach so langer Zeit war groß, Beide freuten sich herzlich und aufrichtig. Die Frau holte nun hurtig anbei, was sie in Küche und Keller hatte an Speise und Trank, deckte in aller Geschwindigkeit den Tisch, und sie setzten sich wie in früheren Zeiten zusammen hin und aßen mit einander unter traulichem Gespräche, bis sie satt waren. Wie nun der Mann den letzten Bissen Brod gegessen und das Tischgebet zum Schluß gesprochen und Amen gesagt hatte, da fiel er um und war todt.

Den dritten Bergmann erkannte seine Frau ebenfalls nicht wieder, und er mußte sich auch, wie der zweite, erst den Bart abnehmen und waschen und kämmen. Sie wohnten und lebten nun ein ganzes Jahr hindurch in Eintracht und Gottseligkeit zusammen, also daß ihnen die Tage wie Stunden verrannen. Und als das Jahr um war und die Stunde erschien, in der er aus dem Kuttenberge gekommen war, da fiel auch er sammt seiner Frau um, und beide waren todt. Was sich die drei Bergleute in frommer Einfältigkeit ihrer Herzen nach einander gewünscht, das hat also der gute Gott ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

Blücher und der Zimmermeister von Weißenfels

am 21. Okt. 1813.

Von Adolph Bube.

Held Blücher verfolgt bei Tag und Nacht
Der Franzosen Flucht aus der Leipziger Schlacht.
So sprengt er, den Säbel in drohender Hand,
Bei Weißenfels zu der Saale Strand.

Digitized by Google

Hier ſieht er vom Feinde die Brücke zerſtört,
Den Fluß von Trümmern erfüllt und empört.
„Wo ſind die Pontons?“ Ihr ſchwerer Zug
Rang fruchtlos, zu folgen des Helden Flug.

Da ruft er in ungeduldiger Haſt:
„Schafft Balken und Kähne ſonder Raſt,
Holt Schiffer und Zimmerleute ſofort,
Floßbrücken zu ſchlagen an dieſem Ort.“
Und wie er's befohlen, ſo ward es vollführt.
Nun drängt er und treibt er: „Die Hände gerührt!
Es gilt zu verjagen in raſtloſer Fahrt
Vom deutſchen Boden den Bonapart.“

Da tritt aus der kräftigen Arbeiter Schaar
Ein Zimmermeiſter mit grauem Haar;
Er blickt bedenklich zum rauſchenden Fluß
Und zieht ſein ledernes Käppchen zum Gruß:
„Erlaubt mir zu reden, Herr General!
Nicht glücklich ſcheint mir des Platzes Wahl.
Da drüben der ſchroffe, waldige Saum
Geſtattet Kanonen nirgends Raum.“

„Dort unten neigt ſich der Uferhang
Und bietet den Rücken zum Uebergang.
Wo einſt ich geholfen am Brückenbau,
Die flache Stelle kenn' ich genau.
Die Zeit war damals von ähnlichem Schlag,
Wie heute der düſtere Nebeltag.
Franzoſen, vom Prinzen Soubiſe geſandt,
Die hatten den Preußen die Brücke verbrannt.“

„Da ſchafften wir ſchleunig Kahn zu Kahn
Und bauten aus Brettern die ſichere Bahn,
Darüber mit aller Heeresmacht
Der alte Fritz zog zur Roßbacher Schlacht.
Drum wähle für Deinen Siegeszug
Dir auch den niederen Uferbug.

Digitized by Google

Wenn dort die Brücke den Boden erreicht,
Wird Deinem Geſchütze die Auffahrt leicht."

Held Blücher erwidert: „Na, gut iſt der Rath!
So hilf ihn vollbringen in raſcher That.
Dann fahr' ich mit Gott und dem alten Fritz
Dem Feind auf den Nacken, ſchnell wie der Blitz."
Und als die Brücke geſchlagen war,
Da führt er hinüber Schaar auf Schaar,
Da läßt er donnern Kanonen zum Tanz
Und Säbel blinken im tödtlichen Glanz.

Da jagt er den Feind von der Saale zum Rhein
Und weiter und weiter in Frankreich hinein;
Doch nicht vergißt er im Siegesflug
Den ſchlichten Greis, der die Brücke ſchlug.
Er meldet dem König getreu, was der Mann
Ihm und dem großen Friedrich gethan;
Der König lohnt dem Beſcheidenen reich
Und ehrt ihn den brav'ſten Kriegern gleich.

Die Fiſcher von Andreſſelles.

Die wenig beſuchte Gegend von Andreſſelles, an der Nordküſte von Frankreich, bietet große Reize wilder Schönheit. Die Dünen gehören zu den prächtigſten an der ganzen Küſte von Etaples bis Oſtende; aber die Bewohner der Küſte ſind in einer mehr als traurigen Lage. Sie leben im Sommer, wie ſie in ihrem Patois ſagen, à l'eóte, im Winter à l'route, das heißt, ſie fiſchen mit Netzen, wenn es warm iſt, und gehen betteln, wenn es kalt iſt. Der größte Theil von ihnen und ihre Kinder ſchlafen auf Binſenhaufen; ſie haben weder Hausgeräthe noch Stroh; ſie eſſen nur Fiſche. Und doch hängen ſie an ihrer Heimath, ſind heiter, muthig und außerordentlich ehrlich. Jeanron, der Maler unſeres Bildes, der ein ganzes Jahr unter dieſem urſprüng-

Digitized by Google

lichen Volke lebte, erzählt, daß dieſe armen Leute ihm gewöhnlich auf ſeinen Wanderungen folgten, ſein Gepäck trugen und zu ſeinen Bildern

Fiſcherfamilie beim Mahle an der Küſte von Andreſſelles (Pas de Calais).

faßen, ſo oft er nur wollte, immer guter Dinge und gefällig. Die Bilder dieſes Künſtlers haben ſo großes Aufſehen gemacht, daß die ſee=

bedürftige vornehme französische Welt bereits häufig an diese stille Küste wandert, statt in die großen geräuschvollen Bäder. Man miethet sich, wie auf Helgoland, bei den armen Fischern ein, um inmitten dieser wunderbaren Natur die kühlenden Seebäder zu nehmen. Der Künstler hat uns dießmal eine Familie von Fischern gezeichnet, die am Meeresufer ihr dürftiges Mahl einnimmt, das sie mit dem Heringsfang und beim beschwerlichen Einsammeln der Rohrfäden der Guttapercha sich verdienen mußte.

Felice Peretti.

Von Clara Jäger.

Es war im Sommer des Jahres 1534.

An dem Abhange eines malerisch geformten Hügels in der römischen Mark Ancona, nicht weit von dem Städtchen Montalto, weidete mit gemächlichem Behagen eine kleine Herde Schafe, von jener krauswolligen, dichtpelzigen Art, welche in jenen Gegenden heimisch ist.

Ihr Hüter, ein etwa dreizehnjähriger Knabe, lag lang ausgestreckt im hohen, saftreichen Grase, beide Hände unter seinem Kopfe, die Füße nachlässig über einander geschlagen, den groben Strohhut halb über das Gesicht gedeckt. Neben ihm ein langhaariger Spitz, der die kleine Herde nicht aus den Augen verlor, obgleich ihn, bei der großen Hitze des Sommertages, zuweilen die Müdigkeit beschleichen zu wollen schien, was er durch ein verrätherisches Blinzeln der Augen und ein Nicken mit dem Kopfe dann und wann zu erkennen gab. Allein seine Pflichttreue ging stets siegreich aus diesem Kampfe mit seiner Schwäche hervor, vermuthlich weil das kluge Thier seinen jungen Herrn dem Schlafe verfallen wähnte und seine eigene Wachsamkeit demgemäß für um so unentbehrlicher hielt.

Wer den Knaben so liegen sah, mußte natürlich die Ansicht des Schäferspitzes theilen, und doch schlief der junge Hirte keineswegs. Seine großen, braunen Augen verfolgten vielmehr, unter dem Schatten des sie bedeckenden Hutes, den Gang der Wolken, welche sich im

Felice Peretti.

Digitized by Google

Digitized by Google

fernen Osten über dem Spiegel des venetianischen Meerbusen aufthürmten, mit einer solchen Aufmerksamkeit und einem so lebendigen Interesse, daß ihm nichts ferner zu liegen schien, als der Schlaf oder gar eine schläfrige Gedankenlosigkeit. Wem es vergönnt gewesen wäre, die Züge des Knaben in diesem Augenblick genauer zu beobachten, der hätte im Gegentheil eine rege Geistesthätigkeit, ein unausgesetztes Denken und Schauen hinter denselben lesen und dadurch die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß dieser junge Hirte kein gedankenloser Träumer sei, sondern daß derselbe für alle Erscheinungen der Natur um ihn her offene Augen und Ohren hatte und sich mit lebhaftem Interesse in die Betrachtung derselben vertiefte.

Lange schon lag er regungslos in der vorhin beschriebenen Stellung da, als plötzlich der Spitz an seiner Seite ein lautes, drohendes Knurren vernehmen ließ. Der Knabe erhob sogleich den Oberkörper und blickte forschend um sich, um die Ursache zu ergründen, welche den Unmuth des treuen Spitzes erregt hatte. Als er sich von derselben überzeugt, sprang er behend auf die Füße und, seinem Hunde beruhigend den Kopf streichelnd, sagte er mißbilligend: „Via, via, Bianco! Colui è un venerabile padre!*)“ und schritt dann mit gebeugtem Haupte, den Hut in der Hand, einem Mönche entgegen, welcher querfeldein auf den jungen Hirten zukam und jetzt nur noch in geringer Entfernung von demselben war.

Als der Knabe neben dem frommen Pater stand, ergriff er die Hand desselben und drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen, während der Mönch mit der andern freien Hand das Zeichen des Kreuzes über den jungen Hirten machte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte er dabei, und der Knabe erwiederte demüthig das auf diese Anrede als Entgegnung Uebliche: „In Ewigkeit, Amen!“

„Mein Sohn,“ begann nun der Mönch, „ich fürchte, ich bin irre gegangen. Man wies mir in Montalto einen Richtweg nach Grotte a Mare, doch weiß ich mich jetzt nicht mehr zurecht zu finden. Du wirst der Gegend kundig sein, deßhalb wende ich mich an Dich, damit Du mir auf den rechten Weg verhelfen möchtest.“

„Gern, ehrwürdiger Pater!“ sagte der Knabe. „Und wenn Ihr

*) Ruhig, ruhig, Weißer! Der da ist ein ehrwürdiger Pater.

Euch noch ein wenig gedulden möchtet, so führe ich Euch selbst nach Grotte a Mare, denn dort ist meine Heimath. Aber ehe die Sonne untergegangen ist, kann ich den Heimweg mit meinen Schafen nicht antreten. Seht nur, wie lustig sie noch schmausen, da wäre es doch grausam, sie jetzt schon von dem leckeren Tische fortzutreiben, den der allgütige Vater im Himmel hier für sie bereit hält."

Der Mönch lächelte über die eigenthümliche Sprachweise des Knaben und blickte mit Wohlgefallen in die schönen, geistvollen Züge des kleinen Hirten. Sich auf den weichen Grasteppich zu seinen Füßen niederlassend und den Knaben freundlich an seine Seite winkend sagte er: „Siehst Du, ich beantworte Deinen Vorschlag durch die That. Wenn man, wie ich, bereits einen weiten Marsch gemacht hat, nimmt man gern die Gelegenheit einer so behaglichen Rast wahr."

Bianco schien die erläuternden Worte seines jungen Herrn beim ersten Erblicken des frommen Paters sehr wohl verstanden zu haben, denn er hatte von jenem Augenblick an auch nicht das mindeste fernere Zeichen von Unwillen kund gegeben und streckte sich jetzt ganz behaglich, den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt, wieder aus, um von seinem erhöhten Platze mit prüfenden Blicken den Zustand der seiner Obhut anvertrauten Herde zu überschauen.

„Also Du bist in Grotte a Mare zu Hause?" begann der Mönch von Neuem das Gespräch.

„Ja wohl, ehrwürdiger Herr," erwiederte der Knabe und fuhr ernsthaft fort: „und zwar stamme ich aus einem alten durchlauchtigen Hause."

„Wie?" rief der Pater erstaunt. „Du bist ein Fürstenkind? Und doch hütest Du die Schafe!"

„Kein Fürstenkind!" sagte der Knabe lächelnd, „Ihr habt meine Worte falsch gedeutet. Aber wenn Ihr nach Grotte a Mare kommt, dann werde ich Euch meiner Eltern Haus zeigen, und dann sollt Ihr selbst sagen, ob ich nicht Recht habe, wenn ich behaupte, daß es ein durchlauchtiges Haus ist."

„Ich verstehe Dich nicht, mein Sohn," sagte der Mönch, seinen kleinen Freund erstaunt anblickend.

„Verzeiht, ehrwürdiger Pater," rief der Knabe. „Seht, ich bin mein Lebtag ein übermüthiger Bursche gewesen, und so hab' ich mir's eben auch nicht überlegt, daß es sich eigentlich gar schlecht schickt,

Digitized by Google

Euch mit meinen albernen Thorheiten zu unterhalten, und .... und .... gewiſſermaßen einen Scherz mit Euch zu treiben."

„Nun, nun," ſagte der Mönch gutmüthig, von der liebenswürdigen Art des Knaben, ſein Unrecht einzugeſtehen, und überhaupt von dem ganzen Weſen des jungen Hirten auf das Lebhafteſte angezogen. „Warum ſollteſt Du nicht ſcherzen? Stehſt Du doch im blühenden Lenz des Lebens, wo uns Alles roſig entgegenlacht! — Aber nun erkläre Dich deutlicher, was hat es mit eurem durchlauchtigen Hauſe für eine Bewandtniß?"

„Ei!" rief jetzt der Knabe in ausgelaſſener Fröhlichkeit, „meine Worte ſind ganz nach ihrem Klange zu nehmen. Seht Ihr, ehrwürdiger Pater, wir ſind gar arme Leutchen, und was verdient wird, reicht gewöhnlich nur hin, um uns Nahrung und Kleidung zu verſchaffen — da bleibt nichts übrig, um uns ein neues Haus zu bauen; das alte aber trägt nun ſchon gewaltig ſchwer an der Laſt ſeiner Jahre und hat ein ſo durchlöchertes Dach, daß Sonne, Mond und Sterne immer luſtig hineingucken, und wir bei Regenwetter die Cascaden von Tivoli immer vor Augen haben. Da pflege ich denn zu ſagen: ich ſtamme aus einem alten, durchlauchtigen Hauſe, und ich denke, Niemand kann mir das beſtreiten."

Der Mönch ſtimmte heiter in das fröhliche Lachen des Knaben ein, dann fragte er: „Und wie heißt Du, mein Sohn?"

„Felice Peretti, ehrwürdiger Pater."

„Wie? Peretti? Und heißt Dein Vater vielleicht Giacomo Peretti?"

„Ja," erwiederte Felice, „Giacomo Maria Peretti."

„Dann biſt Du ja meines einzigen Bruders Kind!" ſagte der Mönch gerührt und ſtreckte ſeine Arme aus, um den Knaben an ſein Herz zu ziehen.

„Der Onkel Antonio!" jubelte Felice. „O, wie wird der Vater ſich freuen, der Euch ſeit ſo vielen, vielen Jahren nicht geſehen hat."

„Komm'!" ſagte Antonio, von mächtiger Sehnſucht nach dem geliebten, lange entbehrten Bruder ergriffen, „ich bin völlig ausgeruht, laß uns zu ihm nach Grotte a Mare eilen. Mich verlangt danach, ihn in meine Arme zu ſchließen."

Felice war lebhaft aufgeſprungen und ſchien den Worten des Paters ſogleich Folge leiſten zu wollen, doch ein Blick auf ſeine Schafe

Digitized by Google

und auf die noch in mäßiger Höhe über dem Horizont sichtbare Sonnenscheibe machte ihn anderer Ansicht.

„Nein," sagte er ruhig aber fest, „ich darf noch nicht heimtreiben," und bei diesen Worten nahm er seinen alten Platz wieder ein.

Obgleich Bruder Antonio sich durch dieß Betragen des jungen Hirten in seiner Erwartung getäuscht sah, schien er doch keineswegs dasselbe zu mißbilligen. Er sagte im Gegentheil: „Nun gut, so warten wir noch!" und fügte dann, wie zu sich selbst redend hinzu: „Ein guter Hirte lässet sein Leben für die Schafe! Und dieser hier ist ein guter Hirte, das sehe ich — und der Herr wird ihn einst über Vieles setzen, denn er ist getreu auch im Kleinen." Dann fuhr er wieder lauter redend fort: „Nicht wahr, ihr seid eurer Viele daheim?"

„Zehn Geschwister sind wir," sagte Felice.

„Und was soll dereinst aus Dir werden?"

„Etwas Großes, so Gott will!" sagte Felice mit einer so ernsten, fast feierlichen Zuversicht, daß der Pater Antonio unwillkürlich davon betroffen wurde.

„Und welche Laufbahn wirst Du einschlagen, um ein so hohes Ziel anzustreben?" fragte er mit erzwungenem Lächeln, um den Knaben nicht sehen zu lassen, daß er selbst ihm in seinem Herzen schon eine große Zukunft zu prophezeien bereit sei.

„Ich will ein Geistlicher werden!" erwiederte Felice bestimmt. „Und wenn der Vater auch bisher mit seiner Einwilligung zurückhielt, so denke ich doch sicher, er wird sie mir nicht länger versagen. Und Eure Anwesenheit, zio *)," fuhr Felice mit leuchtenden Augen fort, „wird gewiß dazu beitragen, den Vater meinen Wünschen geneigt zu machen. Nicht wahr, ehrwürdiger Pater, Ihr wollet mir Eure Fürsprache nicht versagen?"

Der Mönch nickte. „So möchtest Du also ein zweiter Brogni werden?" fragte er gedankenvoll.

„Ich weiß nicht, wer Brogni war," sagte Felice. „Aber wenn er sich Ehre und Ruhm erworben hat, so möchte ich wohl werden, was er gewesen ist."

„Brogni war ein großer Kirchenfürst im vorigen Jahrhundert," nahm Pater Antonio das Wort. „Es war ihm vergönnt, den Car-

*) Onkel.

dinalshut auf sein Haupt zu setzen und den Purpurmantel um seine Schultern zu legen, obgleich er in seiner Jugend arm und dürftig gekleidet gehen mußte."

„O, erzählt mir seine Lebensschicksale, zio!" bat Felice mit flammenden Blicken und lebhaftester Spannung in seinen ausdrucksvollen Zügen.

„Es wird Wasser auf des Jungen Mühle sein," murmelte Pater Antonio vor sich hin. „Indeß, mag er immerhin zu hoch oben hinauswollen! Es ist besser, als gar nichts erstreben! — Der Anfang meiner Geschichte," begann er dann laut, „ist fast so, als erzählte ich Dir unser eigenes Zusammentreffen, denn wie ich Dich hier zufällig auf dem Felde traf, so trafen vor Zeiten auch einige Mönche auf den Johann von Brogni, der die Schweine seines Vaters hütete. Die frommen Brüder ließen sich mit dem Knaben in ein Gespräch ein, und da ihnen während desselben klar wurde, daß der junge Hirte bedeutende Fähigkeiten und eine große Lernbegierde besaß, so nahmen sie ihn, mit Erlaubniß des Vaters, mit sich in ihr nahegelegenes Kloster, um ihn zu unterrichten."

„Nun, und weiter?" fragte Felice begierig, als Pater Antonio einen Augenblick inne hielt.

„Brogni," fuhr der Mönch fort, „machte erstaunliche Fortschritte, da er seiner glücklichen Fassungsgabe und seinem guten Gedächtniß durch den unausgesetztesten Fleiß zu Hülfe kam. Schon nach wenigen Jahren erklärten die Mönche, daß sie ihn nichts mehr lehren könnten, daß er sie Alle im Wissen überflügle, und riethen ihm, nach Rom zu pilgern und dort die Gunst des Papstes nachzusuchen, damit ihm dieser die Mittel gewähre, seine Studien fortzusetzen. Brogni machte sich unverzüglich auf die Reise, und als er nach langer, beschwerlicher Wanderung die Siebenhügelstadt erreichte, ging er ohne Verweilen nach dem Vatican und bat um Einlaß bei dem Papste. Die Thürhüter aber wiesen ihn lachend zurück und meinten: er solle erst für eine anständigere Bekleidung seiner Glieder sorgen, ehe er Anspruch darauf mache, vor das Antlitz des Statthalters Christi geführt zu werden. Brogni warf einen Blick auf seinen Anzug und gewahrte zu seinem Schrecken, daß sich derselbe allerdings in einer höchst traurigen Verfassung befand und sehr grell gegen die silbergestickten Livréen der päpstlichen Thürhüter abstach; denn die lange Fußwanderung hatte

seinen ohnedieß alten, abgetragenen Kleidern den Rest gegeben. Aber wo sollte er neue oder nur bessere erhalten? Geld besaß er nicht, und auch nicht einen Freund in der weiten großen Tiberstadt! Da faßte er einen kurzen Entschluß und ging bettelnd von Haus zu Haus, bis er ein ganzes Hemd, einen leidlichen Rock und, gegen die seinigen verglichen, ein Paar schöne Beinkleider sein eigen nennen konnte. So war er denn ganz gut ausgestattet — nur Schuhe fehlten ihm noch, und doch that gerade eine Erneuerung derselben so dringend Noth; denn aus denen, welche er trug, guckten die Zehen unberufener Weise ziemlich deutlich hervor. Ueberall, wo er um ein Paar Schuhe gebeten, hatte er eine abschlägige Antwort erhalten, und schon verzweifelte er daran, in den Besitz dieser nothwendigen Gegenstände zu gelangen. So stand er zum ersten Male in seinem Leben rathlos da und konnte sich der Thränen nicht erwehren, wenn er auf die wohlgekleideten Vorübergehenden blickte, die er um nichts als um ihr gutes Schuhwerk beneidete.

Da blieb plötzlich einer dieser Vorübergehenden stehen und fragte, weßhalb er so kummervoll aussähe?

Brogni erzählte treuherzig den Grund seiner weiten Reise nach Rom und die Unmöglichkeit vor den Papst gelassen zu werden, da er nicht im Stande sei, sich mit besseren Schuhen zu versehen.

„O," sagte der freundliche Mann, „da kann ich helfen, denn ich bin ein Schuhmacher und in meiner Boutique findet Ihr eine große Auswahl von meinem Fabrikat."

Brogni fiel ihm lachend und weinend um den Hals — dann aber sagte er plötzlich traurig: „Aber ich habe ja kein Geld!"

„Nun," sagte der gutmüthige Schuhmacher lachend, „das konnte ich mir wohl denken, denn sonst wäret Ihr schwerlich so rathlos und so traurig gewesen! Aber glaubt nur nicht, daß ich Euch deßhalb mit meinen Schuhen ein Almosen geben will," fügte er scherzend hinzu. „Ich gebe sie Euch nur auf Kredit, und wenn Ihr einst Cardinal geworden seid, müßt Ihr sie mir bei Heller und Pfennig bezahlen."

„Topp!" rief Brogni höchlichst vergnügt über diesen vortrefflichen Handel, suchte sich ein Paar herrlicher Lederschuhe in der Boutique seines hülfreichen Freundes aus und erschien in denselben bald darauf wieder vor den Thoren des Vaticans, woselbst er dießmal sein Anliegen nicht vergeblich vorbrachte. Ja, Papst Leo hatte sogar schon

Digitized by Google

von dem jungen Manne gehört, der nach Rom gekommen sei, um seine Protektion nachzusuchen, sich aber erst das nöthige Kostüm zu einer solchen Begegnung habe mühselig zusammenbitten müssen. Er empfing deßhalb Brogni auf das Leutseligste, und als er aus allen Antworten des jungen Mannes dessen klaren Geist, regen Wissensdurst und eine für sein Alter sehr bedeutende Gelehrsamkeit erkannte, so gewährte er ihm bereitwillig die nöthigen Mittel zur Fortsetzung seiner theologischen Studien. Brogni benützte diese neue, bessere Gelegenheit mit demselben Eifer wie die frühere, und so konnte es nicht fehlen, daß er sich bald hohe Achtung und Anerkennung erwarb. Stufe um Stufe stieg er empor zu den höchsten Würden der Kirche, bis es ihm vergönnt wurde, den Purpurmantel des Cardinals um seine Schultern zu schlagen. Und nun vergaß er nicht die alte Schuld zu tilgen, an die er oft gedacht hatte, und die, wie er sagte, ein Sporn mehr für seinen Ehrgeiz und sein Streben nach dem Cardinalshute gewesen war!

Der gute Schuhmacher, der ihm damals so liebreich aus der Verlegenheit geholfen hatte, war nun freilich nicht mehr am Leben, als Brogni seine Schuhe bezahlen wollte, allein seine Angehörigen lebten noch, und obgleich sie sich früher öfter geweigert hatten, Geld zu nehmen, wenn Brogni in sie gedrungen war, so nahmen sie doch jetzt bereitwillig das fürstliche Geschenk des neuernannten Cardinals an, denn nun, meinten sie, sei die Verfallzeit der alten Schuld gekommen.

Aber Brogni beschloß, das Andenken des ehrlichen Handwerkers auch noch in anderer Weise zu ehren. Deßhalb ließ er in Genf an der Sankt Peterskirche eine Kapelle bauen, deren äußere architektonische Verzierungen aus lauter Schuhen bestehen. Im Innern der Kapelle ließ er verschiedene Scenen aus seinem Leben bildlich darstellen, darunter eins, auf dem man ihn selbst sieht, wie er seines Vaters Schweine hütet, und ein anderes, wo er in der Schuhmacher-Boutique sich ein Paar neuer Schuhe anpaßt.

„Und welchen Namen hat dieser Brogni als Papst getragen?“ fragte Felice Peretti.

„Diese höchste Würde hat er nie erreicht!“ sagte Pater Antonio.

„Wie? Er ist nicht Papst geworden!“ rief der junge Hirte. „Nun, dann stimmt auch eben nur der Anfang unserer Lebens-

Digitized by Google

geſchichten; denn wenn ich erſt Cardinal bin, ſo muß ich auch Papſt werden!“

Pater Antonio ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Es gibt gar viele Cardinäle, und aus allen dieſen wird ſtets nur ein einziger Papſt gewählt,“ ſagte er. „Aber wenn Du dereinſt mit Ring und Stab belohnt werden ſollteſt,“ fügte er ſcherzend hinzu, „ſo vergiß nur den armen Bruder Tonio nicht, der auch ſeinen Ehrgeiz hat und doch nicht vorwärts kommt in der Welt.“

„Zio,“ ſagte Felice ernſt, „ich werde niemals meine Gunſt meinen Verwandten zuwenden, ſelbſt wenn ſie in ihren Verdienſten mit Anderen wetteifern können, damit man mich nie der Parteilichkeit zeiht.“

Pater Antonio lachte hell auf.

„Du ſcheinſt Alles wohl überlegt zu haben, mein Sohn,“ ſagte er. „Nun, Glück zu! Behalte nur Dein hohes Ziel unverrückt im Auge, vielleicht iſt es Dir beſchieden, es dereinſt zu erreichen.“

Die Schafe ſchienen ſich jetzt ſatt gefreſſen zu haben; die Sonne ſank, und ſo machten ſich Menſchen und Thiere auf den Heimweg. In der Hütte Giacomo Maria Peretti's aber war bald darauf großer Jubel über den unverhofften Beſuch des Paters Antonio, des theuren, langentbehrten Verwandten.

Während der Anweſenheit des Paters in Grotte a Mare ward denn auch über Felice Peretti's Zukunft entſchieden, und bald darauf wurde derſelbe in das Kloſter zu Montalto gebracht, um daſelbſt neben einer ſtrengen, aſcetiſchen Erziehung eine gelehrte Ausbildung zu erhalten, wozu ſeine geiſtigen Anlagen ihn ſichtlich befähigten. Gar bald fand ſich ſein ſcharfer Verſtand in den Tiefen der Theologie, Philoſophie und Scholaſtik zurecht, in der die gelehrten Paters von Montalto ihn unterwieſen, und ſchon nach Verlauf von zehn Jahren waren ſeine Kenntniſſe ſo bedeutend, daß er als Lehrer dieſer Wiſſenſchaften in Rimini auftreten konnte. Kaum ſiebenundzwanzig Jahre alt, ward er durch einen feierlichen Akt zum Doktor der Theologie und zum Regenten der Kloſterſchule in Siena ernannt und bereits drei Jahre ſpäter nach Rom berufen, woſelbſt er nicht allein durch ſeine große

Digitized by Google

Beredtsamkeit glänzte, sondern sich auch durch tiefsinnige Forschungen und gelehrte Schriften einen hervorragenden Namen machte. Aber zu der Zahl seiner Verehrer und Bewunderer gesellte sich allmälig auch eine nicht geringe Anzahl von Gegnern und Widersachern; denn er verfolgte eines Theils zu schonungslos das Ziel seines Ehrgeizes, und anderu Theils war sein redliches Bestreben zu unausgesetzt darauf gerichtet, eine Reform in den kirchlichen Zuständen seiner Zeit hervorzurufen. Die Unordnung und Sittenverderbniß war damals sehr groß in Kirchen und Klöstern, allein Peretti's übergroße Strenge war doch nicht das geeignete Mittel, diesem Uebel auf einmal abzuhelfen. Er verwickelte sich zu verschiedenen Malen in bedeutende Händel und mußte sogar öfter die Flucht vor seinen Verfolgern ergreifen. Papst Pius V. ernannte ihn 1566 zum Generalvicar des Franziskanerordens, zum Bischof und päpstlichen Beichtvater, und in dieser einflußreichen Stellung drang Peretti nur um so heftiger und ungestümer auf Abstellung der vielen Uebelstände im Kirchenregimente. Seine scharf geißelnden Hirtenbriefe aus jener Zeit sind ein merkwürdiger Beleg für den Charakter dieses geistvollen, leidenschaftlichen Mannes. Noch hatte er das fünfzigste Jahr seines Lebens nicht erreicht, als ihm die ersehnte Cardinalswürde verliehen wurde. Aber weit entfernt, die ihm dadurch in die Hand gegebene größere Macht zur Verfolgung seiner alten Zwecke zu gebrauchen, schien Peretti — der sich als Cardinal nach dem Kloster, in welchem er seine gelehrte Bildung erhalten hatte, Montalto nannte — im Gegentheil ein vollständig anderer Mensch geworden zu sein. Der heftige, unbeugsam feste Mann zeigte eine Milde und Nachgiebigkeit, die Alle in das gerechteste Erstaunen versetzte. Man schrieb diese plötzliche Umwandlung einem Zustand der Kränklichkeit zu, über welchen Montalto häufige Klage führte, und seine Widersacher freuten sich im Stillen über diese Umwandlung, denn sie glaubten nun ein für allemal einen gefährlichen Neuerer, einen händelsuchenden Aufpasser in ihm verloren zu haben. Niemand aber ahnte, daß der schlaue Cardinal nur seine Rolle gewechselt habe, um desto sicherer sein vorgestecktes Ziel zu erreichen!

So standen die Sachen, als 1585 Papst Gregor XIII. starb und das Conclave zusammentrat, um aus seiner Mitte den Mann zu erwählen, welcher fortan auf dem Stuhle Petri sitzen solle. Montalto

Digitized by Google

hatte sich in den letzten Jahren mit seiner Meinung sehr zurückhaltend gezeigt, sich von jeder Parteiung fern gehalten und sich nur mit den Verbesserungen des Kalenders und politischen Unterhandlungen beschäftigt — und selbst das mit dem Anschein der Unlust, nur den Wünschen des Papstes Folge leistend. Er schien sein Leben nur noch der Ruhe und der ungestörten Andacht widmen zu wollen, und Freunde wie Feinde von ihm kamen in ihrem Urtheil darin überein, daß Montalto ein schwacher, willenloser Greis geworden sei.

Vielleicht eben deßhalb wählte das Conclave fast einstimmig den Cardinal Montalto zum Papst! Allein wie täuschten sich seine Wähler — wie täuschte sich die ganze Welt in ihm, der sie Alle so schlau überlistet hatte. Anstatt eines hinfälligen, stumpfen Greises, der ein willenloses Opfer in den Händen herrschsüchtiger Cardinäle sein sollte, stand plötzlich wieder ein kraftvoller Mann vor ihnen, dessen flammende Augen nur zu deutlich verriethen, welcher unbeugsame Wille hinter denselben wohne, und wie er gesonnen sei, nun mit eiserner Consequenz seine alten Ansichten zu verfolgen und zur Geltung zu bringen. Jahre lang hatte er sich auf einen Stab gestützt, um seine scheinbare Hinfälligkeit mehr in die Augen springend zu machen; aber kaum war die Wahl der Cardinäle auf ihn gefallen, als er, noch im Conclave selbst, verächtlich seinen Krückstock von sich schleuderte und hoch aufgerichtet, ja fast drohend vor den zum Tode erschreckten Kirchenfürsten stand, die ihre Wahl im Stillen verwünschten und sich ob ihrer Blindheit und Leichtgläubigkeit bitter anklagten. Aber das Geschehene war nicht mehr zu ändern! Montalto bestieg den päpstlichen Stuhl und nannte sich fortan Sixtus V. Seine ersten Thaten als solcher waren aber bestimmt, es aller Welt zu verkünden, daß er ein unerbittlicher Richter sei, und daß er mit starker Hand die schlaffen Zügel der ausübenden Gerechtigkeit wieder ergreifen wolle. Mehrere Hinrichtungen folgten seiner Besteigung des päpstlichen Stuhles, und da er ohne Ansehen der Person oder des Standes strafte, so zitterte bald das entartete Rom vor dem Namen Sixtus des Fünften.

Furcht und Schrecken erregte er jedoch nur bei seinen ehemaligen Feinden und bei denen, welche sich gegen das Gesetz vergangen hatten — alle Uebrigen segneten ihn, als den Begründer einer neuen Ordnung, den Wiederhersteller der gestörten öffentlichen Ruhe, den Beschützer der Armen und ungerecht Verfolgten.

Digitized by Google

Durch zahllose Bauten im ganzen Kirchenstaate gab er vielen Tausenden, zur Unthätigkeit verdammten Menschen Arbeit und Verdienst und verschaffte dem Handel und der gewerblichen Thätigkeit durch Beseitigung übermäßiger Zölle und Steuern, sowie durch Gründung vieler Wollen- und Seidenmanufakturen einen neuen Aufschwung.

So sorgte er mit weiser Ueberlegung für die geistige und leibliche Wohlfahrt seiner Unterthanen und verschönte und hob doch zugleich den seiner Regierung anvertrauten Staat. In Rom gründete er die berühmte Bibliothek des Vatican, sowie das Collegium des heiligen Bonaventura und schmückte die Stadt durch herrliche Denkmäler der Kunst. Eine große Wasserleitung in Rom, welche ebenfalls seine Entstehung diesem merkwürdigen Manne verdankt, heißt nach ihm Aqua Felice.

Für sich selbst bedurfte er äußerst wenig, und sein Hausstand war so sparsam eingerichtet, daß er einen jährlichen Ueberschuß seiner Einkünfte zu milden Stiftungen verwenden konnte. Wie er schon als Knabe gegen den Pater Antonio geäußert hatte, vermied er es absichtlich, seine zahlreiche Verwandtschaft zu begünstigen. Er sorgte auf anständige Weise für den Unterhalt der Bedürftigen unter ihnen, wußte aber sonstige Ansprüche auf das Entschiedenste zurückzuweisen.

An witzigen Einfällen und treffenden Bemerkungen war er unerschöpflich, wie er denn in allen Lagen des Lebens eine seltene Geistesgegenwart bewies. — Wir führen hier zum Schluß nur eine Antwort von ihm an, welche wegen ihrer Originalität bemerkenswerth ist. Ein genauer Freund wagte eines Tages ihn an sein verschiedenes Benehmen als Cardinal und als Papst zu erinnern und fragte, warum er nicht stets den Kopf hoch getragen habe? „O," versetzte Sixtus, „aus einem sehr einfachen Grunde. Als Cardinal suchte ich die Schlüssel Petri, darum ging ich gebückt und blickte zur Erde, da ich aber das Gesuchte gefunden hatte, richtete ich mich wieder auf!" — Nur fünf Jahre saß Sixtus auf dem päpstlichen Stuhle. Er starb 1590 — ein seltenes Beispiel von Ausdauer und Willenskraft.

Digitized by Google

Religiöse Andacht in Norwegen.

Das Gemälde des in neuerer Zeit ſo raſch berühmt gewordenen norwegiſchen Malers Tidemand, von dem wir hier eine Copie geben,

Digitized by Google

hat großes Interesse erregt. Es versetzt die Beschauer mitten in die stillen, anziehenden Thäler Norwegens.

Wir blicken in das Innere eines jener großen Holzhäuser, die aus über einander gelegten Balken bestehen, wie die Loghouses von Amerika, und mit Moos in den Zwischenräumen verstopft sind. Dieses Haus ist ohne Zweifel das des reichsten Besitzers des Weilers. Seine großen Dimensionen und die Hausgeräthe deuten auf Wohlstand; die Bücherständer lassen uns auf fleißige Lektüre während der langen Winterabende schließen. Die Familie, der diese Wohnung angehört, hat in einer Ruhestunde mehrere Nachbarn zusammengerufen, nicht um zu trinken und zu tanzen, sondern um sich nach den Vorschriften des Predigers Hughan durch eine fromme Vorlesung zu erbauen.

Ein junger Mensch ist, um aus der heiligen Schrift vorzulesen, auf einen Schemel gestiegen, damit man ihn besser höre. Seine Haltung, seine Physiognomie lassen uns erkennen, daß er ganz von den ernsten Lehren durchdrungen ist, die er der kleinen Gemeinde mittheilt, und Alle ringsumher lauschen aufmerksam auf seine Worte. Hughan, welcher in mehreren Distrikten Norwegens diese biblischen Vorlesungen organisirt hat, erwarb sich dadurch ein großes Verdienst. Er wollte keine Sekte gründen. Norwegen hat sich seit der Reformation streng an das Lutherthum gehalten, wenn wir von einigen Ceremonien absehen, die es vom Katholizismus entlehnte. So tragen die Prediger in den Kirchen große weite Sammetröcke, die mit einem Kreuz geschmückt sind, und verrichten den Gottesdienst vor einem mit Kreuz, Bildern und Lichtern gezierten Altar.

Das Einkommen der Geistlichen besteht theils im Zehenten der Ernte und des Fischfangs, theils im Ertrag einer Farm, welche mit der Kirche verbunden ist, und die beim Tod des Pfarrers auf die Wittwe übergeht. Dieses Einkommen beträgt bei den kleinsten Gemeinden 1500 fl. und steigt bis zu 4000 fl. Die Bischöfe erhalten 10,000 fl.

Die norwegischen Geistlichen sind gewöhnlich sehr unterrichtete Leute, welche lange auf Universitäten studirt und dann eine Zeitlang auf Gymnasien gelehrt haben müssen, ehe sie eine Stelle erhalten.

Digitized by Google

Die Verwünschung.

Von August Schaufeil.

Zu Eisenach lebte, erzählet die Sage,
Einst eine Tochter der Mutter zur Plage.

Die Mutter war fleißig, wie Martha geschäftig,
Rechtschaffen und fromm, nur manchmal zu heftig.

Die Tochter hingegen war träge und eitel
Und putzte sich gern vom Fuß bis zum Scheitel.

Besonders wußte sie künstlich zu flechten
Das goldgelbe Haar zur Linken und Rechten.

Und über dem Putze vergaß sie zu beten
Und mochte vor Gott, den Vater, nicht treten.

Den Heiland, den suchte ihr Herz auch nimmer,
Sie dachte viel lieber an eitlen Schimmer.

Zur Kirche hin trieb sie kein brünstig Verlangen,
Zur Beichte auch war sie nur selten gegangen.

Und ob auch die Mutter sie bat und ermahnte
Und liebend den Weg zum Himmel ihr bahnte:

Die Tochter, sie blieb verhärtet und eitel
Und putzte sich fort vom Fuß bis zum Scheitel.

Und verzweifelnd, daß es je besser werde,
Rief einmal die Mutter mit zorn'ger Gebärde:

„Ich wollte, Du führest in Eil' durch die Lüfte
Mit sämmtlichem Putz in die Felsenklüfte!"

Und kaum ist gesprochen das Wort, das böse,
Da fliegt sie von dannen mit grellem Getöse.

Nun seufzet sie traurig in finsterer Höhle
Und harrt, bis Einer erlöse die Seele.

Und wenn nun das siebente Jahr erscheinet,
Dann sitzt sie vor der Höhle und weinet.

Digitized by Google

Im ſeidenen Kleide auf felſigem Blocke,
Da ſitzt dann die Arme und kämmt noch die Locke.

Und nur ein zwölfmal'ges „Gott helf" voll Erbarmen
Nimmt, wenn ſie niest, den Fluch von der Armen.

Ein Compliment.

Der durch ſeine witzigen Volksſchauſpiele, die ſchon bei ſeinen Lebzeiten mit großem Beifall aufgeführt wurden, in Kopenhagen allgemein bekannte Dichter Holberg begegnete einſt auf der Straße einem jungen Manne, der, ſtatt ihm auszuweichen, trotzig ſtehen blieb und ſagte: „Ich gehe keinem Narren aus dem Wege!" — „Aber ich!" entgegnete Holberg und trat auf die Seite.

Tröſtliche Antwort.

Kaiſer Leopold II., der 1790 den Thron beſtieg, war ein großer Kenner der Muſik und ſpielte ſelbſt ſehr fertig Klavier. Eines Abends hatte er, wie er dieß öfter zu thun pflegte, in einer Abendgeſellſchaft bei Hofe ſich hören laſſen und alle Anweſenden durch ſein ſchönes Spiel entzückt. Ein Hofmann, der dem Kaiſer gern etwas Angenehmes ſagen wollte, rief aus: „Schade, daß Euer Majeſtät nicht ein Kapellmeiſter geworden ſind!" — „Beruhigen Sie ſich," erwiederte der Kaiſer, „ich befinde mich ganz wohl bei dem, was ich bin!"

Digitized by Google

Räthſel.

Von Julie Ruhkopf.

Ich kenn' ein hochgeſtelltes Thor
Mit ſchön gebauten Flügelthüren,
D'raus geh'n der Wand'rer viel hervor,
Die größten Dinge auszuführen.

Es ſtrömen aus dem Thor heraus
Der Weiſe und der Luſtigmacher,
Viel Unbedeutende mit Saus,
Der Grobian wie der heit're Lacher.

Die, denen der Befehl entſtammt,
Entſcheidend alle Schickſalsfragen,
Die eine Welt zum Muth entflammt,
Und die nur fürchten, jammern, klagen.

Der Beter, der in Andachtsgluth
Sich ſelig beugt vor ſeinem Gotte,
Des rohen Läſt'rers blinde Wuth,
Der Lügner, voll von frechem Spotte.

Ihr fragt: Geht Niemand denn hinein?
O ja, es kommen viele Gäſte,
Solid und flüchtig, groß und klein,
Der Simple und der Feinſte, Beſte.

Die einzieh'n, geben ſämmtlich vor,
Sie ſei'n gerufen nur zum Nutzen,
Doch ſchleichen viele in das Thor,
Allein zu üppigem Schmarutzen.

Wie mannigfaltig ſei die Schaar
Sowohl der Aus- als Einwärtsflitzer,
Ihr Weſen macht dem Forſcher klar,
Weß Geiſtes ſei der Hausbeſitzer.

Peter in der Luft.

Historische Erzählung von Isidor Proschko.

(Schluß.)

5. Der Fuchs geht in die Falle.

Im Lande ob der Enns gährte es nun schon gewaltig. Kaiser Ferdinand hatte, wie oben erwähnt, mit Herzog Maximilian von Bayern ein Bündniß geschlossen, in Folge dessen ihm dieser versprach, Ferdinands Feinde als die seinigen zu betrachten und das Haus Oesterreich nach Kräften zu unterstützen, wofür ihm das Land ob der Enns verpfändet worden war. Dieß war nebst den religiösen Zerwürfnissen der katholischen und lutherischen Bevölkerung die Hauptursache der nun folgenden Bauernaufstände.

Mehrere oberösterreichische Adelige standen bereits in ununterbrochener Verbindung mit dem Pfalzgrafen Friedrich. Graf Herberstorf, der strenge bayerische Statthalter im Lande ob der Enns, war, wie bemerkt, den Landleuten bereits sehr verhaßt, und als er, um die ersten Regungen des Aufstandes zu unterdrücken, auf dem Freihammerfelde zwischen Vöcklamark und Pfaffing unweit Frankenburg das berüchtigte Frankenburger Würfelspiel vornehmen ließ, wobei die des ersten Aufstandes schuldigen Bauern, „die Achter" oder achten Männer auf einem ausgebreiteten Mantel, je zwei und zwei miteinander um Leben und Tod würfeln mußten, und jene, welche den geringeren Wurf thaten, siebzehn an der Zahl, an die nächste Linde gehängt wurden — da goß Graf Herberstorf mit diesem blutigen Spiele Oel ins Feuer, und der Aufstand brach bald in seiner ganzen Stärke los.

Es war kurz nach diesem furchtbaren „Frankenburger Würfelspiel", als ein sogenannter Kellheimer, das ist ein großes Frachtschiff aus Kellheim, auf der oberen Donau zwischen Passau und Engelszell herabschwamm. Das Schiff glich mit seinen zwei ungeheuren, in den blauen Wellen der Donau auf und nieder tauchenden Hauptrudern von Ferne einem dickbauchigen Riesenvogel, der langsam und majestätisch auf dem glatten Spiegel der Donau herabschwamm. Die Sonne sandte ihre brennenden Strahlen an diesem Apriltage des Jahres 1626 zum ersten Male mit ganzer Macht auf den Wasserspiegel und vergoldete

Digitized by Google

die Gräser und Baumgruppen auf den braunen Felsen an beiden Ufern des Stromes.

Hoch oben auf dem Decke des Kellheimers lag auf einer breiten Strohmatte ein blühender junger Mann, dessen Augen sich an dem reizenden Bilde der Natur weideten, während er seine Blicke von Zeit zu Zeit auf zwei arme Barfüßer warf, die in ihr Brevier vertieft auf einem Seitenbänklein des Verdeckes saßen und mit großem Eifer ihre Morgenandacht verrichteten, während der frische Zugwind über ihre Kapuzen hinzog und sich in die weiten Falten ihrer braunen Kutten verfing. Eintönig plätscherten die Ruder im Wasser auf und nieder, und der weiße Schaum der Wellen lief am Sande des Ufers wie Mähnen einer Reihe von Rossen; der mit jeder Minute prachtvoller emporsteigende Sonnenball überschüttete jetzt den blauen Strom mit einem Feuerglanze, so daß der Kellheimer, dessen vom leicht gefrorenen Nachtthau versilberte Flanken erst wie Silber geschimmert hatten, nun einem mit einem silber- und goldflimmernden Harnische angethanenen Meerungeheuer glich, welches im ersten Morgenstrahle auf den Raub ausschwimmt.

Von der alpenähnlichen Höhe eines mächtigen Bergkegels am rechten Donauufer schallte das süße Glöcklein einer Menschenkehle herüber, welche dem Schöpfer der großen Natur ein Morgenlied brachte, dessen Töne in dem freudigen Wirbel einer der kleinen Lerchen hoch oben im blauen Luftmeere ihren Wiederhall fanden. Weit, weit mußten alle Menschenherzen sich aufthun bei dem Anblicke dieses herrlichen Naturbildes, dessen Größe und Schönheit der am besten fassen kann, dessen Herz noch rein und vom Nachtthaue der genußsüchtigen Welt nicht vergiftet ist.

Auch jener junge Mann, welcher auf dem Decke des Kellheimers lag, schien mit tiefer Rührung das strahlende Bild der erwachenden Frühlingsnatur zu betrachten, denn an den Wimpern seines feurigen Auges zitterten ein paar große Tropfen. Dieser junge, vom Eindrucke des Augenblickes gerührte Mann war aber niemand Anderes, als Meister Fuchs von Efferding, wie er sich gern nennen ließ, weil es ihm schmeichelte, für den Klügsten und Vorsichtigsten im Orte zu gelten — oder mit seinem rechten Namen Peter Aschauer, das Männlein, dessen Wahlspruch war: „Seid klug wie die Schlangen!" Dießmal war er wieder recht klug gewesen. Nach der sein innerstes Mark er-

Digitized by Google

schütternden Begegnung mit dem Statthalter Herberstorf in der Waldkapelle war er „klug und fürsichtig“ auf Seitenwegen bis auf Scheerding hinaufgeritten, hatte aber dort seinen künftigen Schwieger, den Huterer von Aschau, nicht mehr gefunden, weil dieser, von dem Anmarsch bayerischer Truppen nach Oberösterreich unterrichtet, bereits über Passau auf der Donau, wie man Peter berichtete, nach Aschau zurückgekehrt war. Peter kehrte daher auf demselben Wege nach Efferding zurück und saß jetzt auf dem Kellheimer, die Bemannung dieses Schiffes in „kluger und fürsichtiger Weise“ musternd; denn er wußte ja, daß man in dieser bewegten Zeit mehr als je dem alten Mahnworte huldigen mußte: „Trau, schau, wem?“ — und seine Lebensregel war ja: „Seid klug wie die Schlangen!“

In der That hatte er alle Ursache, gegen die Bemannung des Schiffes auf der Hut zu sein; denn alles roch hier nach „Herberstorfischer Küche“. Die Schiffleute, braune ungeschlachte Gestalten aus dem Oberlande der Donau, ließen zum Morgensegen die dicken Perlen ihrer großen Rosenkränze durch die Finger rollen; ein Marienbild mit dem Christuskinde stak statt der üblichen Fahne am Schnabel des Schiffes, und gar die beiden, in tiefes Gebet versunkenen Gestalten der Barfüßermönche! „Seid klug, wie die Schlangen!“ lispelte Peter, das Füchslein von Efferding, in seinen Flaumbart. Und er trat jetzt zu den Barfüßern. „Gelobt sei Jesus Christus, Ave Maria!“ sagte er mit sanfter Stimme.

„In Ewigkeit!“ antwortete der eine der Barfüßer, indem er schüchtern emporblickte und dem Grüßenden mit zweifelhafter Miene in's Auge sah; der andere aber steckte jetzt seinen Rosenkranz in die Tasche seiner Kutte und saß schweigend da, während Peters gewohnte Redseligkeit bereits ein Gespräch mit seinem Ordensbruder anknüpfte. Dieses drehte sich zunächst um den Wunsch einer glücklichen und gefahrlosen Fahrt; denn damals gab es noch manche Untiefe und Strömung im breiten Bette der Donau, bei welchen Schiffe, die nicht gut genug gebaut und geführt waren, häufig scheiterten.

Von Wetter und Wind sprang das Gespräch der Schiffsgenossen bald auf den Wind und das Wetter der Tagespolitik über, und als der Steuermann des Schiffes die kleine Glocke am Hintertheile desselben läutete und damit die Mittagsstunde verkündete, da saß Peter Aschauer schon recht vergnügt zwischen den beiden Barfüßern bei einem aufrecht

stehenden Mostfaße und verzehrte, in stets lebhafterem Gespräche begriffen, mit den hochwürdigen Herren eine tüchtige kalte Hammelskeule zu gutem Waizenbrode und einem Schlucke ächten Aepfelmostes aus seiner Reiseflasche.

„Ihr seid also ein gut bayerisch Gesinnter?" sagte der Größere der Barfüßer, indem er die ihm von Peter wiederholt dargebotene Mostflasche an sein bereits hochglühendes Wangenpaar drückte und einen tüchtigen Zug daraus that.

„Na, das will ich meinen!" entgegnete Peter, vom Trunke gleichfalls schon hoch aufgeregt, während er mit seinen beiden Händen in den Taschen seines Wamses herumsuchte, das Pergamentblatt mit dem Fahnenspruche der Bauernschaft tiefer drückte, dagegen den marianischen Gnadenpfennig, welchen er auch in der Waldkapelle dem Statthalter vorgewiesen hatte, hervorzog und zwischen seinen beiden Fingern hoch emporhielt. „Da seht mein Zeichen, meinen Geleitsbrief, mein Glaubensschild!" rief er begeistert. Im Innern aber dachte der Schalk beiläufig: „Es ist doch gut, daß der liebe Herrgott den Menschen kein Fensterlein vor das Herz gemacht hat, sonst würden die Herren Barfüßer deutlich lesen, daß der kluge Peter Aschauer auch dießmal den Mantel nach dem Winde hängen muß, um ungeschoren mit den Bayerischen die Donau hinabzuschwimmen und in sein Gehöfte zu gelangen. Ja, ja, „seid klug wie die Schlangen!" Das ist wahrlich der beste Wahlspruch im Leben!

„Herr!" sagte jetzt einer der Barfüßer, Peters Hand vertraulich fassend; „sagt mir doch, gibt es wohl viele eifrige Anhänger der bayerischen Sache in Oberösterreich, wie Ihr einer seid?"

„Tausend und Tausende!" rief Peter mit scheinbarer Begeisterung. „Ja, hochwürdiger Herr, die gute Sache zählt noch viele Anhänger."

„Und so Gott will, soll dem Grafen Herberstorf in Oberösterreich kein Haar „gekrümmt werden!" fiel der Barfüßer mit Salbung ein, indem seine dicke Hand wie zum Zeichen der Bekräftigung seines Wunsches ein Kreuz schlug. „Da habt Ihr recht gesagt, Herr; auch wir beten täglich für den Guten; aber da hat man uns schon oben in Passau erzählt, daß sich unter der Bauernschaft Oberösterreichs gar ernste Zeichen einer gewissen Gährung kund geben, daß ein gewisser Huterer von Aschach oder Aschau . . ."

„Der Fadinger?" fiel Peter auflachend ein. „Ja, der gilt gar

viel bei den Bauern; er hat's ihnen abgewonnen und will den Rathgeber und Gerhab der Unzufriedenen spielen; aber der Schurke hat seinen Jodelhut wohl am längsten getragen; komme ich nur nach Linz hinab, so will ich ihm auf meiner Nirschelgeige *) in der Rathskammer des Statthalters ein Stücklein aufspielen, daß der alte Huterer seine Füße auf die Achsel nehmen und fürbaß über die Granitz **) laufen soll, so weit sie ihn tragen. Wir brauchen keine Hetzer und Rebellen im Lande!"

„Amen! Amen!" setzte der größere Barfüßer, sich mit frommer Miene verbeugend, hinzu; der andere aber trat jetzt auf Peter zu.

„Wahrlich!" sagte er, „Ihr seid ein entschiedener Streiter für das Recht, für Gesetz und Ordnung und in unsern glaubenlosen Zeiten ein so seltenes Vorbild der Entschiedenheit, daß ich Euch herzlich bitten muß, Euch unserm hochwürdigen Guardian vorstellen zu dürfen, den Ihr wohl beim Einsteigen ins Schiff wegen des dicken Morgennebels weniger beachtet haben werdet, der aber unten im Schiffsraume weilt und sein Brevier betet; er wird sich freuen, einen so gesinnungstüchtigen jungen Mann in Eurer Person kennen zu lernen, und Euch seinen väterlichen Segen spenden, der Euch weiter geleiten mag auf Euren bisher so entschieden verfolgten Wegen!"

Peter, der Kluge, beugte sein Haupt in Demuth, sein Antlitz strahlte jetzt von einem Glanze überirdischer Frömmigkeit, und mit seitwärts geneigtem Kopfe folgte er, seine Augen verdrehend und leise betend, den Barfüßern in den Schiffsraum.

Dort, hinter einem großen Stückfasse, saß in einen grauen Lodenmantel gehüllt ein Mann, welchem Peter Aschauer jetzt, seinen marianischen Gnadenpfennig in Händen haltend, mit gebeugtem Haupte entgegentrat. Dieser untere Raum des Schiffes war aber mit Fässern und Waarenkisten aller Art so verstellt, daß der Strahl des Tageslichtes denselben nur schwach erhellte, und man ohne eine angezündete Lampe kaum zwei Schritte vor sich sehen konnte. Der größere der Barfüßer trat daher voraus. „Ein eifriger Anhänger der bayerischen Sache und großer Verehrer des Grafen Herberstorf steht da!" sagte er mit sonderbar betonter Stimme, indem er Peter vordrängte. „Ein

*) Eine kleine niedliche Geige des Mittelalters, kaum zwei Spannen lang.
**) Grenze.

Digitized by Google

grimmiger Feind der evangelischen Bauernschaft," setzte er mit erhobener Stimme hinzu, „der es namentlich auf den Huterer von Aschau abgesehen hat und diesen am liebsten mit Haut und Haar auffessen möchte."

Rohes Gelächter schallte über diese Rede aus allen Winkeln des Schiffsraumes zwischen den Fässern und Kisten hervor; eine große Oellampe tauchte wie durch einen Zauberschlag hinter einem Stückfasse empor; der dunkle Raum erhellte sich; die hochstämmige Gestalt des Mannes im grauen Mantel streckte sich empor, und Peter, der Kluge, prallte drei Schritte zurück. „Der Fadinger!" schrie er am ganzen Leibe zitternd.

„Bin's!" brüllte ihm der vermeintliche Guardian der Barfüßer entgegen, der jetzt seinen grauen Lodenmantel abwarf und in seinem braunen Bauernkittel mit dem Hirschfänger und zwei Sattelpistolen bewaffnet, wie sein Bildniß noch jetzt im Landesmuseum zu Linz aufbewahrt wird, vor dem furchtbar Enttäuschten dastand. Gleichzeitig warfen die beiden Barfüßermönche ihre braunen Kutten von sich, und der überlistete Peter erkannte in ihnen die beiden Landleute Hurter und Neumüller, zwei der furchtbarsten Stimmführer der Bauernschaft, deren Namen nachmals auf traurige Weise in den Jahrbüchern des Landes ob der Enns verewigt wurden.

Stefan Fadinger aber, der eiserne Huterer von Aschau genannt, und nachmaliger „Bauernherzog" während des Aufstandes der oberösterreichischen Landleute, streckte sich jetzt in seiner ganzen Manneslänge empor. „Nun, Peter Aschauer," sagte er mit eisiger Kälte, „kömmst gewiß mich zur Hochzeit zu bitten mit meiner Nichte, der schönen und reichen Agatha; willst den Kirchgang ohne Zweifel zu Linz in der Herrenstube feiern, wo Du erst neulich, wie mir die Unsern nach Passau geschrieben haben, unter den Vertrauensmännern des bayerischen Drängers gesessen bist?" Peter stand, seiner kaum mehr mächtig, vor dem gewaltigen Stimmführer der Bauernschaft. Er konnte keine Silbe hervorbringen, aber für ihn ergriff der Neumüller jetzt das Wort: „Dießmal ist der Fuchs in die Falle gegangen, Huterer!" sagte er zu Fadinger; „ja Bürschlein," fuhr er zu Peter gewendet fort, „wir waren Dir lange schon auf der Fährte und haben Dir zugesehen, wie Du, ein Männlein von Rohr, bald dort, bald dahin Dein Schlauköpfel geneigt hast, um so recht wie eine gut geführte Kellheimer Plette*)

*) Holzfloß.

mitten durch den Struden*) durchzusteuern! Neulich bist Du in der Herrenstube zu Linz und acht Tage später unter den Evangelischen in Deiner Gaststube zu Efferding gesessen; beiden hast Du Deinen Handschlag gegeben, zu ihnen zu stehen, wie ein rechter Mann; ein Mann bist Du aber nie gewesen, Peter, das hätten die Unsern gleich bedenken und in Deiner Gaststube nie von Dingen reden sollen, die in den Ohren eines Rohrmannes, wie Du, schlecht aufgehoben sind!"

So redete der Neumüller; Peter Aschauer aber hatte sich allmälig gefaßt. „Ihr irrt," sagte er tief aufathmend; „Ihr irrt, Neumüller, wenn Ihr glaubt, daß ich es im Ernste mit den Herren zu Linz halte, ich habe nur aus Klugheit . . ."

„Schweig!" donnerte ihm Fadinger entgegen. „Ich kenne Deine Schwachheit. Du bist kein Mann, Peter! klug und vorsichtig handeln und nicht vor der Zeit das Garn durchhauen, mit dem man die Hühner fangen will, ist billig; Du aber bist einer von denen, die wie der Stieglitz in unsern Wäldern alle Farben zur Schau tragen, um davon eben jene zu wählen, mit der sie ins sichere Nest schlüpfen können; Du hast eigentlich gar keine Farbe, Peter; Du bist kein Mann, sage ich noch einmal, kein Mann für die kommenden heißen Tage, wo die Losung heißen wird: ‚Entschiedenheit'; Du bist ein Peter in der Luft, und da ich meine Nichte nur einem Manne geben will und keinem Rohrmännlein, so weißt Du auch, daß wir ausgeredet haben für dieses Leben!"

„So laßt mich ausschiffen!" rief jetzt Peter Aschauer; „da ihr so schlecht von mir denkt, so will ich euch auch nicht mehr in den Weg treten, sondern auf dem Landwege in mein Gehöfte nach Efferding zurückkehren!"

„Das wirst Du nie wieder!" donnerte der künftige Bauernherzog; „unser Oberland muß jetzt mit dem eisernen Besen gefegt werden, und da muß aller Unrath hinaus, insonderheit die Verräther und Zweideutigen, wie Du einer bist, fort also, sage ich Dir! und so Dir gelüsten sollte, nach Deiner beliebten Art wieder ins andere Lager überzugehen und mit den bayerischen Blauröcken anzubinden, so sage ich Dir, daß der Graf Herberstorf noch heute von unsern Agenten in Linz unterrichtet werden wird, wie Du es auch mit ihm und seiner Sippschaft nicht ehrlich meinst, und wie sich die Blauröcke auf den luftigen

*) Struden und Wirbel, zwei gefährliche Stellen in der Donau zwischen Linz und Wien.

Peter nicht verlassen können, weil er gegen sie mit den Unserigen in der Gaststube zum rothen Löwen zu Efferding schon tüchtig konspirirt hat. So, Söhnlein," setzte der Fadinger hinzu, „jetzt bist Du vogelfrei, wir werden Dich ans Land setzen, und der rothe Hahn vom Dache Deines Gehöftes, welches uns dort zwischen den grünen Hügeln entgegenschaut, wird Dir den Rath zukrähen, daß Du am besten thust, wenn Du über die böhmische Granitz nach Norden ziehst, um Dir eine andere Liegerstatt für Deine schwankenden Glieder zu suchen, denn im Lande ob der Enns bist Du fortan ein Geächteter!"

Kurz und bündig, wie Stefan Fadinger in seinem Kommando war, hatte er hiemit sein letztes Wort gesprochen; alle weiteren Bemühungen Peters, dem Huterer zu beweisen, daß dieser sich dennoch irre, und daß Peter nur aus Klugheit dort und da eine andere Farbe zur Schau getragen, im Herzen aber es stets mit der Bauernschaft gehalten habe, waren vergebens. Gleich darauf legte das Schiff am linken Donauufer an. Peter wurde von den Schiffleuten hinausgestoßen und stand in nächster Stunde auf einem großen Uferhügel, von welchem aus er in der Ferne eine rothe Flamme züngeln sah, die unter einer aufsteigenden schwarzen Rauchsäule über dem Dache seines Gasthofes zum rothen Löwen in Efferding emporwuchs. Sie war das erste Zeichen des beginnenden Bauernaufstandes in jener Gegend des Landes ob der Enns.

So stand denn Peter als ein Opfer seiner Unentschiedenheit an den Grenzen seiner Feldmarke, sich wohlbewußt, daß er, ohne sein Leben zu gefährden, weder in das eine noch in das andere Lager der bereits furchtbar rüstenden Parteien des beginnenden blutigen Kampfes hinabsteigen durfte. Alles, was er von seinem reichen Besitzthum in Händen hielt, war sein Stab, — in der That der Bettelstab!

6. Der Türke.

Im Jahre 1674 stand fast ganz Europa in Waffen gegen Ludwig XIV., König von Frankreich. Aus unbedeutenden Ursachen hatte dieser König seinen Gegnern den Fehdehandschuh hingeworfen, aber mit Glück führte er seine Kriege fort. Ludwig wollte in den Jahrbüchern der Weltgeschichte ein Eroberer heißen, und das Glück schien ihn zu begünstigen. Allein die Verwüstungen, welche seine Heere in den deutschen Gauen der Pfalz anrichteten, brandmarkten das Andenken

Digitized by Google

dieſes Groberers. Mit thränenden Blicken ſah nach der Schlacht von Siegheim der Kurfürſt von der Pfalz von ſeinem Schloſſe zu Mannheim aus zwei Städte und fünfundzwanzig Dörfer der Pfalz im Feuer ſtehen. Voll Verzweiflung forderte er den franzöſiſchen Marſchall Turenne zum Zweikampfe heraus, der aber mit Komplimenten abgelehnt wurde.

Es war am 27. Juli des Jahres 1675, als ſich die beiden Heere, das des Kaiſers Leopold und des Königs Ludwigs XIV., entgegenſtanden. Jenes kommandirte der berühmte Graf Montecuculi, dieſes Turenne, ſein ebenbürtiger Gegner.

Bei Sulzbach war's im Badiſchen, als eben einige Reiter zwiſchen Baumgruppen einen Hügel herabritten. Es waren Franzoſen, welche von dieſem ſicheren Platze aus den Stand der Armeen zu beobachten ſchienen, welche ſeit zwei Monaten mit einer Kriegskunſt geführt wurden, die den Führern beider Lager zur größten Ehre gereichte; denn beide wetteiferten in vortrefflichen Märſchen und Schwenkungen; Einer hatte des Andern Entwürfe vorausgeſehen, Keiner ließ ſich überliſten, wo Einer handelte, da hatte es der Andere ſchon vorbedacht. Jetzt aber war kein Ausweichen, kein Ueberliſten mehr möglich: es mußte zur Schlacht kommen.

Dieß hatten eben auch die erwähnten Reiter in franzöſiſcher Sprache mit einander ausgemacht. Der Vornehmſte unter ihnen, ein ſtattlicher Mann voll Ernſt und Würde, zog noch einmal ſein Fernrohr hervor und betrachtete zwiſchen den Gebüſchen die in ziemlicher Entfernung hin und her wogenden feindlichen Maſſen. Neben ihm ritt ein anderer Offizier in franzöſiſcher Generalsuniform, an deſſen Seite aber ein Jüngling auf ſchneeweißem Roſſe. Jetzt ruhte das Auge des Erſteren auf einem Baume. „Was will die Geſtalt dort?“ fragte er ſeinen Begleiter; „es ſcheint, daß wir beobachtet werden.“

Der Angeredete blickte auf die Fichte, wo die gebückte Geſtalt eines Mannes ſtand, der einen grauen Soldatenmantel trug, ſo grau, wie ſeine Haare waren. Es war ein Greis, der wohl mehr als ſiebenzig Jahre auf ſeinem Rücken tragen mochte.

Im nächſten Augenblicke ſtand er vor den Reitern.

„Was ſuchſt Du in dieſer Gegend?“ donnerte ihn der Erſte in franzöſiſcher Sprache an.

„Ich will die franzöſiſchen Vorpoſten gewinnen,“ entgegnete der Alte in gleicher Sprache.

Digitized by Google

„Das iſt jetzt eine gefährliche Fahrt, mein Freund!“ ſagte der Erſte, „im Angeſichte zwei ſchlagfertiger Heere kann nur ein Unberufener oder ein Spion ſolche Wege wählen.“

„Bin keines von beiden,“ entgegnete der Alte, ſeinen Stab feſt in die Erde ſtoßend; „führt mich zu Marſchall Turenne!“

Der erſte der Reiter blickte ihm feſt in's Geſicht und betrachtete ihn eine Weile. „Er ſteht vor Dir!“ ſagte er dann ruhig; „was willſt Du von ihm?“

„Ich komme über den Rhein!“ entgegnete der Greis, „und ſuche, wie viele Andere, Verdienſt, um nicht länger wie ein Ahasver durch die Welt zu wandern. Verdienſt und Lohn iſt aber jetzt nur, wo Waffen klingen, daher trage ich Briefſchaften des Prinzen von Condé aus Flandern für Euch bei mir, wenn Ihr wirklich der berühmte Turenne ſeid, und habe Euch meine Dienſte anzubieten, wenn Ihr Euch deren bedienen wollt zur Kundſchaft im kaiſerlichen Lager; denn ich bin des Deutſchen ſo gut mächtig, als Eurer Sprache!“

Marſchall Turenne blickte den Mann noch einmal an; die Geſtalt dieſes Greiſes ſchien keinen günſtigen und Vertrauen erweckenden Eindruck auf ihn zu machen. Indeß winkte er ſeinen Begleitern. „General St. Hilaire!“ ſagte er, „nehmen Sie den ſeltſamen Sendboten mit uns, wir wollen im Lager ſeine Briefſchaften beſchauen;“ dann wandte er ſein Pferd und ritt einige Schritte zurück.

Das war aber ein weltgeſchichtlicher Moment! Denn in dieſem Augenblicke ſauste eine Kugel durch die Luft, der Aſt eines Baumes krachte, von ihr zerſchmettert, und der Marſchall lag zum Tode getroffen auf der Erde. General St. Hilaire lag mit zerſchmettertem Arme neben ihm; wenige Schritte davon aber wälzte ſich der erwähnte Greis mit einer Wunde im Schenkel in ſeinem Blute. Der Jüngling, welcher den Marſchall begleitet hatte, ein Sohn des verwundeten Generals St. Hilaire, warf ſich jammernd über ſeinen Vater hin und beklagte deſſen Loos. Dieſer aber blickte ihm ſchmerzlich in's Auge. „Nicht mich,“ rief er, einem Regulus ähnlich, auf die Leiche Turennes deutend, „ſondern dieſen großen Mann mußt Du beweinen.“

Zwei Stunden nach dieſem weltgeſchichtlichen Ereigniſſe ritt eine andere Truppe über dieſen Platz. Ein kaiſerlicher General war's, der mit ſeiner Begleitung den Ort zu beſichtigen kam, an welchem der große Turenne gefallen war, und von dem ſich die Franzoſen inzwiſchen

Digitized by Google

gänzlich zurückgezogen hatten. Diese hatten die Leiche ihres Feldherrn, welche später gleich der des Connetable du Guesclin zu St. Denis beigesetzt wurde, und ebenso den verwundeten General St. Hilaire mit sich genommen. Nur jener Greis im grauen Soldatenmantel blieb in seinem Blute liegen; eine schwere Kopfwunde klaffte an seiner Stirne.

Der kaiserliche General stieg jetzt vom Pferde und beschaute ernst und schweigend den Platz, wo der Marschall gefallen war. Es war eine feierliche Stunde der Trauer, welche Freund und Feind gleichmäßig empfanden; denn Henri de la Tour d'Auvergne Vicomte de Turenne schied mit dem Rufe eines weisen, gemäßigten und charakterfesten Mannes aus dem Leben, dessen Schwächen von seinen Talenten und Tugenden weit überwogen wurden.

Jetzt fiel der Blick des kaiserlichen Generals auf den erwähnten Greis.

„Man öffne das Wams dieses Unglücklichen," befahl er, „und sehe, ob noch Leben in ihm ist!"

Zwei Reiter von der Begleitung des Generals stiegen von ihren Pferden und kamen dem Befehle nach. Doch der schwer Getroffene gab kein Lebenszeichen von sich, obgleich man etwas Wein in seinen weit geöffneten Mund träufelte. Als die Reiter aber sein Wams öffneten, zogen sie einen Pergamentumschlag hervor, in welchem verschiedene, an den Marschall Turenne adressirte Schreiben lagen.

Der General erbrach eines, las und steckte es nebst den andern Briefschaften in seine Satteltasche. „Ein Elender," sagte er, indem er einen langen Blick auf das todtenbleiche Gesicht des hingestreckten Greises warf; „ein Parteigänger der Franzosen, der, obgleich nach dem Inhalte dieser geheimen Depesche ein Oesterreicher, eben seinen Kaiser und Herrn an den Feind verrathen wollte; nun, die Nemesis hat ihn wohl noch im letzten Augenblicke erreicht!"

Der General gab seinem Pferde die Sporen und sprengte den Hügel hinab dem Schlachtfelde zu, wo sich die Franzosen unter dem Kommando des Grafen von Borges zurückzuziehen begannen.

Fünf Jahre waren seit diesem denkwürdigen Tage wieder verstrichen; man zählte 1680 Jahre nach Christi Geburt.

Der Halbmond stand damals in seinem stärksten Glanze am

Himmel Europa's; aber auch drohender als je; denn der Waffenstillstand, welcher mit den Türken nach dem am 1. August 1664 von dem tapfern kaiserlichen Feldherrn, Grafen Montecuculi, bei St. Gotthard an der Raab erfochtenen Siege abgeschlossen worden war, ging allmälig zu Ende, und der Türke rüstete mit aller Macht zu einem Einfalle in die kaiserlichen Provinzen.

Große Vorsichtsmaßregeln waren daher nöthig, um sich bei Zeiten für diesen Kampf zu rüsten.

Die Türken hatten bei dem erwähnten Waffenstillstandsabschlusse zu Vasvar die Festungen Großwardein und Neuhäusl behalten, Siebenbürgen war dem Fürsten Apafi zugefallen. Dagegen ließ der Kaiser zur Sicherung des Landes an der Waag die Festung Leopoldstadt erbauen und die aus Siebenbürgen zurückgerufenen Truppen in ungarische Plätze verlegen.

Insbesondere erschien es nothwendig, je näher das Ende des Waffenstillstandes heranrückte, desto sorgfältiger jene geheimen Sendlinge zu überwachen, welche die türkischen Seraskier in alle Gegenden Ungarns sandten, um sich über die Stärke der Mannschaft und der Vorkehrungen in den Festungen zu überzeugen, die sie im nächsten Feldzuge zu überrumpeln gedachten.

Da war es an einem Frühlingstage des Jahres 1680, daß ein Trupp kaiserlicher Husaren über die Waldgegend oberhalb der neuen Festung Leopoldstadt hinritt. Der Tag war regnerisch, leichte Mäntel deckten daher ihre Glieder. Ihre Zahl mochte wohl an die Zwanzig betragen, die sich um das hohe weiße Roß ihres Führers, der in der Mitte ritt, geordnet hatten. Wind und Regen nahmen aber mit jeder Minute zu. Nicht ohne Befriedigung erblickten daher diese Reiter das Gehöfte einer Bergschenke, welche ein unternehmender Ungar auf die Höhe dieses Waldes hingepflanzt hatte.

Sie stiegen dort von ihren Rossen, und drei von ihnen geleiteten mit sichtlicher Ehrerbietung ihren Anführer in die mit weißem Sande bestreute große Gaststube, wo mehrere Czikos und einige braune Zigeuner den neuen Ankömmlingen sogleich Platz machten und sich in die Ställe und Schuppen der Schenke zurückzogen.

In der nächsten Viertelstunde lag ein feineres Tischtuch auf dem runden Eichentische der Stube, und feines Silbergeschirr, welches die Reiter auf zwei Rossen mitgeführt hatten, bedeckte die Tafel.

Digitized by Google

Was die Schenke an Wein und Geflügel bieten konnte, wurde zusammengebracht, und ein lustiges Feuer brannte bald auf den Herden, während draußen der Regen immer heftiger auf den im Winde brausenden Eichenwald niederstürzte.

Der Führer der Reitertruppe, ein stattlicher Greis voll Ernst und Würde, mit grauem Haupthaar und einer südländischen, fast italienischen Gesichtsbildung ließ sich mit fünf andern Offizieren an der Tafel nieder und schickte sich an, sein Tischgebet zu verrichten, als sich im Hofe der Schenke lautes Geschrei vernehmen ließ. Fluchende Stimmen mischten sich mit lautem Geheul; Hunde bellten, und Waffen klirrten.

Die Herren an der Tafel sprangen auf und traten in den Hof hinaus.

Da bot sich ihnen ein seltsames Schauspiel. Vier Czikos, mit langen Peitschen und kurzen Messern in den Gürteln bewaffnet, stießen einen mit Stricken gebundenen, laut stöhnenden Menschen durch das kleine Thor in den Hofraum; ihre großen Fanghunde mit stachligten Halsbändern halfen ihnen bei diesem Geschäfte.

Der Unglückliche, den sie hineinstießen, trug eine Art türkischen Kaftans und einen ungewöhnlich großen Turban, unter welchem sein todtenbleiches, vom Alter gefurchtes Antlitz hervorguckte. Jetzt kollerte er heulend am Boden, denn ein gewaltiger Hieb mit der Peitsche eines der wüthenden Czikos traf seinen gekrümmten Rücken so schwer, daß er ein Stück des fadenscheinigen rothen Kaftans herabrieß. Aber auch schon im nächsten Augenblicke stand der Anführer der Husaren zwischen den erbosten Czikos. „Was soll die Mißhandlung dieses Menschen?“ fragte er mit volltönender Stimme.

„Es ist ein Türkenhund!“ schrie einer der Czikos; „es ist einer,“ setzte er erläuternd hinzu, „es ist einer der zahlreichen Kundschafter aus Großwardein, wie sie eben im Lande herumziehen, um zu spähen und zu schauen, wo es etwas zu spähen gibt, das sie ihrem Seraskier heimbringen können!“

„Ja!“ fiel ein anderer der Czikos mit einem derben Fluche ein; „wir sahen es aus unsern Sumpfgebüschen, wie die türkische Kröte da ihre Kleider wechseln und statt des Turbans und Kaftans eine ungarische Husarenjacke anziehen wollte; aber der Sohn Muhameds wird das nicht mehr nöthig haben, wir hängen ihn in nächster Stunde an

die größte Eiche im Walde drüben!" Ein beifälliges Gelächter der umstehenden Husaren begleitete diese Rede.

Aber der Anführer der Schaar faßte jetzt seinen Mann fest ins Auge. „Woher, Türke?" fragte er in ungarischer Sprache.

Der Unglückliche blickte dem Sprechenden angstvoll ins Auge. „Herr!" rief er in derselben Sprache; „habt Erbarmen, ich bin ein Christ wie Ihr!"

„Das mache dem Teufel weiß, dem Du in zehn Minuten verfallen sein wirst!" schrie einer der Czikos, indem er den Unglücklichen mit einem Faustschlage zu Boden streckte, daß dieser im Schmerz laut aufheulte.

Der Führer der Husarentruppe warf aber jetzt einen glühenden Blick auf den Sprecher. „Wer wird einen Gefangenen mißhandeln?" donnerte er, „wartet, bis das Kriegsgericht über ihn gesprochen hat."

„Der Hund ist ja nur ein Türke!" rief der Czikos, welcher den Unglücklichen niedergeschlagen hatte.

„Aber ein Mensch!" entgegnete der hohe Offizier; „und darum müssen wir die menschliche Würde an ihm achten und ihn nicht behandeln gleich dem Hunde."

„Die Türken machen es mit den Unsern auch nicht anders, wenn sie einen beim Fell kriegen!" schrie der vom ungarischen Branntwein aufgeregte Czikos; „die Bestie da ist ein Heide . . ."

„Und wir sind Christen!" fiel mit volltönender Stimme der hohe Offizier wieder ein; „und darum müssen wir den Heiden beweisen, daß unser Erlöser uns nicht vergebens lehrte: ‚Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen!' Mensch!" fuhr er mit gewaltiger Stimme fort, indem er den verwegenen Czikos bei der Schulter faßte; „wenn Du mir den armen Türken da noch einmal anrührst, so lasse ich Dich an der nächsten Eiche aufknüpfen, daß Du daran gurgelst, wie eine am Schweif hängende Meerkatze!"

„Ho! Ho!" schrieen jetzt die andern Czikos, und ihre Fäuste ballten sich um ihre Handmesser in den Gürteln; „wegen eines Heiden soll ein Christ baumeln!" und rohe Flüche folgten diesen Ausrufungen. Aber der Anführer der Husaren wandte sich jetzt zu seinen Leuten, von denen mehr und mehr in den Hof herausgetreten waren. „Vorwärts," donnerte er, „und führt diese vier rebellischen Burschе in's

Digitized by Google

Haus — ſie ſollen gebunden in die Kaſematten der Leopoldſtadt hinabgeführt werden. Ich will doch ſehen, ob man einem Generale ſeiner kaiſerlichen Majeſtät auch nur einen Augenblick den Gehorſam zu verweigern wagen darf!" Er ſchlug bei dieſen Worten die Falten ſeines Mantels auseinander, und eine hellſchimmernde goldene Kette ſtrahlte von ſeiner Bruſt.

„Gnade!" ſchrieen jetzt die vier Czikos wie aus einem Munde. Aber ſchon wurden ſie durch einige Huſaren in das Innere des Hauſes abgeführt.

Der General wendete ſich jetzt zu dem gefangenen Türken, welcher ſchwach und ſtöhnend zu ſeinen Füßen lag. „Woher kommſt Du, und was ſuchſt Du in dieſer Gegend?" fragte er.

„Gnade! Gnade!" murmelte der Angeredete jetzt in deutſcher Sprache; „ich bin kein Spion, ich bin kein Türke, ich bin ein Chriſt wie Ihr!"

Der General blickte ihm lange forſchend in's Auge. „Das dachte ich mir im erſten Augenblicke, als ich Dich zu meinen Füßen liegen ſah und winſeln hörte!" ſagte er näher tretend; „ein Osmane vom echten Geblüte pflegt in ſolchen Augenblicken viel eher mit ſtumpfem Gleichmuth ſeinen chriſtlichen Drängern zu fluchen, als vor ihnen in den Staub zu liegen; er würde nach dem Dolche gegriffen haben, den Du da an der Seite trägſt, und nicht nach meinen Füßen. — Du haſt Recht, Elender, Du biſt kein geborner Türke."

„Der Unglückliche athmete auf und blickte mit weit aufgeriſſenen Augen auf den Sprecher: „Herr! Herr!" rief er, „Ihr ſagt recht, ich bin ſo wenig ein Türke, als Ihr! . ."

„Aber Du biſt ein Ueberläufer, ein Spion, ein Renegat!" donnerte der General mit furchtbarer Stimme — „oder iſt es nicht ſo?"

„Nein! Nein! beim allmächtigen Gott!" rief der Unglückliche, „auch das bin ich nicht; wer kann ſagen, daß ich jemals einen Ueberläufer, einen Verräther machte."

„Ich," — entgegnete der General mit eiskalter Ruhe; „oder haſt Du vergeſſen, Unſeliger, daß wir uns ſchon einmal im Leben getroffen haben, als Du, obgleich in anderen Regionen, einen Zwiſchenhändler und Kundſchafter machteſt?"

Leichenbläſſe trat jetzt von Neuem auf das Antlitz des Gefan-

Digitized by Google

genen; er wollte reden; aber die Stimme versagte ihm, und sein Auge forschte in den Zügen des Generals, während Todesangst sich auf seinem Gesichte malte. Dieser aber blickte ihm noch einmal scharf in's Antlitz. „Ich müßte mich wahrlich sehr irren!" sagte er, „und mein sonst allzeit treues Gedächtniß müßte mir einen argen Streich spielen, wenn Du nicht derselbe Greis wärest, der vor fünf Jahren unter den Fichten bei Sulzbach lag, als ich mir den Platz besah, wo der große Turenne von der Kanonenkugel, die den Ast vom Baume riß, getödtet wurde. Man hielt Dich damals für todt, und wir nahmen nur die Depeschen mit uns, die Du als verrätherischer Sendbote des Prinzen Condé aus Flandern in's französische Lager bringen solltest, und aus denen hervorging, daß Du ein mit allen Pässen und Schluchten der österreichischen Vorlande wohl vertrauter Oesterreicher, folglich ein Verräther Deines eigenen Vaterlandes warst, der, wie die Depesche weiter besagte, sich sogar angetragen hatte, sich in's österreichische Lager einzuschleichen und den Marschall, Grafen Montecuculi, aus dem Wege zu räumen."

Der General schwieg eine Weile. Hohe Entrüstung malte sich auf seinem edelschönen Antlitze. Tiefes Schweigen herrschte unter allen Umstehenden. Man konnte ein Blatt fallen hören; nur das leise Stöhnen des auf seinem Antlitze liegenden Gefangenen war vernehmbar.

„Dein Schweigen redet so laut wie Dein Geständniß!" begann nach einer Weile der General wieder; „und ich lese auf Deinem Antlitze die weiteren Irrgänge Deines Lebens. Du bist ohne Zweifel an jenem Julitage vor fünf Jahren, wo Du an der Seite Turenne's fielst, nur in todähnlicher Ohnmacht gelegen und später gerettet worden. Ohne Zweifel hast Du Dir später statt des französischen Lagers, wo nach dem Friedensschlusse nichts mehr zu verdienen war, das türkische als den Tummelplatz Deiner Parteigängerei ausersehen und den Turban genommen und bist jetzt als Kundschafter in diese Gegend gekommen, um mit zeitig gewechselten Kleidern Dich in die neue feste Leopoldstadt einzuschleichen und für gutes Gold zu erspähen, wo der Türke nach dem Waffenstillstande am besten seine Petarde anschrauben könne. Nun habe ich Deinen edlen Lebenslauf errathen?"

„Nein! Nein!" schrie jetzt der Unglückliche; „ich bin nicht der, für den Ihr mich haltet; ich bin kein Renegat, kein Türke — ich, ich, wollte nur — ich komme nur —"

Digitized by Google

„Genug!“ donnerte der General, „ich irre mich nicht; mein treues Gedächtniß hat mich noch nie betrogen; überdieß iſt die Friſt von fünf Jahren noch zu kurz, um mich Deine Geſichtszüge vergeſſen zu machen, die ich mir damals, Dich genau beſchauend, lebhaft eingeprägt habe. Du biſt der Spion aus Flandern!“

Hierauf wandte ſich der General zu den umſtehenden Offizieren: „Man durchſuche die Kleider dieſes Menſchen!“ befahl er; „dann fort mit ihm, in die Kaſematten von Leopoldſtadt. Bis zum Abend ſoll das Kriegsgericht über den doppelten Vaterlandsverräther richten und ſein Kopf mit dem Turban geziert auf der höchſten Eiche an der Bergſtraße zu Jedermanns Warnung ausgeſteckt werden!“

„Gnade! Gnade!“ jammerte der Unglückliche, wieder aufs Neue zu den Füßen des Generals hinſtürzend. Aber ſchon hatten vier handfeſte Huſaren ſein Wams aufgeriſſen, ohne jedoch außer zwei Piſtolen und einigem Pulvervorrath etwas zu finden.

„Beim großen Hunyad!“ rief jetzt ein bärtiger Huſarenwachtmeiſter, welcher bei dieſem Durchſuchungsgeſchäfte mithalf, „der Hund hat ſeine Briefſchaften ohne Zweifel an dem Platze weggeworfen, wo ihn die Czikos erblickten und ihm nachſetzten, doch halt — was iſt das?“ und der Soldat riß mit Haſt aus der innerſten Falte des Wamſes eine kleine, ſchwach vergoldete Münze heraus.

„Da ſeht, ſeht!“ ſchrie der Gefangene wieder aufathmend; „da ſeht dieſe Denkmünze, den Marienpfenning; da ſeht, daß ich ein Chriſt bin, wie ihr; eine ſolche Münze trägt kein Mohamedaner in ſeinem Wamſe!“ Mit einer raſchen Handbewegung hatte der General die Münze ergriffen. Lange haftete ſein Auge darauf. „Menſch!“ fragte er dann, dem Gefangenen wieder näher tretend, „woher haſt Du dieſe Münze?“

„Ach!“ ſtöhnte der Geängſtigte, „ſie iſt ein uraltes Andenken aus meiner Jugendzeit, das ich, ich weiß ſelbſt nicht wie es kam, ſtets bei mir trug. O, Herr, glaubt mirs, die Münze iſt mein redlich Eigenthum. Ein alter Eremit im Böhmerwalde ſchenkte mir den Pfenning, als ich einſt vor mehr als fünfzig Jahren auf meiner Reiſe von Norddeutſchland nach meiner Heimath bei ihm einſprach; ſie trägt ein Sprüchlein aus der Bibel: ‚Wer nicht iſt für mich, der iſt wider mich!‘ Seht alſo, Herr, wer ein ſolches Bibelſprüchlein durch fünfzig Jahre in ſeinem Wamſe trägt, der muß ein Chriſt ſein, und kein Türke, kein Renegat! Die Denkmünze ſoll für mich reden!“

Jetzt winkte der General den Umstehenden bei Seite zu treten. Noch einmal ruhte sein Blick scharf und fest auf den vom Alter gefurchten Zügen des Gefangenen. „Führt den Mann in die Gaststube!“ befahl er. In nächster Minute wankte der Unglückliche dorthin. Jetzt stand er allein zitternd und stöhnend vor dem General. Dieser ging mit weiten Schritten auf dem Sande der Stube auf und nieder. Dann blieb er vor dem Gefangenen stehen und betrachtete ihn lange, während allmälig tiefe Rührung den Ausdruck des Zornes von seinem schönen Antlitze verdrängte.

„Mann des Unglückes!“ sagte er endlich, indem er einen Gegenstand unter seinem goldbelegten Koller hervorzog. „Siehe, auch ich trage eine ähnliche Denkmünze seit fünfzig Jahren an meinem Halse!“

Und er wies dem Gefangenen eine gleiche Denkmünze vor. Die Augen des Angeredeten hafteten starr an dem Munde des Generals. „Auch mein Denkpfenning,“ fuhr dieser mit weicher Stimme fort, „trägt am Rande den Wahlspruch: ‚Wer nicht ist für mich, der ist wider mich!‘“

Auf dem Gesichte des Gefangenen malte sich ein seltsamer Zug, es war, als ob ein Traum verlebter Tage über seine gefurchte Stirne zöge.

„Auch ich habe diesen Denkpfenning vor fünfzig Jahren,“ fuhr der General mit steigender Rührung fort, „von einem Eremiten im Böhmerwalde erhalten, bei dem ich auf einer Reise von Norddeutschland nach meiner Heimath eingesprochen hatte.“

„Herr! Herr!“ rief jetzt der Gefangene, wieder zu den Füßen des Generals hinstürzend, „Ihr seid — Ihr waret einst . . .“ — „der Jüngling, welcher mit Dir in der Hütte des Eremiten im Böhmerwalde übernachtete,“ ergänzte der General, eine große Thräne in seinem Auge zerdrückend, „und der durch Gottes unerforschlichen Rathschluß,“ fuhr er fort, „Dir nun zum zweitenmale im Leben begegnet ist, um Dir vielleicht die Bahn zu weisen, auf der Du zu Dem zurückkehren kannst, den Du Dein ganzes Leben hindurch verläugnet hast — zum ewigen Gotte der Wahrheit und Gerechtigkeit!“

Also redete der General. Ihm antwortete ein Thränenstrom des auf den Knieen liegenden Unglücklichen.

Digitized by Google

Es war wahrlich ein großer Augenblick der Gnade des Allerbarmers über den Sternen, der die Fäden dieser beiden Menschenschicksale so geleitet hatte, daß sie, die fünfzig lange Jahre in verschiedenen Richtungen auseinander liefen, nun auf der letzten Höhe dieses Waldlandes zusammentrafen, dem Sünder zum Heile, dem Gerechten zur Erhebung!

Aber wer mißt die Bronnen der unendlichen Erbarmung des Herrn?

Tiefer als des Meeres Tiefen, höher als der Berge Höhen ist die Erbarmung des ewigen Vaters über seine Kinder, und unerforschlich sind seine Wege!

„Ja!" rief jetzt der vor seinem einstigen Reisegenossen Knieende, der Mann der Lüge und des Zweifels, der Sohn der Unbeständigkeit: „Ja, ja, ich bin Peter Aschauer, der unglückliche Oesterreicher, bin der unstäte Ahasver, den sein Verhängniß seit einem halben Jahrhundert von einer Grenze zur andern treibt. So tödtet mich nun, denn mein Leben ist mir ohnehin schon eine Last!"

So flehte jetzt der Unglückliche, der vorhin um sein Leben gewinselt hatte, vom Strahle der Größe, in welcher er seinen einstigen Reisegefährten sah, ganz zu Boden geschmettert.

Aber der General faßte ihn sanft am Arme. „Mann des Elendes," sagte er mit bewegter Stimme, „jetzt sollst Du nicht sterben; hast Du auch den Tod durch Deine Verrätherei zweifach verdient, und bin ich auch, als strenger Richter, in solchen Fällen unerbittlich, so sei es doch jetzt ferne von mir, den Fingerzeig des Herrn zu verkennen und den Mann, den mir der Allerbarmer auf so wahrhaft wunderbare Weise entgegenführt, anders als auf dem Wege der Liebe und Erbarmung zu dem zurückzuleiten, der über einen reuigen Sünder mehr Freude hat, als über neun und neunzig Gerechte! Komm denn, verlorener Sohn, erzähle mir die ganze Geschichte Deines verfehlten Lebens, und wie Du den schönen Spruch: ‚Wer nicht ist für mich, der ist wider mich!' zwar in Deiner Tasche, aber nicht in Deinem Herzen tragend, bis zum Rande des zeitlichen und ewigen Verderbens gelangt bist. Dann, alter Reisegefährte, will ich Dir ein Plätzchen anweisen, wo Du in stiller Buße den Glauben wieder gewinnen magst, daß alle Klugheit der Welt den Menschen ohne Entschiedenheit für Wahrheit und Recht nichts nützet; denn nur durch diese Ent-

ſchiedenheit bin ich der geworden, den Du jetzt vor Dir ſtehen ſiehſt, und — Dein Retter."

Aus dem Munde des Unglücklichen erfuhr nun der General, wie Peter Aſchauers Leben auch nach ſeiner gezwungenen Flucht aus Oberöſterreich, wohin er als ein bei beiden Parteien verpönter Mann nicht mehr zurückzukehren wagte, eine Kette verrätheriſcher Handlungen war, wie er bald als Soldat, bald als Sänger in dieſer und jener Geſtalt nach Frankreich und Flandern gewandert war, überall den Parteigänger gemacht, jeden moraliſchen Halt verloren hatte; nach Turennes unglücklichem Ende mit ſchweren Wunden bedeckt von mitleidigen Landleuten, die noch einiges Leben in ihm fanden, in ihre Wohnung getragen, gepflegt und beſchenkt worden; wie er dann mit Umgehung ſeines Vaterlandes nach Ungarn und Siebenbürgen, wo er einen Boden für ſeine Parteigängerei zu finden hoffte, gewandert war und dort mehr genöthiget, als freiwillig des Verdienſtes wegen das Aeußerſte gethan, und treu ſeinem Grundſatze: „Seid klug wie die Schlangen!" endlich ſogar den Turban genommen und die Stelle eines Agas der Beſatzung von Großwardein erhalten, wie er aber bei ſeinem unſtäten und wenig Vertrauen erweckenden Weſen ſelbſt ſeine mohamedaniſchen Brodgeber nicht von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen für ſie überzeugen gekonnt hatte, von ihnen allmälig hart behandelt, entwichen war, und nun nach Umſtänden, bald als Türke, bald als Ungar verkleidet, in die kaiſerlichen Erbſtaaten zurückkehren und anderweitig ein Ruhekiſſen für ſein tiefgebeugtes Haupt ſuchen wollte, bis ihn jetzt die allwaltende Vorſehung zu den Füßen deſſen führte, mit dem er einſt in der Eremitenklauſe bei Heuraffel im ſüdlichen Böhmen übernachtet hatte, und welcher nun ſein Retter vor dem ſicheren Tode geworden war.

Am andern Morgen reichte der edle General ſeinem einſtigen Reiſegenoſſen mit tiefer Rührung die Hand, ließ ihm ein Pferd vorführen, und während er zwei Reitern auftrug, den Begnadigten bis über die öſterreichiſche Grenze zu geleiten, drückte er dieſem einen Geleitsbrief und einen Beutel mit Silbermünzen in die Hände, indem er ſprach: „In Linz, wo ich nach der mir von kaiſerlicher Majeſtät aufgetragenen Beſichtigung der neuen Feſte Leopoldſtadt da unten wieder meinen Ruheſitz einzunehmen gedenke, hoffe ich Dich im nächſten Herbſte wieder zu ſehen und werde dann weiter für Dich ſorgen; reiſe glück-

Digitized by Google

licher als bisher und frage, wenn Du in der oberösterreichischen Hauptstadt ankommst, damit Du mich sicher findest, nur nach dem General „Pickauf!"

7. Ein Balken.

Der schöne Herbst des Jahres 1680 schüttelte seine reifen Trauben auf die reizenden Fluren Oberösterreichs. Die lustigen Sänger des Oberlandes zogen mit ihren spitzen Jodelhüten und runden Zithern durch das Land, und auf den Waidzillen der blauen Donau schwammen volle Mostfässer und reiche Fruchtkübel gegen die Gestade des alten Lentinm oder Linz, wo zur Zeit der welterobernden Römer ein Reiterflügel unter Lentulus gestanden haben soll, oder wo, wie Andere wollen, die Luchse manchen Baum erkletterten, daher von dem lateinischen Lynx der Name der alten Stadt entstanden sei. Sei dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß der alte Ister an den Mauern dieser Stadt manches blutige Trauerspiel der Vorzeit mit angesehen hat. Das Schloß, wo der alte Kaiser Friedrich IV. ausgeathmet und der letzte Ritter, der edelschöne und starke Max I. gehaust hatte, küßte gar gerne der alte Strom mit seinen blauen Wellen; oft wohl ein wenig zu viel; denn die einstigen Stadtmauern zeigten manchen schwarzen Strich in bedeutender Höhe, bis zu welchem bei den gewaltigen Hochgewässern die Donau stieg.

Auch das alte Stadtthor, von dem sich jetzt kein Steinchen mehr vorfindet, trug noch in den ersten vier Jahrzehenten unseres Jahrhunderts hoch oben auf einer Marmorplatte unter dem Stadtwappen mit der goldenen Brücke, dem Sinnbilde des reichen Handels der Stadt, das Bild einer kleinen weißen Ente mit der Lapidarunterschrift:

„Hir mit diesen Stain bezeichnet hat,
wie hoch die Tunau gereichet hat;
das ist beschehen im Monat Augusti
Bei Regierung Römischen Kunig Maximilian
Da von Kristi gepurdt ergangen war
Tausend fünfhundert ain Jahr."

Dieses Thor war in den ersten Tagen des Wein- und Reifmonates im genannten Jahre 1680 festlich geziert, denn man erwartete die Ankunft des Hofes von Wien, welcher sich ob der wieder drohen-

Digitized by Google

den Türkengefahr, wie es hieß, nach Linz zurückziehen sollte, wo der schöne Friede mit seinem Oelzweige, wie im ganzen schönen und reichen Lande Oberösterreich, wieder sein Lager aufgeschlagen hatte. Die Spuren der furchtbaren Verwüstungen im Bauernkriege des Jahres 1626, welchem im Jahre 1632 ein zweiter Aufstand gefolgt war, waren längst verwischt.

Stefan Fadinger, der „Bauernherzog", war am 29. Juni 1626 um fünf Uhr Abends vor der Schanze des Landhauses zu Linz, wie eine handschriftliche Chronik der Jesuiten berichtet, durch die geweihte Kugel eines Studenten tödtlich in den Schenkel getroffen vom Pferde gestürzt, in Ebelsberg begraben, später aber wieder aus seiner Ruhe gerissen und im wilden Moose bei Efferding verscharrt worden. Viele hundert Theilnehmer des damaligen Aufstandes ruhten unter dem noch jetzt kennbaren Bauernhügel bei Gmunden, wo auch der berüchtigte „Student" nach der Bauernschlacht bei Gmunden von einem Kroaten niedergestochen worden war. Die anderen obengenannten Vorkämpfer und Rädelsführer der Bauernschaft waren im März und April auf dem Hauptplatze zu Linz hingerichtet worden. Viele oberösterreichische Edle und Bauern waren ausgewandert, und Niemand sprach mehr von dem gewaltigen Huterer von Aschau, dessen Hof der Erde gleich gemacht worden war. Eine andere Generation lebte und waltete im Lande ob der Enns.

Durch das oben erwähnte, schön geschmückte Thor zog am 15. Oktober des Jahres 1680 ein stiller Wanderer an seinem Stabe, ein Wanderer, welcher lange, lange in der Fremde geweilt hatte; denn erst nach mehr als fünfzig Jahren setzte er wieder den Fuß auf die heimathliche Erde, die er als ein verwehmter Flüchtling verlassen hatte.

Peter Aschauer war's, der einstige reiche und angesehene Erbe des rothen Löwen zu Efferding. Arm war er aus der Heimath geflohen, als die aufständischen Landleute ihm mit dem Feuer seines niedergebrannten Hauses über die Grenze geleuchtet hatten; arm kehrte er und noch weit ärmer und elender von den Irrgängen seines unstäten Lebens zurück; denn als ob die rächende Nemesis ihm bis zur äußersten Grenze seines Vaterlandes auf den Fersen säße, wurden ihm, als er nahe bei der uralten Stadt Enns, dem einstigen Laureacum der Römer, seinen ersten Fußtritt wieder nach Oberösterreich setzte, von räuberischen Wegelagerern, welche damals wie in jeder bewegten Zeit

Digitized by Google

die Gegend unsicher machten, die Geldstücke abgenommen, welche ihm der alte General in der ungarischen Waldschenke zur Heimreise gespendet hatte. Er konnte noch von Glück sagen, mit dem nackten Leben davon gekommen zu sein. Ueberdieß kehrte er als schwacher und kranker Greis in das Land zurück, das er blühend und voll Jugendkraft verlassen hatte. Drei Monate brachte er im Hospitale des Städtchens Enns zu, um sich von den Mühseligkeiten seiner lange dauernden Reise von Ungarn her und von den Mißhandlungen, die ihm die Wegelagerer zugefügt hatten, einigermaßen zu erholen. Voll des bittersten Unmuthes hatte er noch die zwei Meilen lange Strecke von Enns bis in die Hauptstadt Oberösterreichs zurückgelegt und trat jetzt, ein armer Bettler, in die Wölbung des alten Stadtthores.

Peter lenkte seine Schritte in die nächste Schenke, wo er etwas Nahrung für seinen hungernden Magen und eine Strohschütte für seinen müden Leib fand.

Schon in dieser Schenke fragte er den mitleidigen Wirth um die Wohnung des alten Generals „Pickauf", aber lautes Lachen des Angesprochenen war die Antwort. Niemand in der Schenke konnte ihm Bescheid geben.

Besser erging es ihm, als er am nächsten Morgen unter den Soldaten der Stadt-Schanzen Umfrage nach dem Generale Pickauf hielt. Da war's zuletzt ein alter Korporal, ein Pickenträger vom einstigen Regimente „Hatzfeld," mit welchem er in Ungarn gestanden war. „Alter!" rief ihm dieser auf die Frage nach dem General Pickauf entgegen: „Der, den Du suchst, ist mein alter, guter Kamerad; wir beide standen vor fünfzig Jahren als Musketiere, dann als Dragoner mit einander vor dem Feinde. Ich konnte nicht lesen noch schreiben, und so brachte ich es trotz all meiner Bravour eben nicht weiter, als bis zum Korporalshute. Mein Kamerad aber, den Du suchst, war von guter Geburt und hatte auch was rechtes gelernt; dabei war er stark und fest im Felde, stark und fest im Glauben und in seinen Entschlüssen, und so hat er uns alle bald überritten, die wir mit ihm in Reih und Glied standen; aber er hat's verdient, und so faß jetzt die Korbel und trink mit mir eines auf seine Gesundheit!" Der alte Korporal reichte dem greisen Peter bei diesen Worten die Mostkorbel und zog ihn auf eine Bank des Walles neben sich nieder. „Ja, alter Knabe!" fuhr er begeistert durch die Erinnerung einstiger

Digitized by Google

Heldenthaten seines großen Kameraden fort, „da hättest Du sehen sollen, wie wir, nämlich ich und der jetzige General Pickauf, Anno fünf und vierzig bei Raaslau in Schlesien achttausend Schweden mit unsern zweitausend Mann in die Flucht schlugen, daß sie Sack und Pack und Pulver und Wagen im Stiche ließen und Reißaus nahmen, wie die Hühner im Rohr, wenn die Kugel des Weidmanns unter sie pfeift, — und dann Anno sechs und vierzig in Böhmen, wo wir dem eisenfesten Johann von Werth mit achthundert Reitern und zweitausend Musketen gegen die Franzosen secundirten, und diese Reißaus nahmen auf's Nimmerwiedersehen; obgleich meinem wackern Kameraden damals ein Pferd unter dem Leibe erschossen und eine tüchtige Schramme auf die Haut gepelzt worden war; — der war aber auch ein Teufel, wenn's zum Einhauen kam, obwohl er sonst herzensgut ist; und eine Faust hatte er, die — nun, der Graf von Malzau hat sie am besten empfunden, als er ihm im Turnier zu Modena die Eisenlanze durch den Brustharnisch stieß, daß der arme Teufel kein Wörtchen mehr sagte und in Abrahams Schoß ging, ehe noch die Trompete das Turnier ausgeblasen hatte. Wie wir schon als ein paar alte Kerle die Franzosen nachmals bis nach Utstatt jagten — heidi, war das eine Hetze — kurzum, alter Knabe, ich könnte Dir da einen Monat lang von den Thaten meines alten Generals Pickauf erzählen, aber Du kannst ihn bald selbst sehen, denn er ist vor wenigen Tagen von seiner Inspektionsreise in Ungarn zurückgekehrt und eben auf einer Hochjagd im Kirnberg begriffen. In einigen Tagen kehrt er zurück, dann magst Du ihn sehen und sprechen."

So redete der alte Korporal noch lange zu Peter Aschauer und erzählte ihm von den Thaten des General Pickauf, bis der Vollmond schon hoch über den Wällen der alten Donaustadt stand.

Am nächsten Morgen, am St. Gallustage des Jahres 1680, stand Peter Aschauer auf dem Gerüste des oberwähnten Stadtthores, wo die Maurer und Zimmerleute der Stadt noch manches zur Verzierung des Daches arbeiteten, weil die Kunde ging, daß kaiserliche Majestät schon in den nächsten Tagen in Linz eintreffen werde, um längere Zeit daselbst zu verbleiben. Peter Aschauer hatte durch die Vermittlung des alten Korporals, mit welchem er gestern auf der Schanze zusammengetroffen war, als Handlanger Arbeit gefunden und

Digitized by Google

Peter in der Luft. II.

Digitized by Google

Digitized by Google

half, so gut es bei seiner geschwächten Kraft noch ging, bei den Verzierungen der Balken des Dachgerüstes am Thore.

Jetzt dröhnte die Thurmuhr der Stadtpfarrkirche die Mittagsstunde, die Maurer und Handlanger wollten sich eben zu ihrem Mittagsbrode setzen und die braunen Mostkorbeln anzapfen, da schmetterte die Trompete des Thürmers lustige Klänge in die Luft hinaus, das Fallgitter des Stadtthores rasselte herab, und von der obern Donaugegend antworteten andere Trompetenklänge und verkündeten die Ankunft hoher Standespersonen. Hundegebell und Hallohrufe schallten immer lauter; dann verkündeten die schönen Klänge eines Waldhornes, daß die Jagd beendet und der Einzug der Edelleute, welche ihr beigewohnt hatten, zu gewärtigen sei.

In der That brauste der lärmende Zug der aus dem Kirnberger Forste Heimkehrenden näher und näher — jetzt strömte die bunte Schaar der Reiter, Jäger, Troßbuben, Treiber und gekoppelten Hunde vom obern Donauufer gegen das Hauptthor der Stadt heran.

Peter Aschauer, der greise Bettler, stand, wie erwähnt, hoch oben auf dem Holzgerüste des Thorthurmdaches, neben ihm ein Zimmermeister von der Stadtgilde, welcher eben einen langen und schweren Holzbalken zurecht geschoben hatte, um ihn später an dem übrigen Sparrenwerke festzumachen; denn für den Augenblick drängte sich alles zur Thurmkante, um die reichen, gold- und silbergestickten Jagdkleider und mit feinem Elfenbein ausgelegten Gewehre der Jäger, ihre edelstolzen Rosse und das silberstrahlende Geschirr, die flinken Windhunde und die reiche Beute an erlegtem Wilde, welches auf zwei Wägen nachgeführt wurde, zu betrachten. Das war eine wahre Augenweide für die schaulustigen Linzer.

Auch das trübe Auge des greisen Peter haftete fest auf dem Einzug. Jetzt starrte er auf den dem Zuge voransprengenden vornehmsten der heimkehrenden Jäger, einen schönen Greis, welcher in Gold schimmernder Jagdkleidung auf einem spiegelglatten Schecken saß, und um dessen Koller die schwere Kette des goldenen Vließes hing, während ein am Griffe mit edlen Steinen besetzter breiter Hirschfänger seine Lenden zierte.

Peters Auge erglühte, als er diesen Edlen erblickte; er erkannte ihn sogleich; es war ja jener alte General, welcher mit ihm in der ungarischen Schenke zusammengetroffen war, sein einstiger Reisegenoß

Digitized by Google

war es, der Mann, den er in Linz zu suchen gekommen war. „Da ist der General Pickauf!“ rief er, und seine Hand deutete auf den Einreitenden.

Der Zimmermeister, welcher neben Petern auf der Thurmkante stand, lachte. „Narr!“ sagte er, „das ist ja Seine Gnaden und Durchlaucht, der Herr Feldmarschall Raimondus, Fürst von Montecuculi!“

Wie ein Blitz fuhren diese Worte in Peters Ohren. Der berühmte Feldherr, Fürst von Montecuculi, war sein einstiger Reisegenosse, war sein Retter vom Tode, war der General „Pickauf“, der — Peter konnte nicht weiter denken. Wie ein verzehrendes Feuer brannte es durch seine Adern, sein Blut siedete, der wüthendste Schmerz und Unmuth über all seine verfehlten Hoffnungen und Lebenspläne brannte in seiner Brust, er konnte den Gedanken nicht fassen, daß jener Jüngling Raimund, mit welchem er einst in der Eremitenklause in Böhmen übernachtet hatte, diese gewaltige Höhe erklommen hatte. Jener so groß! er so klein! Jener mit dem goldenen Vließ angethan! er mit dem zerfetzten Lodenrock des gemeinen Taglöhners! Das ganze schreckliche Bewußtsein eines verfehlten, durch eigene Schuld verfehlten Lebens trat vor das Innere des alten Sünders.

In seinem wankelmüthigen Herzen faßte jedoch augenblicklich wieder eine andere Stimmung Platz. Der Versucher, welcher sein durch fünfzig Jahre verfolgtes Opfer nicht mehr losgeben wollte, flüsterte ihm zu: Räche dich, Mensch, an deinem bösen Schicksale! warum soll ein anderer glücklicher sein, als du? Peter Aschauer stieß — ob aus Versehen, ob mit Willen — die Chronik der Landeshauptstadt hat das nicht zu bezeichnen gewagt — den gewaltigen Holzbalken, welcher noch lose an der Eisenklammer hing, womit er befestigt werden sollte, zur Seite, der Fürst warf einen Blick zu Peter empor — lautes Geschrei! — dann drängte sich der einziehende Haufe um den Fürsten Montecuculi, denn von dem schweren Balken tödtlich am Haupte getroffen sank dieser zu Boden.

Hundert Hände waren geschäftig, den hohen Verwundeten ins Schloß hinauf zu tragen; tausend Hände flehten zu dem Allbarmherzigen um seine Rettung. Alle Aerzte der Stadt und Umgegend wurden berufen, — aber — vergebens!

Wenige Wochen nach diesem verhängnißvollen Balkensturze lag

Digitized by Google

der große Feldherr, Fürst Raimondus Montecuculi, beweint von Arm und Reich, von Hoch und Niedrig, in seinem Sarge. Aber sein Andenken lebt in den Jahrbüchern der Weltgeschichte für ewige Zeiten fort! Auch zu Linz ehrt sein Andenken ein schönes Monument von weißem Marmor in der Kirche der Kapuziner.

Erst nach dem Hinscheiden des großen Fürsten dachte man zu Linz an das, was man früher im Getöse der bei der erwähnten Scene herrschenden Verwirrung vergessen hatte, — an die Aufsuchung des vorsätzlichen oder unachtsamen Thäters, welcher den tödtenden Balken von der Thurmkante herabschleuderte oder, wie man meinte, unvorsichtiger Weise fallen ließ. Nach der Aussage des sich rechtfertigenden Zimmermeisters fiel natürlich aller Verdacht mit Recht auf den greisen Bettler, dessen Namen, Peter Aschauer, aber Niemand kannte. Dieser war jedoch, wie man voraussehen konnte, gleich nach dem geschehenen Unglücke aus der Stadt und Umgegend spurlos verschwunden. Alles Nachforschen der Häscher der Stadt und des Landes nach seiner fortan vervehmten Person war vergebens. Als aber der folgende Monat November das letzte Laub von den Bäumen streifte, und die Sträucher des alten Haselgrabens, eines langen Engpasses bei Linz gegen die böhmische Grenze, blattlos dastanden, da fand man unfern der uralten, auf einem Felskegel zwischen den Hochforsten des genannten Engpasses gelegenen Veste Wildberg, auf welcher einst König Wenzel der Faule von Böhmen in den noch immer in Ruinen vorhandenen „Königszimmern" gefangen saß, den unglücklichen Peter Aschauer auf dem Aste einer Tanne hängen, wo der Nordwind noch seine falbe Leiche hin und herbewegte, als sollte Peter auch im Tode so beweglich und unstät bleiben, wie er es im Leben gewesen war. Da hing der unbeständige Allerweltsmann, ehe er von mitleidigen Bauern in eine Grube außerhalb der geweihten Erde des Gottesackers geworfen wurde, nun in der That zwischen Himmel und Erde — wie er gelebt — ein wahrer Peter in der Luft!

Du aber, mein lieber, junger Leser, der Du diese Zeilen in die Hand bekommst, vermeide jeden Doppelgang im Leben; ernst und gewitterdrohend sind unsere Tage, ernste und entschiedene Männer fordert unsere Zeit. Ergreife das Rechte und halte fest daran, denn nur ein festes Auftreten wahrt vor dem Falle. Wer Allen gefallen will und nach Jedes Lobe geizt, bleibt sein Lebenlang ein Peter in

Digitized by Google

der Luft. Der wahre Mann aber schreibt auf seinen Schild die Worte: „Wer nicht ist für mich, der ist wider mich!“ Und mit diesem Wappenschild muß er siegen, denn unsere Zeit duldet keine Halbheit und will nur ganze Männer! Das Schlagwort des Jahrhunderts sei daher für jeden deutschen Mann: Gottvertrauen und Entschiedenheit!

Muata Cazembe.

Ostafrika.

Die Portugiesen schickten im letzten Jahrhundert mehrere Expeditionen nach Monomatapa und die angrenzenden Länder, aus denen sie Gold genug gewannen, um die Erzählungen über die unerschöpflichen Reichthümer von Ostafrika zu rechtfertigen. Im Jahre 1798 machte Dr. Jose de Lacerda eine wissenschaftliche Reise dahin, und man hörte zum ersten Male den Namen Muata Cazembe, dessen Reich man zum Nutzen des Handels näher zu erforschen beschloß. Es nimmt ungefähr eine Länge von zweihundert Meilen im Innern des afrikanischen Continentes ein. Im Jahre 1832 erhielt der portugiesische Gouverneur auf Mozambique den Auftrag, die Expedition Lacerda's zu erneuern. Er wählte einige entschlossene Männer unter der Anführung des Majors Monteiro und des Capitäns Gamitto, der später Gouverneur wurde, und damals wegen seiner Jugend das mörderische Klima des Landes, das man bereisen wollte, zu ertragen mehr als andere im Stande war. Die Expedition bestand aus zwanzig Soldaten, von denen nur vier der weißen Rasse angehörten: hundertundzwanzig Kaffernsklaven waren zum Transport der Handelswaaren bestimmt. Die Reisenden bildeten eine lange Reihe von einer halben Meile, da man auf den Wegen in diesen Ländern höchstens zu Zweien gehen kann. Die Wanderung war eine fortgesetzte Reihe der größten Entbehrungen, da man die Dauer schlecht berechnet hatte. Sie verloren in fünf Monaten zweiundsiebenzig Personen, bis man endlich in Lunda, der Hauptstadt des Cazembe, ankam: aber auch hier sollte ihr Entbehren nicht enden. Der afrikanische Monarch ließ den Fremden die Lebensmittel mit berechneter Sparsamkeit reichen, er hoffte sie dadurch in Abhängig-

Digitized by Google

keit zu erhalten. Die feierliche Audienz wurde syſtematiſch verſchoben. Endlich fand ſie, nachdem man die größte diplomatiſche Liſt aufge=

Der Muata Cazembe, Cantembo V., in großer Staatstracht.

wandt, ſtatt, und zwar auf dem Moſſumbaplatze der kaiſerlichen Reſidenz, welche etwas von der Stadt entfernt liegt. Hier waren alle

militärischen Kräfte des Muata versammelt: diese regelmäßigen Truppen bestanden aus fünf- bis sechstausend Mann, beinahe alle von hoher Statur und mit Bogen und der Sagaje oder dem Pucuye mit der Flammenklinge bewaffnet, welch' letztere die Kaffern so gut zu benützen verstehen. Die Soldaten standen alle, aber ohne militärische Haltung. Muata saß zur linken Seite des östlichen Thores. Zahlreiche Tigerhäute dienten ihm als Sitz. Die Schwänze der Thiere bildeten eine Art Stern. Die Haut eines Löwen bedeckte dieses Pelzwerk, und auf diesem stand ein mit grünem Tuch bedecktes Taburet. Um die Fremden zu empfangen, hatte er sich mit Eleganz gekleidet. Statt der Krone trug er eine pyramidale Mitra aus Federn von den lebhaftesten Farben. Seine Stirne schmückte ein Steindiadem, Brust und Schultern waren mit einer Art Bischofsmäntelchen bedeckt, das aus falschen Steinen bestand, und oben mit Muscheln und unten mit kleinen Spiegeln umsäumt war. Fiel die Sonne auf den Anzug, so konnte man den Anblick nicht ertragen. An jedem Arm trug er die Insignien der regierenden Familie, ein Stück grünen Tuchs mit Haaren. Der Rock war von gelbem Tuch. Arme und Beine waren mit falschen Steinen bekleidet. Sieben große Sonnenschirme auf hohen Bambusstäben schützten Muata vor der Sonne. Hinter ihm standen zwölf Kaffern, vor ihm zwei Reihen roh geschnitzter Figürchen, welche mit Thierhörnern bewaffnet waren und zwei Palmen hoch sein mochten; sie waren in der Erde befestigt, und die wohlriechenden Blätter, welche man vor ihnen verbrannte, ließen darauf schließen, daß es Schutzgötter waren. Der Muata ist einem andern entfernteren Souverän steuerpflichtig. Canhembo V., den unser Bild darstellt, war 1832 schon über fünfzig Jahre alt; es war unmöglich, die Doppelzüngigkeit und Grausamkeit weiter zu treiben, als dieser Fürst, und die Portugiesen sahen sich sehr betrogen, als sie seinen Versprechungen trauten. Nach sechsmonatlichem Aufenthalt kehrten sie in die Heimath zurück.

Das Reich des Cazembe umfaßt ein Territorium von 150—200 Meilen in der Länge und 100 Meilen in der Breite. Die Hauptstadt, Lunda, liegt an den Ufern des Mofoseo und ist zwei Meilen groß; die Straßen sind breit, gerade und rein. Dieses auf den Karten kaum bezeichnete Reich umschließt Reichthümer, welche vom Handel noch sehr vernachlässigt werden, namentlich Elfenbein, Malachit, Ammonium, Zinnober und Kupfer in ungeheurer Masse.

Digitized by Google

Von der Thierſeele.

Eine naturhiſtoriſch-pſychologiſche Skizze von A. W. Grube.

1.

Wo ein Geſchöpf Gottes zu empfinden beginnt, da beginnt auch das thieriſche Leben, und da iſt auch der Anfang gemacht von einem Innenleben, deſſen verſchiedene Offenbarungen wir in dem Einen Worte „Seele“ zuſammenfaſſen. Und wo ein Empfindungsleben begonnen hat, da dämmert auch bereits das Bewußtſein einer gegenſtändlichen Welt, welche ſich in der Innenwelt des Thieres ſpiegelt, und das Empfinden = Inſichfinden hervorgerufen hat.

Freilich iſt die graue Morgendämmerung, umhüllt von den ſchwarzen Schatten der Nacht, noch nicht der helle Tag im Sonnenglanz; aber ſie iſt doch ſchon der Beginn deſſelben.

Wie die geiſtige Menſchenſeele hoch erhaben iſt über die Seele auch des klügſten Thieres, ſo iſt hinwiederum eine Elephanten- oder Hundeſeele bei weitem ausgebildeter und bildungsfähiger, als die einer Schnecke oder Meduſe. Wie beſchränkt, gering und matt ſind vollends die ſeeliſchen Fähigkeiten eines Polypen und aller der niederen Thierbildungen, die hart an der Grenze des Pflanzenreichs ſtehen! Und doch ſehen wir ſchon bei dieſen unvollkommenſten Thieren Bewegungen und Lebensäußerungen, die ſich weſentlich von dem Leben der Pflanze unterſcheiden, und die uns ein Recht geben, dieſe Geſchöpfe beſeelte Weſen zu nennen.

Das Aufgußthierchen auf der Glasplatte merkt es, wenn der Waſſertropfen verdunſtet. Dieſer Tropfen iſt ſeine Welt, und es unterſcheidet dieſe von der atmoſphäriſchen Luft, in der es nicht leben kann, und aus der es ſich in den nächſten noch vollen Waſſertropfen flüchtet. Der Gefahr des Verſchmachtens entronnen, ſchwimmt es nun um ſo luſtiger wieder in ſeinem Elemente, als die vorhergegangene Empfindung des Mangels die wiedergewonnene Fülle um ſo angenehmer macht. Manche Infuſorien ſchwimmen ſchaarenweis nach der Stelle, wo ſich ihnen zuſagende Nahrungsſtoffe angehäuft haben, und ziehen ſich dann wieder zurück, wenn ſie mit dem Verſpeiſen zu Ende gekommen ſind.

Digitized by Google

Da ist also bereits willkürliche Bewegung, der Anfang des Willens. Der große herrliche Eichbaum muß stehen bleiben, wenn der Boden, in welchem er wurzelt, verdorrt; und der Froschlöffel (Alisma plantago), wenn der Graben trocken gelegt wird, in welchem er so lustig blühte und nun verwelken muß, kann nicht wie der Frosch in den benachbarten Sumpf hüpfen, der noch Wasser hat. Das Ungeziefer verläßt augenblicklich den schmutzigen zerlumpten Bettler, sobald er gestorben ist, wie die Ratten das sinkende Schiff.

Die Korall-Quallen (Polypen), die in Kalkgehäusen eingeschlossen und festgewurzelt sind und deßhalb früher „Steinpflanzen" genannt wurden, stehen doch schon auf einer viel höheren Stufe des thierischen Lebens, als die Infusorien. Diese empfinden noch mit der ganzen Masse ihres winzigen Körperchens; bei den Polypen treten aber schon besondere Tast-Organe (Tentakeln) als gesonderter Sinn hervor. Sie bemerken und ergreifen damit die in ihre Nähe kommende Beute und sind bei der Berührung der Schnecken- oder Muschelschaale gleich im Stande zu unterscheiden, ob deren Inhalt die ihnen gemäße Nahrung enthalte oder nicht. Dabei sind sie sehr empfänglich für Eindrücke des Lichtes oder eines mechanischen Druckes. Wollen sie ihre Tentakeln (Fäden, Arme) ausbreiten, so füllen sie den Körper mit Wasser und spannen so die Muskelfaser an; hinwiederum können sie durch den Mund, durch die Tastärmchen, wie durch die Kanäle des Leibes das Wasser wieder austreiben, so daß ihr Mund sammt allen Tentakeln zwischen den zusammenklappenden Körperwänden wieder verschwindet. Wenn eine größere Beute in den Bereich ihres Mundes kommt, so stülpen sie ihn ein, ziehen dann die Ränder zusammen und führen sie so nach innen. Ihre oft sehr langen und elastischen Tentakeln sind zugleich Fühl- und Fang-Arme, die sie um ihre Beute herumschlagen, zuweilen auch bloß mit den Spitzen durch Saugwarzen festhalten und so zum Munde führen. Leistet die Beute Widerstand, so betäuben oder tödten sie selbige auch wohl durch ihre Nessel-Organe. Mac Donnels Versuche haben gezeigt, daß die plötzlich betäubende, ja tödtende Kraft der Actinien elektrischer Art und vom Willen des Thieres abhängig ist.

Ohne Empfindungsvermögen wäre für die Thiere keine Außenwelt vorhanden. Man verwechsele aber nicht Empfindung mit Gefühl; letzteres kann noch sehr stumpf sein, wenn schon die Empfindlichkeit für

Digitized by Google

Licht und Wärme, für elektriſche und galvaniſche Reize, Feſtes und Flüſſiges, ja für den Ton und Schall ſehr entwickelt iſt. Der männliche Froſch läßt ſich, wenn er ſich auf ſeinem Weibchen feſtgeſetzt hat, ruhig einen Schenkel abſchneiden und bleibt doch ſitzen. Sein Schmerzgefühl bei dieſer Verletzung iſt wahrſcheinlich nicht ſo groß, als wenn man einem Vogel oder Vierfüßer ein Bein abhauen würde. Die kleine Naide, das $1\frac{1}{2}$ Zoll lange wurmförmige Waſſer-Schlängelchen (Nais vermicularis), kann in 26 Stücke zerſchnitten werden, jedes Stück bekommt einen neuen Kopf und Schwanz und wird wieder eine vollſtändige Naide. Das Schmerzgefühl bei ſolcher Zertheilung kann unmöglich groß ſein. Der kleine braune Armpolyp (Hydra fusca L.) und noch mehr der grüne Armpolyp (Hydra viridis), der in unſeren Teichen an Waſſerpflanzen ſitzt und von Waſſerthierchen lebt, hat eine wunderbare Zähigkeit und Wiedererzeugungskraft. Man kann ihn der Länge und der Quere nach ſpalten, aus jedem Stücke wird wieder ein Polyp, ſchon an jeder verwundeten Stelle treibt wieder ein neuer Polyp hervor, ſo daß ein vielköpfiger Leib (wie die Hydra der Alten) entſteht. Man kann dieſen Polypen aus dem Waſſer nehmen, einen ganzen Tag im Mörſer ſtampfen — bringt man ihn wieder ins Waſſer, ſo wächst er wieder empor, ſtreckt ſeine Arme aus und fängt ſeine Nahrung ein.

Die Gefühlloſigkeit der Auſter iſt ſprüchwörtlich geworden. Wenn man ſo ein Muſchelthier, das nur aus einer Maſſe Gallerte zu beſtehen ſcheint, anſieht, möchte man gar keine pſychiſche Thätigkeit vermuthen. Und doch haben dieſe Weichthiere, wie ſie Athmung und Blutkreislauf, mithin ein Gefäßſyſtem und eine organiſirte Verdauung (mit Speicheldrüſe und Galle) beſitzen, auch ein Nervenſyſtem, das von einem Nervenknoten (Ganglion) ausgehend ſich in den Umfang des Körpers verzweigt. Das Taſtgefühl hat ſeinen Sitz vorzugsweiſe in den Mundlappen, in den Taſtfäden längs des ganzen Mantelrandes, oder auch an der hinteren Branchial- (Kiemen-) Oeffnung, wie bei den Perlmuſcheln, oder am Ende des Kiemen-Siphons *); alle dieſe Theile ſind von Nervenfäden durchzogen. Kraft der Empfindlichkeit an dieſen Stellen ſondiren die Muſchelthiere, wenn man ſie an

*) Röhre, welche bei gekammerten Schalthieren die verſchiedenen Kammern in Verbindung ſetzt.

Digitized by Google

eine neue Stelle versetzt, vor Allem ihre neue Umgebung und richten dann ihre Lage danach ein; sie halten fremde Körper, welche zwischen den Kiemen sich festsetzen und Schaden bringen könnten, von sich ab, ja schnellen sie auch fort. Der Fuß und die Siphonen im Ganzen, wenn sie ausstreckbar sind, bilden vorzügliche Tastorgane, mit welchen das Thier den Boden untersucht, in den es sich eingräbt. Mit dem Fuß-Ganglion scheint auch das Gehör verbunden zu sein, und dieses ist bei den Muschelthieren schon ziemlich empfindlich. Die, welche man in einem Wassergefäße im Zimmer aufbewahrt, schließen ihre Schale gleich zusammen, wenn Geräusch im Zimmer entsteht oder auch nur laut gesprochen wird. Die „hülsenförmige Wasserscheide" (Solen siliqua) lagert sich bei stiller Witterung an seichten Stellen auf den Sand, zieht sich aber in die Tiefe zurück, wenn man ihr bis auf einige Schritte nahe kommt. Mag auch hier noch kein Unterscheiden der Töne, sondern nur das Wahrnehmen der Erd- und Luft-Erschütterung stattfinden, so merkt doch das Thier den sich nahenden fremden Gegenstand ohne unmittelbare Berührung. Einige Muschelarten, wenn sie in strömendes Wasser gerathen, befestigen sich mit einem Byssus, den sie aus der Byssus-Drüse absondern, während sie dieß in stillem Wasser unterlassen. Sie richten sich also schon verständig nach der verschiedenen Oertlichkeit ein. Austern, die man von Bänken entnommen hat, welche öfters trocken liegen, halten ihre Schalen außer dem Wasser sorgfältig geschlossen, während die aus tieferem Wasser genommenen sorglos ihre Schalen öffnen, und in Folge der Verdampfung ihres Wassers sterben. Die ersteren haben das Verderbliche des Wasserverlustes schon erfahren und die Erinnerung an den Schaden macht sie vorsichtiger.

Wie gut die Thiere der höheren Klassen Erfahrungen zu machen und zu benützen verstehen, zeigt sich schon an den sonst noch ziemlich dummen Karpfen. Der Karpfe lernt bald das Netz kennen; erblickt er dasselbe über sich, so drückt er sich mit dem Kopfe möglichst tief in den Schlamm, daß es über ihn weggeht. Befindet er sich in einem Flusse oder Teiche, dessen Grund steinig ist, so daß er bei solchen Versuchen immer harten Widerstand findet, so schnellt er sich, mit seinem mächtigen Schwanze das Wasser schlagend, oft an sechs Fuß hoch über das Netz weg.

Welche List und kluge Berechnung die Thiere anwenden, um

Digitized by Google

ihren Verfolgern und Feinden zu entgehen, iſt allen Jägern ſattſam bekannt. Wir wollen nur einige Züge aus der Vogelwelt mittheilen *). Die vom Raubvogel verfolgten Rothſchwänzchen fliegen mitten in die Viehherde hinein. Der Widehopf, wenn er den Sperber kommen ſieht und ſonſt weiter keinen Schlupfwinkel finden kann, ſtürzt ſich platt auf die Erde, mit ausgebreiteten Flügeln, ſo daß er ausſieht wie ein bunter Lappen. Die Wildente kennt nicht bloß die verſchiedenen Raubvögel, ſondern richtet auch ihre Sicherheitsmaßregeln ganz den Fähigkeiten ihrer Angreifer entſprechend ein. Freih. v. Seyffertitz machte folgende merkwürdige Beobachtung. In der Nähe ſeines Wohnorts befand ſich ein waſſerreicher Bruch, zuweilen mit Tauſenden von Enten bedeckt, welche ihrerſeits wieder verſchiedene Raubvögel herbeizogen. Eines Tages kam ein Seeadler (Haliaëtos albicilla) herbeigeflogen, um ſich eine der fiſchenden Enten zum Frühſtück zu nehmen. Kaum aber hatten dieſe ihn bemerkt, ſo flogen ſie auf und ſtrichen über dem Bruche herum, weil ſie wohl wußten, daß dieſer große und ſchwerfällige Raubvogel außer Stande war, eine Ente im Fluge zu erhaſchen. Er flog zwar hinter ihnen her, doch nach einer Viertelſtunde, nachdem er vergeblich gejagt hatte, zog er wieder ab. Sobald er aus dem Geſichtskreiſe verſchwunden war, fielen die Enten wieder ein, ſchwammen auseinander und ſuchten wieder nach ihrer Nahrung. Bald darauf zeigte ſich der geſchickte und für die Enten ſehr gefährliche Wanderfalke, welcher ſehr ungern auf einen ſitzenden Vogel ſtößt, einen fliegenden aber mit großer Leichtigkeit fängt. Die Enten ihn erblickend flogen nicht auf, ſondern tauchten fortwährend, um ſich den Fängen des Räubers zu entziehen, was ihnen auch vollſtändig gelang. Der Falke flog dicht über ihnen weg, ohne auf eine zu ſtoßen, denn er hatte offenbar die Abſicht, ſie zum Auffliegen zu bewegen. Nach langer Bemühung gab auch er ſeine Jagd auf und flog davon. Noch an demſelben Tage erſchien nun aber der Taubenhabicht (Astur palumbarius), der furchtbarſte Feind dieſer Vögel, da er die ſitzenden ebenſo geſchickt zu fangen weiß als die fliegenden. Der Beobachter ſah mit großer Spannung dem Ausgange entgegen, ihm ſchien eine der Enten ohne Gnade verloren. Doch der Inſtinkt der Thiere half hier abermals aus der Noth. Sie zogen ſich, ſobald

*) Vgl. „Das Leben der Vögel“ von Dr. A. E. Brehm (Glogau 1861).

ſie den Habicht erblickten, ganz eng zuſammen und warfen mit den Flügeln ohne Unterlaß Waſſer in die Höhe. Dieſes zertheilte ſich durch die Gewalt des Flügelſchlags in viele Tropfen und bildete einen dichten undurchſichtigen Staubregen. Der Habicht ließ ſich zwar dadurch nicht abſchrecken; er ſtrich mitten hindurch und ganz niedrig über dem Waſſerſpiegel ſich haltend. Allein, da er keine Ente ins Auge faſſen konnte, ſo konnte er auch auf keine ſtoßen, und er mußte gleichfalls mit leeren Klauen abziehen.

Wie hier in der Vertheidigung, ſehen wir auch im Angriff die größte Klugheit und Gewandtheit — nicht bloß der leiblichen, ſondern auch der pſychiſchen Kräfte — walten. Die hochgebornen Räuber aus dem Adler- und Falkengeſchlecht können der Liſt faſt ganz entbehren; ſie ſind ihren friedlichen Unterthanen ſo ſehr überlegen, daß ſie nur aus der Höhe herabzuſtoßen oder aus ihrem Hinterhalt hervorzubrechen brauchen, um ihre Beute zu gewinnen. Der gewaltige Löwe und Tiger machen zwar von allen Mitteln, welche ihnen ihre rieſige Stärke und elaſtiſche Sprungkraft verleiht, Gebrauch, und dabei wiſſen ſie auch katzenartig zu lauern und Zeit und Gelegenheit wohl abzupaſſen; aber jener Hinterliſt, wie ſie der ſchwächere Wolf, und jener Verſchmitztheit, wie ſie der noch ſchwächere Fuchs anwenden muß, bedürfen ſie nicht. Der Wolf, wenn er von ſeinem Gebüſch aus die graſende Pferdeherde genau beobachtet hat, und den Hirten und Hund auf einer anderen Seite weiß, bemerkt mit innigſtem Wohlgefallen das junge läppiſche Füllen, das in ſeiner Lebensfreude von ſeiner Mutter mit einigen Sprüngen ſich entfernt, um die Welt kennen zu lernen, in der ihm noch nichts Arges widerfahren iſt. Der Wolf, vorſichtig und langſam im Graſe hinrutſchend, kommt dem Füllen auf halbem Wege entgegen. Aber er liegt ſo harmlos im Graſe, hat den Kopf zwiſchen den Vorderfüßen geborgen, als ob er ſchliefe, und da das Füllen doch etwas ſtutzt, wedelt er mit dem Schwanze, als ſei er ein alter Bekannter — das Thierlein kommt einige Schritte näher, und der Räuber ſitzt ihm ſchon an der Kehle, hat ihm die Schreigurgel zerbiſſen, die Beute in ſein Verſteck geſchleppt, Alles in der Zeit von Einer Minute. Welche geiſtige Kraft der Beobachtung und Beurtheilung der Lage und Verhältniſſe ſetzt ſo ein einziger Raub voraus! Welche Willenskraft, vom nagenden brennenden Hunger, der das Raubthier treibt, ſich auf die Beute zu ſtürzen, einſtweilen abzuſehen,

Digitized by Google

eine ganz freundliche harmlose Außenseite anzunehmen und zu thun, als hätte das Ding gar keine Eile — nur, um den Zweck desto sicherer zu erreichen. Welche Schlauheit und zugleich welchen Humor in der List entwickelten jene beiden arktischen Raben, deren in M'Clure's Discovery of the North-West Passage Erwähnung geschieht! Als nämlich das Schiff im Winter von 1851—52 im Eise der Mercy-Bai festsaß, stellten sich als Familienfreunde zwei Raben ein, die mit Vergnügen die Abfälle in Empfang nahmen, welche die Matrosen nach der Mahlzeit fortwarfen. Der Schiffshund freilich war über diesen Besuch der schwarzen Vögel gar nicht erbaut, da er jene Abfälle als ein ihm von Rechtswegen allein zukommendes Eigenthum betrachtete, und er stürzte sich im Zorn auf jene leichtbeschwingten Nebenbuhler, die ihm zwar auswichen, doch nicht ohne den Schnabel voll zu nehmen. Diese Verfolgungssucht des Vierfüßers brachte die klugen Vögel auf den Gedanken, sich, wenn die Schüssel auf den Kehrichthaufen entleert wurde, sogleich ihm entgegenzuwerfen und seinen Angriff zu veranlassen. Der Hund rannte nun stracks auf die Vögel los, diese flogen einige Schritte weit zurück, setzten sich dann wieder und lockten so den Hund abseits. Hatten sie ihn aber weit genug, dann flogen sie in schnurgerader Richtung auf das Schiff zu und hatten schon gute Arbeit gemacht, wenn der beschämt drein schauende Hund zurückkam.

Auch stärkere Thiere nehmen zur List ihre Zuflucht, wo sie mit Gewalt nichts ausrichten können. So der amerikanische Jaguar, um sich Fische zu verschaffen. L. Herndon (Explor. of the Valley of the Amazon) erzählt: „Als ich längs des Strandes auf und abging, wurde ich Zeuge eines seltsamen Schauspiels, das aber, wie mir die Eingebornen erzählten, ziemlich häufig ist. Ungefähr vierzig Schritte von mir lag ein ungeheurer Jaguar in voller Länge auf einem Fels, in gleicher Höhe mit dem Wasser, ausgestreckt. Von Zeit zu Zeit schlug er mit seinem Schweif das Wasser, und zu gleicher Zeit hob er eine seiner Vordertatzen und fing sich Fische, die oft von ungewöhnlicher Größe waren. Die Fische nämlich, durch das Geräusch getäuscht, bilden sich ein, es rühre von fallenden Waldfrüchten her, die sie sehr lieben, kommen harmlos heran und gerathen so in die Klauen des Verräthers." Der Jaguar ist von Natur nicht auf Fischkost und darum auch nicht auf das Fischen verwiesen, aber in Ermangelung von warmblütigem Fleisch mundet ihm auch ein kühles Fischgericht. Die

Digitized by Google

wiederholte Beobachtung, daß beim Herabfallen von Nüssen und Früchten ins Waſſer die Fiſche erſcheinen, hat in ſeiner ſchon ſehr hellen Seele noch weiter zu der Ueberlegung geführt, daß der bloße Schall einer fallenden Frucht ſchon hinreichend ſein möchte, die Fiſche an die Oberfläche des Waſſers zu locken.

(Fortſetzung folgt.)

Der Markt von Cuba.

Ein geiſtvoller Reiſender ſagt, daß es, wenn er in eine Stadt komme, die er noch nicht kenne, ſeine erſte Sorge ſei, den Markt zu beſuchen. Für ihn ſei der Markt eine „Ausſtellung" unter freiem Himmel, wo die Fiſcher der Küſte, die Jäger der Ebene und der Berge, die Landbebauer die Produkte ihres Fleißes und ihrer Induſtrie auslegen — mit einem Worte der Ort, wo man ohne Mühe die Sitten des Volkes ſtudiren kann. Ueberdieß iſt der Markt gewiſſermaßen der Spiegel deſſen, was in einem der wichtigſten Theile der Behauſungen, in der Küche, vorgeht.

Nach den Mittheilungen der Touriſten und nicht minder nach denen der gelehrten Reiſenden iſt die Gaſtfreundſchaft, wie ſie auf der Inſel Cuba geübt wird, von einer in Europa unbekannten Großartigkeit. Es gibt ſo fürſtliche Häuſer in der Havanah, daß man dreimal ſervirt, aber jedesmal in einem beſonderen Saale, deſſen glänzende Ausſchmückung mit dem wichtigen Akte harmonirt, deſſen Schauplatz er iſt. Dieſes Uebermaß von Luxus iſt natürlich etwas Seltenes, aber in allen Häuſern von einiger Wohlhabenheit iſt es Sitte, die Gäſte nach dem Diner in einen zweiten Speiſeſaal zu führen, wo das Deſſert mit der größten Eleganz ſervirt iſt. Man kann ſich denken, was in einer ſolchen Stadt die Märkte zu bedeuten haben. Alle Produkte der tropiſchen Länder ſind hier im Ueberfluß vereinigt. Wir führen darum dießmal den Leſer nicht nach dem Paſeo Tacon oder dem Paſeo d'Iſabel ſegunda, dieſen Lieblingsplätzen der havaneſiſchen Elegants, ſondern nach dem Marktplatze. Die Inſel Cuba iſt ein geſegnetes Land, das

Digitized by Google

ſich nach und nach mit allen Produkten bereichert hat, welche das Leben des Menſchen angenehm machen: trotz des furchtbaren Sturms von 1846,

Der Bäcker in Cuba.

der die lachendſten Obſtgärten verwüſtet hat, ſind doch die Märkte mit den ſchönſten Früchten überfüllt. Eine Eiſenbahn fährt von der

Havanah nach dem fruchtbaren Thale von Guines und bringt von dort die Produkte. Die bergigen Thäler führen dem Markt von Cuba mehrere europäische Früchte zu, wie den Apfel, die Pfirsiche, die rothe und weiße Feige, die Traube, den Granatapfel; zu gleicher Zeit durchduften die frühen Früchte der Antillen die Luft mit ihrem Wohlgeruch: der Breiapfel, die Atte, der Ahuacat (unsere Advokatenbirne), der Acajou, die Cocosnuß, die indische Birne, die große saure Orange, die Grenadille, die Pflaume von Manbin, die Ananas und so viele andere Produkte der Gefilde Cuba's, welche einen Reichthum von Farben und Wohlgeruch entfalten, von denen man keine Idee hat, wenn man nur die Märkte unserer Städte kennt.

Der Geflügelhändler spielt in der Havanah eine ebenso große Rolle, als der Obsthändler. Unser Hofhuhn hat sich in den Antillen rasch heimisch gemacht, doch ist es mit den europäischen nicht zu vergleichen. Die Truthühner dagegen, welche von Nordamerika stammen, stehen weit über denen, welche unsere Pachthöfe erzeugen.

Obgleich die Arbeiterklasse und der kleine Bürger ihre Hauptnahrung aus Manioc- und Maismehl bereiten, macht man in Cuba vortreffliches Brod. Die Nähe der Vereinigten Staaten und Merico's, wo der Weizen in vorzüglicher Qualität gedeiht, gestattet die Einfuhr der besten Mehlsorten auf die Insel. Das Brod wird in verschlossenen Körben von den Bäckern, welche meist Schwarze sind, durch die Straßen von Havanah getragen. Bisweilen ist der Bäcker ein Farbiger, der große Sporen an seinen Schuhen trägt, und einen Esel benützt, um seine Waare durch die Stadt zu bringen.

Eine Bärenjagd.

In einer engen Thalschlucht jenseits der Felsengebirge saßen mehrere Männer um ein loderndes Feuer beisammen. Die Nacht war finster. Flackernd erhellte der Widerschein der Flamme, die von Zeit zu Zeit mit dürrem Reisig genährt wurde, den steilen, das Thal einschließenden Felsen; er warf seine schwankenden Lichtreflexe auf die

Digitized by Google

dunklen Pinien und Lebenseichen, welche hie und da am Fuß der Berge und auf den höher hinaufliegenden Abhängen ſtanden. In den düſteren Wipfeln dieſer uralten Bäume ſauſte der Wind, der mit jeder Viertelſtunde zu längeren heftigeren Athemzügen ausholte; pfeifend fuhr er durch die Felſenſpalten und fachte den brennenden Holzſtoß zu lauterem Praſſeln. Die Luft war auffallend kühl, obwohl kaum der Herbſt angefangen hatte; ein nahendes Ungewitter brachte jedoch für eine Zeitlang eine drückende Schwüle. Aber es kam an dieſer Stelle nicht zum Ausbruch, der Platzregen, der es zu begleiten pflegt, hatte ſich wahrſcheinlich in einiger Entfernung herabgeſtürzt. Die Wolken, welche, vom Winde gejagt, über die Thalſchlucht hintrieben, ſchienen aller Feuchtigkeit entleert zu ſein, und nur aus weiter Ferne vernahm man ab und an die heftigen Stöße des dumpf hinrollenden Donners.

„Wir ſind glücklich verſchont geblieben," ſagte Einer der neben dem Feuer hingeſtreckten Männer, Richard, und ſtrich mit der Hand ſein blondes Haar von der Stirne zurück, „das Gewitter iſt wohl einige Meilen ſüdwärts an uns vorübergezogen."

„Um ſo beſſer für uns," erwiederte ihm ſein älterer Reiſegefährte, Ramero, „dann brauchen wir ſeine Wiederkehr nicht zu fürchten."

„Wie meint Ihr das?" fragte Richard.

„Nun," antwortete Ramero, „hätten ſich die drohenden Wolken nach Norden gezogen, ſo wären ſie in zwei bis drei Stunden wieder da. Kein Gewitter in dieſen Breiten bleibt im Norden ſtehen, es kehrt zurück zum wärmeren Süden."

„Das mag es wohl von den Trappers gelernt haben," ſagte mit ſpöttiſchem Lächeln der Jüngling.

„Oder dieſe von jenem," antwortete Ramero, ohne ſich den Spott verdrießen zu laſſen. „Wir kehren auch," fuhr er fort, „von unſeren Ausflügen nach Norden in die ſüdlichen Savannen zurück — es ſei denn, daß uns unterwegs etwas Menſchliches begegne und wir im rauheren Norden unſer Grab finden."

„Wonach dann in der weiten Gotteswelt Niemand fragt!" rief Richard aus. „Es iſt mir unbegreiflich, wie Ihr daran Gefallen finden könnt, in dieſen menſchenleeren Wildniſſen Monate lang umherzuſtreifen, in beſtändigem Kampf mit faſt übermenſchlichen Anſtrengungen und Entbehrungen."

Digitized by Google

Dieſe Worte klangen wie eine Frage. Nach kurzem Stillſchweigen beantwortete ſie der Alte; indem er ſein blaues Auge wohlwollend auf den jungen Mann heftete.

„Ihr," ſagte er, „liebt das, was man ein civiliſirtes comfortables Leben nennt, mit ſeinen weichlichen Genüſſen und ſeiner ſtillen, kaum je unterbrochenen Behaglichkeit. So ſeid Ihr es von Jugend auf gewohnt. Aber damit kann Der ſich nicht befreunden, der aufgewachſen iſt im Schatten der hundertjährigen Urwaldung, und der als Knabe ſchon dem wüthenden Stier der Savanne furchtlos entgegenzutreten wagte. Sein Auge weidet ſich an der großartigen Schönheit der Natur. Und in der Wildniß iſt ihm wohl, nur mitten in den Bergen, die ſchweigend ihre Häupter in die Wolken ſtrecken, nur in den Thälern, durch welche der brauſend hinrollende Strom dem Wanderer den Weg weiſet, den vor ihm noch nie eines Menſchen Fuß betrat."

„Wo aber auch das liebenswürdige Geſchlecht der Panther und andere Raubthiere hauſen," ſpottete Richard; „in der That prächtige Jagdgenoſſen."

„Ja, das ſind ſie," fuhr Ramero begeiſtert fort, und ſeine Augen leuchteten, „herrliche Jagdgefährten. Wie ſollte der Trapper ſie fürchten! Er gönnt ihnen den Antheil an ſeiner Beute. Und nahen ſie ſich ihm in grimmigem Anfall, nun wohl, ſo weiß ſeine wohlgezielte Kugel das glühende Auge der gefleckten Katze zu finden, und niemals noch ſcheute ſein flinkes Roß, dem breitſtirnigen Büffel nachzuſetzen." — „Ihr," fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „ſtoßt die ſcharfe Pflugſchar herzlos in den Boden, daß er ächzet unter den klaffenden Wunden, die der habſüchtige Pflanzer ihm zufügt. Aber wozu nützt Euch ſolche Kultur? Es mehrt ſich raſch die Bevölkerung, mit dieſer die Mühe des Erwerbs, das Laſter und das Verbrechen. Neben den Wohnungen des fleißigen Ackerbauers und des wachſamen Hirten müßt Ihr Strafanſtalten und Galgen errichten, und über das lachende Antlitz Eurer hochciviliſirten Menſchheit breitet ſich die Maske des Trugs, der Selbſtſucht, der Niederträchtigkeit. Durſt nach Geld und nach Ehre, beide unerſättlich, treten an die Stelle einfacher Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit."

„Haltet ein! Ihr malt zu grell," unterbrach Richard den Trapper, „die Kultur hat ihre Schattenſeiten, das iſt wahr, aber gewiß auch ihre Vorzüge."

Digitized by Google

„Meint Ihr," entgegnete der Alte, „nun, ich will Euch den Glauben daran nicht nehmen, aber mir laßt den meinen, ich will in der Wildniß, in der ich geboren bin, leben — und sterben," fügte er leiser hinzu, „sie ist meine Heimath!"

Das gellende Geheul eines Kuguars unterbrach das Gespräch. Richard sprang auf und griff nach seiner Büchse.

„Laßt den Hahn in Ruh," besänftigte ihn Ramero. „Der furchtsame Puma scheut den Schein des Feuers und nähert sich nicht! Doch," fuhr er nach einer Pause fort, nachdem sich Richard wieder niedergelegt hatte, „es ist schon spät, und morgen müssen wir früh aufbrechen, ein weiter anstrengender Ritt erwartet uns. Ich denke, wir schicken uns an, noch einige Stunden zu ruhen."

Die Pferde der Reisenden weideten in der Nähe. Man hatte nicht nöthig gefunden sie festzukoppeln, ohne Zügel und Sattelzeug gingen sie frei umher, sie waren gewohnt, sich nicht weit zu entfernen und auf den Ruf ihrer Herren zu diesen zurückzukehren. Die Diener, welche die beiden Reisenden begleiteten, legten noch einiges Reisig zu der Flamme. Dann schob jeder sich seinen Sattel, der ihm als Kopfkissen diente, zurecht, untersuchte die Ladung seiner Büchse und wickelte sich, nachdem er alles in Ordnung gefunden hatte, in seine wollene Decke. Bald hatten alle die Augen geschlossen, sie ruhten in den Armen des Schlafes.

Auch der Aufruhr in der Natur legte sich allmälig, der Wind wurde nach und nach schwächer, sein Brausen verstummte. Tiefe Stille herrschte ringsumher.

Wir haben inzwischen Zeit, ein wenig von den beiden Männern, deren Unterredung wir anfangs belauscht haben, zu vernehmen. Für den Aelteren, — wir nannten ihn Ramero, — haben unsere Leser vielleicht schon einige Theilnahme gewonnen. Er war jedenfalls ein Mann, der schon auf den ersten Blick und noch mehr bei näherer Bekanntschaft lebhaftes Interesse erweckte. Einige fünfzig Jahre mochte er wohl alt sein, dennoch trug er seinen breiten starkknochigen Körper stolz aufrecht wie ein Dreißiger. Das sonnverbrannte Gesicht mit den scharfen Zügen am Munde deutete auf Entschlossenheit und Muth, sein schwarzes schlichtes Haupthaar fiel lang auf die Schultern herab. Er trug die Kleidung eines Häuptlings, nämlich Lederstiefeln, welche das Bein zur Hälfte bedeckten, die Mocassins, mit Glasperlen und

Stacheln vom Stachelschwein verziert, Beinkleider von Rehfell und ein Wams von gleichem Stoff, beide mit Lederfransen reich besetzt. Sah er so mehr einem Indianer, denn einem civilisirten Manne ähnlich, so konnte man doch mit Recht von ihm sagen, daß er gebildet war. In St. Louis hatte er einen Theil seiner späteren Jugend gelebt, hier hatte er fleißig gelernt und durch Umgang sich höfliche Sitten angeeignet. Nur dort für immer zu bleiben, das war ihm unmöglich gewesen. Er war in seine Wildniß zurückgekehrt. Seit beinahe dreißig Jahren lebte er nun hier frei und unabhängig. Glückliche Spekulationen hatten ihn zu einem wohlhabenden Manne gemacht. Ein Handelsposten mitten in der Wildniß war sein. Hier rasteten alljährlich viele Trapper von ihren mühsamen Jagden, hieher brachten sie ihre Beute, meist kostbares Pelzwerk, hieher kamen auch Handelsleute, die ihnen das Pelzwerk abkauften. Ramero war aber nur selten auf diesem Handelsposten, er durchstreifte fast unablässig die weiten Ebenen, die hohen Gebirge. Berge, die noch Niemand zu ersteigen gewagt, hatte er erklommen. Thäler und Schluchten, die kaum Jemand kannte, hatte er durchzogen, oft ohne Pferd, ohne Hund, ohne alle Begleitung. Er war ein kühner Jäger, ein verwegener Schwimmer; je wilder die Gegend, je wüthender der Sturm, der über seinem Haupte brauste, desto mehr behagte ihm die Wildniß, sie war recht eigentlich seine Heimath.

Diese Wildniß kennen zu lernen war sein jüngerer Begleiter, Richard, von Europa herübergekommen. Unabhängig und begütert hegte er den sehnlichsten Wunsch die Welt zu sehen, seine Kenntnisse durch eigene Anschauungen und Beobachtungen zu erweitern. Er hatte am Fuß der Felsengebirge das angebaute Land verlassen, war quer durch das Gebirge geritten und mitten unter den Bergen dem Trapper begegnet. Der diente ihm nun als Führer, und einen besseren konnte er sich nicht wünschen. In seiner Gesellschaft hoffte er noch manches Abenteuer zu erleben. Seine Hoffnung ging schon bald in Erfüllung.

Eben war Mitternacht vorüber, die Finsterniß noch undurchdringlich, das Feuer, um welches die Schlafenden sich gelagert hatten, tief herabgebrannt — da erscholl in nicht allzugroßer Ferne ein dumpfes, heiseres Brummen. Das geübte Ohr Rameros, der gewohnt war nur leicht zu schlafen, vernahm es auf der Stelle, und war sogleich wach und munter. Rasch warf er ein frisches Reiserbündel in

Eine Bärenjagd.

Digitized by Google

Digitized by Google

die Flamme, die bald hoch wieder emporloderte und weithin die Schlucht erhellte. Dann weckte er seine Genossen, es galt, keine Zeit zu verlieren. Die Pferde kamen zitternd am ganzen Leibe herbeigesprungen.

„Was gibt es?" rief Richard, aus dem Schlafe auffahrend.

„Ein prächtiges Jagdmanöver," entgegnete Ramero. Dann befahl er den inzwischen gleichfalls erwachten Dienern, rasch die Pferde anzuhalten, ihnen Zaum und Sattel anzulegen.

Zum zweitenmale ließ sich das heisere Brummen hören und, wie es schien, aus größerer Nähe, als zum erstenmale.

„Er verlangt nach frischer, blutiger Kost," sagte Ramero zu seinem jungen Begleiter.

„Wer?" fragte dieser erstaunt.

„Stellt Euch neben mich," antwortete der Trapper, „und nun schaut unverwandt nach der Richtung, wohin ich den Lauf meiner Büchse halte."

„Soll ich denn schießen, oder wollt Ihr es?" fragte Richard.

„Bei Leibe keiner!" war Rameros Antwort. „Strengt nur Eure Augen an, dorthin, dort naht er sich uns."

Zum drittenmal erscholl das heisere Knurren, dießmal von Zähnefletschen begleitet, und Richard erblickte nun eine dunkle Masse, die sich langsam hin und herbewegte, deren Umrisse aber nicht deutlich zu erkennen waren.

„Ein grauer Bär ist es," sagte Ramero, „seien wir auf der Hut. Dieses Thier ist der Schrecken der Prairien, es wird selbst von den Indianern gefürchtet."

„So laßt uns auf und davon," sagte Richard besorgt, „die Dunkelheit wird unsere Flucht begünstigen."

„Der Trapper kennt keine Flucht," erwiderte Ramero ernst. Dann setzte er hinzu: „Laßt mich nur machen, können unsere Kugeln auch den dichten Pelz des Unthiers nicht durchdringen, ich weiß, wovor es sich fürchtet, und werde es erlegen!"

„Steigt zu Pferde," gebot er, „haltet ruhig und sucht die zitternden Thiere zu besänftigen. Das Feuer muß so hell wie möglich unterhalten werden."

Rasch schwang er sich in den Sattel, und seinem Beispiel folgten die übrigen. Die Flamme, durch neu hinzugelegtes Reisig genährt,

Digitized by Google

loderte hoch auf, weithin erleuchtete sie die enge Schlucht. Der Bär, den offenbar der Hunger quälte und darum um so kühner machte, schien große Lust zu haben, die Jäger anzugreifen. Er näherte sich langsam und vorsichtig, seine Kinnladen klapperten krampfhaft, er schnob heftig. Mehr und mehr trat seine ganze Gestalt deutlich aus der Dunkelheit hervor. Noch einige Schritte ließ ihn Ramero herankommen. Dann bückte er sich und ergriff einen der größten Brände.

„Ihr bleibt halten," rief er den Genossen zu, indem er nun selbst dem Thier langsam entgegenritt. Sein an solchen Anblick gewöhntes Pferd gehorchte dem Druck des Zügels und der Schenkel seines Reiters. Die Genossen waren in äußerster Spannung, besorgt schauten sie dem kühnen Jäger nach, der den Zaum seines Pferdes zwischen den Zähnen, den Feuerbrand in der einen, die Büchse in der anderen Hand hielt.

Etwa zwanzig Schritte weit war Ramero geritten, da machte er Halt. Zwischen ihm und dem Raubthier lag noch ein Raum von kaum zehn Schritten. Auch der Bär stand still, seine Augen glühten, er fletschte die Zähne und stieß ein erschütterndes Brummen aus. Dann trat er seitwärts und machte Miene, den verwegenen Jäger zu umgehen. Aber rasch wendete dieser sein Pferd und streckte nun dem hungrigen Burschen den glühenden Feuerbrand entgegen, ihn heftig hin- und herschwingend, daß die Funken davon stoben. Entsetzt prallte das Raubthier zurück, doch besann es sich bald wieder und schien nicht übel Lust zu haben, den Kampf aufzunehmen. Der Trapper rückte ihm näher, dann hielt er wieder an. Abermals wich der Bär zur Seite, abermals loderte ihm der Feuerbrand entgegen. Wieder ließ er das unmuthige Knurren vernehmen und zeigte seine Zähne. Offenbar steigerte sich seine Wuth und damit das Verlangen, seinen Gegner zu besiegen. Er setzte sich auf seine Hinterfüße, mit den langen Krallen seiner mächtigen Vordertatzen schlug er den Erdboden, riß große Rasenstücke los und schleuderte sie hinter sich. Der Trapper hielt unbeweglich, nur von Zeit zu Zeit schwenkte er den glühenden Brand, damit derselbe nicht erlösche. Der Bär richtete sich auf und peitschte mit den Vordertatzen in die Luft. In diesem Augenblick war seine Gestalt von dem Feuer grell beleuchtet. Es war ein mächtiges Thier, an zehn Fuß lang und drei bis vier Fuß hoch, mit kurzen abgerundeten Ohren und einem langhaarigen zottigen Pelz. Seine kleinen

Digitized by Google

Augen leuchteten wie Kohlen. Der Trapper rückte ihm näher. Der Bär warf ſich nieder und fing nun an, langſam rückwärts zu kriechen. Ramero folgte ihm, ohne ſein Auge von ihm zu wenden. Er legte den Zügel auf den Hals des Pferdes und regierte dieſes mit den Schenkeln, es langſam vorwärts treibend. Plötzlich machte der Bär Halt und richtete ſich wieder auf. Dieß war der entſcheidende Augenblick, denn nun ließ der Trapper ſeinen Feuerbrand auf die Erde fallen und ſchoß ſeine Büchſe ab, wendete ſein Pferd und ſprengte zu den ängſtlich harrenden Begleitern zurück.

Was geſchehen war, ſollte bald ſich zeigen. War der Bär getroffen oder nicht! Einige Minuten peinlicher Erwartung verſtrichen. Da ließ ſich in kurzen Abſätzen das heiſere Brummen vernehmen, aber es klang wie das Röcheln eines Sterbenden. Die Augen Aller waren nach der Stelle gerichtet, wo der noch glühende Feuerbrand lag. Neben demſelben auf dem Boden ausgeſtreckt zuckte die unförmliche Maſſe. Das in das Auge getroffene Thier verendete indeſſen bald, die Kugel war tief ins Gehirn eingedrungen. Rameros ſcharfer Blick entdeckte bald das Ergebniß des Kampfes. Er ſprengte nach der Stelle hin, wo das Opfer ſeiner Kühnheit lag. Ihm folgten ſeine Begleiter. Der todte Bär ſtreckte alle vier Füße von ſich, das Blut rann aus ſeinem einen Auge, das andere war gebrochen.

„Nun herunter von den Pferden," ſagte der Trapper zu den Dienern, „der feiſte Schinken des erlegten Bären ſoll uns trefflich munden."

Dann ritt er ſelbſt mit Richard zum Lagerfeuer zurück, es den Dienern überlaſſend, den Leichnam zu häuten und einige Stücke herauszuſchneiden, die geröſtet werden konnten. Der Reſt ward eine halbe Stunde weit weggeſchleppt, damit nicht andere Raubthiere dadurch angelockt die Jäger beläſtigen möchten.

„Ihr habt uns aus einer großen Gefahr gerettet," dankte Richard dem Trapper, ihm die Hand drückend.

„Und Ihr," erwiederte Ramero, „werdet nun ein andermal ſelbſt den Feuerbrand und die Büchſe zu gebrauchen wiſſen!"

Digitized by Google

Geiſtesgegenwart.

In einer Irrenanſtalt zu Döbling bei Wien, welche von Doktor Görgen gegründet wurde und viele Jahre unter ſeiner Leitung ſtand, erhielten manche Kranke häufig warme Bäder, zu deren Zurichtung ein Keſſel mit ſiedendem Waſſer im Parterre des Hauſes diente. Als nun an einem Sonntag Morgen Doktor Görgen in ein Parterrezimmer trat, fand er daſelbſt ein halbes Dutzend ſonſt harmloſer Geiſteskranker in eifrigem Geſpräch begriffen. Sobald ſie ſeiner anſichtig wurden, gingen ſie auf ihn zu, und einer ſagte: „Gut, Görgen, daß Sie kommen, wir wollen Sie gleich in den Keſſel tragen!“ Die Gefahr war groß; Görgen verlor aber die Geiſtesgegenwart nicht, ſondern erwiederte ganz gelaſſen: „Sehr wohl! nur laſſen Sie mich vorher meine Sonntagskleider ausziehen, es wäre beſonders für dieſe Weſte ſchade, — ſehen Sie, wie ſchön ſie iſt!“ Dieß leuchtete den Irren ein, und ſie entließen ihn, nachdem er ihnen verſprochen hatte, gleich wieder zu kommen. Dieß that er auch, aber begleitet von Wärtern, welche die Irren trennten und jeden in ſein Zimmer abführten.

Charade.

Von Julie Ruhkopf.

Die Erſte iſt ein König,
Die Zweit' iſt reich an Macht,
Herrſcht in der Welt nicht wenig,
Sie ſpottet, liebt und lacht.
Es hängt an Dir das Ganze,
Es folgt Dir treulich nach,
Wird Dir zu Ehr' und Glanze,
Wird Dir zu Schand und Schmach.

Auflöſung des Räthſels auf Seite 192:
Der Mund.

Digitized by Google

Die Verwaisten.

Erzählung von A. Goſſel.

Der erſte Schmerz.

„Aber ich will nicht mit in deine garſtige Schule, ich will auf der Gaſſe ſpielen. Geh' nur allein hin, ich gehe doch nicht mit. Bin zum Lernen noch zu klein und ſtille ſitzen will ich nicht!“ ſagte der kleine Ernſt zu ſeinem älteren Bruder Hermann.

„Nein, nein!“ antwortete dieſer. „Du ſollſt nun anfangen ſchreiben, leſen und rechnen zu lernen, dann wirſt du ſtille ſitzen und hier zu Hauſe nicht immer ein kleiner Spukgeiſt ſein, der den ganzen Tag Trepp auf- und abſpringt, einen Heidenlärm macht und uns nicht ſelten Vorwürfe von unſerer guten Hauswirthin zuzieht. Am Ende werden wir noch ausziehen müſſen. Und an die kranke Mutter denkſt du gar nicht. Wie oft hat ſie geſagt: ‚Lieber Ernſt, bitte, ſei doch ruhig, gehe langſam zur Treppe herunter und ſpringe nicht. Ich bin nicht wohl und erſchrecke!‘ Aber nein, du hörſt nicht. Nun, wer nicht hört, der muß fühlen. Du gehſt jetzt mit mir, und wirſt du nicht folgen und ſtille ſitzen, ſo ſetzt es Hiebe. Du weißt, Herr Winta, der Lehrer, ſpaßt nicht mit loſen Buben!“

Da ſtand das kleine blaſſe Jüngelchen ſeufzend und traurig auf, um dem Bruder zu folgen. Die Vorwürfe, beſonders aber die Erwähnung ſeiner kranken Mutter hatten ſeinen Widerſtand gebrochen und ihm die Augen mit Thränen gefüllt. Voran ſchritt der Aeltere, Hermann; geduldig, wie ein kleines, ſchwaches Lämmchen, folgte der kleine Ernſt.

Oefters wandte ſich Hermann um, den Zögernden zur Eile mahnend, bald aber blieb er ſelbſt ſtehen, hob das geſenkte Köpfchen des Kleinen, ſtreichelte deſſen blaſſe, eingefallene Wange und ſprach tröſtend: „Sei ruhig, lieber Ernſt.. Nur zwei Stunden, und es iſt Freizeit, da ſollſt du auch Frühſtück bekommen, ein großes Mußbrod. Weine aber nicht!“

Schnell verſiegten die Thränen, und mit leuchtenden Augen ſchaute das Kind dem Bruder in das Antlitz. „Ein Mußbrod?“

lallte es freudig. „Ja, ja, ich komme, ich laufe. Nun ſitze ich ſtille bis zum Abend. Aber, wo hätt'ſt du denn ein Mußbrod her? Du ſprichſt doch die Wahrheit?"

„Ich lüge nicht, lieber Ernſt. Du bekommſt in der Freizeit ein Mußbrod, die Mutter hat heut früh ein kleines Töpfchen Muß geſchenkt erhalten und nicht nachgelaſſen, bis ich für mich und dich ein Brodſchnittchen damit beſtrich. Sei nur immer auch recht artig!" Freudig, wie ein Böckchen, das die Mutterziege umſpringt, folgte der vor wenig Minuten noch ſo unglückliche Kleine; aber der Gedanke, ſich einmal ſatt und eine Lieblingsſpeiſe eſſen zu können, war auch gar zu ſchön.

Fehlte denn den Kindern zuweilen das tägliche Brod? Leider muß ich ja ſagen. Schon mehrmals hatten ſie ſogar, vertrieben von hartherzigen Menſchen, einer Stätte entbehrt, wo ſie ihre müden Häupter ruhen laſſen konnten. Da wollte manchmal der Muth ſinken, aber der neue Morgen brachte neue Hoffnung und Zuverſicht. Die Mutter gedachte des herrlichen Gotteswortes von den Lilien auf dem Felde, den Sperlingen auf dem Dache, von dem Propheten in der Zeit der Theurung und all den tröſtlichen Verheißungen der heiligen Schrift, und das zagende Herz wurde immer von neuem muthig und ſtark, und auch das Antlitz der Kinder, beſonders des ſchon mehr erwachſenen Hermann, glättete ſich. Sie ergriffen die Hände der Mutter, und Hermann ſprach tröſtend: „Gute Mutter, weine nicht, der liebe Gott lebt noch und verläßt uns nicht. Er hat ja geſagt: Ich will dich nicht verlaſſen, noch verſäumen!"

„Ja, ja," rief dann wohl der kleine, kindiſche Ernſt: „Lieber Gott lebt noch, wohnt drüben in der Kirche!"

„Haſt recht, lieber Ernſt," belehrte dann die Mutter, „der liebe Gott lebt noch, aber nicht blos in der Kirche, ſondern er iſt überall bei uns. Er iſt der rechte Vater über Alles, was Kinder heißet im Himmel und auf Erden, und er wird auch unſer Vater und Helfer ſein."

„Warum doch," ſprach Ernſt, „Papa nur ſo lange ausbleibt, hat bald wiederkommen und mir was Schönes mitbringen wollen, aber ein Tag nach dem andern vergeht, und immer kommt er nicht zurück. Mutter, wie lange iſt er nun wohl fort?"

„Bald iſt es ein Jahr, daß er ging," ſeufzte ſie trübe.

Digitized by Google

„Nun endlich hat er Brod für uns, und wir können nicht zu ihm.“

„Nicht zu ihm?“ rief der Kleine unwillig, „wer will uns das wehren? Den möcht' ich seh'n.“ Die Mutter blickte gen Himmel und vergaß in ihren trüben Gedanken, dem Kleinen zu antworten.

In der That, sie waren recht verlassen. Vor Jahresfrist hatte sich der Vater, ihr einziger Ernährer, von ihnen entfernt, um weit weg von seiner Familie in den neu gegründeten Fabriken des Westens Arbeit und Unterhalt zu suchen.

Der kleine heimathliche Ort bot hiezu keine Gelegenheit. Er selbst war, ein fleißiger, geschickter Arbeiter, über den Ocean gekommen aus dem übervölkerten Deutschland, um in der neuen Welt sein Glück zu machen. Die treue Gattin, ihm kaum erst angetraut, war ihm voll Hoffnung und Vertrauen in die weite Ferne gefolgt; aber Beide fanden nur zu bald, daß sie sich bitter getäuscht hatten. Der ehrliche Deutsche paßt nicht zu dem gewinnsüchtigen Amerikaner, welcher dem Einwanderer mit Mißmuth und Unwillen als einem unberufenen Eindringling zu begegnen und ihn nur dann zu beschäftigen pflegt, wenn er ihn nicht entbehren kann, oder sich von ihm Vortheil verspricht.

Unser Deutscher war ein Eisenarbeiter, ein Schlosser, der Ort aber und die Gegend, wo er sich angesiedelt, trieb zumeist Landbau. Er mußte deßhalb zunächst sein erlerntes Handwerk gänzlich aufgeben und bei einem amerikanischen Farmer oder Landwirth als Tagelöhner das Feld mitbestellen. Sein Lohn aber war gering, die Lebensbedürfnisse hingegen, besonders Kleider, Schuhe und die verschiedenen andern Nothwendigkeiten, welche einem Haushalte unentbehrlich sind, sehr theuer. Die Eheleute waren daher gezwungen, Manches von ihrem mitgebrachten Eigenthum zu veräußern. Als sie sich endlich von Allem entblößt und nichts Werthvolles mehr zu verkaufen hatten, der Verdienst sich auch nicht besserte, geriethen Beide in große Noth. Dazu kam die Geburt erst eines, dann eines zweiten Sohnes, und was sie unter andern Umständen als ein hohes Glück betrachtet haben würden, das mußten sie jetzt als eine neue Quelle des Elends ansehen; denn nun nagten nicht sie allein am Hungertuche, nein, auch noch zwei unschuldige Kinder sollten den Leidenskelch mit leeren. Das zehrte den Eltern wie ein fressender Wurm am Herzen.

Da erschien in einer amerikanischen Zeitung wie ein rettender Engel ein Aufruf eines reichen Eisenbergwerk- und Fabrikbesitzers, welcher geschickten, besonders deutschen Eisenarbeitern Arbeit und guten Lohn versprach. Unser armer deutscher Frank ergriff mit Freuden die sich darbietende Rettungshand, verkaufte die letzten Reste seines Eigenthums, um etwas Reisegeld zu gewinnen, und verließ seine in Thränen schwimmende, trostlose Gattin, der eine ahnende Stimme sagte, daß sie sich hienieden nicht wieder sehen würden.

Die seltenen Briefe, welche Frank seiner Gattin schrieb, dienten nicht zu ihrer Beruhigung. Der Andrang von Arbeitern war in dem menschenüberfüllten Amerika nach jenem Aufruf so groß, daß er gar nicht mehr angenommen werden konnte, sondern sich genöthigt sah, zur Fristung seines Lebens die niedrigsten Arbeiten in den Straßen und an den Kanälen zu verrichten. Trotzdem kam es nicht selten vor, daß ihn die Nothwendigkeit zwang, sich hungrig nieder zu legen und zwar im Freien unter einer Brücke, hinter einem Schuppen oder in irgend einem Winkel der Stadt. Erst nach mehreren Monaten fand er die gehoffte Arbeit, aber auch dann noch war von einer Unterstützung seiner Familie keine Rede; denn wenn er auch einen guten Lohn erhielt, so kostete sein Unterhalt ebenfalls sehr viel. Dazu kam, daß ihm zum Ankauf von allerhand Geräthen, namentlich seines Handwerkzeuges, Vorschüsse gemacht worden waren, welche jetzt durch Abzüge am Lohn wieder ausgeglichen wurden. Auf diese Weise hatte er am Ende der Woche immer nur so viel, daß er selbst nur mit Noth und Mühe auskam; zu einer Hülfe für die Seinen, welche ihm dringend am Herzen lagen, war vorerst nicht zu denken.

Während dieses geschah, hatte sich das Schicksal seiner Familie noch trauriger gestaltet. Es war im Jahre 1849, als durch die weite Länderstrecke Amerikas ein unersättlicher Würgengel zog und reiche Ernte hielt, seine Opfer zu Tausenden verschlang. Die grauenhafte, durch kein Heilmittel zu bändigende Cholera war es, welche sowohl die Kolonieen in den fruchtbaren Flußniederungen, als auch in den unübersehbaren Urwäldern des Westens überschlich, mit ihrem Pesthauch alles Leben tödtete, das Erdenparadies in trostlose Einöden verwandelte und sich endlich auch mit tückischer Gefräßigkeit und Lust auf die Städte warf, wie wenn sie berufen gewesen wäre, als eine Zuchtruthe des Herrn das sündige Menschengeschlecht von der Erde zu vertilgen.

Digitized by Google

Glühend lag die Sonne über der Stadt Rochester, dem Orte, wo Franks arme Familie lebte. Die Luft erzitterte förmlich von der Hitze ihres Strahls, wie man es wahrnimmt über der brennenden Gluth eines Feuers. Nirgends menschliches Leben auf den Straßen, nirgends Thätigkeit und Verkehr, überall dumpfe Stille. Da öffnet sich die Thüre eines ziemlich großen, aber unwohnlichen Hauses, dessen verstäubte Fenster und ohne die wohlthuende Zierde von Gardinen oder Vorhängen den üblen Eindruck noch vermehren, und heraus schleicht lautlos und träge eine ganze Schaar kleiner und großer Kinder. Sonst alles Lust und Leben und Bewegung, jetzt von alledem keine Spur. Ein Pesthauch schien die frische Blüthe dieses aufkeimenden Geschlechts berührt zu haben. Matt und in dumpfer Stille, ohne Muth und Blut, zogen sie dahin und verschwanden endlich in den verschiedenen Straßen und Gassen der Stadt.

Nur zwei der Knaben machten eine Ausnahme: es waren Hermann und Ernst Frank. Letzterer aß gierig sein erwähntes Mußbröckchen und folgte in kurzem Trab seinem eilig voranschreitenden Bruder, den die Sehnsucht und eine unerklärliche Angst nach Hause trieb. Er wohnte in dem Hinterhause eines großen, baufälligen Gebäudes, in welchem noch eine Menge gleich armer Familien ihr Asyl hatten. Sämmtliche Wohnungen gingen auf einen schmutzigen Hof hinaus, auf welchen die verkommene Armuth all ihren Schmutz geworfen, der die ohnehin so knapp zugemessene frische Luft mit üblen Gerüchen erfüllte und jeglicher bösen Krankheit Thor und Thür öffnete. Vor diesem unsaubern Aufenthalt schien selbst der Sonnenstrahl zu fliehen; denn nur kurze Zeit blickte er hier hernieder und schlüpfte dann hinter die himmelstrebenden, trostlosen Mauern des Hauses, und so blieb seinen Bewohnern eben nur das Stückchen Himmel über ihren Häuptern, welches diese zu schauen übrig ließen. Auf dem Kehrichthaufen und der Mistgrube wühlte eine Schaar zerlumpter Bettelkinder, ungeachtet ihres Elendes nicht ohne Lächeln und Zufriedenheit. Die Einen schmausten an den vorgefundenen eßbaren Speiseabfällen, die Andern spielten ihre Kinderspiele — bauten Häuser, legten Dämme und Schleusen in der Jauche der Düngergrube an, geriethen dabei auch wohl einmal in Streit und Kampf. Es fielen Schimpfreden, Drohworte und Flüche, es gab blaue Augen und blutige Nasen, wenn ein kleiner mißgünstiger Störenfried und Spielverderber dazwischen gerieth.

Digitized by Google

Davor ihre Kinder zu ſichern, ſie von dem Peſthauche des Hofes und ſeiner Bewohner fern zu halten, arbeitete die arme, kranke Frau Frank mit übermäßiger Anſtrengung und ſchickte die Lieblinge ihres Herzens in die in Amerika ſo theure Schule. Dieſe feſſelte die Kinder viele Stunden des Tages, und in der übrigen Zeit befanden ſie ſich an der Seite der Mutter. Der ältere half dieſer ſchon ein wenig bei ihrer Beſchäftigung, Schuhe für eine Fabrik zu nähen, und Ernſt ſpielte mit den bunten Flicken und Läppchen, bis der Hunger mahnte, oder die einbrechende Dunkelheit ihn zum Aufhören nöthigte.

Als die Kinder jetzt in den Hof traten, lugte Hermann nach dem Fenſter ihrer Wohnſtube, von wo das freundliche Antlitz der Mutter ſtets nach ihnen ausſchaute, wenn die Schule zu Ende war; aber dießmal zeigte ſich Niemand. Er eilte hinauf; auch vom obern Treppenabſatz kam nicht, wie ſonſt, ein freundlicher Zuruf. Er war endlich oben, riß die Stubenthür auf — das Zimmer war ſtill und leer, und nur die im Luftzug flatternden Gardinen gaben einen, wie es ihm ſchien, leiſen Klagelaut von ſich. Die Stubengeräthe ſtanden alle an dem gewohnten Platze, aber was dem Kinde ſchwer auf's Herz fiel, die ſonſt längſt weggeräumten Geſchirre, wie Kaffeezeug und dergleichen, befanden ſich ebenfalls noch im Zimmer. Da ſtürzte der erſchütterte Knabe nach der Nebenkammer, riß die Thür auf, und mit einem lauten Jammerſchrei fiel er über das Bett der Mutter. Er hatte ſie gefunden, er hielt ſie umfaßt, er lag an ihrer Bruſt, küßte ihren Mund, aber das Herz, ehedem ſo zärtlich ſchlagend für Gatten und Kinder, ſtand ſtill, war gebrochen. Der Mund öffnete ſich nicht mehr in Worten der Liebe, des Troſtes, der Mahnung. Das Auge ſtarr und gläſern erkannte keinen ſeiner Lieblinge, die Hand gab keinen Druck zurück. Das Ohr hörte den Verzweiflungsſchrei kindlicher Angſt nicht.

Ja, ſie fühlte den Tod im Herzen, als ſie die theuern Lieblinge am Morgen an ihre fiebernde Bruſt drückte, ihnen lange, lange und immer wieder in die treuen Augen ſchaute. Aber es mußte geſchieden ſein! Da theilte ſie noch den letzten Biſſen mit den Scheidenden, gab dahin, was Freundeshand zur Kühlung ihrer lechzenden Zunge gebracht, ſelig lächelnd bei allem Weh in dem Gedanken: „Was wird ſich der Ernſt über das Mußbrod freuen!“ Heilige Liebe einer Mutter! von dir beſeelt lebt und ſtirbt ſie für ihre Kinder, — an ſich denkt ſie

Digitized by Google

Die Verwaisten. III.

Digitized by Google

Digitized by Google

nie. Das wußten auch die armen Verwaisten, und besonders tief fühlte es Hermann, der Aeltere, daher der heiße Schmerz.

Da die Verstorbene ihren Tod durch die Cholera gefunden, welche die geschwächte kränkliche und in einer solch übeln Atmosphäre wohnende Frau als leichte Beute hingerafft, so geschah ihr Begräbniß noch an demselben Tage, so daß die Kinder mit entsetzlicher Schnelligkeit um ihre Mutter kamen und sich ganz allein und verlassen sahen. Ernst fand am Sterbetage freundliche Aufnahme bei einer gutmüthigen Hausbewohnerin, in deren Kinderschaar er sein Leid bald vergaß; Hermann aber war nicht zu bewegen, unter andere Menschen zu gehen, oder auch nur einen Bissen Brod zu essen. Noch am späten Abend rief die freundliche Nachbarin nach ihm, er aber dankte und blieb mit seinem verzehrenden Schmerz allein.

Manches Kind würde unter diesen Umständen in der Dunkelheit der Nacht am Todestage der Mutter so unmittelbar an ihrem Sterbebette vielleicht voll Furcht und Zitterns gewesen sein; unser Hermann hatte nur Thränen und Seufzer. Sein bekümmertes Herz zerwühlte nur der traurige Gedanke: „Du hast keine Mutter mehr, du bist hier allein, Niemand schläft an deiner Seite, Niemand betet mit dir und für dich!“ Da weinte er immer von neuem und rief den Namen der entschlafenen Mutter. War es sein Schmerzensruf, der sie aus himmlischen Höhen an sein Thränenlager brachte, oder führte ihm ein wohlthätiger Traum die Selige in die geöffneten Arme, genug, er fühlte ihren Segenshauch, den Kuß der Mutterliebe, sah ihr holdes Antlitz sanft lächeln, und während er ihr die Arme entgegenstreckte und Laute des Entzückens stammelte, schlossen sich die müden Augen zu süßem Schlafe:

Weggang aus der Heimath.

Am späten Morgen erst erwachte der kleine Dulder. Noch halb vom Schlafe umfangen war er sich im Augenblicke seines Leids nicht ganz klar. Er lehnte sich auf seine Ellbogen, schaute um sich und fühlte im Gemüthe ahnungsvoll etwas Schreckliches. Seine Augen blickten durch die offene Kammerthür in die Stube. Da standen noch immer die irdenen Geschirre, am Fußboden lag eine Menge unvollendetes Schuhwerk, aber Nichts regte sich. Die Kaffeemühle schnurrte nicht wie sonst, der lockende Duft des übergebrühten Kaffees drang

Digitized by Google

nicht in die Kammer, um den Langschläfer eilig vom Lager zu treiben, kein Ruf zum Aufstehen ertönte; es war Alles still und todt. Plötzlich aber kam die Erinnerung seines Verlustes in seine Seele, er schaute nach dem Schmerzenslager seiner Mutter, es war ungeordnet und leer. Da vergrub er das Antlitz in die Kissen und benetzte sie mit tausend bittern Zähren.

Endlich aber raffte er sich auf, kleidete sich an und eilte hinüber zu der Nachbarin, um den kleinen Ernst zu sehen und zu küssen. Es verlangte ihn brennend nach dem einzigen Gute, das er außer seinem Vater noch auf Erden besaß, nach dem seit gestern ganz außer Acht gelassenen Bruder, den einstweilen jene gute Frau unter ihre Obhut genommen. Dieser saß ganz harmlos und zufrieden im Spiel mit den Kindern der Frau Braun. Als Hermann eintrat, fand er sie ebenfalls in großen Sorgen, denn ihr jüngstes Kind schien sehr krank, fieberte heftig und ließ sich nicht beruhigen.

„Ach, liebster Hermann, du kommst wie gerufen. Wärst du wohl so gut, zu dem Doktor Warmherz zu springen und ihn schleunigst zu rufen? Unsere Jenny ist sehr krank. Sieh nur, wie blaß die Bäckchen sind, und wie heiß das Köpfchen ist. Wenn sie nur nicht etwa ... Ach es wäre zu schrecklich, ich verginge im Elende. Bitte, Hermann, hole den Doktor; aber iß erst ein paar Bissen, hier steht noch das Frühstück. Habe vor Angst selbst noch keinen Bissen davon hinunter gebracht."

Aber Hermann setzte sich nicht, um erst zu tafeln, sondern sprang eilig nach dem Arzt und dieses um so lieber, weil die brave Nachbarin die einzige Person im Hause gewesen war, welche seiner Mutter in ihrer letzten Noth ohne Rücksicht für eigene Gefahr liebevoll beigestanden und sich auch jetzt wieder des kleinen Ernst angenommen hatte.

Als er an das Haus des Arztes kam, fand er diesen in der Thüre stehen, bereit in den vorgefahrenen Wagen zu steigen, um Patienten in der Ferne zu besuchen. Athemlos rief Hermann ihm schon von Weitem zu, eilig zu der Frau Braun zu kommen, deren Kind sehr krank sei.

„Frau Braun?" rief dieser. „Ach ja, besinne mich. Wohnt in dem alten großen Rattennester am Wasser. War erst gestern dort, eine Cholerakranke zu behandeln. Einer der schlimmsten Fälle. Konnte

Digitized by Google

bei meinem Weggange nicht ſagen: „Kam, ſah und ſiegte;“ denn als ich eintrat, war bereits alle Hülfe unmöglich.“

Als Hermann dieſen Fall erwähnen hörte, fing er wieder an zu ſchluchzen; es war ſeine arme Mutter, von welcher der Arzt ahnungslos ſprach; aber er unterdrückte ſeine Thränen und bat nochmals um Eile. Da ergriff jener ein paar Heilmittel, deren Anwendung bei dem gefürchteten Krankheitsfall er vorausſah, ſetzte ſich mit Hermann in den Wagen und fuhr im ſchnellen Trabe nach der Wohnung des kranken Kindes.

„Es iſt alſo ein Kind, welches krank iſt?“ frug er Hermann. „Was iſt bereits angewendet worden?“

„Ich weiß es nicht, lieber Herr; als ich vor einer halben Stunde bei der Frau Braun, welche mit uns auf einem Saale wohnt, eintrat, rief ſie mir gleich die Bitte entgegen, ich möchte zu Ihnen eilen.“

„Du biſt alſo nicht ihr Sohn?“

„Nein, mein Name iſt Frank, meine Mutter war ja eben die Sterbende, welche Sie geſtern ....“

„Ach, ich verſtehe. Armer Junge, wende dein Geſicht nicht ab, weine dich aus. Ja, deine Mutter war eine brave Frau, ich kannte ſie ganz genau, hab ſie mehrmals ärztlich behandelt. Hätte nicht geglaubt, daß ſie zuerſt dran müßte, war immer ſo ſauber und akkurat trotz aller Armuth. Ein wahrhaft erquickender Anblick unter dem Schmutz und Unflath der übrigen Bewohner dieſer Räuberhöhle. Eine Perle, in Koth getreten. Sollte mich nicht wundern, wenn die ganze Baracke ausſtürbe. Wo ſolche Unſauberkeit, ſolcher Peſtgeruch herrſcht, da hält die Cholera jederzeit reiche Ernte.“

Am Hauſe angekommen zog der Arzt einen in ſtark duftende Arzneiſtoffe getränkten Schwamm aus der Taſche, hielt ihn vor Mund und Naſe und eilte in das Krankenzimmer. Er fand die kleine Kranke, wie er fürchtete, behaftet mit der Cholera. Ein ſofort angewandtes heißes Bad, der zeitige Genuß heilſamer Medizin hatte dießmal die gewünſchte Wirkung: das Kind genas. Hermann war bei deſſen Behandlung unermüdet thätig und ließ ſich durch keinerlei Mahnung des menſchenfreundlichen Arztes wegtreiben. Hatte doch die gute Frau Braun auch ſeiner Mutter furchtlos beigeſtanden und durch dieſe Hülfe vielleicht den Anſteckungsſtoff an ſich ſelbſt gebracht und dem Kinde mitgetheilt.

Digitized by Google

„Du bist ein braver, beherzter Junge," sprach der Doktor, als die kleine Patientin in einen wohlthätigen Schlaf verfallen und bei ihr zunächst nichts zu thun war; „ich werde dich nicht vergessen. Ich will's schon um deiner guten Mutter willen nicht. Bist ihr Sohn, das merke ich. Jetzt aber fort, die Pferde haben lange genug gewartet. Komme Nachmittags wieder, da sprechen wir weiter. Auf meiner Fahrt komme ich in manche Häuser, und will für dich reden, wie für mein eigenes Kind."

Als der gute Mann fort war, entfernte sich auch Hermann aus der Stube der Kranken und nahm sämmtliche Knaben mit sich, damit jene ungestört ruhen könnte.

„Wo ist die Mutter?" rief beim Eintritt in die Stube der kleine Ernst.

„Bitte, laß' das, lieber Ernst," antwortete Hermann. Er mochte ihren Namen in Gegenwart und bei dem Geschwätze der Kinder nicht entheiligen.

„Nein," rief dieser ungeduldig, „ich will nicht. Will wissen, wo sie hin ist und wann sie wiederkommt."

„Ein andermal," sprach Hermann, „jetzt laß' mich."

„Nicht wahr," fing dieser von Neuem an, „sie kommt wieder, sie ist nicht todt. Wir müssen nicht ins Waisenhaus?"

„Was sagst du? Ins Waisenhaus?"

„Ja, ja," sprach Ernst, „so sagte Willi. Wir kämen ins Waisenhaus. Mutter wär' todt."

Bei Nennung seines Namens trat der kleine Willi, der achtjährige Sohn der Frau Braun, herzu und sagte: „Ei, freilich, ihr kommt ins Waisenhaus, Doktor Warmherz hat's zur Mutter gesagt. Hab's gehört!"

„Lieber Hermann, bitte, kommt die Mutter wieder?" rief Ernst.

„Nein, Ernst," antwortete Hermann mit thränenden Augen, „sie kommt nicht wieder!"

„Ist todt? Mausetodt? Wird nicht wieder lebendig?" fragte Ernst weiter.

„Todt für immer. Wird nicht wieder lebendig!"

„Auch Doktor Warmherz kann sie nicht wieder erwecken! Wir haben keine Mutter mehr?"

„Auf Erden keine, guter Ernst."

Da fing auch Ernst bitterlich an zu weinen. Durch sein Köpfchen

Digitized by Google

mochten wohl ahnungsvolle Gedanken gehen, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen. Seine Hülflosigkeit und Verlassenheit konnte er zwar noch nicht deutlich erkennen, aber ein Leid fühlte er doch schmerzlich: den Verlust der geliebten Mutter, der treuen Pflegerin, die ihm das, wenn auch karge, doch durch Küsse und Liebkosungen schmackhaft gemachte Brod reichte, ihn tröstete, wenn er in trauriger Eingeschlossenheit und fern von den lautjubelnden Gespielen an ihrer Seite bleiben oder mit Bruder Hermann in die düsteren Räume der verhaßten Schule wandern mußte. Sie war nicht mehr, die ihn mit liebevollem Anruf empfing, auf seine bitteren Worte über die garstige Schule, deren Nutzen und Nothwendigkeit er noch nicht begriff, tröstend beruhigte, nicht selten eine ihr gebotene Labung ihm reichte und damit seinen Gehorsam belohnte. Das Alles wirbelte in dem kleinen Köpfchen des Knaben, daher sein bitteres Weinen und Schluchzen.

Am Nachmittage wiederholte der menschenfreundliche Arzt seinen Besuch. Als er die kleine Patientin beobachtet und ihre weitere Pflege angeordnet hatte, kam er herüber zu Hermann und Ernst.

„Nun, ihr guten Kinder, muß doch 'mal nach euch sehen. Wie steht es? Hast du schon," wandte er sich an Hermann, „darüber nachgedacht, was mit euch werden soll? Sind Verwandte da, Freunde, welche helfen können und mögen?"

„Niemanden, als unsern guten Vater kennen wir," antwortete Hermann, „Vater und Mutter waren Einwanderer aus Deutschland, und alle ihre Verwandten und Freunde sind drüben über dem Ozean. Nicht einmal ein Landsmann hat uns je besucht."

„Schlimm, sehr schlimm. Und euer Vater ist auch fern?"

„Er sucht Arbeit im fernen Westen und hat uns vor Jahresfrist verlassen."

„Dann, liebe Jungens, kenne ich nur einen Ausweg, hab'n auch bereits für euch eingeschlagen, es ist das Waisenhaus. Habe mit dem Bürgermeister gesprochen und mit Bitten nicht nachgelassen, bis er mir eure Aufnahme zugesagt."

„Ach, lieber Herr Doktor, nur nicht dahin, nicht ins Waisenhaus!" fiel Hermann bittend ein.

„Du willst nicht ins Waisenhaus? Nun warum nicht? Stößest du dich an dem Namen Waisenhaus, oder ist es dir zu gering?" rief der etwas gereizte Mann. „Glaube mir, Knabe, es hat vieler Bitten

bedurft, ehe ich die Erlaubniß zu eurer Aufnahme erhielt, eben weil eure Eltern Fremde sind. Und nun wollt ihr nicht? Auch gut; desto besser, wenn ihr einen angenehmeren Weg kennt."

Thränenden Auges faßte Hermann die Hand des Eifernden, blickte ihn bittend an und sprach: „Nicht böse, lieber Herr Doktor, ich kenne das Waisenhaus nicht und weiß weder Gutes noch Böses von ihm; aber meine selige Mutter erwähnte es oft unter vielen Thränen, vermuthlich weil sie unser trauriges Schicksal voraussah, und so ist mir der Gedanke schrecklich geworden, in jenes Haus wandern zu müssen."

Völlig ausgesöhnt sprach der Arzt theilnehmend: „Leider hatte sie recht, die Selige, Waisenhaus ist kein Vaterhaus, aber wenn nun die Nothwendigkeit gebietet, wenn sich kein anderer Ausweg zeigt!"

„O doch, lieber Herr Doktor. Wir gehen zu unserem Vater. Er hat längst geschrieben, daß er Arbeit und guten Verdienst habe, wir konnten aber wegen der Schwäche der Mutter und aus Mangel an Reisegeld . . ."

„Und woher dieses jetzt nehmen?" fiel der Arzt ein. „Wenn ihr auch eure wenigen Habseligkeiten verkauft, so reicht das kaum zur Hälfte. Und dann eine Reise von fünfhundert Meilen! Wie wollt ihr denn einen solchen Marsch aushalten, wie die Wege finden?"

„Lieber Herr Doktor, es wird gehen! Der liebe Gott wird uns nicht verlassen, es werden sich gute Menschen finden, die uns helfen. Hat er uns denn nicht schon liebevolle Herzen erweckt: die gute Frau Braun und Sie selbst!"

Lange schaute der gute Mann dem Sprechenden in das hoffnungsvolle Auge und Gesicht, in dem so viel Entschlossenheit und Gutherzigkeit lag. Endlich rief er: „Ja, ja, du bist deiner guten Mutter guter Sohn, hast ein muthiges Herz. Woll'n seh'n, woll'n seh'n! Ich werde mir überlegen, was zu thun ist."

Und der Edle that das Mögliche. Auf seine Bitte verkaufte Frau Braun die Habseligkeiten der Verstorbenen. Der Erlös von fünfzehn Dollars und ein geheimer Zuschuß von nochmals zehn durch den christlich gesinnten Arzt selbst brachte ein hübsches Sümmchen zu Wege. Als Alles zur Abreise fertig war, mußten die Kinder zu ihrem Wohlthäter kommen, wo dessen eben so liebevolle Gattin sie noch mit manchen Reisebedürfnissen versah. Doktor Warmherz nahm Beide in seinen Wagen, um sie selbst in den abgelegenen Hafen zu bringen,

Digitized by Google

angeblich weil ihn sein Weg da vorbei führe, in der That aber, um ihnen bei einem befreundeten Kapitän freie Ueberfahrt auf dem Verdeck eines Dampfschiffes zu bewirken, was ihm auch, da er persönlich erschien und bat, gelang.

Als er die Knaben untergebracht sah, grüßte er flüchtig, sprang in seinen Wagen und fuhr eilig davon. Er wollte den Kindern durch längeren Abschied die Herzen nicht noch schwerer machen, als sie ohnehin waren, besonders nach dem Weggange von der guten Frau Braun.

„Von diesen Kindern verspreche ich mir Etwas, besonders von dem älteren Knaben," murmelte er. „Gott sei mit ihnen!"

Und auch mit Dir, barmherziger Samariter, Du Einer von denen, die außer leiblicher Hülfe auch himmlischen Trost in die zagenden Herzen bringen und nicht eher ruhen, bis der Verlassene aufgehoben, verbunden, gelabt und in sichere Obhut gebracht ist.

Das Dampfschiff.

In den Herzen von Kindern ist ein Schmerz der Seele selten andauernd. Eine andere Umgebung, neue Ereignisse ihres Lebens nehmen gar leicht die Gedanken in Anspruch und ziehen diese von ihrem Leid und Schmerze ab. Doch nicht also war es bei Hermann, der sich von je als ein sinniger, ernster Knabe zeigte, welchem Entbehrungen und Kümmernisse, besonders die Kränklichkeit der Mutter, vor der Zeit des Lebens Schatten gezeigt und ihn zum Nachdenken geführt hatten. Dieß erwies sich auch jetzt bei der Besteigung des Schiffes. Während der kleine Ernst über die nie gesehenen Dinge in das lebhafteste Erstaunen gerieth und alles Uebrige, selbst Bruder Hermann, vergaß, suchte sich dieser ein abgelegenes Plätzchen und hatte von da aus nur Augen für den entzückten Bruder, der sich trotz aller Scheltworte und Stöße der Matrosen und Mitreisenden nicht abhalten ließ, all' die wunderbaren Sachen, besonders die riesige, Feuer und Dampf speiende Maschine zu begaffen, so daß sich endlich Hermann genöthigt sah, den Unbedachten, der sich förmlich wehrte, mit Gewalt wegzuziehen.

Nun, es ist ja auch ein Schiff, besonders ein Dampfschiff, ein wunderbares Gebäude, welches einen glänzenden Beweis von des Menschen denkendem Geiste liefert. Ein wohlversehener Haushalt, wo nicht das Geringste fehlt, in welchem ein Einziger regiert, alle Uebrigen streng gehorchen. Und wie es im Staatswesen außer dem Regierenden

Digitized by Google

noch verschiedene Stände gibt, so sind auch hier nicht Alle gleich. So hatte das Schiff mehrere Räume, zu oberst die Kajüte des Kapitäns, nebenan die Kajüten der Reisenden oder Passagiere erster und zweiter Klasse, so genannt nach dem Preise des Fahr- und Kostgeldes, welches sie entrichten. Die erste Klasse zahlt am meisten, erhält dafür aber auch außer einer prächtigen Wohnung, welche mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet ist, ein sauberes Bett, täglich frisch geschlachtetes, gebratenes Fleisch, Wein und Trinkwasser, so viel beliebt. Nicht ganz so reichlich sind die Passagiere zweiten Rangs bedient, und die Andern in den Zwischenräumen erhalten nur selten frisches, meistens Rauchfleisch mit getrockneten Hülsenfrüchten und dergleichen. · Statt Wein wird ihnen bei der Hauptmahlzeit ein Glas Rum und Wasser gereicht und Abends und Morgens Thee mit Rum. Die Stelle des weichen, flockigen Weißbrods vertritt der steinharte, mit dem Beile von einander zu hauende Schiffszwieback.

Der kleine Ernst hielt es nicht lange in dem Winkelchen bei Bruder Hermann aus. Seine Neugierde war zu sehr erregt und noch zu wenig befriedigt. Da die Sonne ziemlich warm schien und den Aufenthalt in den Kajüten etwas lästig machte, so öffneten ihre Bewohner Thüren und Fenster, und einige derselben traten heraus unter ein Zeltdach, um sich im leisen Luftzug, der durch die Bewegung des Schiffes entstand, ein wenig zu erfrischen.

Ernst entwand sich den umschlingenden Armen seines Bruders, lief an die geöffneten Kajütenthüren, schaute neugierig hinein und stand wiederum vor Staunen sprachlos. Endlich lief er zurück, zog den widerstrebenden Hermann auch herzu und rief mit Entzücken: „Komm, komm! Siehe da, die funkelnden Diamanten in dem goldenen Saale. Und die Feen und Prinzessinnen! Ha, da ist auch noch eine ganz kleine, gerade so wie in dem schönen Mährchen, das du mir erst neulich erzählt. Nicht wahr, Hermann, es sind lauter Fee'n und Prinzessinnen? Aber wo ist denn der König und sein Hof? Sieh, sieh, da öffnet sich eine Thüre, dort ist er gewiß!"

Was dem Kleinen so wunderbar erschien, war weiter nichts, als das allgemeine Gesellschaftszimmer, das auf Dampfschiffen allerdings prächtig genug ausgestattet ist. In demselben fanden sich ringsum an den Wänden sanft schwellende Divans, überzogen mit glänzend farbigen gemusterten Seidenstoffen. Die Betäfelung war aus duftenden kostbaren

Digitized by Google

Hölzern zierlich gearbeitet, mit Goldleisten berändert, eben so kostbar und elegant waren Stühle und Tische, letztere, besonders die an den Wänden lehnenden, mit seltenen Blumen in Töpfen oder Porzellanvasen besetzt. Aus der Mitte der Decke hing ein strahlender Krystallkronleuchter, der in Folge der Bewegung des Schiffes ein leises melodisches Klingen hören ließ, einer vom Winde berührten Aeolsharfe gleich. Vervollständigt wurden diese zauberischen Töne noch durch das anmuthige Spiel einer Dame auf einem kostbaren Flügel. Die schönste Zierde dieses Prachtzimmers waren die vielen schöngeputzten Damen, von denen viele nach Sitte der Amerikanerinnen beringt, mit Diamanten geschmückt und in kostbare Seidenstoffe gekleidet waren, so daß die Phantasie eines Kindes, wie die des kleinen Ernst, sie wohl für Feen und Prinzessinnen halten konnte. Selbst der ernste Hermann stand bei diesem ungewohnten Anblick voll Erstaunen. Eine sanfte Frauenstimme erweckte ihn daraus.

„Liebe, gehen Sie doch mit der kleinen Elly ein wenig hinaus aufs Deck," gebot sie der Bonne eines kleinen blondlockigen Mädchens. „Das Kind langweilt sich hier, auch ist ihm zu heiß."

Die Angerufene nahm das Kind bei der Hand und führte es hinaus an den beiden Knaben vorbei. Ja, es schien mehr noch als eine Prinzessin zu sein, es war ein kleiner Engel in Menschengestalt. Als es dahinschritt, neigten sich alle Reisenden dem lieblichen Wesen zu, streichelten ihm die Wangen, das lockige Seidenhaar, faßten es an den zarten Händchen und empfingen dafür sein glückliches, dankbares Lächeln.

Ernst schritt wie gebannt hinter dem Engelchen her, selbst Hermann folgte. Da wandte sich das Kind am Ende des Ganges und sah die Kinder, und es neigte sich sein kleines unschuldiges Herzchen diesen zu. Es sah seine Bonne an und rief freundlich: „Mary, sieh' da, zwei Knaben. Komm, laß uns zu ihnen!" und damit zog sie diese nach den Kindern.

„Wie heißt du?" fragte sie mit freundlicher Stimme den kleinen Ernst. Dieser aber, sonst so zuversichtlich und keck, verkroch sich beim Anblick der schön geputzten Kleinen schüchtern hinter seinen Bruder, und obwohl das Mädchen nach Kinderart ein paar Mal um Hermann herum ging, um sich dem Furchtsamen zu nähern und mit ihm zu reden, so verbarg sich derselbe immer von Neuem hinter Hermanns Rücken.

Digitized by Google

Da ihre Bemühungen Nichts fruchteten, so ließ das Kind endlich ab und fragte Hermann: „Und wie heißest du?"

„Ich heiße Hermann," antwortete dieser sanft.

„Und weißt du, wie ich heiße?"

„Ich denke Elly."

„Aber woher weißt du das?"

„Ich hörte es von der Dame auf dem Sopha."

„Ach ja, das ist Mama. Wo ist denn deine?"

Bei dieser Frage traten Hermann Thränen in die Augen. Das Kind sah es und frug: „Knabe, warum weinst du?"

„Weil ich keine Mutter habe."

„Wo ist sie denn hin?" forschte das Kind weiter.

„Sie ist gestorben."

„Du Armer! Aber dein Vater, wo ist der?"

„Weit, weit von hier, und jetzt wollen wir eben zu ihm."

„Wer bringt euch aber hin, ich sehe Niemand? Bei mir ist Mama, der Onkel John und die gute Mary. Mary kleidet mich aus und an, und neben der Mama schlafe ich. Und Onkel John erzählt mir Geschichten, wenn ich nicht spielen mag. Wir haben die Tante besucht und gehen wieder heim zu Papa."

Eben wollte sie noch weiter erzählen und fragen, da trat ein vornehm gekleideter Herr aus dem Gesellschaftssaal, und als er die kleine Elly im Gespräche mit Hermann sah, rief er dieser zürnend zu: „Pfui, Elly, wer wird sich an jeden Bettelbuben hängen. Gleich gehst du weg von ihm!" Und diesem herrschte er zu: „Fort, Vagabund, in deine stinkende Spelunke!" Dabei versetzte er ihm mit dem feinen Spazierstöckchen in seiner Rechten einen derben Schlag über den Rücken. Er ergriff die Kleine und führte sie unter Vorwürfen gegen die Bonne hinweg. Wie der Biß einer giftigen Schlange, wie ein Eistropfen, so traf Wort und Hieb den gefühlvollen Knaben. In den tiefsten Winkel des Decks zog er sich zurück, trübe, traurige Gedanken bekümmerten seine Seele. Es dämmerte in ihm, er ahnte jetzt mehr und mehr die Beschwerden und Leiden der weiten Reise, die Gefahren und Mühseligkeiten seines kühnen Unternehmens. Der kleine Ernst, müde von der ungewohnten Fahrt und den Erlebnissen des Tages, war auf seinem Schoße eingeschlafen. Mit Mutterzärtlichkeit umfing er ihn, streichelte und küßte seine blonden Locken und wandte den Blick flehentlich nach

Digitized by Google

oben. „Du weißt es, lieber Gott," ſprach betend ſeine Seele, „daß mich mein Herz zu dem guten, fernen Vater zog. Wir haben Niemanden auf Erden mehr. Nun, ſo verlaß' uns nicht. Deine Sterne glänzen ſo freundlich, ſei auch mit uns ſo lieb und gut. Erwecke uns Freunde, wie der gute Doktor, die uns helfen, daß wir zu unſerem Vater kommen. Und Du, liebe ſelige Mutter, biſt nun ein heiliger Engel. Komm und bleibe bei Deinen Kindern, daß ſie nicht in Sünde fallen. Hier hab' ich Deinen kleinen Liebling Ernſt, hüte ihn, daß er nicht krank werde und keinen Schaden nehme. — Ach, ich bin ſo allein; — bin doch ein recht verlaſſenes Kind! Guter Vater im Himmel, erbarme Dich über mich!"

Alſo betete ſeine Seele, und ſein Gebet wurde erhört. Die müden Augen ſchloſſen ſich, es kamen im Traume liebliche Engel, führten ihn auf grüne Auen und ſpielten himmliſche Spiele mit ihm. Er fand ſeine Mutter im Chore der Seligen, ſie lächelte ihm freundlich zu und flüſterte: „Getroſt, mein theures Kind, du wirſt den Vater finden. Und einſt werden wir Alle wieder vereinigt werden hier oben, wo dann kein Leid, kein Geſchrei, keine Thräne mehr iſt!"

Das Gefängniß.

Ein ſchrilles, durchdringendes Pfeifen von der Maſchine, der plötzliche Stillſtand des Schiffes, nachdem der Anker geworfen, erweckte am andern Morgen die Schläfer. Alles gerieth in Bewegung und Thätigkeit, die Matroſen hatten mit dem Takelwerk des Schiffes und der Wegräumung von Kiſten und Käſten zu thun, abgehende Reiſende beluden ſich mit ihrem Gepäck, Boote legten an und brachten neue Paſſagiere oder Freunde aus der Stadt New-York, um Ankommende zu begrüßen und in Empfang zu nehmen; Hausknechte und Kellner in rothen Schürzen, dem Zeichen ihres Berufes, harrten auf den Ruf der Fremden, um ſich ihnen dienſtwillig als Führer in die Gaſthöfe ihrer Herren anzubieten. Kurz, es war auf einige Augenblicke eine unbeſchreibliche Verwirrung, ein ohrenzerreißendes Geräuſch. Unter den Weggehenden war auch die kleine Elly, welche der hochmüthige Onkel auf den Armen über die Treppe trug. Mutter und Dienerinnen folgten. Eine glänzende Equipage nahm ſie auf. Hermann konnte es ſich nicht verſagen, ihr mit ſeinem Taſchentuche einen Abſchiedsgruß zuzuwinken, und ſie mochte den Knaben wohl erkannt haben, denn geraume Zeit

noch bemerkte er, wie sie sich aus dem Wagen lehnte und nach der Gegend des Ankerplatzes sah. Lange schaute er nach dem lieben Kinde aus, dem einzigen Wesen, welches mit ihm gütig gesprochen, seitdem er von den wenigen Freunden in der Heimath geschieden. Endlich mußte er auch das Schiff verlassen, gezogen und vorwärts gedrängt durch den kleinen Ernst, den sehnlichst verlangte, fort zu kommen und die vielen Merkwürdigkeiten zu sehen, welche sich seinen erstaunten Blicken darboten.

Als er das Schiff und die ihm befreundet gewordenen Matrosen verließ, war es ihm, als trenne er sich von dem Letzten, welches ihn noch mit der lieben Heimath verband. Niemand achtete auf sein Gehen oder wünschte ihm Glück auf den Weg, noch weniger nahmen ihn Freunde in Empfang, um ihm eine neue Heimath zu bereiten. Er war allein, heimathlos und fühlte sich recht verlassen. Auf einen Augenblick kam ihm der Gedanke, das Schiff von Neuem zu besteigen und zurückzukehren, aber seinen guten Vater aufgeben, ein Bewohner des Waisenhauses werden gegen den Wunsch seiner seligen Mutter? Nein, es durfte nicht sein. Mit Macht kämpfte er die andringende Muthlosigkeit nieder und ging mit schnellen Schritten nach der Stadt, an der Hand den kleinen Ernst haltend. Um nur seine traurigen Gedanken los zu werden, sprach er zu diesem: „Wie wär's, wenn wir ein wenig frühstückten? Hast du Hunger?"

„Ach ja, großen," fiel Ernst hastig ein. „Wir haben ja seit gestern Mittag nichts gegessen. Bitte, lieber Hermann, sieh' 'mal die schönen Nüsse und Melonen und das Zuckerzeug in den Gläsern, kaufe mir so etwas. Das muß herrlich schmecken!"

Gern hätte der weichherzige Knabe dem kleinen Bittsteller das Leckermäulchen mit einer Süßigkeit gefüllt, und es kostete seinem Herzen großen Kampf, an dem verlockenden Laden, aus welchem diese und noch tausend andere Näschereien und Delikatessen so verführerisch herausschauten, vorüberzugehen; allein er gedachte seiner spärlichen Reisekasse und des weiten Weges, der Warnungen und Anweisungen des guten Doktors, und so steckte er muthig die ergriffene Börse wieder ein und floh eiligst von dannen. Wahrlich, er war ein Held, welcher der Versuchung widerstand, in der zehn Andere unterlegen wären.

Als er ein paar hundert Schritte gegangen, fand er sich in der Nähe eines Viktualienladens, aus dessen Fenstern sich allerhand wohlbekannte Speisen darboten. Hier trat er ein und kaufte sich für ein

Digitized by Google

billiges Geld ein kleines Brod und einen geräucherten Fisch, wovon sich beide Knaben nicht allein sättigten, sondern auch noch zu einem andern Mahle übrig behielten. Einen frischen Trunk dazu gab ihnen der Verkäufer umsonst.

Als sie ihren Hunger gestillt, hatten sie einen neuen Wunsch: sich zu waschen, zu kämmen, kurz ihr Aeußeres in Ordnung zu bringen. Aber wie war das jetzt und hier in den von Menschen wogenden Straßen möglich? Die Wäsche konnte zum wenigsten nur sehr unvollkommen mit dem vom Trunke benäßten Taschentuche geschehen. Als Hermann diese an dem kleinen Ernst vornahm, mußte er unwillkürlich an seine gute Mutter denken, welche dieses Reinigungsgeschäft an ihnen so genau verrichtete. Und wenn der letzte Strich mit dem Kamm geschehen, so nahm sie jedesmal den Kopf der Kinder in ihre Hände und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Wie anders war es jetzt! Wer auch hätte für sie jetzt ein Wort der Liebe, einen Kuß haben sollen!

Ehe sie aus dem Hausflur des Viktualienhändlers gingen, wo sie ihr karges Mahl eingenommen, fragten sie nach dem Abgang der Eisenbahn nach Philadelphia, und er sagte ihnen, daß derselbe erst am Nachmittage stattfinde und sie somit Zeit genug hätten, sich in New-York erst ein wenig umzuschauen. Hermann, welcher sehr wißbegierig war und sich gern belehrte, schlenderte weit hinein in die Straßen dieser Riesenstadt, um überall Merkwürdigkeiten zu betrachten. So mochten wohl einige Stunden verflossen sein, als er es für nöthig hielt, den ihm beschriebenen Weg nach der Eisenbahn anzutreten; aber war diese Beschreibung nicht recht geschehen, oder hatte er unachtsam etwas nicht recht gehört? Genug, er ging von Straße zu Straße, und immer zeigte sich keine Eisenbahn.

Endlich wurden die Häuser immer niedriger, die Straßen enger und schmutziger, die Bewohner ärmlicher und augenscheinlich unsittlicher. Er hörte nichts als Flüche und Zank, sah nur Schmutz und Unrath. Da wurde ihm bange ums Herz, er wußte nicht warum. Nur mit Mühe folgte der kleine Ernst, müde von der endlosen Wanderung und der brennenden Sonnengluth. Als er in die Nähe einer bretternen Bude, welche in einer Ecke stand und mit allerlei Eßwaaren und Spirituosen angefüllt war, kam, fragte er den Eigenthümer nach dem Orte der Philadelphia-Eisenbahn.

Der Händler betrachtete geraume Zeit erst den fragenden Hermann

und dann deſſen Bündel, dann ſprach er: „Was wollt ihr auf dieſer Eiſenbahn? Doch unmöglich mitreiſen?“

„O doch!“ antwortete Hermann, zog ſich aber langſam von dem Manne, deſſen Miene und Weſen ihm nicht gefiel, zurück.

„Nun, ſo wartet. Ich will euch den Weg zeigen. Seid ja meilenweit davon entfernt! — Daniel,“ rief er einem kleinen, ſchmächtigen Buben zu, welcher am nahen Brunnentroge Flaſchen reinigte, „komm' einen Augenblick in die Bude und bediene die Kunden.“ Zu den Kindern ſprach er: „Nur ein paar Minuten, und ich bring' euch Jemand, der mit euch geht!“

Er hielt Wort. Es dauerte nicht lange, ſo kam er mit einem großen, ſtarken Mann, auf deſſen Bruſt ein großer, glänzender Schild funkelte, und der in der Hand einen mächtigen, eiſenbeſchlagenen Prügel trug.

„Sind das die ſauberen Vögel,“ rief er beim Näherkommen, „welche Euren Geldkaſten erleichtern wollten? Nun, die Brut fängt jung an. Allons, ihr Galgenvögel, vorwärts, ſollt frei Koſt und Logis und nöthigenfalls auch noch ein Halsbändchen und Armſpangen haben, alles umſonſt und aus purer Menſchenliebe!“

Hermann hatte den Ankommenden nicht recht verſtanden; daß er aber Böſes gegen ſie im Sinne habe, ahnte er, und deßhalb frug er ziemlich ängſtlich: „Seid Ihr der Mann, welcher uns mitnehmen und den Weg zeigen will!“

„Ja wohl, mein Bübchen, ganz der Eurige, aber nicht auf die Eiſenbahn, ſondern ins Gefängniß, wo ſolch' Spitzbubengeſindel hin gehört. Vorwärts marſch oder es ſetzt Hiebe, daß dir die Seele im Leibe pfeifen ſoll.“

Da ſtand der Arme vor Entſetzen ſtarr und ſteif, mit erſtorbenen Augen und wankenden Knieen, einer Leiche ähnlicher, als einem Lebendigen. Selbſt der geſchwungene Prügel in der Hand des Büttels, denn ein ſolcher war es, brachte lange Zeit keine Bewegung in dieſe Erſtarrung. Endlich entrangen ſich der gequälten Bruſt Seufzer und Worte.

„Diebe, wir Diebe? Wir ſind keine Diebe, wir haben Niemanden etwas entwendet,“ ächzte er heraus.

„So? Keine Diebe? Habt ihr nicht das Bündel voll geſtohlener Sachen? Ha, auch Geld iſt drinn! Nun ſtreitet noch länger, daß ihr Diebe ſeid. Fort ins Gefängniß, da wird man euch ſchon mürbe machen. Wir verſtehen das!“

Digitized by Google

Es half kein Flehen, keine Betheuerung der Unſchuld. Hermann wurden die Hände auf den Rücken gebunden, und ſo mußte er unter dem Hohngeſchrei der Straßenjugend voranſchreiten, während der tödtlich erſchrockene Ernſt ſtill und zitternd nachfolgte.

Nach einer langen Wanderung durch endloſe Straßen und Plätze kamen ſie in eine ziemlich öde Gegend, in welcher ſich von Ferne ein mächtiges Gebäude zeigte. Aber ſein Anblick war kein tröſtlicher, einladender, vielmehr ſah es düſter und unheimlich aus. Es hatte eine ganz eigenthümliche Form, war beinahe ohne Fenſter, und die wenigen, die man bemerkte, waren mit zolldicken Eiſenkörben und Stäben vergittert. Was den Schrecken und das Traurige ſeines Anblickes noch ſteigerte, war eine hohe Mauer um daſſelbe, wie das Gebäude ſelbſt von dunkelm Geſtein erbaut. Vor dieſem finſteren Steinhaufen hielt der Polizeidiener, und auf ſein dreimaliges Schellen öffneten ſich träge die ſchweren Riegel und Pforten.

So unheimlich wie ſein Aeußeres, ebenſo düſter und ſeltſam zeigte ſich die weite, auf mächtigen Pfeilern ruhende und in tiefem Schweigen liegende Halle. Selbſt die Kühle derſelben, auf die große Hitze der Straße ſonſt ſo wohlthätig, gab keine Erquickung, ſondern machte das Gebein erzittern und die Wangen erbleichen.

„Siehe, Bube,“ wandte ſich der Polizeibeamte an Hermann, „das iſt künftig deine Reſidenz, denn ich denke, du wirſt uns hier von nun an oft eine Viſite abſtatten. Wer einmal lange Finger gemacht hat, der läßt's auch künftig nicht, und wenn der Galgen daneben ſteht, bis er endlich ſelbſt daran baumelt, was hier zu Lande nicht lange auf ſich warten läßt. Pfui über dich Schandbuben, deinen Eltern ſolche Unehre zu machen und dem Kleinen ſolch ſchlechtes Beiſpiel zu geben.“

War es Folge der übergroßen körperlichen Anſtrengung, des Uebergangs von der heißen Straßengluth in die eiſige Luft der Halle, oder der heftigen Gemüthsbewegung, genug, der arme Hermann ſank plötzlich in die Kniee, machte ſich ſtarr und ſteif, ſah leichenblaß aus, röchelte ein paar Mal und lag dann ohne Ruck und Zuck vor den Füßen ſeines Peinigers.

Bei dieſem ſchrecklichen Anblicke kreiſchte der kleine Ernſt laut auf, warf ſich über ſeinen Bruder her und ſuchte ihn mit tauſend Küſſen ins Leben zurückzubringen. „Hermann, guter Hermann, ach

Digitized by Google

ſtirb doch nicht! Hör' doch, ſteh' doch auf! Stirb nicht!" dieſe und ähnliche Worte entſtrömten ſeinen Lippen, und Thränen ohne Zahl vergoſſen ſeine Augen. Der Polizeibeamte ſelbſt war über den ſeltenen Fall erſchrocken, holte ſchnell vom nahen Springbrunnen im Hofe ein Gefäß voll Waſſer und goß dem Ohnmächtigen Hände voll in das Antlitz.

Durch den Angſtſchrei des kleinen Ernſt aufmerkſam geworden traten zwei feingekleidete Herren aus einem nahen Zimmer herzu, und der eine, welcher, nach der Schreibfeder hinter dem rechten Ohre zu urtheilen, gleichfalls ein Beamter des Hauſes zu ſein ſchien, frug theilnehmend: „Was gibt's, Thomas? Wer ſind dieſe Kinder? Was iſt mit dem größeren geſchehen? Doch keine Mißhandlung, will ich hoffen?"

„Nein, Herr," antwortete dieſer ehrerbietig, indem er den Hut abnahm, „der Große iſt ein Dieb, den ich auf den Ruf und das Zeugniß des Viktualienhändlers Smith in der Waſhingtonſtraße arretirt und zur Unterſuchung hieher gebracht habe. Der Andere, ſein Bruder, obwohl noch ſo klein und jung, iſt ſein Gehülfe."

„Schlechter Mann, Bruder Hermann iſt kein Dieb und ich auch nicht!" rief Ernſt ganz außer ſich vor Zorn. „Haſt meinen Bruder todt gemacht, nun mach'n auch wieder lebendig oder mach' mich auch todt!"

Den Bemühungen der drei Männer gelang es nach kurzer Zeit, den Scheintodten wieder ins Leben zurückzurufen. Als das geſchehen war, entfernte ſich der eine Herr, und jener erſte mit der Feder gebot dem Polizeidiener, die beiden Angeklagten ſofort zu ihm zu bringen, wenn ſich der größere genügend erholt habe.

Als die Kinder in das Zimmer des oberſten Polizeirichters, — das war jener Herr, — geführt wurden, betrachtete dieſer ſie lange Zeit mit prüfenden Blicken. „Das ſind keine Diebe," ſprach ſein Inneres, „oder ich verſtehe mich nicht auf Diebsgeſichter. Hier hat der voreilige Jac einmal wieder einen argen Mißgriff begangen. Nur gut, daß ich in der Nähe war. Geſchah's eine Stunde ſpäter, ſo mußten die Gefangenen bis morgen im Kerker bleiben." Endlich ſprach er laut und fragte nach ihrem Namen, ihren Eltern, ihrer Heimath, nach dem Zweck ihrer Reiſe und nach Allem dem, was in ſolchen Verhören üblich und nöthig iſt, um die Wahrheit ans Licht zu ziehen;

Digitized by Google

aber es war so, wie eine innere Stimme und sein geübter Blick ihm gleich anfangs gesagt: er fand keine Schuld an ihnen, und ob auch der verblüffte Polizeidiener Jac das angeblich gestohlene Kleiderbündel durchwühlte und das vorgefundene Geld zehnmal überzählte, um einen Beweis der Schuld zu liefern und dadurch sein eigenes Ungeschick und seine Voreiligkeit zu bemänteln, es gelang ihm nicht. Die Kleider waren nach Schnitt und Größe augenscheinlich Eigenthum der Kinder und ebenso das Geld, dessen Betrag und Sorte der vorsichtige und fürsorgliche Doktor Warmherz auf die ihnen mitgegebene Reiseroute notirt hatte. So hatte der Edle sie, die von Gram und Leid damals Niedergebeugten, nicht allein aufgehoben, sondern wie jener barmherzige Samariter auch für ihre Zukunft gesorgt, und jetzt ernteten sie die Frucht seiner klugen Fürsorge und barmherzigen Liebe.

„Ich fürchte, Jac, Ihr habt Euch von Eurem Diensteifer hinreißen lassen und zwei ganz Unschuldige arretirt. Es thut mir herzlich leid," wandte er sich zu den Kindern, „aber auf der anderen Seite ist mir's auch herzlich lieb, daß es so ist, und daß ihr nicht schuldig seid und diesen Ort mit gutem Gewissen wieder verlassen könnt. Geht, der Mann da wird sein Unrecht nach Kräften wieder gut machen und euch auf die Eisenbahn bringen. Es ist noch hinlänglich Zeit. Vergeßt nie die Gebote Gottes und die Lehren eurer guten Mutter, der das Waisenhaus, wie ihr mir erzählt, schon so traurig erschien. Wie würde ihr aber erst gewesen sein, euch als wirkliche Verbrecher im Zuchthause zu finden. Das vergeßt nicht! Geht, geht! Gott mit euch! Jac, sorgt für sie und berichtet mir später!" Damit öffnete er die Thüre, schob die Kinder mit freundlicher Miene hinaus und war ihren Blicken entschwunden, ehe sie noch ein Wort des Dankes gefunden.

Der erste Gedanke Hermanns war, sich der Gegenwart des verhaßten Polizeimannes mit Verachtung zu entziehen, aber bald genug sah er ein, daß ihm dessen Hülfe unentbehrlich sein möchte. So ließ er es geschehen, daß dieser voranschritt und sie mit in ein Haus nahm. Es war dessen eigene Wohnung. Hier mußte seine Frau eiligst Thee und ein gutes Mittagsbrod bereiten und den Kindern vorsetzen. Wo blieb deren anfänglicher Zorn und Unwille? Die Speisen dufteten so lieblich, die Anregungen zum Essen waren so freundlich, der leere Magen, die Eile der Abfahrt mahnte so dringend, daß sie zugriffen,

Digitized by Google

aßen und es sich wohlschmecken ließen. Immer mehr schwand der Widerwille gegen ihren jetzt so gütigen Wirth, der seine Härte augenscheinlich an ihnen wieder gut machen wollte, so daß sie nach dem Essen ganz versöhnt aufstanden und ihm, wie einem guten Freunde, nach der nahen Eisenbahn folgten. Hier löste er ihnen auf seine eigenen Kosten Fahrbillets nach Philadelphia, suchte ihnen gute Plätze aus und ging nicht eher, bis er sie sicher und unbehindert abfahren sah. (Fortsetzung folgt.)

Moses Mendelssohn.

Die großen Männer seiner Nation kennen, ist der beste Weg, seine Nation schätzen und lieben zu lernen.

Moses Mendelssohn ist eine der schönsten Gestalten der menschlichen Bildung. Er war ein armer Judenknabe aus Dessau, wo er 1729 geboren wurde. Sein Vater Mendel hatte nichts als das kleine Aemtchen eines Sophers, das heißt Schreibers der zehn Gebote, und Schulmeisters und konnte den wißbegierigen Sohn nur im Hebräischen und den Anfangsgründen der jüdischen Religion unterrichten. Aber mit wahrem Heißhunger bemächtigte sich der Knabe alles dessen, was in diesen Kreis reichte, namentlich der aufgeklärten Erläuterungen der Bibel und des Talmud.

Unter den kümmerlichsten Entbehrungen rang der körperlich schwach ausgerüstete Moses in Berlin, wohin er mittellos im vierzehnten Jahre gegangen, nach Wissenschaftsmaterial. In einer Dachstube wohnte er, und ein mildthätiger Glaubensgenosse gab ihm ein paar Mal in der Woche Mittagstisch. Ein verfolgter polnischer Jude lehrte ihn Mathematik und Disputirkunst; nach langer Sparniß erschwang Moses beim Antiquar eine alte lateinische Grammatik und ein Lexikon, damit lehrte er sich Latein, während ein Bekannter ihm eine Viertelstunde im Vorübergehen täglich schenkte und ihm Anleitung im Lexikon gab. So aus dem Aermlichsten herauf entwickelte sich ein geschulter Geist, der im Verein mit einem schönen Herzen nicht nur auf seine Glaubensgenossen, sondern auch auf unsere Literatur den wohlthätigsten Einfluß gewann. Er gerieth in die Seidenhandlung von Bernhard, erwarb

Digitized by Google

ſich bald eigene Theilnahme an der Handlung, ſchuf ſich eine gute bürgerliche Exiſtenz und den lieblichſten Familienkreis, welcher allen Freunden offen ſtand. 1754 wurde er mit Leſſing bekannt, dem er als vorzüglicher Schachſpieler empfohlen war; dieſer riß ihn in die Thätigkeit für die Literatur, indem er ihm ſeine „philoſophiſchen Geſpräche" hinter dem Rücken drucken ließ; nun wurde er für die Zeit-

Moſes Mendelsſohn.

ſchriften der Aufklärung thätig. In ſeinem erſten größeren Werke, den „Briefen über die Empfindungen", ſuchte er den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu ergründen und zu zergliedern, worin die Vollkommenheit derſelben beſtehe. Die Schönheit ging für ihn in der Empfindung auf. Die Enthüllungen dieſer Schrift überraſchten durch die Neuheit und Erfindung. Eine Klarheit, Genauigkeit, Feinheit und ein Geſchmack waren darin, welchen man bislang noch nicht gekannt hatte. Nach dieſer Schrift haben wir noch

Digitized by Google

„Phädra, oder die Unsterblichkeit der Seele", „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum", „Psalmen", „Vorlesungen über das Dasein Gottes" als seine Hauptwerke anzuführen. In allen spricht sich der edle, für Aufklärung ringende Geist klar aus. Lavater drang in ihn, Christ zu werden, und gab ihm dadurch schweres Aergerniß. Des armen Moses Körperlein war in der zweiten Lebenshälfte so erschüttert, daß der Arme fast gar keine Nahrung zu sich nehmen und auch geistig lange Zeit kein Interesse hegen und pflegen durfte. Jacobi warf Lessing nach seinem Tode vor, er sei Spinozist gewesen: darunter verstand man Gottesleugner. Von dieser Beschuldigung fiel auch ein kleiner Schimmer auf Moses selbst. Dieses bewog ihn nicht zur Vertheidigung, aber den innig geliebten Freund, den hochverehrten Mann, seinen Lessing, den wollte Moses nicht verunglimpft sehen, und er schrieb noch ein Büchlein, „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings". Darin behandelte er Jacobi mit jener feinen, mathematischen Schärfe, mit jener leichten, anmuthigen Ironie, mit all jener zauberhaften Mischung von Geistes- und Herzenskraft, die ihm zu Gebote standen. Aber das Büchlein warf ihn ins Grab. Die Aufregung hatte seinen kranken Zustand gesteigert, und als er es zu dem gemeinschaftlichen Freund und Verleger Voß trug, erkältete er sich zu Tode und erlosch wie ein Licht, fünf Jahre nach dem Freunde, am 4. Januar 1786.

Engel hat ihm in der Vorrede ein rührendes Denkmal gesetzt: „Was von dem Manne öffentlich vor der Welt geglänzt hat, war der kleinste Theil seines Werthes; nicht einmal seinen Geist kann man aus seinen Werken, so voll mannigfaltiger Kenntnisse, so geschmackvoll und scharfsinnig sie sind, nach Würden schätzen, und wie viel minder noch seine sittliche Güte, seinen Diensteifer, seine Bescheidenheit, alle die großen und liebenswürdigen Tugenden seines Charakters."

Von der Thierseele.

Eine naturhistorisch-psychologische Skizze von A. W. Grube.

(Fortsetzung.)

Der Ameisenlöwe, die Larve eines Netzflügler-Insekts, wie geschickt weiß der mit seinem winzigen Körper, der nicht größer als un-

Digitized by Google

sere Stubenfliege ist, zu agiren und die größtmögliche Kraft zu entwickeln, um in den Besitz seiner Nahrung zu gelangen und unbrauchbare Reste wieder fortzuschaffen! Kaum ist er aus dem Ei geboren, so sucht er sich auch schon den für ihn allein brauchbaren Sandboden an geschützter Stelle, etwa an einem Felsen oder Baume oder an der Grundmauer des Gartenhauses. Seinen spitzen Schwanz fest in den Erdboden stemmend, zieht er nun seine zirkelrunden Furchen und wirft den Sand aus der Vertiefung nach außen mit seinem flachen spatenförmigen Kopf, dessen zwei Zangen vortreffliche Schaufeln abgeben. Bald ist ein Trichter fertig, dessen oberer Rand gegen zwei Zoll im Durchmesser hat. Unten aber, in der Spitze des Trichters, gräbt sich der kleine Ameisenlöwe so tief ein, daß nur sein Kopfende hervorschaut, welches dieselbe graugelbe Farbe hat, wie der Sand. Die Seitenwände des Trichters sind so locker, daß, wenn eine Ameise oder ein anderes Insekt den oberen Rand betritt, es sammt der feinkörnigen Erde herabrutscht. Um das Losbröckeln der Sandkörner noch zu unterstützen, macht das kleine Geschöpf unten einige herzhafte Stöße; hält sich aber das Insekt auf der Hälfte des Wegs noch fest und strebt wieder nach oben, dann schleudert der Löwe einen ganzen Staubregen nach dem Thierlein, so daß es ganz verdutzt auf den Boden des Trichters und in die Freßzangen des kleinen Räubers fällt, der es aussaugt und dann mit einem kräftigen Ruck seines Kopfes wieder aus dem Trichter hinauswirft. Ist der todte Körper zu schwer für den Wurf, so ladet er ihn auf seinen Rücken und schiebt ihn hinaus — ähnlich, wie jener breitschulterige Müller den festgefahrenen Wagen wieder beweglich machte. Ein mit Mehlsäcken beladener Wagen hatte nämlich kaum die Mühle verlassen, als er im aufgeweichten Boden festfuhr. Der Fuhrmann hieb erst auf die Pferde, dann suchte er die Räder zu heben. — Alles vergeblich. Eine Wagenwinde war nicht zur Hand. Da erschien der Müller, stemmte sich mit seinem breiten Rücken unter die Hinterachse, und das Gefährt ward wieder flott. So macht's auch der Ameisenlöwe in Fällen der Noth. Aber er handelt doch bloß nach seinem Instinkt — wird hier Mancher sagen. Ich frage: Schließt denn der Instinkt die Seelenthätigkeit aus und nicht vielmehr ein? So gering auch die bewußte Seelenthätigkeit namentlich bei den untersten Thierklassen sein mag, so geht doch überall Bewußtes und Unbewußtes Hand in Hand; und hindert etwa der In-

Digitized by Google

ſtinkt den Ameiſenlöwen, zu ſehen und nicht bloß zu ſehen, ſondern auch ſcharf zu beobachten und die Sachlage zu beurtheilen? Wenn dem Ameiſenlöwen im Kampf mit ſeiner Beute oder beim Hinauswerfen eines ſchweren Körpers die Seitenwände ſeines Trichters zuſammenbrechen, ſo macht er ſich, wofern der Schaden nicht zu erheblich iſt, an die Reparatur. Iſt aber die Beſchädigung zu groß, ſo verläßt er den alten Trichter und gräbt ſich einen neuen, denn die Ausbeſſerung des erſteren würde mehr Zeit und Kraft in Anſpruch nehmen, als die Ausarbeitung eines ganz neuen, und doch nur einen unſicheren Trichter ergeben. Gehört keine Beurtheilung dazu, um der verſchiedenen Sachlage gemäß zu handeln?

Die Kreuzſpinne, wenn eine zu große Fliege in ihr Netz geräth und im Beſtreben, ſich los zu machen, das ganze Netz zu zerreißen droht, entſchließt ſich raſch, einige Maſchen zu zerſchneiden, ſo daß der Gefangene herabfällt und der Spinne entgeht, die lieber auf den nahen Genuß verzichtet, um ihn nicht mit der ſpäteren ſchweren Arbeit bezahlen zu müſſen. Eine Maſchine kann zwar ein Gewebe machen, aber ein Loch wieder ausbeſſern dem Geſammtmuſter entſprechend, das kann ſie nicht, noch viel weniger den paſſendſten Ort wählen, wo das Geſpinnſt anzubringen iſt, oder ungünſtige Verhältniſſe der Lokalität ausgleichen. Nur vermöge einer ſehr entwickelten Intelligenz konnte jene Spinne das ausführen, was Prof. E. H. Weber berichtet. Sie hatte ihr Netz zwiſchen zwei gegenüberſtehenden Pfählen ausgeſpannt und nach unten an einer Pflanze als dem dritten Punkte befeſtigt. Da nun aber dieſer untere Faden durch die Gartenarbeiten, durch die Füße der Vorübergehenden oder aus anderen Gründen wiederholt zerriſſen wurde, ſo half ſich das Thier dadurch, daß es einen kleinen Stein mit ſeinem Gewebe umſpann und ſelbigen dann am unteren Theile des Netzes freiſchwebend befeſtigte, wodurch das Netz ebenſo nach unten gezogen wurde, als wäre es am Boden befeſtigt worden.

Wer würde nicht mit tiefſter Ehrfurcht erfüllt, wenn er einen näheren Einblick in das Leben der Bienen gethan hat, vor dem Inſtinkt, d. h. vor der Gottesvernunft, die in dieſen ſchwachen Thierchen mächtig iſt, aber auch von hoher Bewunderung hingeriſſen, wenn er ſieht, was die Honigbiene vermöge der vom Schöpfer ihr verliehenen Organiſation auch mit ihrer erkennenden Seelenkraft leiſtet! Die Anatomen haben noch keine beſonderen Gehör-Organe bei ihr entdecken können, und doch

Digitized by Google

hört ſie ſehr gut, wenn z. B. die neugebornen Königinnen ihr „tüt, tüt" ertönen laſſen und Volk anwerben wollen, oder wenn die Königin dem Stocke abhanden gekommen iſt, und die Trauerkunde dann von den Erſten, die es gemerkt haben, mit einem eigenthümlichen Summen verkündet wird, das ſich bald im ganzen Arbeitervolke verbreitet; oder wenn eine Biene, die von einem Feinde angegriffen wird, im Zornmuth das bekannte kriegeriſche Summen hören läßt, das alsbald wie ein Signal alle ihre Schweſtern zum Angriff vereint. Die Bienen haben bereits Affekte der Freude und Trauer und wildeſten Kampfbegier. Iſt eine fremde Königin in den Stock gerathen, ſo erſcheint augenblicklich die einheimiſche Landesmutter, um mit dem Eindringlinge auf Tod und Leben zu kämpfen. Der Kampf darf nicht eher ruhen, bis eine der Nebenbuhlerinnen auf dem Platze geblieben iſt, und will ſich eine feig zurückziehen, ſo wird ſie von den verſammelten Bienen wieder ins Gefecht getrieben. Bleibt die Fremde Siegerin, ſo huldigt man ihr, und ſie regiert in Frieden. Die Mutterbienen (Königinnen) ſcheinen jedoch auch ein Bewußtſein von ihrer eigenen Wichtigkeit zu haben; denn haben ſie ſich im Zweikampf ſo gepackt, daß ſie ſich gegenſeitig den tödtlichen Stich beibringen können, ſo laſſen ſie freiwillig von einander ab, packen ſich dann aber aufs Neue.

Die Bienen haben einen höchſt feinen Formen- und Taſtſinn. Welche Stadt könnte ſich in Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Anlage mit einer Bienenſtadt meſſen! Den Kern des Baues bilden die Bienenzellen, die kleinſten und zahlreichſten, deren ſechseckige Form die größte Annäherung zuläßt. Wären die Zellen rund, ſo würden zu große Zwiſchenräume entſtehen; viereckig, würde der Druck des Inhalts auf die Seitenwände zu groß werden. Denn die Wachswände ſind nicht dicker als gewöhnliches Schreibpapier; um ihre Form zu befeſtigen, werden ſie oben mit einem Saume verſehen. Die Arbeiterzellen werden keineswegs (wie Dr. Reclam vermuthet) zuerſt rund gebaut und durch den gegenſeitigen Druck, den ſie aufeinander üben, erſt in die ſechseckige Form gebracht, ſondern die Bienen unterſcheiden ſehr wohl die Arbeiter-, Drohnen- und Mutterbienenzellen. Letztere, freiſtehend und einen ganzen Zoll tief, werden rund gemacht und bedürfen keines Saumes.

Auch für die Honig- und Blumenmehlvorräthe werden beſondere Zellen hergerichtet; jene erhalten eine größere Tiefe, da die Biene

Digitized by Google

ihren Honigvorrath leicht vom oberen Rande hineinschütten kann; letztere müssen seichter sein, da sie von hinten hineinkriecht, um von den Höschen den Blumenstaub abzustreifen. Ist die Ernte besonders reichlich, so wird auch wohl der Honig in schon halbgefüllte Blumenmehlzellen geschüttet, die dann aber einen Deckel erhalten. Ebenso wird unvorhergesehenen Umständen Rechnung getragen, wenn man die tiefen Honigzellen als Brutzellen benutzen muß; dann beißen die Bienen so viel von den Wänden ab, daß die Höhe der bei Brutzellen üblichen gleich kommt und die Königin nun bequem ihre Eier hineinlegen kann.

Die königlichen Larven bekommen nicht den gewöhnlichen milden Kinderbrei, sondern viel nahrhaftere und kräftigere Speise, da sie ja als künftige Mutterbienen — echte Landesmütter — zur Begründung des ganzen Staates die Eier zu legen haben, mithin viel größer und stärker werden müssen, als das arbeitende Volk, das in der Entwickelung des Geschlechtslebens zurückgehalten wird und höchstens Drohneneier zu legen vermag. Ist aber die Königin verschwunden, so wird die Sorgfalt in Pflege der königlichen Maden verdoppelt; sind auch von diesen keine mehr vorhanden, so werden alsbald einige Larven von Arbeitsbienen auserwählt — die aber noch nicht älter als drei Tage sein dürfen — ; man erweitert ihre Zelle, reißt die benachbarten ein und reicht den Larven auf das freigebigste die Königspaste. Ist nun auf solche Weise die Zukunft des Staates sicher gestellt und führt man in den ersten zwölf Stunden nach dem Verlust der eigenen Königin eine fremde in den Stock, so wird diese als Eindringling behandelt und gewöhnlich erstickt, indem sich ein Knäuel von Bienen dicht um sie herum legt. Vielleicht ist noch die Hoffnung rege, daß die eigene Königin wieder erscheinen könnte. Mit jeder Stunde wird aber diese Hoffnung geringer, und eine Fremde, nach 18 Stunden eingeführt, wird zwar gleichfalls umlagert, doch schneller verlassen. Bringt man nun die alte Königin wieder, so wird diese mit allen Zeichen der Freude empfangen. Doch nachdem 24 Stunden verflossen sind, nehmen die Bienen auch mit einer fremden Königin fürlieb, die sie dann ganz festlich empfangen, mit Honig speisen und mit ihren Fühlern wie zum Zeichen der Huldigung berühren. Die neugebauten königlichen Zellen werden nun von ihrer Bedienung verlassen, die Larven wieder herausgenommen, und der um sie angehäufte Nahrungsvorrath wird verzehrt. Ohne Anschauung der verschiedenen Sachlage, ohne Bewußtsein der

Digitized by Google

verschiedenen Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben der Biene wären alle diese Lebensäußerungen gar nicht möglich.

Obwohl man bei den Bienen, wie bei den Insekten überhaupt, noch keine besonderen Geruchs- und Geschmacksorgane gefunden hat, haben sie doch einen feinen Geschmack, der wahrscheinlich mit ihrem scharfen Geruch in engster Verbindung steht. Denn wenn sie die Auswahl haben, so wählen sie immer die zuckerhaltigsten Blumen. Wollen sie ihre Blumenfahrten unternehmen, so fliegen sie erst eine Zeit lang um ihr Haus herum, gleichsam als wollten sie sich erst die Lokalität einprägen, erheben sich dann hoch und fliegen in gerader Richtung auf das Feld oder die Wiese. Ob ihr wunderbar zusammengesetztes Auge, das in der Nähe jedenfalls auch das Kleinste deutlich wahrnimmt, auch in die Ferne zu sehen vermag, ist noch nicht entschieden. Ueberhaupt haben wir von der Schärfe und Feinheit des thierischen Sinnes noch keinen rechten Begriff. Tauben, welche man viele Meilen weit in einem geschlossenen Wagen von ihrem Wohnplatze entführte, flogen freigelassen mit größter Sicherheit und in gerader Linie wieder nach demselben hin. Eine Seeschildkröte, die im südlichsten Theile des atlantischen Ozeans bei der Insel Ascension gefangen worden war und die man zu Schiffe nahm, um sie nach England zu führen, erkrankte unterwegs und ward, da sie dem Tode nahe schien, im britischen Kanale wieder über Bord geworfen. Nach zwei Jahren traf man dieselbe Schildkröte bei derselben Insel wieder, und zwar in guter Gesundheit. Man hatte ihr beim ersten Fange einige Buchstaben ins Brustschild gebrannt und erkannte sie daran wieder.

Die Wandervögel, die aus dem fernen Süden in ihre nordische Heimath, wo sie geboren und erzogen wurden, zurückkehren, finden das Dorf und die Stadt, das Haus und die Scheuer, den Wald und Garten richtig wieder, von welchem sie ausgezogen waren. Sie bedürfen aber zu diesem Wiederfinden recht sehr ihrer Sinne. Ebenso wird ihr Fortziehen von den Brutplätzen nicht mechanisch veranlaßt, etwa wie der Wind das Blatt vom Baume weht und vor sich hertreibt. Sie werden vielmehr von einer inneren Unruhe ergriffen, ihr ganzer Organismus ist aufgeregt und in einer Krisis begriffen. Der Mangel an Nahrung entscheidet hiebei höchstens den früheren oder späteren Zeitpunkt des herbstlichen Wanderns, denn gefangen gehaltene Vögel werden auch bei der besten Nahrung unruhig und spreizen die

Digitized by Google

Flügel. Beim Herannahen der kalten und beim Beginn der warmen Jahreszeit mögen elektrische Spannungsverhältnisse und Strömungen in der Atmosphäre ihr Nervensystem stark affiziren, das nun für die feinsten Eindrücke empfänglich wird. Wären sie bei diesen Wanderungen bloße Automaten, so würden sie sich im Zeitpunkt nicht irren. Ein Thier, das sich irren kann, ist auch schon selbstthätig. Ich habe wiederholt beobachtet, wie die Staare, wenn Ende Februar der Föhn anhaltend wehte, schon in großen Schaaren sich am Bodensee einfanden. Sie hatten sich von dem warmen Luftstrom aus Italiens Gefilden fortlocken lassen. Aber leider folgt gewöhnlich auf diesen frühzeitigen Alpen-Sirocco neuer Schneefall und Frost, und die armen Staare, die kein Würmlein fanden, mußten wieder über die Alpenpässe in die lombardische Tiefebene zurück.

Es ist die ganze eigenthümliche Organisation, welche macht, daß Luft und Licht, Wasser und Erde, Wärme und Elektrizität ein Thier in einer ihm eigenthümlichen Weise reizen, jenes erregen, dieses kalt lassen; daß der Anblick einer Oertlichkeit angenehm und einladend für dieses Thier, abschreckend oder gleichgültig für jenes ist; daß der eine Vogel sein Nest so, der andere ganz anders baut. Mit der Organisation sind auch die Bedürfnisse des Thieres wie seine technischen Kräfte verschieden. Darum sieht ein Wespennest ganz anders aus als das Storchennest, und ist hinwiederum ein Bienenbau vom Wespenbau sehr verschieden. Der thierische Organismus ist aber immer zugleich ein physischer und psychischer, darum ist auch der Instinkt stets und wesentlich Seelenleben, und so sehr auch die Anatomen den Bau eines Thieres zergliedern, die Chemiker die Beschaffenheit der Grundstoffe untersuchen, die Physiker die mechanischen Gesetze der Bewegung feststellen mögen: die eigentlichen inneren Triebfedern im Thun und Lassen des Thieres werden damit noch keineswegs vollständig erklärt, und es wird mit keiner Retorte und mit keiner mathematischen oder physikalischen Formel demonstrirt werden, warum der Vogel sich getrieben fühlt ein Nest zu bauen, bevor er Eier gelegt hat, und es gerade so baut, wie es am allerzweckmäßigsten ist, ohne es von einem Meister erlernt zu haben. Denn der große Meister, auf den uns die Betrachtung des Instinktes immer zurückführt, ist eben die schöpferisch alles Seiende durchwaltende und gestaltende Vernunft, die wir Gott nennen. Weil diese das zahllose Einzelne und Mannigfaltige zu Einem großen Ganzen eint,

Digitized by Google

so verwirklicht sich auch in jedem Geschöpf ein bestimmter Zweck, dem es unbewußt dient, ist es in eine organische, d. h. zweckgemäße Verbindung gesetzt mit dem großen Ganzen, ist auch die unbewußte Thätigkeit der thierischen Psyche nicht minder, ja vorzugweise eine vernünftige, wie die bewußte der thierischen oder menschlichen Seele.

2.

Je höher die Thierseele sich zu bewußter Thätigkeit erhebt, desto mehr tritt das reine Instinktleben zurück, aber selbst im Menschenleben behält das Instinktive noch eine große Wirksamkeit auch in sittlicher Beziehung. Wir sprechen mit Recht nicht bloß von künstlerischen, wissenschaftlichen, sondern auch von sittlichen und poetischen Instinkten. Gibt sich nicht der Dichter oder Componist, wenn er in neuen ursprünglichen Formen seine Ideen ausprägt, auch ganz dem in ihm waltenden Genius hin, — muß er nicht im Moment des Schaffens alle Reflexion und Verstandesthätigkeit zurückdrängen und nur seinem poetischen oder musikalischen Triebe folgen? Ist doch in allem menschlichen Thun und Lassen das Unbewußte viel mächtiger und wirksamer, als es der auf sein Selbstbewußtsein stolze Mensch sich gestehen will!

Wie in dieser Hinsicht unser Geistesleben auf die thierische Psyche zurückweist, so deutet andererseits das psychische Leben der höheren Thierklassen bereits auf das geistige Seelenleben des Menschen hin. Der Hund des Schäfers fühlt sich mit seinem Verstande der dummen Schaf- und Rinderherde so überlegen, daß er diese völlig regiert und in Zucht hält. Die Eltern unter den Vögeln und Säugethieren nehmen wiederum ihre Jungen in Zucht, strafen sie, wenn's Noth thut, und geben ihnen Anleitung zum Fliegen, Jagen, Fischen. Höchst merkwürdig ist, wie die braune Bärin ihre Jungen erzieht. Die Zwillinge, die sie wirft, sind gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen. Letzteres entläßt sie schon im Herbst, das Männchen aber muß daheim bleiben bis zum nächsten Fest der Ankunft jüngerer Geschwister, für die es allerlei Dienste zu besorgen hat, Futter holen und die es auch durch die Irrgänge des Waldes geleiten muß, wenn sie herangewachsen sind. Dieser Bärenknabe wird deßhalb von den Russen auch pestun d. h. Kindswärter genannt. Man sagt, daß junge Bären, auch wenn sie schon zu starken Kräften gelangt sind, doch noch die elterlichen Züchtigungen geduldig ertragen. In einem Zwinger

ſetzte ſich ein junger Bär begehrlich knurrend neben ſeine Mama, die gerade an einem Knochen nagte. Dieſe hatte jedoch nicht Luſt, etwas abzugeben, gab dem Sohne einen derben Schlag, und der trollte ſich von dannen.

Im vergangenen Jahrzehnt befand ſich ein ſchöner Tſchimpanſe im Jardin des plantes zu Paris. Ein Naturforſcher, der im Mai 1854 dieſem menſchenähnlichen Affen einen Beſuch abſtattete, erzählt, daß ſich das Thier mit großem Behagen der warmen Maiſonne hingab und regelmäßig am Morgen ſeinen Spaziergang machte. Der große Affe hatte drei Begleiter, kleine Coti-Mundis, deren Nähe er nicht ungern ſah. Während er aber der jungen Dame, die für die „Affentafel" allerlei Backwerk beſorgte, die einladendſten Blicke zuwarf, ſprang einer der Coti-Mundis von hinten an ihn heran und biß ihn heimtückiſcher Weiſe ins Bein. „Tſchim ſah ganz erſtaunt drein über dieſen Frevel an ſeiner Perſon, legte ſeine Hand ſtolz auf die Wunde, verlor aber ſeinen Gleichmuth nicht im Geringſten. Er ging bedächtiglich auf die andere Seite des Kreiſes und holte ein Rohr, welches er beim Spaziergang daſelbſt hatte fallen laſſen. Mit majeſtätiſchem und wie ich glaube mit Verachtung gepaartem Zorn kehrte er zurück, nahm den Coti beim Schwanz, begann die Beſtrafung mit ſeinem Rohr und bläuete den Frevler tüchtig durch, ſo jedoch, daß dieſer keine Beſchädigung erhielt. Dabei trug er Sorge, daß die Hiebe ſtets auf die beiden Seiten der Rippen und zwar in einer dem Rückgrat ſtets parallel laufenden Richtung fielen. Als er glaubte, er habe des Guten genug gethan, entledigte er ſich des Coti, ohne eine Geſichtsmuskel zu verziehen, durch einen Stoß mit der linken Hand, der den Uebelthäter kopfüber in die Luft warf. Er kam als ernſterer und beſſerer Coti herab und kehrte voll Scham und Furcht in einen äußeren Winkel zurück." *)

Auf eine ebenſo ſcharfſinnige Weiſe, jedoch ohne Stock, beſtrafte ein junger Elephant einen engliſchen Gentleman in Oſtindien. In der Biographie des Miſſionärs Lacroix **) wird folgender ſehr charakteriſtiſcher Zug mitgetheilt. Es war auf dem Landſitze des franzöſiſchen Gouverneurs von Tſchandernagor, wo ſich ein kleiner, ſehr

*) Vgl. Ausl. 1856, S. 340.

**) Brief Memorials of the Rev. Alphonse Lacroix, Missionary of the London Miss. Society in Calcutta (London 1862).

Digitized by Google

zahmer Elephant, welcher der Liebling Aller war, befand. Er hatte die Freiheit, im ganzen Hause — versteht sich ebener Erde — umherzugehen und war gewohnt, nach dem Essen in den Speisesaal zu kommen, um von den Gästen seinen Tribut an Leckerbissen in Empfang zu nehmen. Eines Tages, als eine große Gesellschaft eben beim Nachtisch saß, kam der Elephant pünktlich wieder herein, machte seine Runde um den Tisch, steckte seinen Rüssel zwischen die Gäste und bettelte um Früchte und Süßigkeiten. Einer der Herren aber will dem Thiere nichts geben, und da dasselbe nicht von der Stelle geht, nimmt er im Aerger die Gabel und versetzt dem zudringlichen Bettler einen Stich in den Rüssel. Ein Hund würde bei solcher Verletzung vielleicht seinen Zorn sogleich mit scharfem Zahn fühlbar gemacht haben oder heulend davongesprungen sein. Nicht so der Elephant. Etwas verblüfft zwar doch ruhig geht das Thier weiter zu den übrigen Gästen und vollendet seine Runde um den Tisch; darauf geht es hinaus in den Garten, bricht einen Baumzweig ab, der von Schaaren schwarzer großer Ameisen wimmelt, kehrt in den Saal zurück und schüttelt nun den Zweig über des Gentleman Haupt ab. In kürzester Zeit war jener mit den bissigen Ameisen bedeckt, die ihm schnell genug in die Haare, am Nacken hinab und in die Aermel krochen. Er schüttelte sich, bürstete, stampfte, fluchte — umsonst, unter unendlichem Gelächter der Mitgäste mußte er eilends entfliehen, und nur ein alsbald genommenes Bad konnte ihn von den schlimmen Gästen befreien.

(Schluß folgt.)

Der Dodo.

Dieser Vogel, von welchem kein Museum ein ganzes Exemplar besitzt, und der vielleicht ausgestorben ist, wurde durch die ersten holländischen Seefahrer, welche nach der Insel Mauritius kamen, beschrieben und in einem ausgestopften Exemplar nach London gebracht; dieses ist jedoch verdorben, und so existirt nur noch ein Kopf in Oxford und ein Fuß im brittischen Museum. Der Körper des Thieres ist rund und außerordentlich stark; der langsame Gang erzeugt diese Fettigkeit; wenige von ihnen wiegen weniger als fünfzig Pfund; die Flügel sind klein und vermögen, da sie außerdem ohne Schwungfedern sind, den Dodo

Digitized by Google

nicht zu tragen; der Kopf hat zur Hälfte weiche, ſchwärzliche Federn, zur Hälfte iſt er nackt; der Oberſchnabel iſt gerade, lang, vorne hackig,

in der Mitte eingedrückt, an der Wurzel wulſtig; der Unterſchnabel iſt aufwärts gebogen, das Athmungsorgan befindet ſich in der Mitte;

Digitized by Google

der Schwanz hat einen aufrecht ſtehenden überhängenden Federbüſchel; die Füße ſind ſtark, nicht ſehr hoch und vierzehig. Die Augen ſind klein, rund und glänzend wie Diamanten. Der Magen iſt ſo heiß, daß er Steine und Eiſen leicht verdaut.

Der Dodo iſt nach den Behauptungen der Reiſenden in zwei Arten gefunden und von den Naturforſchern als eigentlicher Dodo, einſiedleriſcher Dodo und Nazarvogel beſchrieben worden, die vielleicht in eine Art zuſammenfallen dürften.

Aus einem Knabenleben.

Nach dem Norwegiſchen von Julie Ruhkopf.

1. Hans, der alte Grenadier.

Viggo war nun zehn Jahre alt. Beatens Puppen ließ er in Fried und Ruh, er wollte nicht einmal mehr ein Wikkinger werden, wenn er groß wäre; Offizier wollte er nun werden, am liebſten General; aber konnte er das nicht gleich, ſo wollte er ſich auch damit begnügen, für's Erſte Lieutenant zu ſein, ſpäter konnte er es ja immer noch zum General bringen.

„Von wem, glaubſt Du, hatte er das erfahren?"

„Von dem alten Grenadier Hans."

Hans war Viggos guter Freund, obwohl er gegen alle Andern ſich mürriſch und biſſig zeigte. Die Leute auf dem Hofe nannten den alten Grenadier meiſtens Hans Beißhund; „denn, ſagten ſie, wenn er zu Jemandem ſpricht, ſo iſt es, als wenn er bellt oder beißen will." Aber Viggo behauptete dagegen, die Worte des Grenadiers glichen dem Zapfenſtreich oder der Reveille, „und das," meinte der Alte, „war nicht eben dumm geſprochen." Von dieſer Zeit an wurden eigentlich Viggo und Hans ſo gute Freunde.

Hans, der Grenadier, maß ſeine zwei und ſiebenzig Zoll, dabei war er breit in den Schultern und hielt ſich gerade wie ein Licht, er hatte langes, hängendes, weißes Haar, welches in einem Zopfe auf ſeine rothe Uniformjacke hinunter baumelte. Wenn er von ſeinem Häuschen nach dem Gute hinaufgewandert kam, trug er immer das

Digitized by Google

Beil auf der linken Schulter wie ein Gewehr, ging ſteif und ſtramm, ſetzte die Füße auswärts und hielt Takt, als wenn der Wachtmeiſter ihm auf der Ferſe ginge und kommandirte: „Eins! Zwei! Eins! Zwei!“

Er hatte gute Lederhoſen an, aber er brauchte keine Tragbänder; deßwegen fand ſich eine halbe Viertelelle Raum zwiſchen der Jacke und dem Hoſenbunde, und da ſah man hinein auf das bloße Hemde, Sommer und Winter. Auf dem Kopfe trug er einen Hut, ganz rothbraun an den Ecken, ſo abgetragen war er, weit nach oben, und ſchmal unten nach dem Rande zu; im Kopfe hatte dieſer Hut eine tiefe Höhlung, welche jedesmal, wenn es regnete, voll Waſſer war. Er ſetzte dieſen Hut gewöhnlich ein wenig ſchief auf das linke Ohr; wenn Hans ſich aber allzuſteif hielt und ſeinen Hut ſchnurgerade ſetzte, ſo ſagten die Leute: „Heute ſtehen Hans Beißhund und ſein Gänſeteich ganz auf derſelben Seite.“

Und wie ungern es Viggo wollte, ſo mußte er doch zugeſtehen, daß dieß ein ſchlimmes Zeichen war; denn Hans hatte den Fehler, daß er zuweilen eine kleine Thräne über den Durſt trank. Aber es war Viggo im Grunde doch nicht ganz unlieb, daß der Hut, mehr als es ſich gebührte, nach der Schnur ſaß, denn dann war der alte Hans am meiſten bereit zu erzählen „von der Zeit, daß er draußen lag, ſowohl im Jahre 1788, als in den Jahren 1808 und 1809“. Da bekam Viggo von der Schlacht bei Quiſtrum und bei Lier zu hören; aber zuerſt und zuletzt von dem Prinzen von Guſtenborgen — es war der Prinz Chriſtian von Auguſtenburg, den er ſo nannte.

„Das war ein tüchtiger Mann,“ ſagte Hans. „Solche Augen, wie er hatte, könnteſt Du bei keinem Menſchen ſonſt ſehen. Sah er Dich an, ſo war's als wollte er Dich mit einem Blicke aufeſſen. Und ſolch ein Schnabel, wie zwiſchen ſeinen Ohren ſaß! — Du ſiehſt mich an! Ja, für einen ſimpeln Grenadier, wie ich bin, hat's unſer Herr Gott ganz gut mit mir gemacht — aber der Prinz von Guſtenborgen, der hatte eine Naſe, die krümmte ſich ganz vom gewöhnlichen Wege ab. Und deßhalb mußten ſie ihn auch reſpektiren, wo er ſich zeigte. Ein ſolcher Mann iſt nie im Norwegiſchen Lande geweſen, weder vorher noch nachher. Gott ſegne ihn, wo er liege, und Gott ſtrafe den, der ihn dahin gelegt hat!“

„Pfui, der Prinz von Auguſtenburg fluchte gewiß nicht!“ ſagte Viggo.

Digitized by Google

„Meinſt Du das, Du Gelbſchnabel? Aber wahr iſt es, er that es lieber nicht," antwortete Hans. „Das kam davon, daß es einem General nicht anſteht zu fluchen, das paßt für ihn nicht; aber für den Gemeinen iſt es eben ſo nothwendig als Branntwein zu trinken."

Viggo war durchaus nicht davon überzeugt, er ſagte, daß Beides im Gegentheil eine Schande ſei.

„Schande!" antwortete der Grenadier. „Weißt Du, was der Prinz von Guſtenborg ſagte, als er vor der Fronte hielt: ‚Eins iſt 'ne Schande,' ſagte er, ‚und das iſt, den Rücken zu zeigen, ehe zur Retraite getrommelt iſt!' — Nun weißt Du, was Schande iſt, mein Junge."

Viggo begriff wohl, daß es nichts helfen würde, den alten Grenadier in dieſer Hinſicht zurecht zu weiſen, deßhalb ſchwieg er eine Weile. „Haſt Du keinen kleinen Jungen gekannt, der General geworden iſt?" fragte er dann.

„Nein, das habe ich niemals; aber ich habe einen kleinen Tambour gekannt, der Unteroffizier wurde. Er war nicht viel größer als Du — ein lebhafter Junge war es. Er konnte Alles machen, was es auch ſein mochte, er konnte auf dem Kopf und auf den Beinen ſtehen, und ſeinen Wirbel dabei ſchlagen, immer vorwärts. Eins nur konnte er gar nicht gut, und das war Retirade ſchlagen. Auf dem Exerzierplatze konnte er es wie ſein ABC; aber wenn er Schwedenpulver roch, hatte er es mit einem Male vergeſſen. Der Lieutenant mußte ihm einen oder zwei Püffe geben, ehe ihm die wieder ins Gedächtniß kam. Aber ‚Marſch vorwärts' konnte er trommeln, den vergaß er nie, ja er ſchlug ihn zuweilen ſtatt der Retraite, und wenn der Lieutenant böſe wurde, entſchuldigte er ſich damit, er habe falſch gehört. ‚Das tobte ſo um mich herum,' ſagte er. Meiſtens kam er auch ſo damit durch; denn er hatte einmal dem Hauptmann das Leben gerettet, und das mit einem Schneeball."

„Mit einem Schneeball?" fragte Viggo.

„Ja, ich ſagte Schneeball, Du Gelbſchnabel! Große Anſtalten brauchte der nicht. Wir ſtürmten hinter einem Hügel hinauf und hatten den Feind vor uns, er war ſchon über die Spitze des Hügels gekommen. Es war im Winter, es lag tiefer Schnee, und war noch dazu Thauwetter. Der Hauptmann und der Trommelſchläger marſchirten an unſerer Spitze, ein acht, zehn Schritte vor uns her. In dem, daß wir auf die Höhe kommen, — da, da ſtehen die Schweden

aufgestellt in der Reihe. ‚Legt an!‘ schrie der schwedische Offizier, und alle Flintenröhren waren gerade auf den Hauptmann gerichtet. Nun, würden die Schweden wohl drüber hingeschossen haben, siehst Du...“

„Drüber hingeschossen?“ sagte Viggo — „in der Geschichte steht aber, daß die Schweden die tapfersten Soldaten sind, die man sich nur wünschen kann. Sie waren es ja, die ....“

Aber Hans wollte auf dem Ohre nicht hören. „Geschwätz hat man genug davon,“ sagte er, Viggo unterbrechend. „Steht es gedruckt da, daß sie es von uns, nach der Vereinigung unserer beiden Länder gelernt haben? Wie hätte ich denn so manches gute Mal mit heiler Haut davon kommen können, wenn nicht ihre Blaubohnen hinauf in die Tannenwipfel gegangen wären. Ja, so sagte ich, die Schweden würden wohl drüber hin geschossen haben; aber darauf durfte der Tambour sich nicht verlassen, denn es war nur ein kurzer Halt, wie Du einsehen wirst. Er griff nieder in den Schneehaufen, quetschte einen Schneeball zusammen, und in demselben Augenblick, als der Esel in der blauen Jacke den Rachen aufsperrte und sagen wollte: ‚Feuer!‘ warf der Trommelschläger seinen Ball nach ihm; er ward verhindert, er blieb stehen und gaffte, denn der Ball saß gerade in seinem Maule. Während der Zeit kamen wir hinzu, und da fing die Keilerei von Neuem an.“

„Wurde er Unteroffizier?“ fragte Viggo.

„Ja, eine kurze Zeit darauf, als der Prinz es herausgefragt hatte. Er bekam Unteroffiziersrang, und was noch besser war, der Prinz nannte ihn ‚mein Sohn‘. Der Prinz hielt vor der Fronte. ‚Mein Sohn‘, sagte er zum kleinen Tambour, ‚ich höre, Du bist so brav gewesen, dem Schweden den Mund zu stopfen, als er zu laut reden wollte. Wir werden versuchen, wozu Du ferner nütze sein wirst;‘ sagte er, und so wurde der kleine Kobold Unteroffizier.“

„Es war Sünde, daß er nicht General wurde!“ sagte Viggo. Er stand ein wenig und putzte die Knöpfe an seiner Jacke, dann fragte er halblaut: „Glaubst Du, daß ich zum General taugte, Hans?“

„Nee, so hört nur das Jüngelchen!“ antwortete Hans. „So, Du willst General werden, Du Gelbschnabel? Na, na, werde nur nicht so roth. Es war ja gar nicht so schlecht gefragt, das! Aber es ist schwierig! Da mußt Du eine Menge, eine schwere Menge lernen...“

„Mathematik, meinst Du,“ sagte Viggo, „davon kann ich schon etwas, und Sprachen auch.“

Digitized by Google

„Ja, das iſt ſchon brav; aber Du mußt noch viel mehr lernen, Du mußt das Reglement lernen, und das iſt gewaltig, Burſch! Du mußt Exerziren lernen, daß Du niemals in einem einzigen Handgriff fehleſt, das Gewehr muß tanzen in Deiner Fauſt, und wenn Du anſchlägſt, da muß es klingen, wie eine Glocke, wenn ſie Amen läutet — und Marſchiren mußt Du können ſo ſteif und ſtramm, daß die Kugeln abſeits pfeifen, wenn ſie Dich nur zu ſehen kriegen."

Viggo wußte nicht, wo er das Alles lernen ſollte; aber der alte Hans ſagte, er müſſe es im Kriege lernen.

„Wenn nur wieder Krieg wäre!" ſagte Viggo.

„Ja, da haſt Du Recht, wenn der nur wäre, mein Junge. Das war nicht dumm geſagt," unterbrach ihn der Grenadier.

„Glaubſt Du, daß ich dann General werden könnte?" fragte Viggo.

„Ja, wer kann das wiſſen? Aber ſchwierig iſt es. Deine Augen ſind nicht übel, Du haſt den rechten Aufblick. Aber die Naſe hat noch nicht die richtige Schablone. Doch die ſoll ſchon wachſen mit der Zeit und ſich krümmen," ſagte der alte Hans.

Das hoffte Viggo auch, und in dieſer Hoffnung lernte er von ſeinem alten Freunde Exerziren und Marſchiren; aber er beſah ſich auch oft im Spiegel und wünſchte von Herzen, daß ſeine Naſe ſich ein bischen mehr krümmen möchte.

2. Allarm.

Eines Nachmittags kam Viggo aus der Schule zurück mit ſeiner Büchertaſche auf dem Rücken. Er marſchirte ſteif und ſtolz im Grenadierſchritt daher; denn er dachte an die Zeit, wo er dieſe Taſche mit einer vertauſchen würde, die voll von Patronen wäre. Der alte Hans ſtand draußen und wartete auf ihn, und da Viggo Halt machte und die Hand an den Hut legte, fragte ihn der Alte, ob er rathen könne, was für ein Geſchenk indeß ins Haus gekommen ſei?

„Für wen iſt es denn?" fragte Viggo.

Der alte Grenadier antwortete, es ſei für Viggo ſelbſt.

„Wie ſieht es denn aus?" fragte Viggo weiter.

„Es iſt braun," ſagte Hans, „rathe nun."

„Ei, das iſt wohl ein Stein von braunem Zuckerkand von meiner Tante. Sie denkt auch gar nicht daran, daß ich ſolchen Näſchereien jetzt entwachſen bin," ſagte Viggo ſpöttiſch.

Digitized by Google

„Biete höher!“ ſagte Hans ſchmunzelnd und lachend. „Es iſt dunkelbraun, Junge, es läuft auf Vieren und leckt Milch.“

„Biſt Du toll, Hans? Iſt es der junge Jagdhund, den mir der Hauptmann verſprach? Iſt er's?“ und vergaß mit einemmale, ſteif und gerade vor dem Grenadier zu ſtehen.

„Halt Dich gerade, Du Pfuſcher! Ja, gewiß iſt es ſo,“ antwortete Hans, der alte Grenadier.

Aber Viggo machte einen großen Freudenſprung, anſtatt ſich gerade zu richten, und ſtürzte dann fort in die Stube. Auf dem Fußteppich, dicht am Kachelofen lag der kleine Jagdhund, und er war ſo hübſch, daß Viggo ſich nicht ſatt an ihm ſehen konnte. Er war dunkelbraun am ganzen Körper, aber die Schnauze und die Pfoten waren hellbraun, und einen hellbraunen Fleck hatte er über jedem Auge. Er war faſt eben ſo lang als breit, und als Viggo ſich bei ihm niederkauerte und ſeinen weichen Pelz ſtreichelte und klopfte, bückte das Hündchen ſeinen dicken, kurzen Hals und ſchnüffelte und leckte ihm die Hände. Nun hatten ſie einander gegrüßt, und von dieſer Zeit an ſah Viggo faſt eben ſo eifrig darnach, ob das Hündchen tüchtig wuchs, als darnach, ob ſeine eigene Naſe ſich zum Generalsſchnabel krümmte. Aber mit dem Hündchen ging es viel ſchneller. Je größer dieſer wurde, deſto lieber gewann ihn Viggo, die beiden waren unzertrennlich von einander; bei Nacht lag Allarm vor des Knaben Bette, bei Tage faß er an des Knaben Seite, während dieſer ſeine Aufgaben lernte, und ſah ihn mit ſeinen großen, braunen Augen fortwährend an, gerade als ob er ihm helfen wollte, wenn er an eine ſchwierige Stelle kam. Nachher begleitete er ihn, wo er ging und ſtand. Nach der Schule freilich mit zu gehen konnte er keine Erlaubniß bekommen; doch er ging ſeinem Herrn entgegen und traf ihn jeden Nachmittag weit über dem Badehauſe hinaus und wedelte und jauchzte vor Freude, ſobald er Viggo zu ſehen bekam, ſo anhänglich war er an ihn.

Eines Wintermorgens ſollte Hans, der alte Grenadier, mit den Knechten in den Wald hinab, um Zimmerholz einzufahren; Viggo hatte eben jetzt Ferien und bekam Erlaubniß, den Zug zu begleiten. Er ſchnallte ſeine Schneeſtiefel an und pfiff dem Allarm, der ſprang auf, bellte und wedelte, als er gewahr wurde, es gehe in den Wald; denn Allarms Vater war ein Jagdhund, und das ſteckte ihm im Blute.

Digitized by Google

Aber Viggos Vater ſagte, es ſei ſehr rathſam den Hund zu Hauſe zu laſſen, denn auf der Heide zögen Graubeine (Wölfe) haufenweis umher, ja gleich unten auf der Erde unter den Fenſtern des Herrenhauſes habe er die Fährten von einigen Stücken, die vorige Nacht dort umhergeſchlichen ſein müßten. Viggo war es höchſt unlieb; aber da der Vater das ſagte, machte er ſich ganz leiſe daran, Allarm zu Hauſe bleiben zu laſſen, er nahm die Koppel, ſchnallte ſie um des Hundes Hals und band ſie an das eine Sophabein; ſeine alte Jacke breitete er an der einen Seite des Hundes auf den Fußboden, damit er weich liegen und es gut haben möge. Aber ihr könnt euch vorſtellen, wie Allarm winſelte und jammerte, als er angebunden wurde, ſtatt mit in den Wald zu gehen. Er legte ſich ganz platt auf die Erde und ſchleppte ſich auf dem Fußboden ſo nahe zu Viggos Füßen, als es die Koppel zuließ, gleich als wenn er ſich auf die Kniee legen und ihn um Freiheit und um Erlaubniß bitten wollte — und dann blickte er zu ihm auf mit ſo traurigen Augen, daß ſie deutlich zu ſagen ſchienen: „Haſt Du wirklich das Herz, in den Wald zu gehen und dort luſtig zu ſein und mich hier zurück zu laſſen, angebunden und ganz allein?“ Nein, dazu hatte Viggo das Herz nicht. Er ſagte zum Vater, es möge gehen, wie es wolle; aber er könne es nicht aushalten, Allarm ſo betrübt zu ſehen, er bitte doch recht ſehr, daß er ihn mitnehmen dürfe.

Der Vater lächelte und gab zur Antwort: „Ich fürchte ſehr, es wird des Hundes Tod ſein, Viggo; aber wenn Du es wagen willſt, ihn mitzunehmen, ſo achte nur gut auf ihn, und laß ihn Dir nicht aus dem Geſichte kommen.“

So ward er losgebunden. Wer war nun glücklicher als Allarm. Er ſprang auf und bellte ſo, daß die Mutter ſich beide Ohren zuhielt.

Ihr könnt glauben, unten im Walde war es ſchön. Anfangs zogen ſie ein gutes Stück auf dem großen befahrenen Wege hin, auf ebener Bahn. Alle ſieben Pferde gingen nach einander, und Hans der Grenadier und Viggo und Allarm gingen zuerſt hinter ihnen. Zu beiden Seiten des Weges ſtanden große, hohe Fichtenbäume mit ihren gelblichen Stämmen bis oben hinauf voll Schnee, und hier und dort in ihrer Mitte ſtand eine alte Tanne mit hängenden Zweigen. Von ihren Nadeln konnte man nicht das Mindeſte ſehen, ſie waren kreide-

Digitized by Google

weiß von Schnee von oben bis unten, doch sah man da hinein auf ihren dunkelbraunen Fuß. Aber alle jungen Bäume zu beiden Seiten standen da, fast bis zur Erde gebeugt unter der Last des Schnees. Es sah aus, als wenn sie dicke, weiße Mäntel umgenommen hätten gegen die Kälte und nun sich aufgestellt hätten, sich vor Allen, die vorbeigingen, tief zu verbeugen. Aber sie grüßten nicht laut. Im Gegentheil es war still, ganz still im Walde, man hörte keinen Laut, außer den Tritten der Pferde, die im Schnee knirschten. Dann und wann sah Viggo eine Wolfsspur an der Seite des Weges, da rief er jedesmal Allarm an und sagte ihm, er möge sich nahe zu ihm halten. Und dieser that es gleich.

Aber nach einiger Zeit bogen sie vom Wege ab in den dicken Wald hinein. Hans der Grenadier watete voran, der Schnee ging ihm fast bis an die Kniee, dann kamen die Pferde und die Knechte, eins nach dem andern und zuletzt Viggo. Das war ein lustiger Gang, der Schnee rieselte herab von den Aesten und Zweigen, so daß die Burschen weiß aussahen wie Schneemänner, es rauchte und dampfte von den Pferden auf, weil der Schnee unter ihnen von ihrer Wärme schmolz. In kurzer Zeit kamen sie zu den Zimmerholzstämmen und fingen an vorzuspannen. Da dachte Viggo wieder an Allarm — er hatte den Hund rein vergessen, seit sie vom Wege abgebogen waren. Er schaute umher nach ihm — da hörte er plötzlich etwas tiefer im Walde den Allarm heulen und jammern. Nun erkannte er, wie gut es gewesen wäre, wenn er des Vaters Rathe gefolgt hätte; aber nun war es zu spät. Er ergriff schnell das Beil, welches der alte Hans in einen Baumstumpf eingehauen hatte und stürzte fort, hinein zwischen die Bäume, hinter welchen das Heulen hervorkam, so daß der Schnee hoch um ihn in die Luft aufsprühete. Sein Weg war nicht leicht, es ging dahin über wilden, unebenen Grund, wo der Schnee ihm bis über die Schenkel ging, doch er merkte nichts davon, er war nur bange, daß er zu spät kommen möchte. Einmal mußte er ein wenig innehalten und Athem schöpfen, da hörte er von neuem des Hundes klägliches Jammern; jetzt aber klang es viel schwächer als zuvor. Er stürmte wieder vorwärts, und endlich konnte er fern zwischen den Bäumen etwas gewahr werden — der Hund war zwar nicht zu sehen, aber drei Wölfe standen in einem Kreise, mit den Köpfen nach innen gekehrt, und der vierte lag innerhalb des Kreises und biß

Digitized by Google

Allarm.

Digitized by Google

Digitized by Google

hinab in den Schnee. Viggo schrie laut auf, so daß es im Walde wiederhallte, und stürzte auf den Haufen der Wölfe los, das Beil hoch in der Luft. Als er den Graulatzen auf etwa sieben bis acht Schritte nahe gekommen war, wurden die drei vor dem tapfern, kleinen Burschen bange und schlichen, mit dem Schwanz zwischen den Beinen, davon ins Dickicht; aber der vierte, welcher auf dem Allarm lag, wollte ungern seine Beute im Stich lassen. Es war ein großer, brandgelber Isegrimm. Er schauete auf zu Viggo und grinsete und fletschte die blutigen Zähne. Aber Viggo dachte nur an seines Hundes Gefahr.

„Läßt de' Allarm nicht auf der Stelle los, so sollst du es mit mir zu thun haben," rief er und schwang das Beil hoch über seinem Kopfe.

Da schien es dem Isegrimm, als sei das Spiel doch nicht der Mühe werth, er schlich langsam den andern nach; einmal wendete er sich noch um und zeigte die Zähne, dann verschwand er in dem weißen Gebüsche.

Tief unten in einer Schneehöhle lag Allarm, er war so zerbissen und verwundet, daß er nicht aufspringen konnte, und da Viggo ihn in die Höhe hob, tröpfelte und floß sein Blut in den weißen Schnee; der Hund zitterte am ganzen Leibe wie ein Espenlaub; aber doch leckte er noch Viggos Hände.

In demselben Augenblicke stand auch Hans, der alte Grenadier, an Viggos Seite. Kaum war er nach seinem Laufe ein wenig zu Athem gekommen, so rief er ganz zornig: „Thäte ich, was Recht wäre, so müßte ich Dich jetzt durchbläuen, Du Hundejunge! Denkst Du, das passe für einen Gelbschnabel wie Du, der noch nicht recht trocken hinter den Ohren ist, auf einen Haufen Wölfe loszufahren! Wenn sie Dich nun lebendig aufgefressen hätten, ehe Du einen Schrei hättest loslassen können, was hättest Du da gesagt?" — „Da hätte ich gesagt: Eins ist 'ne Schand, und das ist: den Rücken zu weisen, ehe zur Retraite getrommelt ist!" antwortete Viggo und sah den Grenadier fest an.

„Das war nicht eben dumm geantwortet, das! Deine Nase ist noch nicht von der rechten Art; aber die Augen hast Du, und ich glaube, das Herz auch auf der rechten Stelle," sagte der alte Hans.

Er nahm den Hund von Viggos Arm und begleitete diesen nach Hause.

Digitized by Google

Ein Hund kann viel aushalten, und ſo genaß auch Allarm von ſeinen vielen Bißwunden durch Viggos treue Pflege; doch die Narben behielt er ſein Leben lang.

Der Ring des Grafen Eſſex*).

Von L. Kies.

1.

In des Towers trübem Dunkel
Sitzt Graf Eſſex thränenfeucht,
Einen koſtbaren Karfunkel,
Deſſen Glanz dem Blitze gleicht,
Ach! ein unſchätzbares Pfand!
Streift er ſinnend von der Hand.

„Einſt, in meines Glückes Tagen,
Hoch von Deiner Gunſt erhöht,
Dieſen Ring, den Du getragen,
Gabſt Du mir, Eliſabeth,
Scherzend ſteckteſt Du ihn mir
Damals an den Finger hier.

„Und Du ſprachſt mit Deiner Stimme
Oft vernomm'nem, güt'gem Ton:
‚Graf, verſtoß' ich einſt im Grimme
Euch von meinem Blick und Thron,
Schickt mir dieſen Edelſtein,
Und Euch ſoll verziehen ſein!‘

„Lachend hört' ich alſo ſprechen
Innerlich die Königin,
Denn es war vom ſtrafbar-frechen
Uebermuth geſchwellt mein Sinn,
Und auf meines Glückes Höh'n
Glaubt' ich felſenfeſt zu ſteh'n.

*) Enthauptet 1601 zu London, 34 Jahre alt.

Digitized by Google

„Und ich dachte ſtolz, verdroſſen,
Und mein Ehrgeiz wurde wach:
Was bedarf es dieſer Poſſen
Weib, bejahrt und altersſchwach?
Eher ſtürzt der Himmel ein,
Eh' es ſoweit ſoll gedeih'n.

„In den königlichen Hallen
Schritt ich wie ein Gott einher,
Meines Herzblut's ſtolzes Wallen
Kannte keine Schranken mehr;
Höhnt' ich doch vor aller Welt
Sie, die mich ſo hoch geſtellt.

„Aller Ueberlegung ledig
Und berauſcht von Macht und Glück,
Kränkt' ich oftmals, die mir gnädig
Zugewandt den Sonnenblick,
Ihre Großmuth und Geduld
War die Strafe meiner Schuld.

„Nun als ein Verräther enden
Muß ich, als ein Judasſohn,
Rüttelt' ich mit Frevlerhänden
Selbſt doch an der Königskron',
Wälzte lieblos Schuld auf Schuld,
Bis erſchöpft war ihre Huld.

„Durch der Jury Spruch verfallen
Iſt mein Leib dem blut'gen Tod,
Und ſchon hör' ich emſig ſchallen
Art und Hammer am Schaffot,
Morgen ſchon, o blut'ger Graus,
Liſcht vielleicht mein Leben aus.

„Du nur biſt mir noch auf Erden,
Ach! ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl,
Du, o Kleinod, kannſt mir werden
Führer aus des Todes Thal,

Wenn ſie ihres Worts gedenkt,
Wenn ihr Zürnen Gott noch lenkt.

„Ach, im rauſchenden Gewühle,
In des Glückes Sonnenſchein,
Träumend auf dem ſeid'nen Pfühle
Hatt' ich längſt vergeſſen dein,
Nun im tiefſten Unglücksſchacht
Biſt du mir ein Stern der Nacht.

„Dich, o Ring, will ich ihr ſenden
Jetzt in meiner großen Noth,
Ob ſie wird mein Urtheil wenden,
Mich befrei'n vom frühen Tod,
Sagen wird bei dieſem Stein:
‚Graf, Dir ſoll verziehen ſein!'"

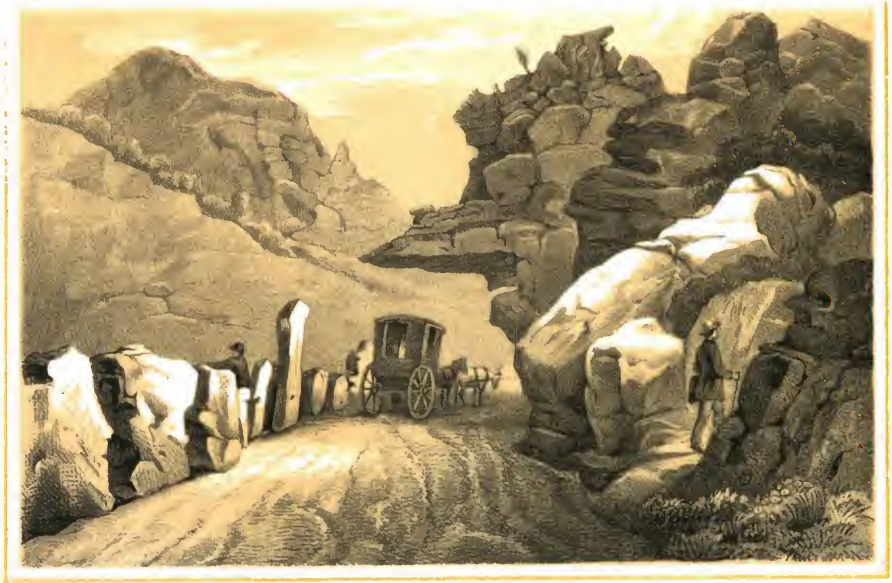
(Schluß folgt.)

Dacre's Pulpit.

Während meines Aufenthaltes in der Kapſtadt, erzählt ein Reiſender, unternahm ich kleine Ausflüge in die Umgegend und beſuchte unter anderen intereſſanten Stellen, in Geſellſchaft des berühmten ſüdafrikaniſchen Geologen Bain, auch den merkwürdigen Paß, der nach ihm Bain's Kloof genannt wurde, und durch welchen der Weg über den Drakenſteinberg vom Dorfe Wellington nach dem Diſtrikt Worceſterſhire führt. Das anliegende Bild iſt die Anſicht eines Theils dieſes Paſſes, „Dacre's Pulpit" (Dacre's Kanzel) genannt, der Mappe eines in der Kapſtadt wohnenden Freundes entnommen.

Auflöſung der Charade auf Seite 240:
Leumund.

Digitized by Google



Dacre's Pulpit.

Digitized by Google

Die Verwaisten.

Erzählung von A. Gossel.

(Fortsetzung.)

Neue Angst.

Nach einer Fahrt von nur wenigen Stunden waren sie in Philadelphia. Da es schon zu dunkeln begann, so war ihnen der Rath eines alten, gutmüthigen Bootsmannes, der die Fahrt an ihrer Seite mitgemacht hatte, von großem Nutzen. Er bezeichnete ihnen einen billigen, aber anständigen Gasthof für ihren nächtlichen Aufenthalt und war freundlich genug, ihnen das Kleiderbündel, welches sie auf einen Augenblick in der Eile des Aussteigens außer Acht gelassen, nachzutragen.

Im Gasthofe fanden sie dann auch Aufnahme, ein wohlschmeckendes Abendbrod und ein reinliches Lager, wenn auch nur auf einer Streu. Am andern Morgen konnten sie sich gründlich mit Wasser bedienen, was die an Reinlichkeit gewöhnten Kinder als eine große Wohlthat empfanden. Bei ihrem Weggange forderte der Wirth nur ein mäßiges Zehrgeld.

Ehe sie den Gasthof verließen, erkundigte sich Hermann erst nach dem Wege und Abgang der Pittsburg-Eisenbahn, und als sie die nöthige Auskunft erhalten, wanderten sie getrost dahin. Es dauerte auch nicht lange, so kamen sie in die Nähe eines Bahnhofes. Um aber ganz sicher zu gehen, traten sie in ein offenstehendes Packzimmer und frugen einen am Erdboden knieenden, mit Einpacken beschäftigten Arbeiter, ob dieß die Pittsburger Bahn sei.

„Ja wohl, kleiner Mann. Aber schnell, der Zug geht in fünf Minuten ab."

Schleunigst löste Hermann zwei Billets, setzte sich mit Ernst in einen der Wägen, und kaum war es geschehen, so ging der Zug ab. Ganz zufrieden, sich so gut zurecht gefunden zu haben, sprach Hermann: „Nun, lieber Ernst, geht das nicht prächtig? Sind wir nicht tapfere Jungen?"

„Ja, ja, ganz herrlich!" antwortete dieser, „wollt' es ging immer so."

Digitized by Google

„Auch wie geſtern zum Gefängniß?“ frug Hermann mit trübem Blick.

„Nein, nein, nicht wieder in's Gefängniß. Ja, wenn uns wieder Jemand was thun will, ich wehr' mich, ich beiß und trete. Soll mich der Teufel holen, wenn ich's nicht thue!“ ſetzte er ſchwörend und drohend hinzu.

„Ernſt!“ rief Hermann erſchrocken, „wo haſt Du das böſe Wort her? Pfui, laß mich ein ſolches nicht wieder hören, oder ich gehe fort von Dir und komme nie mehr wieder!“

„Nein, lieber Hermann, gehe nicht fort, will's nicht wieder ſagen, hab's zu Hauſe im Hofe und auf der Straße gehört.“

„Siehe, lieber Ernſt, wie ſehr recht die gute Mutter hatte, als ſie Dich nicht unter die loſen Buben laſſen wollte, ſondern mit zur Schule ſchickte. Und Du warſt darüber oft ſo böſe und weinteſt.“

„Will nicht wieder weinen, will alle Tage mitgehen, aber geh' nur nicht fort!“

„Ach, lieber Junge, wer weiß, ob wir je wieder eine Schule beſuchen können. Ja, wenn die gute Mutter noch lebte; aber nun iſt wohl Alles vorbei.“

Längere Zeit ſaßen beide Kinder ſchweigend und in ſich gekehrt; Hermann in tiefen Gedanken an glücklichere Zeiten, als ſeine liebe Mutter noch lebte und der Vater ſie noch nicht verlaſſen hatte. Auch die gutherzige Frau Braun, der menſchenfreundliche Arzt traten vor ſeine Seele, und das liebliche Bild eines freundlichen Engels, der kleinen Elly, welche ſich ihm liebevoll zuneigte. Die Ausrufungen und Fragen des kleinen Ernſt entriſſen ihn ſeinem Nachſinnen. Der dampfende Schlot, die Rauchſchlange aus der Eſſe, das donnernde Geräuſch des Zuges unter den Brücken, die tauſend, immerfort wechſelnden Gegenſtände außerhalb der Bahn, das Alles beſchäftigte lebhaft die Aufmerkſamkeit des Kleinen, ſo daß er jeden Augenblick ſeinen Bruder anrief.

Endlich erreichten ſie die letzte Station, wo der Kondukteur, aber zu Hermanns großem Befremden, den Reiſenden nicht zurief: „Pittsburg“, ſondern „Pottsville“! Was ſollte das heißen? War denn Pittsburg noch weiter, oder — nein, das ſchien unmöglich, — hatten ſie eine falſche Richtung eingeſchlagen? Leider fand ſich die Sache ſo, denn als ſie mit ſchüchterner Stimme einen Mitreiſenden um Auskunft

Digitized by Google

baten, lachte dieſer laut auf und rief dann ſeinen Begleitern zu: „Denken Sie, meine Herren, dieſe armen Teufel kommen von New-York und Philadelphia und wollen nach Pittsburg und fahren hieher. Iſt das nicht zum Radſchlagen. Habt ja einen Halbkreis gefahren. Na, ſo fahrt nun wieder hin, woher ihr gekommen ſeid, wenn ihr noch ſo viel Geld habt, was mir eben nicht ſcheint.“ Und damit entfernte er ſich gleichgültig mit den Andern.

Das war eine troſtloſe Lage. Ohne genaue Kenntniß des Weges, — denn der Doktor Warmherz hatte ihnen denſelben nur im Allgemeinen aufgeſchrieben, — ohne ausreichendes Reiſegeld und nun auch noch dieſer verhängnißvolle Irrthum, der ihnen vier Dollars koſtete! Hatte jener Packer, den Hermann auf der Philadelphia-Eiſenbahn um Rath fragte, einen grauſamen Scherz mit ihnen treiben wollen, oder war es ein Mißverſtändniß, — genug, das Unglück war geſchehen, und Hermann ſetzte ſich auf einen Waarenballen und fing bitterlich an zu weinen.

Da trat ein alter Herr aus dem Wartesaal der Reſtauration, ſah die weinenden Knaben und frug theilnehmend nach der Urſache ihrer Thränen. Hermann erzählte ihr Mißgeſchick.

„Das iſt in der That eine böſe Geſchichte, und es bleibt nichts anderes übrig, als umzukehren. Eilt, ſonſt kommt ihr nicht einmal wieder mit. Doch halt, bleibt; ſetzt euch nur gleich mit ein. Werde den Kondukteur ſchon beſchwichtigen.“

Die Knaben beſtiegen einen Wagen, und als der Beamte kam, um die Billets in Empfang zu nehmen, zog der Fremde ſeine Börſe und überreichte demſelben fünf Dollars. Der Kondukteur, welcher den Herrn zu kennen ſchien, dankte höflichſt.

Als ihr großmüthiger Helfer Platz genommen und der Zug in Bewegung war, ſprach jener: „Aber Kinder, ſagt mir, warum ſeid ihr allein? Wer ſchickt euch auf eine ſo weite Reiſe ohne Aufſicht und Beiſtand? Ihr ſeid doch nicht etwa davon gelaufen, habt Vater und Mutter verlaſſen?“

„Ach nein, lieber Herr, haben unſ're Eltern nicht verlaſſen, ſondern ſuchen unſeren Vater, der in Pittsburg Arbeit gefunden hat,“ antwortete Hermann.

„Und Mutter iſt geſtorben, hat die böſe Cholera gehabt. Der Doktor hat uns fortgebracht, ſind in einer ſchönen Kutſche gefahren.

Digitized by Google

Haſt Du auch eine Kutſche?" alſo ſchwatzte das maulfertige Bürſchchen Ernſt.

„Iſt das wahr? Habt ihr keine Mutter, keine Heimath mehr?" frug theilnehmend der Fremde.

Unter Schluchzen und Weinen nickte Hermann, und als er ſich wieder gefaßt, erzählte er ihre Leiden bis auf den heutigen Tag.

Der Herr hörte mit großer Theilnahme zu, und es ſchien, als wenn ihm ſogar ſelbſt die Thränen in die Augen träten, zum wenigſten wiſchte er ſich dieſe mit ſeinem Taſchentuche.

„Ihr empfangt früh ſchon harte Lehren und macht eine bittere Leidensſchule durch; aber ſie hat ihr Gutes, und ihr werdet das in eurem ſpäteren Leben ſchon noch erfahren. Auch ich billige, daß ihr nicht in ein Armen- oder Waiſenhaus gegangen ſeid, obwohl es für Waiſen keine Schande iſt, wenn alle andern Wege verſchloſſen ſind. Aber ihr hattet einen Vater und die Möglichkeit, zu ihm zu kommen. Wenn ihr auch einmal hart arbeiten und entbehren müßt, ehe ihr einen kleinen Beſitz erringt. Das ſchadet nicht. Ich habe es auch thun müſſen, und die Hände, welche jetzt ſo weich und weiß ſind, hatten zur Zeit harte Schwielen und eine ganz andere Farbe. Ich hatte auch eine gute Mutter und weiß daher, welch' ein großer Segen und unſchätzbares Gut eine ſolche iſt. Es gibt kein größeres! Kein Tag vergeht, daß ich nicht mit inniger Liebe ihrer gedenke, und wenn ich etwas Gutes thue, ſo iſt mir immer, als wiſſe ſie darum und freue ſich. So war es ſtets mit mir, und das Andenken an meine Mutter hat mich vor viel Böſem bewahrt. Und," fuhr er fort, „eure Eltern ſind beide fremd in unſerem Lande? Welches iſt ihre eigentliche Heimath?"

„Vater war ein Thüringer," antwortete Hermann, „ein Proteſtant, und die Mutter ſtammte vom Rhein und war eine Katholikin. Vater hatte ſie in der Fremde kennen gelernt. Der Haß ihrer Verwandten, die ſie einem Proteſtanten mißgönnten, beſtimmten ihn nach manchen andern trüben Erfahrungen, das Vaterland zu verlaſſen und hier eine neue Heimath zu ſuchen. Dieſe hat ihm und uns jetzt das Liebſte, die gute Mutter, geraubt. Wie wird ſich Vater grämen, wenn er das erfährt!"

„Sei ſtill, Hermann, kommen ja jetzt hin zu dem Vater. Schenkt Dir auch ein Reißzeug, was Du ſo gern wollteſt; und mir macht er

Digitized by Google

wieder einen ſchönen Drachen und ein neues Schaukelpferd; und Schurzleder, Hammer und Zange und all' meine Spielſachen. . . ."

„Ja, ja, Du kleiner Schelm, wirſt ihn gehörig plagen, wenn Du ihn wieder haſt," fiel unter Thränen lächelnd Hermann ein. „Weißt Du aber auch noch, was er in Deine Fibel ſchrieb?"

„O ja!"

„Fleiß und Ehrlichkeit
Thu' immer und jederzeit!"

und

„Was Du willſt mit Ernſt,
Leicht auch thuſt und lernſt."

„Haſt Du ſie denn bei Dir?" fragte der Fremde.

„Freilich, hier im Bündel; werde doch meine Fibel nicht vergeſſen. Könnte ja ſonſt nicht lernen. Bruder Hermann hat meine Fibel bei der ſeinigen. Meine iſt ganz dünn, ſeine ſo dick!" Dabei machte der kleine Schwätzer beide Hände zuſammen.

„Nicht Fibel, es iſt meine Bibel!" erklärte Hermann lächelnd.

„Vater hat auch einen Vers 'nein geſchrieben," erzählte Ernſt. „Wie heißt er doch, Hermann?"

„Nun, mein Junge," ſprach der alte Herr zu Hermann, „was ſchrieb Dein Vater in das heilige Buch?"

Hermann zog die heilige Schrift hervor und bot ſie dem Fremden. Dieſer las mit leiſer Stimme:

„Bei Deiner Bibel ſitze gern,
Sie iſt der Weisheit Kern und Stern.
Die ſchlage auf, die ſchlage Du
Erſt mit des Sarges Deckel zu!"

Mit ernſtem Blicke gab der Fremde die Bibel zurück und ſprach: „Vergiß es nicht! Thue das, ſo wirſt Du leben!"

„Wie ſteht es aber, ihr Kinder, mit eurer Kaſſe? Habt ihr ſo viel Geld, daß ihr zu eurem Vater kommen könnt? Es iſt ein ſehr weiter Weg."

„Wir haben fünfundzwanzig Dollar von Hauſe mitgenommen, dieſe ſind aber bis auf fünfzehn bereits ausgegeben, doch hoffe ich mit dieſen vollkommen auszukommen. Ueberdieß muß es ja nicht immer

gefahren ſein, wir können auch gehen; nicht wahr, Ernſt, Du kannſt auch?"

„O, ich kann ganz gut marſchiren," prahlte der kleine Großſprecher, „bin ſchon einmal mit in Albany geweſen, und das war von uns beinahe zwei Stunden entfernt!"

„Wenn Du das gethan haſt, da hat es keine Noth!" antwortete lächelnd der alte Herr. Bei ſich aber dachte er: „Ihr armen, nichtsahnenden Kinder, ihr werdet bald genug die Wahrheit erfahren. Ich will eure Herzen nicht vorzeitig beſchweren!"

Hermann mochte in ſeiner Seele geleſen haben, denn er ſprach: „Haben wir nicht Recht, wenn wir getroſt und ohne Furcht vorwärts gehen, oder meinen Sie, unſere Kaſſe ſei unzureichend? Aber Doktor Warmherz war ſo gut mit uns, Sie ſind es jetzt wieder, und ſo denke ich, wird uns der himmliſche Vater noch öfters gute Menſchen erwecken, die ſich unſ'rer annehmen. Meinen Sie nicht? Ich denke das immer, wenn ich mich Abends niederlege und bitte Gott darum, und er hat auch bisher mein Gebet erfüllt. Er wird uns nicht verlaſſen!"

Zuſtimmend ſprach der Fremde: „Du haſt vollkommen Recht, bleibe bei Deinem Glauben und verliere ihn auch dann nicht, wenn es ſcheint, es hätten euch Gott und Menſchen ganz und gar vergeſſen. Unſer Gott iſt der rechte Vater und beſte Freund im Himmel und auf Erden, und er wird auch euch nicht verlaſſen. Ihr werdet gewiß nicht die Hände müſſig in den Schoß legen und auf Anderer Hülfe allein warten, ſondern ſelbſt angreifen und thun, was ihr könnt, eingedenk des Wortes eures Vaters:

„Was Du willſt mit Ernſt,
Leicht auch thuſt und lernſt."

Dann wird ein anderes Sprüchwort tröſtlich rufen:

„Vertau' auf Gott, er hilft in Noth!"

Mit dieſen freundlichen Worten zog er ein Notizbuch aus einer Taſche, riß ein Blatt aus demſelben und ſchrieb einige Worte darauf. Dann überreichte er es Hermann und ſagte: „Ich fahre nicht ganz zurück nach Philadelphia, ſondern ſteige auf der vor uns liegenden Station Reading ab. Bleibt aber auf eurem Platze, bis ihr in

Digitized by Google

Philadelphia ankommt, und gebt dieſen Zettel an ſeine Adreſſe. Ich hoffe euch dadurch zum wenigſten ein ſicheres Unterkommen für die Nacht bereiten zu können!"

Der Zug hielt, der Fremde ſprang hinaus und war in demſelben Augenblick ihren Blicken entſchwunden. Betrübt ſchauten ihm die Kinder nach. Statt ſeiner ſetzte ſich ein Anderer neben die Kinder. Leider war dieſer eine ganz andere Perſönlichkeit. Sein Antlitz hatte etwas Unſtätes, Abſtoßendes, obwohl der Mann es zur Freundlichkeit zwang; aber man ſah eben, daß es eine unnatürliche war. Es lauerte irgend etwas im Hinterhalte. Seine Kleider zeigten ſich abgetragen, ſchmutzig und wie für einen Andern gemacht.

„Ei, meine lieben Jungens, ein prächtiger, ein lieber Mann, der Herr Hall, welcher eben von euch ging. Iſt der reichſte Mann in Philadelphia. Die Hälfte aller Kohlenbergwerke hier gehören ihm. Iſt er ein Verwandter von euch? Wohl nicht; aber Freund? Bezahlte ja fünf Goldfüchschen für eure Fahrt und gab euch auch ein Zettelchen. Wohl ein Wechſelchen? Zeigt doch 'n mal, ihr Guten. Wenn ihr wollt, will ich es euch umſetzen in baare, klingende Münze." Damit griff er ſchon nach dem Bündel, in welchem ſich das Blatt Papier des Fremden befand, um es zu öffnen; aber Hermann, welcher einen unerklärbaren Widerwillen gegen den Aufdringlichen fühlte, hielt es feſt und rückte unwillkürlich ein Stück von ihm weg.

Der Fremde merkte ſeinen Widerwillen und änderte ſein Verfahren. „Bin ich doch ſo müde," fing er auf einmal an, „aber das Wetter war auch heute ſo heiß, man hätte Kartoffeln ſammt einer Bratwurſt auf dem Pflaſter ſchmoren können." Bei dieſen Worten ſtreckte er die Beine von ſich, rückte den Hut über's Geſicht und ſchien nach einigen Minuten feſt eingeſchlafen. Dieſer Anblick, ſowie die ſchaukelnde Bewegung des Wagens, die allerdings ſchwüle Luft, nebſt der Schweigſamkeit der übrigen Paſſagiere brachten auch den kleinen Ernſt auf dem Schoße Hermanns in einen ſanften Schlummer, ja es koſtete dieſem ſelbſt einige Mühe, ſich des Schlafs zu erwehren, beſonders als die Abenddämmerung einbrach.

Doch da tönte der ſchrille Pfiff der Lokomotive, der Wagenzug hielt, und Alles erhob ſich wie auf ein Kommando, griff nach Reiſeſäcken, Regenſchirmen und anderen Dingen, öffnete die Thüren und ſprang aus dem eiſernen Gefängniß. „Philadelphia!" tönte der Ruf

Digitized by Google

des Wagenführers. Schleunigst suchte Hermann den kleinen Schläfer zu erwecken und auf die Beine zu bringen. Als dieß mit einiger Mühe gelungen, griff er nach seinem Reisebündel — fort war es! Er bückte sich, strich am Fußboden mit beiden Händen nach allen Seiten hin, es war nirgends zu finden, selbst dann nicht, als ein Beamter mit einer brennenden Laterne kam, um die Thüren zu schließen und ihnen suchen half. Es war weg und blieb weg.

Freunde in der Noth.

Da standen nun die beiden Kinder rath- und thatlos. Das war allerdings die schrecklichste Lage, in die sie bisher gerathen. Ohne Freund, ohne Geld, ohne Obdach, fremd, allein und verlassen in einer großen, unbekannten Stadt, in der Nacht! Konnte ihnen etwas Schrecklicheres geschehen? Ja, der Schlag war so betäubend, so urplötzlich über sie gekommen, daß sie, wie zu Bildsäulen verwandelt, dastanden und weder Seufzer, noch Worte und Thränen hatten.

Als der Eisenbahnbeamte die innern Thüren der Gebäude verschlossen hatte, kehrte er zurück und wies die Kinder hinaus auf die Straße, um auch die äußern Zugänge zu verwahren. Kaum aber waren sie hinaus in's Freie getreten, so erhob sich ein starker Luftzug wie von einem herannahenden Gewitter, und Hermann raffte sich gewaltsam auf, schon um des kleinen Ernst willen, für dessen Unterkommen gesorgt werden mußte, koste es, was es wolle.

„Bin so müde, Hermann," winselte er, „habe Hunger und Durst und mein Köpfchen thut sehr weh, hat schon am Nachmittag weh gethan. Mach doch schnell, daß wir in den Gasthof kommen oder zu den kleinen Kindern von dem Herrn auf der Eisenbahn."

„Sei stille, lieber Ernst, ich gehe ja so schnell, wie ich nur kann. Habe auch Hunger und Durst und bin müde. Zu unsrem Freunde können wir heut' nicht mehr geh'n, ist schon zu spät; aber ein Wirthshaus wollen wir aufsuchen, da sollst du schlafen, wie ein Prinz, und auch dein Köpfchen wird ausschlafen und morgen wieder gut sein und ein Späßchen machen."

So mußte er bei aller Schwere und Hoffnungslosigkeit seines Herzens noch heiter erscheinen und Trost geben, wo seine Seele selbst verzweifeln mochte. Um seinetwillen würde er nicht gezagt haben, aber — das arme Kind, der kleine Ernst, der Liebling der Mutter, ihr

Digitized by Google

heiliges Vermächtniß an ihn! Um seinetwillen hielt er sich aufrecht, ertrug er das Aeußerste, liebkoste und streichelte den Schwankenden, an dessen immer mehr zögerndem Schritte er seine sinkende Kraft mit Schrecken wahrnahm. Da knickte der Kleine zusammen und flüsterte: „Hermann, ich kann nicht mehr!“ Mit übermenschlicher Kraft nahm der zum Tode Erschreckte das sinkende Kind auf die Arme, trug es nach einer durch die Dunkelheit wahrnehmbaren Bude, in deren Nähe er stand, sprang nach dem plätschernden Brunnen neben an und schöpfte mit beiden Händen das erquickende Labsal. Damit überschüttet und später getränkt, dieß brachte den kleinen Dulder wieder zu sich. „Ach, wie ist mir doch jetzt so wohl!“ flüsterte er. „Wenn nur das böse Köpfchen nicht wäre!“

„Nun, schlaf nur, lieber Ernst;“ tröstete Hermann, „dein Köpfchen ist morgen besser.“

„Erst beten!“ rief der Todmüde schlaftrunken. Das ihm zur Gewohnheit gewordene Gebet, von der frommen Mutter gelehrt, vergaß das Kind auch jetzt nicht, und es übte auch dießmal seine wunderbare Kraft, wenigstens auf den treuen Wächter an des Schlafenden Seite, auf Hermann.

„Vertrau auf Gott, er hilft in Noth!“ klang es noch vor wenig Stunden tröstlich aus dem Munde eines irdischen Freundes. „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen; rufe mich nur an in der Noth!“ rief jetzt eine himmlische Stimme, und so überfließend voll sein Herz von Kummer war, in Verzweiflung gerieth es nicht. Wie ein Vogel des hohen Nordens, der sich seiner Federn beraubt, um sein junges Geschlecht weich zu betten, und der Vogel der bedeutungsvollen Mythe, welcher sogar seine Brust für die nach Nahrung lechzende Brut öffnet, so zog Hermann sein Jäckchen aus und bedeckte den Schlafenden, von dessen fiebernden Pulsen er das Schlimmste fürchtete. Kaum war das kranke Kind sorgsam auf dem Schoße des Bruders gebettet und zugedeckt, als das befürchtete Gewitter mit großer Heftigkeit losbrach. Zum Glücke war die Bude, in welcher sich die Kinder befanden, tief in einem Winkel der öffentlichen Verkaufshalle des Marktes und aus festem, starkem Holz gebaut, sonst würde sie der rasende Sturm umgerissen oder der in Strömen herabgießende Regen fortgeschwemmt haben. So aber widerstand sie dem Wetter und bot einen leidlichen Aufenthalt; freilich war sie kein wohnliches Zimmer und Bett.

Digitized by Google

Kein Schlaf kam dem treuen Bruder Hermann in die ſo müden Augen. Zuerſt hielt ihn das Wetter wach, dann als dieſes vorüber zog, das ängſtliche Athmen, das öftere Zuſammenfahren und Stöhnen des Kleinen, ſein zweideutiges Aufſchreien und Phantaſiren; und als ſich das kranke Kind endlich beruhigte, dämmerte der Morgen, es entſtand Leben und Regſamkeit in den bisher ſo ſtillen, öden Straßen.

Noch war Hermann in ſorgenvolle Gedanken verſunken über die Erlebniſſe der letzten Zeit, beſonders des geſtrigen Abends, als ſich Jemand der Bude näherte. Er wollte ſich erheben, es war ihm aber nicht möglich. Die müden Glieder, von dem Sitzen und der Kühle nach dem Gewitter ganz ſteif geworden, verſagten ihm ihren Dienſt. Dazu hatte er ja auch immer noch das ſchlafende Kind auf ſeinem Schoße. Endlich kamen die wahrſcheinlichen Eigenthümer der Bude ganz nahe, traten ein und — fanden zu ihrem großen Erſtaunen die beiden Kinder.

„Heda, Frau Bill, zwei kleine Vagabunden in Eurer Bude; Nachtſchwärmer, die wahrſcheinlich auf Raub und Diebſtahl ausgingen und ſich vor der Polizei hier verkrochen haben. Heraus, ihr Halunken, oder es ſetzt Hiebe!"

Mittlerweile war auch die Frau, eine Gemüſehändlerin, nachdem ſie ihren beladenen Tragkorb abgeſetzt, näher getreten und rief: „Na, was wird's, wollt ihr nicht aufſtehen? Wie könnt ihr euch unterſtehen, in ehrlicher Leute Eigenthum zu dringen und euch da breit zu machen? Habt mir wohl gar meinen Sitz beſchmutzt und mit Ungeziefer verunreinigt? Fort, oder ich laſſ' die Marktpolizei holen!"

„Gute Frau," ſprach Hermann, der ſich endlich gefaßt hatte, „wir ſind keine Vagabunden, noch weniger Diebe, ſondern im Gegentheil ſind wir am geſtrigen Abend auf der Eiſenbahn durch einen Fremden unſerer wenigen Habſeligkeiten und unſerer kleinen Baarſchaft beraubt worden."

„I, das macht einem Andern weiß, aber mir nicht. Man kennt das durch tauſend Fälle. Solches Volk, wie ihr, iſt allemal unſchuldig, kann lügen wie gedruckt. Ihr und die Eiſenbahn. Wie kämt ihr dahin und ſo allein! Welche Eltern würden ihre Kinder ſo ohne alle Sorge und Aufſicht dahin ziehen laſſen! Müßte ja ein Rabenvater ſein; hätt' ja kein Herz in der Bruſt, die Mutter, die ſo was thun könnt'! Darum nur fort, oder ich ſchicke meinen Knecht 'nüber auf die Wache!"

Digitized by Google

Die Verwaisten.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Liebe, gute Frau," flehte Hermann, „wir ſind weder dem elterlichen Hauſe entlaufen, noch weniger von unſern Eltern fortgeſchickt worden, ſondern Mutter iſt an der Cholera geſtorben, und Vater iſt fern in Pittsburg, wo wir ihn eben aufſuchen wollten. Das wird nun wohl nichts werden, denn ohne Geld und hier mit dem kleinen kranken Ernſt weiß ich nun ſelbſt nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Ach, wären wir doch Beide in's Waiſenhaus gegangen, aber ich mochte das nicht gern, ſondern lieber mit Vater die ſchwerſte Arbeit thun. Nun kommt's gar ſo! Das hätte ich doch nicht gedacht! Wenn wir doch Beide geſtorben wären!" Bei dieſen Worten weinte der Knabe bitterlich.

Die Frau ſtand unſchlüſſig. „Entweder," dachte ſie, „iſt das ein abgefeimter, ausgelernter Schelm, der ſogar Thränen hat, wenn er ſie brauchen kann, oder es ſind in der That Unglückliche. Wenn letzteres der Fall ſein ſollte, kann ich ſie doch unmöglich verſtoßen. Muß doch einmal den Kleinen, welcher krank ſein ſoll, anfühlen. Wird ſich's ja gleich zeigen, ob der Große gelogen oder nicht."

Als ſie dem Kinde nach der Stirn griff, fühlte ſie augenblicklich, daß es in einem heftigen Fieber lag, und mit dieſer Entdeckung ſchwand jegliches Mißtrauen, an deſſen Stelle das herzlichſte Mitleid trat. Zu dem Knechte, welcher in und vor der Bude die herbeigefahrenen Gemüſe ausgelegt hatte, ſprach ſie: „David, gib 'n mal den Handkorb her." Aus dieſem nahm ſie etwas Frühſtück, reichte es Hermann mit einem Schluck Branntwein, was dieſen zu einem ganz neuen Menſchen zu machen ſchien. So viel kann ein Biſſen Eſſen zu rechter Zeit thun. Dieſer gab ihm neue Hoffnung, friſchen Muth!

Als ſich Hermann geſättigt und geſtärkt, rief die gutherzige Frau den Knecht und ſprach: „David, nimm deine Schiebkarre und lade den Kleinen da auf und fahre ihn möglichſt ſanft nach Hauſe. Leg' ihn nur einſtweilen in mein Bett. Der Große kann euch begleiten, daß er bei dem Kleinen iſt, wenn dieſer aufwachen ſollte und irgend Etwas wünſchte. Komm bald wieder und bringe den Sack Kartoffeln gleich mit!"

So wurde das Kind ſanft in einen leeren Gemüſekorb gebettet, mit dem Mantel der Gärtnerin bedeckt und zu dieſer nach Hauſe gefahren. Dort angekommen fand es ein warmes Bett und vorher ein Schlückchen Milch. Dann wandte das arme kranke Kind das heiße

Digitized by Google

Köpfchen zur Seite und lag still, und man sah nur an seinem leisen Athem und an der Hitze der Pulse, daß sich noch Leben in ihm regte.

Was war nun aus dem Bündel und Gelde der Kinder geworden? Beides war in die Hände eines Erzspitzbuben, wie sie zu Hunderten in den großen Städten Amerika's über arglose Fremde herfallen, gerathen. Dieser Schelm hatte die Nacht, sowie den geräuschvollen Aufbruch der Reisenden auf der Eisenbahn benützt und mit einem geschickten Griff das Bündel geraubt und sich mit flüchtigen Füßen nach seiner Spelunke begeben. Hier angekommen öffnete er gierig das Bündel. Zu seinem äußersten Mißvergnügen fand er nichts als einige abgetragene Kinderkleider, ein Beutelchen mit 15 Dollars, ein dünnes und ein dickes Buch und in dem letzteren einen Zettel, statt einer Geldanweisung nur die Worte enthaltend:

„Geliebte Kinder!

Hier sende ich euch zwei fremde Knaben, laßt euch ihre Lebensgeschichte von ihnen selbst erzählen; dann thut, wozu euch eure Herzen treiben. Zum wenigsten gebt ihnen gastliche Herberge und sorgt für ihre sichere Abfahrt nach Pittsburg."

Als er den Zettel gelesen, zerriß er ihn vor Aerger in tausend Stücke; dann warf er die Kleider aus dem Fenster. Hierauf öffnete er das dünne Buch und las: „Fleiß und Ehrlichkeit thu' jeder Zeit!" und: „Was du willst mit Ernst, leicht auch thust und lernst!" Das waren spitze Nadelstiche, welche ihm in's Fleisch drangen, aber sie trafen eben nur dahin, nicht weiter, deßhalb warf er auch dieses Buch dem Andern nach. Als er aber das dicke Buch aufschlug und gleich bei dem ersten Blicke las: „Du sollst nicht stehlen!" und weiter: „Weder die Diebe, noch die Geizigen, noch die Trunkenbolde, noch die Lästerer, noch die Räuber werden das Reich Gottes ererben;" als er die Namen der zwei Waisen und den schönen Denkspruch des Vaters erblickte, da drang ein Schwert in seine Seele, und eine Stimme rief: „Ehrloser Dieb, — der sich sogar an Waisen vergreift, bist doch zu schlecht. Geh, lauf ihnen nach, gib das gestohlene Gut zurück, findest sonst keine Ruhe." Er aber wollte sich über seine Hasenherzigkeit auslachen, das dicke Buch den andern Sachen nachwerfen, es ging aber nicht. Die Hand widerstrebte, ja, es dauerte nicht allzulange, so schob er den Riegel von der Thüre des Hauses, holte die weggeworfenen Sachen herein, packte sie

Digitized by Google

sorgfältig in das Bündel und schob es tief in die Ecke eines Kastens. Was er wohl beabsichtigte?

Der kleine Ernst war in der That sehr krank. Als die gute Frau Bill nach Hause kam, fand sie das Kind in der höchsten Fiebergluth. Es warf sich ruhelos umher, machte Versuche sich in die Höhe zu richten, wollte fort aus dem Bett und stöhnte und schrie „Mutter, gute Mutter, wo bist Du? Komm doch zu Deinem Ernst!"

Der arme Hermann stand neben dem Bett, die Rechte des kleinen Patienten in der Hand und suchte denselben zu beruhigen, obwohl unter vielen Thränen und selbst trostlos. Der Ruf nach der Mutter drang ihm tief in's Herz. Er fürchtete, Ernst möchte sterben. Dann war er ganz allein, und wenn er ja einst noch zu seinem Vater käme, so würden die zwei geliebten Wesen, Mutter und Bruder, fehlen. Aber der Höchste hatte es in seinem Rathe gnädiger beschlossen. Ernst genas. Das Fieber, obwohl sehr hartnäckig, verließ ihn endlich, er erkannte seinen Bruder wieder, bekam Appetit, konnte ein wenig Speise zu sich nehmen. Welche Wonne für den treuen Bruder Hermann, der um ihn war mit liebender Pflege, heiteren Erzählungen, Scherzen und Spielen, den kleinen Patienten zu unterhalten und dadurch seine Genesung zu befördern. Und wie sehr freute sich seine barmherzige Pflegerin, die Frau Bill! Jedes Viertelstündchen, welches sie von ihren Geschäften im Garten oder auf dem Markte abzubringen im Stande war, schenkte sie der Wartung des Kindes. Als Ernst wieder aß, richtete sie es immer so ein, daß auch er von dem Mittagessen genießen konnte, und bereitete ihm außerdem oft ein Krankensüppchen, ja sie ging nicht selten zu Freunden in der Nachbarschaft, um sich von diesen eine Labung für das Kind zu erbitten. Kam sie an Markttagen heim, so brachte sie ihm irgend eine Kleinigkeit, ein Spielzeug oder eine wohlschmeckende Frucht mit, um ihm eine Freude zu machen. Seinetwegen öffnete sie ihm das kleine Kämmerchen mit dem Gastbette, nur für jeweiligen Besuch benützt, bettete ihn hier freundlich, weil es luftiger und sonniger lag, als die Wohnstube; und als Ernst in seiner Genesung noch weiter vorgeschritten war, setzte sie den alten, ihr selbst beinahe ganz unentbehrlichen Sorgenstuhl in dieses wohnliche, warme Zimmerchen, belegte ihn mit Kissen und trug das kraftlose, sehr schmal und blaß gewordene Kind hinein. Auch David, so roh und derb er auch sonst war, kam öfters einmal und fragte nach des Kindes Be-

Digitized by Google

finden und brachte ihm einen Blumenstrauß, ein gefangenes Vögelchen, einen bunten Schmetterling.

Hatte der himmlische Vater nicht treulich für die Waisen gesorgt? Konnte eine leibliche Mutter mehr thun? Kaum. Auch dem Hermann ging nichts ab. Wenn er auch nicht in einem Federbette schlief, so hatte er doch ein warmes Lager auf einer Matratze, eine wollene Decke und fühlte sich gesund. Seine Kost war dieselbe, welche seine Wohlthäterin selbst genoß. Dieser suchte er sich in jeder Weise nützlich zu machen, besonders als das Wohlsein des kleinen Ernst zunahm. Er arbeitete von früh bis spät im Garten, wobei er oft zum Fenster hereinschaute, dem Brüderchen freundlich zusprach und diesem seine Nähe merken ließ. Später besorgte er an Davids Stelle die Geschäfte auf dem Markte, und dieser, als der Stärkere, blieb zu Hause und arbeitete im Garten.

So verfloß der Sommer auf eine unerwartet glückliche Weise, und Hermann würde ganz zufrieden gewesen sein, wenn ihn nicht der Gedanke an seinen Vater beunruhigt hätte. Frau Bill hatte ihm die Anwesenheit und das Schicksal seiner Kinder durch einen Brief melden lassen, es war aber keine Antwort erfolgt. Jede Nachfrage blieb aus, wie von Pittsburg, so aus der Heimath vom guten Doktor Warmherz, dem auch geschrieben worden war. Das betrübte den fein fühlenden Hermann nicht wenig, der wohl einsah, daß Frau Bill mit ihren Geschäften auch ohne seine Hülfe fertig werden könnte, besonders im Winter, wo die Gärtnerei ohnedieß beinahe ganz aufhörte und nur der Gemüsehandel betrieben wurde. Auch dieser hatte gerade in dem verflossenen Sommer wenig Gewinn gebracht, weil die Cholera Viele vom Genuß der Früchte und Gemüse abhielt.

Von dem alten freundlichen Mann auf der Eisenbahn hatte Hermann trotz steter Aufmerksamkeit und emsigen Suchens nie eine Spur entdeckt, und da er seinen Namen nur flüchtig gehört, jenen Zettel selbst nicht gelesen, so ließen sich keine sichere Nachforschungen anstellen.

Man denke aber sein freudiges Erstaunen, als er eines Tages vor der Bude, in welcher er knieend einige verschüttete Früchte aufhob, eine ihm bekannte Stimme rufen hörte: „Guten Morgen, Frau Bill. Wie geht's? Bin lange nicht hier gewesen, war verreist. Haben Sie Wassermelonen?"

Digitized by Google

„Ihre ergebenſte Dienerin, Herr Hall, freut mich unendlich, Sie wohl zu ſehen. Hab ja ſeit Ewigkeit nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen. Was macht Madame Hall und die lieben Kinder und Enkelchen?"

„Alles wohl!"

„Na, das iſt ja recht erfreulich. Waſſermelonen wünſchen Sie? Gleich! Habe da ganz ausgezeichnete. Hermann!" rief ſie dieſem zu, „gib 'mal den Korb mit den Melonen 'rauf!"

Auf dieſen Ruf richtete ſich Hermann mit dem ergriffenen Korbe in die Höhe, und nun wurde auch Herr Hall, jener ſo oft herbeigewünſchte alte Herr von der Eiſenbahn, ſeiner anſichtig. Einen Augenblick beſann er ſich, dann rief er mit Erſtaunen: „Iſt das nicht mein kleiner Reiſegefährte nach Potsville? Aber ich glaubte Dich längſt bei Deinem Vater in Pittsburg; wie kommt es, daß Du noch hier und bei Frau Bill in Dienſten biſt? Und wo iſt das kleine Bausbäckchen, Dein Bruder?"

Die freudig überraſchte Frau Bill, welche jetzt hörte, daß der von den Kindern geſchilderte wohlthätige Herr auf der Eiſenbahn und der gegenwärtige Herr Hall, einer ihrer Gönner und beſten Kunden, ein und dieſelbe Perſon war, beantwortete ſelbſt alle ſeine Fragen, indem ſie die ganzen Erlebniſſe der Kinder von ihrem Eintritt in die Stadt bis zur gegenwärtigen Stunde erzählte. Dabei unterließ ſie nicht, Hermanns liebevolle Pflege des kranken Brüderchens und ſein Wohlverhalten gegen ſie ſelbſt und im Geſchäft zu erwähnen.

„Dacht' mir's," rief der alte Herr, „daß die Kinder keine Landläufer wären. Wer Vater und Mutter ehrt und Gott fürchtet, iſt nicht ſchlecht und verdient, daß man ſich ſeiner annimmt!"

Freundlich wendete er ſich zu Hermann und ſprach tröſtend: „Arme Kinder, ihr macht eine harte Leidensſchule durch; aber Muth! ‚Vertrau auf Gott, er hilft in Noth,' iſt, wie Du weißt, mein Wahlſpruch. Du ſiehſt, er iſt ſchon wieder wahr geworden. Wie ſteht es aber mit der Reiſe zu Deinem Vater? Haſt Du es aufgegeben, ihn aufzuſuchen?"

„Nein, Herr, aber ich bin ſeinetwegen in Sorgen und fürchte, daß auch ihm etwas Schlimmes begegnet ſei. Er würde ſonſt ſicherlich auf den Brief, den wir ihm von hier aus geſchrieben, eine Antwort gegeben haben."

„Nun, fürchte nicht gleich das Aergſte, wer weiß, ob der Brief

Digitized by Google

richtig adressirt gewesen und angekommen ist. Vielleicht hat Dein Vater Pittsburg wieder verlassen und deßhalb den Brief nicht erhalten."

„So gut wir es bei der braven Frau Bill auch haben, so möchte ich dennoch so bald wie möglich fort von hier, ich weiß nur zu wohl, daß sie meine Dienste entbehren kann, besonders im Winter, aber ich weiß nicht, wie ich es machen soll. Eben so ungern möchte ich sie um ein kleines Darlehen zur Reise bitten, da ich nicht sicher bin, ob ich es ihr später wieder geben kann. Ueberdieß hat sie schon mehr an uns gewendet, als ihre eigenen beschränkten Mittel erlauben." Also sprach der gefühlvolle, ehrliebende Knabe.

„Dir muß und soll geholfen werden!" dachte der großmüthige Menschenfreund, welcher vor ihm stand. Laut sprach er: „Lieber Junge, ist denn Dein Bruder wieder so wohl, daß er mich, seinen Freund, besuchen kann, wie er auf der Eisenbahn versprochen hat?"

„O ja," antwortete Hermann, „er ist wieder kräftig, obwohl noch nicht so stark, als früher."

„Gut," sagte Herr Hall, „so erwarte ich euch Beide morgen früh. Meine Wohnung ist Breiter Weg, Nummer 1000. Du wirst sie schon finden. Frage nur!" — „Frau Bill," wendete er sich zu dieser, „Sie sorgen wohl dafür, daß mich die Kinder morgen früh besuchen und mir gleichzeitig die Melonen mitbringen.

Diese knixte höflichst und versprach die größte Pünktlichkeit, und so verabschiedete sich Herr Hall von Beiden mit freundlichem Gruße. Wie freute sich die gute Frau über die mögliche Hülfe für die Kinder, nicht aus Selbstsucht und in dem Gedanken, sie nun los zu werden, nein, aus der reinsten Theilnahme, aus eigenem Mitgefühl. Sie war ein braves Weib, die davon selbst am wenigsten wußte, rauh und unscheinbar in ihrem Aeußern, aber voll Liebe und Erbarmen in ihrer Seele. Die Kinder waren ihr sehr an's Herz gewachsen, der Größere in seiner treuen Liebe und Fürsorge für den Kleinen, in der Dienstfertigkeit für sie selbst, und Ernst durch seine Hülflosigkeit und Krankheit. Was Andere abgestoßen haben würde, das hatte sie, die barmherzige Seele, erst recht an das hülflose Kind gekettet. Wunderbar fließt der Strom der Liebe, und unergründlich sind seine Tiefen. Das gute Weib hatte selbst nie Kinder geherzt, nun führte ihr der himmlische Vater auf einmal zwei in die Arme, und diesen wandte sich die ganze Fülle ihrer Liebe zu. So angenehm ihr der Gedanke war, der

Digitized by Google

Kinder Schicksal könne sich nun freundlicher gestalten, so weh that ihr im Voraus die mögliche Trennung.

Am andern Morgen kleidete sie die Kinder mit besonderer Sorgfalt an und führte sie selbst bis vor Herrn Hall's Haus, welches ein großes massives Gebäude war mit einer weiten, auf Pfeilern ruhenden Halle und einem verdeckten Vorbau, zu dem drei breite Stufen führten. Gleich beim Eintritt fanden sie ihren alten Freund, welcher sie liebreich empfing und hinauf in das Familienzimmer führte. Daselbst befanden sich die alte Madame Hall und deren verheirathete, auf Besuch anwesende Tochter, Madame Lambert mit zwei Kindern, William und Lucy; außerdem war noch eine unverheirathete Tochter, Miß Sophie, anwesend. Der kleine William hatte einen Pinsel in der Hand, mit dem er einen Bilderbogen ausmalte; und Lucy klimperte auf den Tasten des offenstehenden Flügels. Die alte Dame stand im Gespräch mit ihren Töchtern und berieth Wirthschaftsangelegenheiten. Als der Hausherr die Kinder einführte, wandten sich Aller Augen denselben zu. William aber trat herbei und sprach: „Großpapa, sind das die guten Kinder, welche ihren Papa suchen?" und als dieser nickte, ergriff er höflich die Hüte derselben, um sie auf einen nebenstehenden Tisch zu legen. „Kommt," sprach er freundlich, „ich will euch meine Bilderbögen und Malkasten zeigen, habe eben ein Pferd gemalt."

Die Kinder fühlten sich anfänglich etwas verlegen und drängten sich dicht an ihren alten Freund heran, aber so viel Liebe und Güte, wie ihnen von allen Seiten entgegentrat, bewältigte bald ihre Schüchternheit, und sie beantworteten ohne Scheu die mancherlei Fragen der Anwesenden und aßen von den ihnen gereichten Erfrischungen.

Hierauf nahm der kleine William, der bald genug Freundschaft mit Hermann geschlossen, diesen in Beschlag, zeigte ihm die schönen Bilderbögen, welche er eben ausmalte, und den Malkasten und die Bereitung der Farben. Ernst hatte sich am Flügel aufgestellt und horchte mit Entzücken auf die süße, noch nie gehörte Melodie eines Liedchens, welches ihm Lucy vorspielte, wobei er sich endlich auch ein Herz faßte und hin und wieder eine Taste berührte. Ueber seine Geschicklichkeit ganz glücklich lächelte er seinem alten Freunde zu und rief freudig: „Ich kann's auch, hören Sie nur, Herr Hall, wie schön's klingt!" Dieser betrachtete die glücklichen Kinder vor sich, nickte bald diesem bald

jenem zu, trat an die verſchiedenen Gruppen und war ſelbſt froh und fröhlich, wie die harmloſen Weſen um ihn her. Es that ihm wohl, daß ſeine Enkel ſo viel Mitgefühl und Theilnahme für die armen Waiſen zeigten, fern von jeglichem Stolze und Dünkel. Auch machte ihm das Wohlgefallen ſeiner Gattin an den kleinen Fremden Freude, und er war daher feſt überzeugt, daß ſie ſein geheimes Vorhaben billigen würde.

Als er in alle dieſe Betrachtungen verſunken daſtand, kam der kleine William zu ihm und frug leiſe: „Großpapa, warum ſchickſt Du denn die Kinder nicht zu ihrem Vater? Wollen ſie denn nicht wieder zu ihm?"

„O ja," antwortete dieſer, „nichts wünſchen ſie ſehnlicher; aber ſie haben kein Reiſegeld. Du weißt ja, daß ein ſchlechter Menſch ihnen Kleider und Reiſegeld ſtahl!"

„Warum gibſt Du ihnen denn kein anderes Reiſegeld?"

„Weil ich kein Geld übrig habe!"

„Großpapa, Du ſpaßeſt. Kein Geld ſagſt Du? Iſt nicht im Comptoir der große und kleine Eiſenkaſten voll Geld: Silber und Gold, und ebenſo der neue Eiſenſchrank? Und Du ſprichſt, Du hätteſt kein Geld? Mach' mir nichts weiß."

„Mein liebes Kind, Geld genug iſt da, aber es iſt nicht mein, es gehört auch deinem Vater, und weißt du nicht, daß wir alle Sonnabend Tauſende von Dollars an unſere Bergleute und Arbeiter auszahlen müſſen? Und willſt du ſelbſt nicht jeden Augenblick Etwas von mir. Heißt es nicht ſtets: ‚Großpapa, das und dieſes und jenes möchte ich. Kauf mir's.' Und macht es nicht Lucy mit Großmama eben ſo? Wollteſt du nicht geſtern erſt von dem Buchhändler das theure Reißzeug?"

„Ach ja, lieber Großpapa, das kannſt Du mir unmöglich verſagen. Es war ſo fein, ſo vollſtändig, und ich brauche es nun bald in der Schule. Mein altes iſt auch gar nichts mehr werth."

„Gut, es ſoll zwölf Dollars koſten? Hier ſind ſie! Nun haſt du Geld; willſt du lieber das Reißzeug kaufen oder die Kinder unterſtützen? Beſinne dich, du kannſt thun, was du willſt." Mit dieſen Worten verließ der Großvater den kleinen Enkel, deſſen freudiges Lächeln immer mehr ſchwand, und überließ ihn ſeinem eigenen Nachdenken.

Digitized by Google

Als er an den Flügel trat, an welchem Lucy ſich immer noch mit dem kleinen Ernſt beſchäftigte, fragte er dieſe: „Sind das deine beſten Armbänder, Lucy?“

„Ja, Großpapa. Du willſt mir gewiß ein Paar neue zum Geburtstag kaufen, aber das dauert noch zu lange. Bitte, wir haben in acht Tagen den Probeball in der Tanzſtunde, auf dem möchte ich ein Paar neue tragen. Ach, das würde auch gar zu hübſch ſein!“ Bei dieſen Worten nahm ſie des Großpapas Hand und führte ſie an ihre Lippen. Dieſer aber ſchien die Armbänder ganz vergeſſen zu haben und fragte das Kind: „Du warſt ja ſo gut mit dem kleinen Kinde; thut dir's denn auch leid, daß es die Mutter verlor und in der Fremde ohne Vater umherirrt, ſo jung und ſo krank!“

„Ach ja, Großpapa, unendlich leid: aber warum gibſt Du ihnen kein Geld, daß ſie zu ihrem Vater kommen, da ihnen doch ein Dieb ihr Eigenthum entwendet hat?“

„Ja, liebes Kind, das iſt leicht geſagt. Da kommt William und bettelt zwölf Dollars zu einem Reißzeuge, und du willſt Geld zu einem Paar Armſpangen, was ich dir doch auch nicht verſagen möchte.“

„Wie, guter Großpapa, Du wollteſt wirklich ſo gütig ſein?“

„Ich habe bereits William zwölf Dollars gegeben, und hier iſt eine gleiche Summe für dich. Nun thue, was du willſt. Kaufe dir die Armſpangen, oder gib das Geld den Kindern zur Reiſe.“

„Mama, was ſoll ich thun? Rathe mir,“ fragte ſie die Mutter.

„Nein,“ antwortete dieſe, „das werde ich nicht. Thue, wozu dein Herz dich treibt.“ Ein wenig beſorgt ſah die Mutter ihren innern Kampf. William entſchied zuerſt. Mit ſchnellen Schritten eilte er auf Hermann zu, faßte deſſen Hand, drückte ihm die Goldſtücke hinein und ſprang hurtig davon. Einen Augenblick ſpäter that auch Lucy ein Gleiches mit ihrem kleinen Freunde. Es hatte ihr mehr Kampf gekoſtet, als ihrem Bruder. Ein Paar Armſpangen würden ſie auch gar zu ſchön geſchmückt haben. Die Großeltern waren entzückt über die Großmuth und Entſagung ihrer Enkel, und Beide griffen nach dem Taſchentuche, denn ein gar eigenthümlicher Flor überzog das Licht ihrer Augen. Kennt ihr dieſen? Es waren Freudenthränen. Beide, ſammt der glücklichen Mutter und Tante umarmten die guten Kinder und wandten ſich auch liebevoll zu den Fremden. Hermann ſchluchzte vor Rührung, eines Wortes nicht fähig. Ernſt

Digitized by Google

aber tröſtete ihn und ſprach: „Weine nicht, Hermann, ich gebe dir auch meine Zahlpfennige.“ Er kannte ſein Geld nicht und wußte nicht, welche große Wohlthat ihm jetzt geſchehen war.

Eben, als der Großvater ſeinen kleinen Schützlingen guten Rath betreffs der Reiſe und Verwendung des Geldes gab, brachte ein Diener ein Päckchen mit einem Briefe herein. „Sofort abzugeben,“ ſagte erklärend der Diener.

Herr Hall öffnete den Brief und las zum freudigen Erſtaunen der Anweſenden, wie folgt:

„Geehrter Herr!

Vor wenigen Stunden ſah ich zwei Kinder in Ihr Haus gehen, nach denen ich ſeit Monaten vergebens ſuchte, um an ihnen ein ſchweres Unrecht wieder gut zu machen. Ich bin der Dieb ihrer Habe. Von Haus aus ſchon ein verlorner Menſch, war mein bisheriges Leben eine Reihe von Nichtswürdigkeiten und Verbrechen. Zuletzt vergriff ich mich ſogar an dem geringen Gute verlaſſener Waiſen, und ich würde es auch verſchlungen haben, wenn mich nicht eine höhere Hand abgehalten und endlich zur Umkehr von meinem laſterhaften Wandel geführt hätte. Schon wollte ich das zweite Buch im Bündel dem erſten in den Straßenkoth nachwerfen, da warnte mich ein guter Geiſt. Ich öffnete deßhalb daſſelbe; es war die heilige Schrift, und gleich auf ſeinem Titel las ich Worte, die mein Herz tief bewegten. Noch tiefer wurde es zerknirſcht, als mir bei einem zweiten Griff die lange verlernten zehn Gebote warnend entgegen traten, darunter das ſiebente: Du ſollſt nicht ſtehlen, und als ich weiter las: Weder die Diebe, noch die Geizigen, noch die Trunkenbolde, noch die Läſterer, noch die Räuber werden das Reich Gottes ererben. Alles das war ich geweſen und war es noch. Da erfaßte mich eine unerklärliche Unruhe, die ſich auch nicht eher beſchwichtigen ließ, bis ich mich entſchloß, das geſtohlene Gut zurückzugeben. Dann erſt kehrte Friede in meine bange Seele, und ſeitdem ich mich nicht wieder an fremdem Eigenthum vergriff, vielmehr mit meiner Hände Arbeit das tägliche Brod zu ſchaffen ſuchte, bin ich immer freudiger geworden. Endlich erlebte ich auch die Freude, die beraubten Waiſen wieder zu ſehen, und ſo ſtatte ich zurück vielfältig, wie nach der heiligen Schrift Zachäus mit denen that, welche er etwa betrogen hatte. Mögen mir die Armen, denen ich gewiß großes Herzeleid bereitet habe,

Digitized by Google

nicht fluchen, sondern vergeben, wie ich an der Freudigkeit meines Herzens fühle, daß es auch mein himmlischer Vater gethan.

X. X."

In dem Pakete lagen die Habseligkeiten der Kinder, und statt fünfzehn, sechzig Dollars. Alle waren von dem Inhalte des Briefes tief ergriffen und standen lange schweigend; der alte Großvater aber unterbrach die Stille, indem er betete: „Vergib uns unſ're Schuld, als wir vergeben unſern Schuldigern," und die Uebrigen riefen zustimmend: „Amen, Amen!

(Schluß folgt.)

Von der Thierseele.

Eine naturhistorisch-psychologische Skizze von A. W. Grube.

(Schluß.)

Es gibt aber auch unter den Hunden Genies, welche in Selbstbeherrschung den Elephanten noch übertreffen. Zu solchen gehörte der wohlgezogene Wasserhund des Dr. Reclam in Leipzig, der jeden Morgen mit einem Korbe zum Bäcker geschickt ward, um das Frühstück zu holen. Er verrichtete diesen Botendienst auf das Pünktlichste, bekam freilich auch regelmäßig seinen Theil von dem Gebäck. Eines Morgens stürzte er mit ungewöhnlicher Eile die Treppe hinauf, bellte, setzte den Korb vor der Stubenthüre nieder und eilte wieder auf die Straße, wo er über einen anderen Hund herfiel und diesen tüchtig abschüttelte. Hierauf stellte er sich, zwar noch außer Athem, doch stolz und triumphirend zum Frühstück ein. Wie die Nachbarn aussagten, hatte der bestrafte Hund, der nach dem frischen Gebäck sehr lüstern war, auf dem Heimwege ihn belästigt. Das treue Thier hatte jedoch, eingedenk seiner Botenpflicht, der Raufluſt wacker Widerstand geleistet und erst den Korb in Sicherheit gebracht.

Der bekannte Orientalist Hammer-Purgstall besaß einen Hund, dem er seine Schnupftabaksdose, sobald diese geleert war, einhändigte, d. h. in die Schnauze steckte, und das kluge Thier brachte stets richtig

Digitized by Google

und pünktlich seinem Herrn die gefüllte Dose aus dem wohlbekannten Wiener Tabaksladen zurück. Der Herr H.=P. siedelt nach Graz über, und in seiner Zerstreutheit übergibt er dort wieder dem Hunde die Dose mit dem inliegenden Gelde. Der treue Bote, der in der fremden Stadt noch keinen Tabaksladen kennen gelernt hat, denkt nicht anders, als er müsse wieder im bekannten Wiener Laden die Dose füllen lassen, läuft richtig den weiten Weg durch Steiermark und das Erzherzogthum bis nach der Hauptstadt und kehrt auch mit der gefüllten Dose nach der Provinzstadt zurück. Aber er ist zum Gerippe abgemagert; Mangel an Nahrung, die Mühsal der Reise haben seine Kräfte erschöpft und er gibt seinen Geist auf — zum tiefsten Gram seines Herrn, den der Verlust seines treuesten Dieners und Freundes und die Vorwürfe, die er sich über seine eigene Unvorsichtigkeit und Zerstreutheit machen mußte, auf lange Zeit hin schwermüthig machten.

Dieser Fall beweist allerdings (wie viele ähnliche) das Gebundene und Beschränkte der Thierseele, das Gebundensein an gewisse Formen, die ihr durch die Dressur angebildet sind; aber er beweist auch einen sittlichen Zug der Opferwilligkeit, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, welche selbst den Trieb der Selbsterhaltung — den mächtigsten in der thierischen Oekonomie — überwindet mit dem höheren Triebe des Gehorsams. Es ist schon ein Anfang des Pflichtgefühls, welches den Hund, der auf dem Rocke seines auf dem Felde arbeitenden Herrn oder bei dem erlegten Wilde liegt, um es zu bewachen, so tapfer macht gegen alle Angriffe; welches den Hirtenhund in Bewachung der Herde bis aufs Blut gegen die Wölfe kämpfen und viel tapferer streiten läßt, als wenn er bloß als Einzelwesen mit ihnen zusammenträfe.

Als in Deptford Feuer ausgebrochen war und die Mannschaft einer Londoner Spritze sich dahin in Bewegung setzte, blieb eines der vorgespannten Pferde plötzlich vor einem Hause stehen und war durch keine Schläge zu bewegen, auch nur einen Schritt weiter zu laufen. Da man Eile hatte, entschloß man sich, es auszuspannen; kaum aber war dieß geschehen, so zeigte sichs, daß es auch in diesem Hause brannte. Das Pferd hatte den Brand gerochen, aber auch mit dieser Anschauung die Vorstellung der feuerlöschenden Spritze vergesellschaftet und es für seine Schuldigkeit gehalten, an dem bedrohten Punkte Halt zu machen.

Digitized by Google

Von Ueberlegung, die aus freier Beobachtung der gegenständlichen Welt hervorgegangen ist, haben die Thiere so viel Proben geliefert, daß ich hier nur einige wenige Fälle mittheilen will. Nicht bloß Hunde haben an einer Glockenschnur gezogen, um sich Eingang in die Hausthüre zu verschaffen, auch die mit dem schmückenden Beiwort „dumm" so freigebig bedachte Gans vermag solche verständige Mittel anzuwenden, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. In Reutlingen hatte eine alte Frau eine kleine Herde Gänse, der sie Nachmittags aus ihrem Fenster Futter zuzuwerfen pflegte. Die Gänse fanden sich immer zur bestimmten Zeit ein, und ihr Geschrei hatte stets die Wirkung, daß sich das wohlbekannte Fensterlein öffnete und gute Gaben daraus hervorgingen. Eines schönen Nachmittags aber hatte die Frau Kaffeegesellschaft, und diese mochte in ein so eifriges, mit den wichtigsten Stadtangelegenheiten beschäftigtes Gespräch versunken sein, daß man der sich wieder einfindenden Gänse und ihrer lauten Rufe nicht achtete. Was that nun der kühne Gänserich, der Anführer dieser kleinen Schaar? Er hüpfte auf die steinerne Bank vor dem Hause, konnte von dieser aus den Griff der Klingelschnur packen und zog nun herzhaft daran, bis das Fensterlein sich öffnete und die wohlbekannte Herrin die üblichen Gaben spendete.

Ich besitze jetzt eine erst ein halbes Jahr alte Katze. Diese wurde unlängst in die Küche gesperrt, um dort zu mausen. Als ich vor der mit einem Glasfenster versehenen Küchenthüre vorbeiging, erhob sie ihre Stimme als Bittruf, daß man sie wieder hinauslassen möchte. Da ihr dieß nichts half, so ging sie an die Thüre, stellte sich auf die Hinterbeine und suchte mit den Vorderpfoten den Griff des Schlosses herabzudrücken. Ich hatte mich so gestellt, daß ich sie, ohne von ihr bemerkt zu werden, beobachten konnte. Da sie bald gewahrte, daß ihre Pfötchen es den menschlichen Händen im Herabdrücken des Griffes nicht nachthun konnten, schritt sie zu einem anderen sehr sinnreichen Mittel. Sie ging auf den in der Nähe befindlichen Herd zurück und machte nun von diesem aus einen Sprung auf das Schloß, um mit dem Gewicht ihres ganzen Körpers den Griff zum Aufgehen zu bringen. Fast wäre ihr auch der Versuch gelungen — ein Versuch, der schon als solcher ihrem Verstande alle Ehre machte. Der Drücker ging nieder, aber die Thüre war zugleich verschlossen, und so mußte Kätzchen sich gedulden, bis die Köchin kam.

Digitized by Google

Wie in der Intelligenz thun sich aber auch einzelne Thiere in sittlichen Eigenschaften vor ihres Gleichen hervor, und namentlich in den beiden obersten Thierklassen tritt schon wie im Menschengeschlecht die Individualität, d. h. die eigenthümlich ausgeprägte Einzelwesentlichkeit, hervor — in guter und in schlimmer Beziehung. Wir sprechen bei Hunden und Pferden von ihrem Temperament; da gibt es rasche, feurige und träge, warme und kalte Naturen, gutmüthige und bösartige, lustige und melancholische Gemüther. Aber auch unter den Vögeln der gleichen Art gibt es sehr verschiedene Temperamente und Charaktere, so z. B. unter den Hühnern, Gänsen, Papageien. Doch bleibt der sittliche Typus mehr an der Gattung haften. So sprechen wir vom leichtsinnigen Spatz, von der arglosen Nachtigall, der verschlagenen Elster, dem eiteln Pfau, dem lustigen Staar, dem langweiligen Emmerling, dem kecken Sperber, der frechen Dohle, dem melancholischen Gimpel, dem mürrischen Uhu und sonderbaren Kauz.

Der edelmüthige Löwe nimmt als großmüthiger Beschützer das Hündchen in seinen Käfig auf, verstattet ihm auch allerlei Freiheiten und duldet es sogar, wenn es vorwitzig das dargereichte Fleischstück zuerst verkosten will und dem sich nähernden Löwen nach der Schnauze schnappt. Beim wilderen blutgierigen Tiger dürfte es diesen Versuch schwerlich ungestraft wagen. Doch werden auch Tiger gezähmt, und die mansuetarii der Römer brachten es wenigstens so weit, daß die Tiger ihnen Hand und Gesicht leckten. Der unlängst verstorbene berühmte Thierbändiger Charles ging beherzt in den Käfig des Löwen und des Tigers; aber er betrat nie den des braunen Bären, denn Meister Petz ist ein mürrischer, verdrießlicher, launischer Gesell, der bei üblem Humor den Menschen so gewaltig mit seinen Tatzen umfaßt, daß diesem für immer Hören und Sehen vergeht. Im Berner Bärenzwinger geschah es, daß eine alte Bärin ihr Junges, das etwas muthwillig auf sie lossprang, auf der Stelle todtschlug und zerriß, weil Frau Mama eben in übler Laune war.

Dr. Brehm (a. a. O.) erzählt von seinem Aufenthalte in Spanien, wie er in Besitz eines jungen Bartgeiers (Geieradlers) kam und bald dazu auch einen alten erhielt, dessen Handgelenk durch den Schuß zerschmettert worden war. Er verlor bald den anfänglich gezeigten Trotz und ließ sich ruhig streicheln. Zu den mächtigen Geieradlern ward noch eine Dohle gebracht, die keck und zudringlich

Digitized by Google

sich vor den großmächtigen Vögeln gar nicht fürchtete, und da diese sie ruhig gewähren ließen, auch bald den Herrn im Hause spielte. Später vermehrte sich die Gesellschaft noch um einen Steinadler und drei schmutzige Aasgeier. Der Friede blieb ungestört. Der junge Bartgeier, wenn er sich im Sande behaglich ausgestreckt hatte, erlaubte es sogar dem Aasgeier, sich auf seinen Rücken zu setzen. Der Bruder des Dr. Brehm brachte nun aber auch noch einen Habichtadler, und dieser zeigte sich gleich als der ärgste Störenfried. „Dieser Vogel war ein wahrer Teufel an Wildheit, Wuth und Bosheit; er raste in dem Käfig herum, als ob er unsinnig wäre, erwürgte sofort die lustige Dohle, trieb die Aasgeier in die dunkelsten Ecken und warf sich, wenn einer der Bartgeier ihm nahete, sofort auf den Rücken, um den neugierigen gemüthlichen Vogel mit Klauenhieben begrüßen zu können."

Welch vollendeten und berechneten Egoismus zeigte jenes Pferd, das mit seinem Gefährten aus der gleichen Grippe fraß, und wenn der Haber eingeschüttet wurde, erst seine Portion auf die Seite schob, dann aber zum Antheil des anderen sich wandte und diesen erst aufzehren half, bis es mit dem Fressen auf seiner Seite begann! Hinwiederum berichtet Bausanello von einem Pferde, das, durch Alter und Krankheit um seine Zähne gekommen, nicht mehr im Stande war, den Haber zu kauen, der ihm aber von seinen beiden Gefährten sechs Monate lang vorgekaut wurde; so zubereitet schütteten sie ihm denselben auf seinen Platz in der Krippe, daß es sein Futter nur aufzulecken brauchte. Diese edle Mildherzigkeit der beiden gesunden Pferde lockte viele Zuschauer herbei, die sich alle von der Wahrheit des Erzählten überzeugten.

Die mittheilende, helfende, sich aufopfernde Liebe, die auch schon in der Thierseele aufblüht, tritt ganz besonders im Brutgeschäft der Vögel und der Fütterung der Jungen hervor. Das Brüten ist freilich zunächst leiblich — durch Strömungen des Blutes nach den unteren Theilen des Körpers — begründet, so daß unsere Hühner und Truthennen selbst nachgemachte, von Kreide oder Gyps gebildete Eier bebrüten. Aber die Erregung des Gemüths, die individuelle Freiheit, größere oder geringere Dienstwilligkeit in Besorgung der Hülfsbedürftigen, ja auch die scharfe Unterscheidung der eigenen Kinder (ja schon der Eier) von den fremden — das Alles ist durch jenen leiblichen Zwang keineswegs ausgeschlossen. Denn es gibt auch manche Vögel,

Digitized by Google

welche die Eier anderer, selbst wenn sie den ihrigen sehr ähnlich sind, nicht annehmen mögen und unerbittlich wieder aus dem Neste werfen; sie machen es ebenso mit fremden Kindern ihrer eigenen Art, die man ihnen bei ihrer Abwesenheit ins Nest gelegt hatte. Dagegen nehmen sich wiederum viele Vögel der jungen Brut ihrer Nachbarn an, wenn sie dieselbe verwaist sehen. Man hat beobachtet, wie eine Sumpfmeise die Jungen einer Finkmeise nicht bloß fütterte, sondern sie auch, wie sie heranwuchsen, leitete, sie warnte, wenn Gefahr im Anzuge war, und sie ganz wie die eigenen Kinder behandelte; wie eine Bachstelze jungen Rothschwänzen Futter zutrug, wie eine Gans die von einer Henne ausgebrütete Entenschaar unter ihre Obhut nahm und selbst der besorgten Mutter gestattete, sich auf ihren Rücken zu setzen und auf dem Teiche in der Nähe ihrer Adoptivkinder umherzufahren. Ein Sperling, der nicht aus dem versperrten Nestloche herausschlüpfen konnte, ward bis in die Winterzeit hinein von den sorgsamen alten Sperlingen gefüttert; eine Bachstelze blieb in ähnlichem Fall bei einem von ihr ausgebrüteten Kukuk, den sie äßte, indem sie selber Hunger litt, und da sie seinetwegen nicht fortwanderte, so brachte sie ihm das eigene Leben zum Opfer. Der mütterliche Trieb des Aetzens hatte die sonst so mächtigen Triebe der Nahrung und Wanderung überwunden.

Aber auch ältere Vögel, wenn sie durch Krankheit oder Unglück in Hülfsbedürftigkeit gerathen, finden ihre Wartung und Pflege durch die Theilnahme ihrer Gefährten. Die Krähen umringen eine lahm gewordene Schwester, und wenn sie nicht mehr weiter kann, bringen sie ihr Futter. Ketten von Rebhühnern kehren zu den verwundeten Gefährten zurück und bewegen sich dann langsam, der Kraft des Verwundeten entsprechend. Das Mitleiden scheint sogar die vorhergegangene Eifersucht und Feindschaft zu überwinden. Ein thüringischer Landmann hatte in seiner Stube zwei Rothkehlchen-Männchen, die sich fortwährend stritten und bissen. Bei einer ihrer Jagden durch das Zimmer brach aber der Verfolgte das Bein, und der andere veränderte nun ganz sein früheres Betragen, näherte sich freundlich dem Verunglückten, umhüpfte ihn mit Tönen des Mitleids, als wollte er ihn trösten, und begann auch alsbald ihm Futter zuzutragen. Er verzichtete sogar auf seine Leckerbissen, die Mehlwürmer, die er alle seinem verwundeten Gefährten brachte. Dieser nahm auch gern die Pflege

Digitized by Google

seines früheren Nebenbuhlers an, ward auch wieder geheilt und zeigte sich fortan so dankbar und zuthunlich gegen den Freund, daß er nie wieder mit ihm in Streit gerieth. Ein gleicher Zug wird von einem Hrn. v. Pietrusky in Galizien von zwei Hänflingsmännchen mitgetheilt. (Dr. Brehm a. a. O. S. 134).

Während unter den Tigern und Wölfen die Mutter oft ihre Jungen gegen das eigene blutdürstige Männchen schützen muß, hält das Adler- und Geierpaar in der Brutzeit treulich zusammen und theilt die Sorge für die junge Brut; selbst der kleine Kolibri-Mann wird ein Held in der Vertheidigung des Nestes und der Jungen.

Doch fehlt es im Säugethier-Geschlecht nicht ganz an zärtlichen Beweisen elterlicher Liebe, aufopferungsvoller Pflege und Beschützung der Jungen von Seiten des Männchens. Die Hengste streiten um so tapferer gegen den Wolf, und die Stiere rennen um so muthiger selbst auf den Tiger ein, wenn sie junge Füllen oder Kälber zu beschützen haben. Ist die Mutter eines jungen Affen erschossen, so nimmt sich jeder männliche Affe des Verwaisten an, faßt es in seine Arme, sucht mit ihm zu entfliehen, herzt und drückt es im Uebermaß seiner Liebe auch wohl zu Tode. Die Seehunde und Wallrosse, sonst so stille, harmlose und friedfertige Thiere, vertheidigen heldenhaft ihre Gefährten und namentlich die schwächeren Jungen. In heißer Wuth bringen die Wallrosse auf den Menschen ein, um die an ihrer Familie verübte Unbill zu rächen; das verwundete Thier, dessen Kräfte sinken, halten sie mit ihren Zähnen über Wasser und suchen es in Sicherheit zu bringen. Einige schwingen sich auf das Harpunenseil, um es loszureißen, andere suchen mit ihren Zähnen dem verwundeten Gefährten die Harpune aus dem Leibe zu reißen. Der Eingriff des Menschen in den friedlichen Haushalt dieser Thiere hat da plötzlich Affekte und Leidenschaften in ihnen lebendig gemacht, die schon ein sehr entwickeltes Gemüthsleben offenbaren.

Ein tief gemüthlicher Zug ist die eheliche Liebe und Freundschaft, welche die Mehrzahl der Vögel ihr Leben lang bewahrt; schon die Art, wie sich das Weibchen sein Männchen und das Männchen sein Weibchen auswählt und förmlich um dasselbe wirbt, zeigt uns einen nicht geringen Grad von Freiheit des thierischen Seelenlebens. Hunde schließen nicht bloß mit Geschlechtsgenossen Freundschaft, sondern auch mit Katzen, mit welchen sie aufgezogen wurden und die

Digitized by Google

ſie gegen die Angriffe anderer Hunde vertheidigen, während ſie fremde Katzen gründlich verfolgen. Oder auch mit Pferden. Auf meiner Nachbarſchaft ward ein junger Hund angeſchafft, der, ſobald er herangewachſen war, ſtets den Kutſcher mit ſeinen beiden braunen Kutſchpferden begleitete. Der Kutſcher hatte den Hund zwar gefüttert und in Obhut genommen, aber den rechten Gehorſam und die Anhänglichkeit des Thieres nur halb zu gewinnen vermocht. Als nun eines der Wagenpferde erkrankte und todt geſtochen werden mußte, ward ein neues Paar Kutſchpferde angekauft und der alte Braune nebſt ſeinem Jungen für die Oekonomie beſtimmt. Er ging in die Hände eines anderen Knechtes über, und — der Hund ging freiwillig mit; es ſtellte ſich heraus, daß er mit der braunen Stute zärtliche Freundſchaft geſchloſſen hatte, und er begleitet ſie treulich fort und fort auf allen ihren Wegen. Bei einem anderen Pferdepaar, das oft vor meinen Fenſtern vorüberfährt, iſt auch ein Hund, der mit größter Liebe den Roſſen ergeben iſt; er tanzt vor ihnen her und oft ſo nahe vor ihren Füßen, daß man glauben ſollte, die Hufe würden ihn zertreten; er ſpringt im vollen Lauf an die Lippen der Pferde, um ſie zu küſſen, und äußert auf alle Weiſe ſeine Freude, wenn es an's Fahren geht.

Freiherr v. Seyffertitz hatte auf ſeinem Oekonomiegute zwei junge Kraniche, die bald ſehr zahm und zutraulich wurden. Leider ſtarb das Weibchen; das Männchen war anfangs ſehr traurig, doch der Anſchluß an ein anderes Thier ward ihm zum Bedürfniß, und ſo erwählte es ſich unter den Thieren des Gutes einen Freund und Geſellſchafter, nämlich — den Bullen. Vielleicht hatte die gewaltige Baßſtimme dieſes Ochſen ſo großen Eindruck auf den Vogel gemacht, daß dieſer den mächtigen Vierfüßer als ſeiner Verehrung und Liebe am würdigſten erkannte. Er ging täglich zu ihm auf die Weide oder, wenn der Ochs daheim war, in den Stall, ſtellte ſich dann ehrerbietig und mit hoch aufgerichtetem Halſe neben ihn, als erwartete er ſeine Befehle, wehrte ihm die Fliegen ab, antwortete, wenn er brüllte, und gab ſich alle Mühe, ſeinen gehörnten Liebling zu beſänftigen, wenn derſelbe in Zorn gerieth. Erging ſich der Bulle auf dem Hofe, ſo benahm ſich der Kranich wie deſſen Adjutant, blieb ehrerbietig im Gehen einige Schritte zurück, und wenn der Ochs ſtill ſtand, ſprang er um ihn herum und machte ihm ſo drollige Verbeugungen, daß man es ohne Lachen nicht anſehen konnte. Aber er zeigte ſolche Aufmerk-

Digitized by Google

ſamkeit keineswegs für die übrigen Ochſen des Hofes, hieb vielmehr öfters auf dieſe mit ſeinem kräftigen Schnabel ein.

Nicht minder humoriſtiſch iſt das Benehmen der Eremiten-Krabbe, welche in der verlaſſenen Muſchel einer Molluske lebt, wie Diogenes in ſeinem Faß. Eine Sippe dieſer Familie, genannt Prideaux's Eremiten-Krabbe, hat beſtändig die Mantel-Anemone zu ihrer Lebensgefährtin, die an der Muſchel hängt, welche die Krabbe bewohnt, und zwar ſo, daß ihre Scheibe ſich gerade unter dem Munde der Krabbe ausbreitet. Hierdurch wird es möglich, daß alle Nahrung, welche dem einen Thiere zukommt, auch von dem anderen benutzt werden kann. Vielleicht gewährt die Anemone der Krabbe noch einen beſonderen Dienſt, ſo daß ſie ihr zur Lebensgewohnheit und Lebensnothwendigkeit wird. Es iſt alſo das Zuſammenhalten beider weniger, wie im vorerwähnten Falle bei Ochs und Kranich, gemüthlich und ſeeliſch, als vielmehr leiblich bedingt, und doch fehlt auch hier nicht ganz der gemüthliche Zug und die ſeeliſche Thätigkeit. Denn die Krabbe, welche ihre Wohnung wechſelt und eine neue Muſchel bezieht, macht ſich nun ſelbſt daran, die Anemone aus der alten Muſchel zu entfernen; ſie ſchiebt, etwa wie ein Naturforſcher ſeinen Fingernagel hineinſchieben würde, ihre breiten Scheeren hinein und trennt das Strahlenthier von ſeinem Anheftungspunkte. Dann bringt ſie es an die gewohnte Stelle zur neuen Muſchel, hält es dort mit ihren Scheeren ſo lange feſt, bis es ſich angehängt hat, gibt ihm auch hin und wieder einen leichten Schlag und drückt es, um den Anheftungsprozeß zu beſchleunigen. Der Naturforſcher Holdsworth beobachtete ſogar einen Fall, wo eine dieſer Krabben ihre Behauſung gewechſelt hatte; nachdem ſie ſich faſt eine ganze Stunde bemühet, die Anemone (ein krankes Exemplar) aus ihrer alten Wohnung zu entfernen, und ihr das nicht gelingen wollte, ſo verzichtete ſie auf den Aufenthalt in der neuen Muſchel und kehrte wieder in die alte zurück, indem ſie, wie es ſchien, ihre Lebensgefährtin nicht gern verließ.

Nicht mehr komiſch und humoriſtiſch, ſondern wahrhaft tragiſch wird es aber, wenn ein Thier ſich ſo in eine menſchliche Perſönlichkeit hineingelebt, ſeine ganze Lebensfreude ſo ſehr von derſelben abhängig und mit ihrer Anſchauung verſchmolzen hat, daß, wenn der Menſch ſtirbt, auch das Thier nicht mehr leben kann. Solches iſt ſchon öfter bei Hunden der Fall geweſen. Doch auch andere Thiere können ſich

Digitized by Google

auf ähnliche Weise an den Menschen anschließen. In Frasers Magazin (Magaz. for town and country 1850, 241) ward von einem Biber erzählt, der von einer Haushälterin jung aufgezogen war und sich nicht von ihr trennen mochte. Als ihm aber dennoch seine Freundin und Pflegerin genommen ward, verschmähete er alle Nahrung und magerte ab; man brachte ihn wieder zu seiner lieben Herrin, doch es war schon zu spät, er zeigte zwar große Freude, starb aber bald, wie die Frau sagte, „an gebrochenem Herzen".

Wie bei manchen Menschen, deren Gesichtskreis und Wirksamkeit nach Außen hin beschränkt ist, sich ein um so innigeres und reizbareres Gefühl wirksam zeigt, so zeigen Vögel wie der Dompfaff (Gimpel), der wegen seiner Intelligenz durchaus nicht berühmt ist, auch mitunter eine Zartheit und Reizbarkeit in ihrem Gefühlsleben, welche uns überrascht. Eine junge Dame hatte einen Gimpel so gezähmt, daß er sein Futter stets von ihrer Hand nahm und dann von selbst in seinen Käfig zurückkehrte. Auch hatte er vollste Freiheit, im Zimmer umherzustreifen, flog öfters zu seiner Herrin, um Liebkosungen zu empfangen, und wenn sie nicht gleich gespendet wurden, darum zu bitten. Eines Nachmittags konnte sich die Dame überhäufter Geschäfte willen gar nicht mit ihrem Lieblinge befassen, so oft derselbe auch kam und um Liebkosungen bat; ja sie mußte ihn endlich, durch seine Unruhe und wiederholtes Heranfliegen gestört, in den Käfig sperren. Der sonst so ruhige Vogel gerieth darüber in die größte Aufregung, er war sichtbar unglücklich über die Absonderung, und als seine Herrin noch den Bauer mit einem Tuche verhängte, bat und flehte er mit betrübten Tönen um Freiheit und Liebe, doch sie konnten ihm dießmal nicht gewährt werden. Da wurde er plötzlich still, zog den Kopf ein, sträubte das Gefieder und starb aus Gram.

Es war freilich nur ein Gimpel, der nicht „abstrahiren," seine augenblickliche Zurücksetzung sich nicht erklären konnte; aber daß er so zärtlich an seine Herrin sich anschloß, daß der Umgang mit ihr ihm lieber war als Alles, daß er die Zurücksetzung auf das schmerzlichste empfinden, an der Versagung gewohnter Liebkosungen sterben konnte: das setzt eine so zartbesaitete Psyche voraus, ein so fein organisirtes Gefühlsleben, daß es ein Frevel an Gottes herrlicher Schöpfung wäre, die Thiere durchweg als bloße Maschinen betrachten zu wollen.

Ist denn der Muth des Pferdes, das zur Schlachttrompete wie-

Digitized by Google

hert, im dichtesten Kugelregen Stand hält und tapfer mit seinem tapferen Reiter um die Wette kämpft, kein Muth; die Anhänglichkeit des Hundes, der mit dem Bettler, seinem Herrn, Hunger und Kälte theilt, oder der gar, wenn sein Herr gestorben ist, auch nicht mehr leben mag und auf dem Grabe desselben verschmachtet, — keine Liebe und Treue? Das Thier kann nicht anders — sagen gewisse Philosophen — es folgt nur der Naturnothwendigkeit. Sterben denn aber alle Hunde auf dem Grabe ihres Herrn, und gibt es nicht auch leichtsinnige, die ohne viel Kummer ihre Herren wechseln? Und waltet nicht auch in der Liebe und Anhänglichkeit des Menschen ein Zug der Nothwendigkeit? Freilich ist das Gemüthsleben des Thieres nicht dem menschlichen gleich zu setzen, es hat nicht den reichen geistigen idealen Inhalt, gleichwie auch der Wille des Thieres sich nicht zur Freiheit des menschlichen Willens erhebt, der nach Vernunft-Ideen sich zu bestimmen vermag. Aber Gemüth hat das Thier so gewiß wie es Verstand und die Freiheit hat, seiner eigenen Natur gemäß zu wollen; es begehrt und verabscheuet, hofft und fürchtet, freuet sich und jubelt, jammert und klagt, braust auf in Zorn und läßt sich Alles gefallen in Sanftmuth und Demuth; es ist neidisch und eifersüchtig, hochmüthig und eitel, selbstsüchtig und wiederum edelmüthig und opferbereit, dankbar und voll Gedächtniß, undankbar und leichtsinnig, es liebt und haßt und kann — wie der Mensch auch — seine Gefühle bis zur Leidenschaft übertreiben. Alle diese Lebensäußerungen sind aber Seelenthätigkeiten und setzen ein mit einer Seele begabtes Wesen voraus, ganz so wie wir vom menschlichen Verstand und Gedächtniß, Gefühl und Willen auf eine menschliche Seele schließen.

Das Seebad Trouville.

Die deutschen Seebäder reichen vielleicht für das Heilbedürfniß, nicht aber für die Gelüste unserer reicheren Kranken aus: der Strom geht nach Belgien, Holland, Frankreich, sogar nach Norwegen. Unter den französischen ist keines so rasch emporgeblüht als Trouville-sur-mer,

Digitized by Google

das man von Havre in einer Stunde mit dem Dampfboote, somit von Paris in sechs Stunden, erreicht. Vor zwanzig Jahren war Trouville

Anblick des Strandes, der Bäder und des Einlaufs von Trouville.

ein einfaches Fischerdorf, das dem Seemaler Mozin durch die herrlichen Bilder, welche er auf die Ausstellungen schickte, seinen Ruf verdankt.

Digitized by Google

Schriftſteller und Maler, welche dieſe Bilder ſahen, eilten dahin, und bald folgten ihnen ganze Karawanen, welche zum Theil Dieppes und Havres müde waren. Sie amüſirten ſich in Trouville köſtlich und riefen Wunder, als ſie in ihre Winterſalons zurückkehrten. Einer dieſer Reiſenden, ein alter Notar, hätte damals vier Millionen verdienen können. Er badete zufällig in Trouville und war entzückt von dieſer herrlichen Küſte, der Abwechslung der Spaziergänge und dem Reichthum der Landſchaft. „Daraus könnte man ein zweites Dieppe machen!“ rief er und erkundigte ſich nach dem Preiſe der ganzen Düne. „Das wird Sie wohl zehntauſend Franken koſten!“ antwortete ihm ein Krabbenfiſcher. Der Badende hatte ſoviel in ſeinem Portefeuille und wollte den Handel abſchließen, als ihn ein Brief ſeiner Frau nach Paris rief. Er vergaß Trouville und kam erſt nach achtzehn Jahren wieder. Die öde Düne, die er für zehntauſend Franken hätte kaufen können, war mit glänzenden Häuſern, acht oder zehn Straßen, einem prächtigen Caſino, fünf bis ſechs Hotels und dreitauſend Spaziergängern bedeckt und nun vier Millionen werth. Er ſetzte nie mehr einen Fuß nach Trouville. Jeder Reiſende, der Trouville ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen, würde kaum ſeinen Augen trauen. Die großen und ſchönen Straßen, welche von Honfleur, Liſieux, Dives und Caen dahinführen, waren romantiſche Fußwege, wo man, die Füße im Kothe, den Kopf zwiſchen Blumen, einherging. Statt dieſes Longchamps von Wagen, Caleſchen, Charabancs, Victorias, Coupes, Equipagen, dieſer Amazonen und Cavaliere, ſah man den Bauer von Auge auf ſeinem Karren, den Hirten, der ſeine Herde dahertrieb, die normänniſche Haube am Sonntage, die Mütze am Werktage. Dieſer weite Quai mit ſeinen Villen, eleganten Magazinen, großen Café's, rauchenden Paketbooten, lärmvollen Werften und Märkten, Segeln von allen Formen und Farben, war ein ſchroffes und ſchmutziges Ufer, halb Schlamm, halb Sand, wo die Barken kaum landen konnten, die Fiſcher ihre kleinen Pfeifen rauchten und Moſt tranken, während ihre Frauen, die Aermel hoch hinaufgeſtülpt, die Netze wuſchen und trockneten und die gefangenen Fiſche und Muſcheln auf dem Kopfe trugen.

Digitized by Google

Wunderbare Rettung.

Ein Sturm auf hoher See iſt ein Spaß im Vergleich mit dem, wenn ein Schiff in einen Strudel geräth, der es unaufhaltſam mit ſich fortreißt. Im Sturm, ſo lange noch das Steuerruder und die Maſten halten, läßt ſich doch noch — zumal mit einem Dampfer — gegen die Gewalt des Windes und der Wogen kämpfen, aber in einer jener Brandungen, wie ſie in der Nähe der öſtlichen Küſte Sibiriens nur allzuhäufig ſich finden, iſt das beſte Fahrzeug, einmal hineingerathen, nur ein willenloſer Spielball der es dem Abgrunde zuführenden wirbelnden Wellen.

Der Kapitän war in den Maſtkorb des „Falkland" hinaufgeſtiegen, um den Cours des Schiffes genau zu beobachten. Seine Seekarten ließen ihn im Stich, die drei bis vier engl. Meilen entfernte Küſte war nur unvollſtändig darauf verzeichnet, über die Tiefe des Fahrwaſſers und die Richtung, welche unter dieſen Breiten ein Schiff einzuſchlagen habe, fanden ſich keine Angaben. Der Steuermann, ein erfahrener Wallfiſchfahrer, hielt indeſſen auf dem Deck aufmerkſame Umſchau, und die Nebel, die meiſtens in dieſer Gegend das Meer bedecken, hatten ſich heute einmal nicht eingeſtellt. Es ging alles nach Wunſch. Der „Falkland" hatte noch hinreichend Kohlen an Bord, der Maſchinenmeiſter brauchte nicht zu ſparen. Ab und an ſtieß denn auch der ſchwarze Schornſtein eine dicke Rauchwolke aus zum Zeichen, daß man auf dem Herde unten wacker aufſchütte. Aus Vorſicht hatte das Schiff ſein Bugſpriet zur Hälfte vom Lande abgewendet, um nicht der unbekannten Küſte ſich allzuſehr zu nähern. Der Wind und, wie es ſchien, auch die Strömung begünſtigten die Fahrt, und jedes Mal, wenn das Steuerrad ſich drehte, gehorchte genau das Fahrzeug dem leitenden Ruder.

Wie raſch flog an unſeren Blicken die bergige Küſte vorüber! In den ſeltſamſten Formen thürmten ſich dunkle Baſaltfelſen über einander. Hier ſtanden ſie wie die Pfeiler eines Thores hoch aufgerichtet, und darüber hatte ſich ein Block, wie um die Wölbung zu bilden, geſchoben. Dort ragten ſie gleich Thürmen und Mauern einer alten Bergfeſte, die ſchmalen Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Stücken glichen Fenſtern: man wartete nur auf das Antlitz des Ritters oder des Edel-

Digitized by Google

fräuleins, das daraus hervorschauen sollte. Einem mächtigen Dome gleich erhoben sich an einer Stelle die düsteren Steinpilaster, sie schienen wie aus dem Boden emporgewachsen, und zahlreiche, in allerlei Formen gestaltete Zacken schmückten ihre Kronen. Vom Baumwuchs keine Spur. Nur wo das Ufer sich abdachte und die Felsen zurücktraten, gewahrte das Auge in weiter Ferne tief in das Land hinein Waldung, an der Küste herrschte völlige Oede. Hie und da streckte ein Vorgebirge seinen Fuß weit hervor in das Meer, einer Mauer gleich stand es da, von der Brandung umtobt. Ohne Unterlaß brachen sich die Wogen an den düsteren Felsen, wild schäumend stiegen sie daran empor und warfen ihre Gischt bis hinauf zu den starren Spitzen, machtlos sanken sie wieder in den brausenden Ocean zurück. Das Getöse drang bis an unser Ohr, es waren gewaltige, tief erschütternde Laute, wer verstand sie zu deuten? Nur das mußten wir uns sagen, daß, wenn ein Fahrzeug in den Bereich dieser endlos brausenden Wogenwirbel geriethe, die in größeren und kleineren Kreisen den Fuß der Felsen umtobten, es unrettbar verloren sein würde.

Aber unser Dampfer war weit genug davon entfernt, und seine Räder theilten mit kräftigem Schlage die breit einherrollenden Wellen. An Gefahr schien für uns nicht zu denken.

Der Kapitän war wieder auf das Deck herabgestiegen. Er sah ernster aus wie gewöhnlich, was mochte er denken? Ohne ein Wort zu sagen ging er an mir vorüber.

„Ein heiterer Tag, Sir!“ rief ich ihm nach.

„Unser letzter!“ war seine Antwort.

„Wie das?“ fragte ich erstaunt.

„Wir haben,“ erwiederte er, „den Cours verloren und sind bereits in der Gewalt der Brandung.“

„Aber wir führen ja Dampf und Segel und laufen vor günstigem Winde,“ entgegnete ich.

„Mit jeder Minute treiben wir dem Lande näher,“ antwortete er. Und sein Sprachrohr ergreifend rief er in die dunkle Maschinenkammer hinab, so viel Dampf zu liefern als möglich. Dann zu mir gewandt fuhr er fort: „Vergebens arbeitet unser Schiff gegen die Strudel. Da oben sieht man's zur Genüge. Schon schwimmt es in ihren immer mehr sich verengenden Kreisen und nur ein Wunder kann uns retten!

Das klang mir wie Grabesstimme, und bald genug sollte ich merken, wie wohl begründet die Befürchtung war. Die Wogen drängten in der That das Schiff dem Lande zu. An der der Küste zugekehrten Seite war die See fast glatt wie ein Spiegel, nur hie und da kräuselte sich die Oberfläche in schmalen halbmondförmigen Streifen. Das Rad, welches hier die Wogen zertheilte, brachte allein Bewegung in die sonst fast ruhend erscheinende Masse. Ganz anders dagegen sah es an der entgegengesetzten Seite aus. Da rauschten und bäumten sich die mit Schaum gekrönten Wellen, da schlugen sie tosend an die Planken des Schiffes und leisteten den kräftigen Schlägen des ächzenden Rades beharrlich Widerstand. Die Maschine pochte und stampfte, daß der „Falkland" in allen Fugen erbebte. In den eisernen Cylindern stiegen die Kolben rasch auf und nieder, die Kurbeln drehten sich hastig, die Walze, welche sie in Bewegung setzte, folgte ihrem Druck in ebenso raschen Wendungen. Wie wenn sie lebendig wären, so arbeiteten ohne Rast diese starken eisernen Stangen, seufzend und stöhnend, und trieben die Schaufelräder des Dampfers zu immer rascheren Schwingungen. Dennoch war die Gewalt der See der Kraft unseres Dampfes überlegen. Das Schiff, obwohl mit Macht den breiten Bug den Wogen entgegenstemmend, mußte doch zur Seite weichen. Man sah es an den Schaumesstreifen, die sein Kiel im Fahrwasser zurückließ; und je kräftiger der Steuermann das Steuer den anstürmenden Wellen entgegendrängte, desto mehr ward der Hintertheil des Dampfers herumgeworfen, während sein Vordertheil vergebliche Anstrengungen machte, den Widerstand der hochgehenden See zu brechen.

Auch der Mann am Ruder, ein noch rüstiger Greis, der fast schon ein halbes Jahrhundert auf der See in allen Meeren der Erde zugebracht hatte, merkte die Gefahr. Der Unterſteuermann mußte dem Alten behülflich sein, das Rad zu regieren. Verdrießlich sagte er: „Die See geht dem alten ‚Falkland' hart auf den Leib, dawider helfen weder Dampf noch Segel. Ehe es Abend wird, sind wir Alle begraben."

Solche Aussicht war wenig tröstlich, und doch diesen Worten aus dem Munde des erprobten Seemanns mußte man Glauben schenken. Inzwischen sah die See noch ganz einladend aus und zeigte dem mit ihren Tücken unbekannten Auge nichts, was so große Todesgefahr drohte. Auch der Himmel war heiter. Die Sonne, die sich zwar nur

Digitized by Google

wenig über den Horizont erhob, schien hell und glänzend; kaum ein Wölkchen war am Himmel zu sehen. Der Wind wehte zwar kühl, aber mäßig, ein Sturm schien nicht zu befürchten. Lieber Leser, Du fragst mit mir gewiß: woher drohte denn so große Gefahr?

Ich sagte schon, wie die Gewalt der Wogen das Schiff dem Lande zudrängte, und gerade das Land, auf dem wir Landbewohner uns so sicher fühlen, gerade das ist unter ähnlichen Verhältnissen wie hier Verderben bringend dem Schiffe.

„Mehr Dampf!" rief der Kapitän hinunter zu dem Maschinenmeister.

Eine furchtbare Rauchwolke wälzte sich aus der Esse, sie bezeugte, daß der Befehl des Kapitäns vollzogen sei. Man hörte das Stöhnen und Hämmern der Maschine, die Stöße folgten einander in rascherem Gange, wohl 70 Mal in jeder Minute drehte sich die Axe, an welcher die Räder befestigt waren.

„Jungens! alle Segel beigesetzt!" hallte das Kommando über das Deck, und was der „Falkland" an Leinwand trug, blähte sich alsbald vor dem Winde.

„Backbord das Steuer!" herrschte der Kapitän den Steuermann an, gleich als hätte dieser in der Leitung des Schiffs etwas versehen.

„Backbord, Sir!" erwiederte der Greis ruhig und stemmte die Faust mit aller Kraft in die Handgriffe des Rades, um es in der Stellung, die es einmal hatte, zu erhalten.

Aus vollen Kräften arbeitete das von Dampf und Wind gehetzte Fahrzeug gegen die Wogen. Es schien wirklich, als gewönne es die Oberhand über sie, denn wagte je eine ihr schäumendes Haupt zu erheben, so schlugen die Schaufeln des Rades so kräftig darauf, daß sie in den Abgrund zurückrollte. Dennoch bewegte das Schiff sich näher zum Lande, wie mit unsichtbaren Händen ward es gezogen. Die Strömung, die weniger seinen Rumpf, desto mehr aber seinen Kiel umspülte, zog es unwiderstehlich zu den schwarzen Felsen hin, aus denen die Küste bestand.

Und diese Felsen! Jetzt hatten sie freilich ein anderes drohendes Aussehen gewonnen. Weit hinaus in die See erhoben sich zwei gewaltige Pyramiden, deren Spitzen ein quer über gelagerter Block mit einander verband. Das war die Todespforte, die unserer wartete. Und hinter derselben erhob sich eine schroffe Wand. Das Felsenthor

Digitized by Google

hatte einen Eingang, — aber keinen Ausgang, es führte in eine mit Wasser gefüllte finstere Höhle, die noch etwa zwei englische Meilen entfernt von uns lag.

In diese Höhle hinein ging der Zug der Strömung. Dort war's, als wenn das Gewässer in eine bodenlose Tiefe hinunterwirbelte. Da hinab mußte, wurde kein Ausweg gefunden, auch unser Schiff willenlos gezogen werden. Zwar langsam näherte es sich der finstern Todespforte, um so peinlicher aber für uns, die wir nun die Minuten zählen konnten, welche uns noch zum Leben übrig blieben.

Noch eine Aussicht bot sich für unsere Rettung. Gelang es das Schiff zu wenden, dann ließ sich die Strömung quer durchschneiden, und ging alles gut, so konnten wir aus ihrem Bereich hinaus gelangen. Allein wohin dann?

Das unabläßig umherspähende Auge des braven Kapitäns, der ungeachtet der Gefahr kalt und gefaßt blieb, hatte diesen Ausweg schon ersehen.

„Da hinaus ginge es noch vielleicht," sagte er zu mir, „aber sehen Sie, dann liefen wir unfehlbar auf jene im Sonnenlichte schimmernde Sandbank."

Ich mußte ihm Recht geben. Die Sandbank war unvermeidlich, und wenn der „Falkland" mit der Hast, womit Dampf und Segel ihn jagten, auf jenen Damm von Sand und Kies auffuhr, dann mußten unfehlbar seine Planken brechen. So drohte denn auch von dorther uns der Tod, nur in anderer Gestalt. Wer dann so glücklich war, noch eine Planke zu ergreifen, der durfte hoffen noch eine Stunde länger sein Leben zu fristen.

Wir hatten zu wählen, und nicht lange mehr durften wir uns besinnen. Unsere Mannschaft lauschte gespannt auf den nächsten Befehl des Kapitäns, der schweigend vor sich hinstarrte.

Wie ohnmächtig ist doch der Mensch mit all' seinem Scharfblick und seiner Kunstgeschicklichkeit der überlegenen Gewalt der Elemente gegenüber. Die Seevögel schwebten sicher und frei mit ausgebreiteten Schwingen über dieselben Wogen, die uns in den finstern Abgrund trieben. Sie konnten der Gefahr sich entziehen — wir nicht. Ihr Gekrächze schlug uns wie Hohngelächter an's Ohr. Ermüdet setzten sie sich auf das Felsenthor nieder, dem unser Schiff entgegentrieb, gleich als wollten sie sich das Schauspiel nicht entgehen lassen, uns in der finsteren Höhle umkommen zu sehen.

Digitized by Google

Aber müſſen wir es denn wirklich? Unſer Schiff hat ſich gedreht. Die von der einen Seite her ungeſtüm anprallenden Wogen haben es ganz herumgeworfen. Sein Hintertheil ſteht jetzt dem Felſenthor zugekehrt, und wie im letzten Todeskrampfe arbeitet es nun mit ſeinem ſcharfen Vorderbug der raſenden Strömung entgegen.

„Segel herunter und gereeft!" ruft der Kapitän. Der Wind hat ſich gelegt. Die ausgeſpannten Segel würden nur den Lauf des Fahrzeugs behindern. In der nächſten Viertelſtunde ſind ſie eingezogen und feſtgebunden. Die Matroſen ſind wieder die Wanten herabgeklommen und ſtehen unbeſchäftigt auf dem Deck, weitere Befehle erwartend.

„Steuerbord!" erſchallt das Kommando.

„Steuerbord, Sir!" erwiedert der greiſe Steuermann und läßt das Rad fahren, das wirbelnd um ſeine Are rollt. Dann greift er wieder in die Speichen, es feſtzuhalten. Das Schiff gehorcht dem Ruder, es macht eine Schwenkung und richtet ſein Bugſpriet gerade auf die Sandbank. Da hinaus alſo liegt nun die Möglichkeit unſerer Rettung, aber nur eine ſchwache. Wie wird das verzweiflungsvolle Unternehmen enden!

Wer ſich niemals in einer ähnlichen Lage befunden hat, vermag ſich nicht vorzuſtellen, welche Gedanken in dieſem verhängnißvollen Augenblick die Beſatzung des „Falkland" erfüllten. Hinter uns lag ein grauſer Höllenrachen, in deſſen Schlund wir widerſtandslos, wenn auch langſam hinabgezogen wurden. Vor uns dehnte ſich ein öded, von den Meereswogen entblößtes Riff, das uns gleichſam winkte, um unſer Schiff, wenn wir dem Winke folgten, in tauſend Trümmer zu zerſchmettern. Alſo Verderben hinten und vorn, und entrannen wir dem einen, ſo geſchah es nur, um von dem anderen deſto ſicherer überholt zu werden.

Unſer Schiff hielt indeſſen noch zuſammen, die faſt überheizten Keſſel waren noch nicht geſprungen, das Räderwerk der wie raſend arbeitenden Maſchine that noch ſeine Pflicht, und die Leitung des Dampfers lag in den Händen eines unerſchrockenen ſeekundigen Mannes. War es da zu verwundern, daß wir noch einige Hoffnung auf Rettung hegten, ohne uns klar machen zu können, woher dieſelbe kommen ſollte!

Der Kapitän ließ die Logleine auswerfen, um zu erfahren, ob der Dampfer vor- oder rückwärts gehe. Bald überzeugte er ſich, daß

Digitized by Google

er nicht mehr willenlos dem rückwärts rollenden Strome folge, sondern langsam vorwärts komme.

„Volle Kraft gehalten!“ rief er in den dunklen Maschinenraum hinab. Die schwarze Esse sprühte und rauchte, die Schaufelräder griffen mächtig in die Wogen, die widerstrebende Kraft der Strömung war gebrochen. Noch eine englische Meile vor uns streckte sich die Sandbank, da hinaus ging unser Cours.

Es war, als wenn die Sonne nicht Zeugin unserer Strandung sein wollte, sie verbarg sich hinter Wolken, und ein feiner Nebel senkte sich auf das Meer herab. Die Sandbank entschwand unseren Augen, damit verlor der Steuermann aber auch die Richtung für das Fahrzeug. Noch hielt er das Ruder unbeweglich, und das Schiff durchschnitt ihm folgend die Fluthen.

„Ost-Nord-Ost!“ rief ihm der Kapitän zu, der vor dem Kompaßhäuschen stand und seine Seekarte in der Hand hielt.

Die Wogen rauschten tosend an den Planken auf und nieder, mitunter spritzte die eine oder die andere ihren Schaum über das Deck. Wie lange noch und sie werden einander unsere Leichen zuwerfen. Wir befanden uns in äußerster Spannung, in kaum einer halben Stunde mußte unser Schicksal entschieden sein! Vorwärts kamen wir, aber langsam, wie eine Schnecke.

Da schlug eine mächtige Welle von hinten an das Schiff und brach sich brausend an dem Rumpfe des Fahrzeugs. Das Vordertheil neigte sich tief, das Bugspriet tauchte in den Schoß des Meeres, aber es erhob sich wieder, und im nächsten Augenblick erklomm das Fahrzeug den Gipfel der vor ihm sich aufthürmenden Welle. Eine zweite, die sich über das Hinterdeck ergoß, schob es abermals vorwärts, und wieder sank es in den Abgrund, um auf's Neue aus demselben emporzusteigen. In allen Fugen krachte der „Falkland,“ seine Räder wühlten tosend in den Schaum der Wogen. Wenn jetzt nur eine einzige Schraube im Räderwerk der Maschine gebrochen wäre, wir würden verloren gewesen sein!

Leichenblaß, aber auf Alles gefaßt stand der Kapitän auf seinem Posten. „Ost-Nord-Ost!“ wiederholte er mit lauter Stimme, das Gebrüll der Wogen übertönend, und der Steuermann regelte mit kräftigem Druck auf das Steuerrad den Cours des Fahrzeugs. Immer rascher ging es nun vorwärts. Die Strömung, die uns rückwärts zu

Digitized by Google

Wunderbare Rettung.

Digitized by Google

Digitized by Google

zerren versuchte, ermattete. Doch was nützte es! Nur um so schneller trieben wir der Sandbank entgegen.

Noch eine Viertelstunde verging. Niemand wagte ein Wort zu reden. Da verminderte sich das Ungestüm der Wellen, die Schaufelräder hatten leichtere Arbeit, sie griffen kräftiger aus, und das Schiff flog rascher dahin. Jeden Augenblick erwarteten wir das Krachen des Kiels, wenn er sich in den Kies des Riffs hineinwühlen würde. Es erfolgte nicht.

„Halbe Kraft!" befahl der Kapitän und eilte hinauf in den Mastkorb.

Langsamer bewegte sich das Fahrzeug, das nun die Strömung hinter sich hatte.

„Ost-Nord-Ost!" schmetterte das Sprachrohr von oben herab.

Die Sonne trat hinter den Wolken hervor, der Nebel verschwand, das Auge hatte wieder eine freie Rundschau. Die Sandbank war verschwunden, es war Täuschung gewesen. Hinter uns in weiter Ferne ragten die düsteren Steinpyramiden. Wir waren gerettet. Denn vor uns dehnte sich das weite unabsehbare Meer, in welches wir langsam hinausdampften.

Der Kapitän kam wieder auf das Deck. „Wir haben gewonnen!" rief er mir zu. „Gott sei gedankt! Noch ehe es Abend wird, werden wir auf hoher See sein und morgen, so Gott will, einen Hafen erreichen!"

Der Ring des Grafen Esser.

Von L. Kies.

(Schluß.)

2.

Unter Hoffen, unter Bangen
Mit erheiternd hellem Schein
Ist der Morgen aufgegangen —
Schergen treten stumm herein,
Führen Dich in dieser Frist,
Armer Graf, zum Blutgerüst'.

Hat die Fürstin Dich vergessen
In dem lauten Hofgewühl,
Dich, der neben ihr gesessen
Einst auf hohem Thronespfühl,
Und der Ring, den Du gesandt,
Hat ihr Herz nicht umgewandt?

Will sie wissend Dich verderben,
Will sie grausam Deinen Tod?
Unerbittlich mußt Du sterben
Auf ihr königlich Gebot?
Ohne Rührung, kalt wie Stein,
Kann das Herz des Weibes sein?

Fluch dem unbarmherz'gen Morde,
Fluch der stolzen Königin,
So sie ihre heil'gen Worte
Bricht mit wankelmüth'gem Sinn!
Jede sünst're That der Nacht
Rächet der, der ewig wacht.

Doch ihr Auge quoll von Zähren,
Als sie Dir das Urtheil schrieb,
Nur mit Schmerz ließ sie's gewähren,
Ihrem Herzen warst Du lieb,
Strömt von Thränen, warm und lind,
Eine Seele mordgesinnt.

Und sie dachte Deiner Jugend,
Deiner Züge anmuthvoll,
Und so mancher hohen Tugend,
Würdig ihres Dankes Zoll,
Harrte zögernd, ob Du nicht
Suchen würd'st ihr Angesicht.

Und ob sie vordem gesprochen
Einer Stuart auch den Tod,
Dich, ob Du auch viel verbrochen,
Riß sie aus der Todesnoth,

Digitized by Google

Aber ach! es drang Dein Fleh'n
Nicht zu ihres Thrones Höh'n.

Graf, ſo rüſte Dich zum Sterben,
Denn Dein gold'ner Talisman
Rettet Dich nicht vom Verderben,
Deine Hoffnung war ein Wahn;
Reuig magſt Du rückwärts ſeh'n
Auf Dein Leben, Dein Vergeh'n.

Ach! ſelbſt unter Henkershänden,
Unter'm Blocke ſchon das Haupt,
An der Königin Verwenden
Hat er ſtets noch feſt geglaubt,
Bis den Stahl der Henker ſchwang,
Und ſein Blut in Strömen ſprang.

3.

Sieh', wer dort ſich härmt und ſtöhnet
Auf dem Lager, ſünderbleich,
Wenn der Tod entgegengähnet,
Wird das harte Herz wohl weich,
Schließt im Sterben ſich der Mund,
Thut er oft noch Schlimmes kund.

Nottingham, die Gräfin, wimmert
Dort in Todesbangigkeit,
Eines iſt, das ihr verkümmert
Ihren Hingang aus der Zeit,
Eine Unthat, blutigroth,
Läßt ſie ſchaudern vor dem Tod.

Was ihr laſtet auf dem Herzen,
Muß ſie wälzen von ſich ab,
Will ſie ſonder Seelenſchmerzen
Blicken auf das off'ne Grab;
Leichter — wenn die Schuld bekannt —
Iſt der Schritt zum Grabesrand.

Digitized by Google

Nach des Jamespalaſtes Pforte
Sendet hin die Frevlerin,
Bittet dringend auf zwei Worte
Zu ſich ihre Königin,
Der mit todesbleichem Mund
Thut ſie dieſe Blutſchuld kund:

„Faſſe nicht," ruft ſie mit Beben,
„Fürſtin, dieſe blut'ge Hand,
Eſſer hätte Blut und Leben
Nicht verſtrömt im lond'ner Sand,
Hätt' ich heimlich nicht verwehrt,
Mitleidlos, was er begehrt.

„Denn als der von Dir Verbannte
In des Towers Dunkel ſaß,
Rief er mich, die Blutsverwandte,
Zu ſich in das Mordgelaß,
Wo er, lebend ſchon im Grab,
Schmerzvoll dieſen Ring mir gab.

„Gräfin," ſprach er, „werft Euch ſchnelle
Vor ihr zürnend Angeſicht,
Weicht nicht von des Thrones Schwelle,
Bis ihr Mund von Gnade ſpricht,
Will ſie auf Schaffotes Höh'n
Ihren Eſſer blinten ſeh'n?

„Legt den Ring ihr in die Hände,
Den ſie huldvoll einſt mir gab,
Sagt ihr, daß ihn Eſſer ſende,
Daß er, ſchon den Fuß im Grab,
Auf ihr königliches Wort
Bau' als ſeinen letzten Hort!

„Auf die Seel' den letzten Willen
Band er mir als heil'ge Pflicht,
Ich gelobt ihn zu erfüllen,
Doch die Hölle ruhte nicht,

Digitized by Google

Mein Gemahl, voll Rachegluth,
Lechzte nach des Feindes Blut.

„Mit der Zunge glattem Oele
Schürte er den Haß mir an,
Zog mich in der Argliſt Höhle
Von der Großmuth Tugendbahn,
Wandelte mein fühlend Herz
In ein Steingebild, o Schmerz!

„Und ich dachte nicht der Zähren,
Die der arme Graf geweint,
Nicht der Sündenthat, der ſchweren,
Die zum Himmel blutroth ſcheint,
Dachte nicht, Eliſabeth,
An dieß dumpfe Sterbebett.

„Und vergebens, ach! vergebens
Hofft' er in des Towers Nacht,
Seinen Ring, den Ring des Lebens,
Hielt ich in verſchloſſ'ner Wacht,
Legt' ihn, wie er mich beſchwor,
Meiner Königin nicht vor.

„O, mich brennen feur'ge Kohlen,
Eſſex ſtarb durch meine Schuld,
Dich, Eliſabeth, beſtohlen
Hab' ich um ein Werk der Huld,
O, unnennbar heiße Pein!
Königin, kannſt Du verzeih'n?"

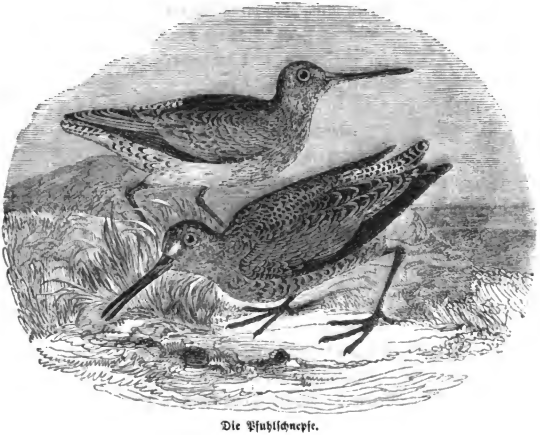
Da aus ſtarrendem Entſetzen
Rafft ſich auf die Königin,
Und mit raſendem Ergötzen
Schüttelt ſie die Sünderin,
Deren Haupt, ein Jammerbild,
Schon mit Todesſchweiß ſich füllt.

Digitized by Google

„Gott mög' Dir die Schuld erlaſſen,
Ich Unſel'ge kann es nicht!"
Alſo flieht ſie von der blaſſen
Gräfin, deren Auge bricht.
Wen'ge Tage — und es ſtand
Leer der Thron von Engelland!

Schnepfenfang.

Eine intereſſante Schilderung des Schnepfenfangs entnehmen wir dem „Tagebuch eines Jägers" von Iwan Turghenew: „Eine Viertelſtunde vor Sonnenniedergang geht man im Frühling mit der Flinte, ohne Hund, in den Wald. Man ſucht ſich am Saume irgend eine Stelle aus, ſieht ſich um, unterſucht das Zündhütchen und wechſelt mit dem Gefährten ſtumme Blicke. Die Viertelſtunde iſt vorbei, die Sonne



Die Pfuhlſchnepfe.

Digitized by Google

gesunken, aber im Walde ist's noch hell, die Luft klar und transparent. Die Vögel lassen ihr plauderhaftes Zwitschern hören. Das junge Gras

Junges der bräunlichen Schnepfe.

glänzt im heitern Smaragdgrün. Man wartet. Im Innern des Waldes wird es allmälig dunkler. Der Purpurschein der Abendröthe

Junges der Becassine.

Digitized by Google

gleitet langſam über die Wurzeln und Stämme der Bäume hinweg, ſteigt immer höher und höher, geht von den unterſten, faſt noch nackten Zweigen zu den unbeweglichen, einſchlummernden Wipfeln über — endlich ſind auch die Wipfel in Finſterniß getaucht. Das Roth des Himmels wird violett. Der Walddufft wird ſtärker; lauwarme Feuchte haucht uns an. Ein Lüftchen erhob ſich in der Nähe, erſtarb aber, ehe es uns umſpielte. Die Vögel entſchlafen — nicht alle zugleich, je nach ihren Gattungen. Die Finken ſind verſtummt, einige Augenblicke darauf die Grasmücken, nach ihnen die Ammern. Im Walde wird's immer finſterer und finſterer. Die Bäume zerfließen zu großen dunkelnden Maſſen. Auf dem ſchwarzblauen Himmel treten ſchüchtern die erſten Sternchen hervor. Alle Vögel ſchlafen, nur die Rothſchwänzchen und die Spechte zwitſchern noch hin und wieder ſchläfrig auf. Jetzt ſind auch dieſe ſtill geworden. Noch einmal klingt über uns der helle Ton des Laubvögleins, kläglich ſchreit irgendwo im Walde der Pirol auf. Nun tackt die Nachtigall zum erſten Mal. Das Herz hebt ſich in ſehnſuchtsvoller Erwartung — und plötzlich — doch mich wird nur der Weidmann verſtehen. Jetzt ertönt in der großen Stille ein eigenthümliches Ziſchen, man hört den gemeſſenen Aufflug hurtiger Flügel, und die Waldſchnepfe kommt mit graziös geſenktem Schnabel aus einer dunklen Birke unſerem Schuß entgegen geflogen."

Charade.

Von Julie Ruhlopf.

Die Erſt' ein ſpitz'ger Pfeil,
Die Zweit' ein Lob mit Glanze.
Hab je ich etwas feil,
So biet' mir nicht das Ganze!

Digitized by Google

Die Verwaisten.

Erzählung von A. Goſſel.

Neue Prüfungen.

(Schluß.)

Gegen Abend erſt verließen die Kinder das Haus ihres großmüthigen Wohlthäters in der ſichern Obhut eines Dieners deſſelben, lange und ſehnſüchtig erwartet von ihrer Freundin und Pflegerin. So ſehr ſich dieſe des Glückes der Kinder freute, ſo weh wurde ihr bei den Gedanken an die nahe Trennung; doch bekämpfte ſie ihren Schmerz und ſorgte mit mütterlicher Zärtlichkeit für die Ausrüſtung derſelben. Namentlich kaufte ſie Beiden warme Kleidung, bequeme Schuhe und ſtatt des leinenen Tuches, in welchem die Kinder ihre kleine Habe aufbewahrt hatten, eine Ledertaſche, die ſich bequem auf dem Rücken tragen und ſich nicht ſo leicht ſtehlen ließ. Außerdem nähte ſie für Hermann einen leinenen Gürtel, welchen er unter ſeinen Kleidern feſtbinden und verbergen ſollte, um ſeine nicht unbedeutende Reiſekaſſe ſicher aufzubewahren.

Dem kleinen Ernſt brachten die Enkel des Herrn Hall am Tage der Abreiſe eine niedliche Blechbüchſe zum Ueberhängen, gefüllt mit Eßwaaren aller Art. Selbſt die Flaſche Wein für Fälle der Noth war nicht vergeſſen.

Da es kein regelmäßiger Markttag war, ſo mußte der Knecht einmal die Stelle der Frau Bill verſehen, und dieſe begleitete die Kinder hinaus an den Fluß, mit mütterlichem Stolz auf die ſchmucken, wohlausgerüſteten Kinder blickend, aber voll bittern Wehs wegen der nahen Trennung. Hermann hatte ihr tiefer in's Herz geſchaut, als Ernſt, deſſen Gefühle die Außenwelt noch allzuſehr in Anſpruch nahmen, und der jetzt voller Luſt dahin trabte, beinahe ungeduldig über den langſamen Schritt der Andern. Hermann ſtanden große Thränenperlen in den Augen, und oft ſah er von der Seite auf nach ſeiner treuen Pflegerin, gleichſam als könne er ihre lieben Geſichtszüge nicht zu oft anſchauen, nicht tief genug in ſeine Seele prägen. Kaum waren ſie am Schiffswerft angekommen, als eine Kutſche vorfuhr und Herr und

Digitized by Google

Madame Hall sammt Kindern und Enkeln ausstiegen, um ihren Schützlingen das letzte Lebewohl zu sagen. William gab Hermann noch ein kleines Notizbuch zum Andenken, und Herr Hall sagte ihm, daß er auf einer Blattseite desselben die Angabe sämmtlicher Orte, welche er auf seiner Reise berühren müßte, wie auch der Eisenbahnen, Dampfschiffe und des Fahrgeldes finden würde. Madame Hall beschenkte die Kinder ebenfalls und zwar mit zwei allerliebsten Bilder- und Geschichtsbüchern zur Unterhaltung auf ihrer Reise und gab ihnen noch vielerlei gute Lehren und Mahnungen mit auf den Weg, als wären es ihre eigenen Kinder.

So sahen sich diese Armen behandelt und geliebkost wie die leiblichen Kinder und mit den herzlichsten Segenswünschen und vielen Thränen, besonders von der guten Frau Bill, entlassen, und noch in weiter Ferne wehten die flatternden Tücher Grüße nach und zurück. Noch sah Hermann, wie seine großmüthige Wohlthäterin, Frau Bill, in Herrn Hall's Wagen stieg und mit der Familie wegfuhr. Dieser Anblick gab dem Feinfühlenden eine süße Befriedigung. Ja, Herr Hall, der edle Menschenfreund, wollte der braven Frau seine Werthschätzung zeigen.

Die Reise geschah zum großen Theil auf kleinern Flüssen und Kanälen, daher ging sie sehr langsam von Statten. Die Boote und Dampfschiffe waren meistens sehr bevölkert, besonders von deutschen Auswanderern, welche ebenfalls die Heimath verlassen, um in der neuen Welt eine bessere zu suchen. Hermann zeigte für dieselben die größte Theilnahme und half ihnen, wo er nur konnte, da er, obwohl in Amerika geboren, durch seine Eltern der deutschen Sprache völlig mächtig war. Ganz besonders war es eine Frau mit einem Kinde, welcher er seine ganze Fürsorge zuwendete. Hoffnungsvoll und freudig betrat sie die neue Heimath, ach, nach wenig Tagen schon raffte die unerbittliche Cholera ihr den jungen Gatten hin und ließ sie hülf- und trostlos zurück. Um das Maß ihres Elendes voll zu machen, erkrankte ihr einziges, noch zartes Kind, ein Mädchen von fünf Jahren. Hermann sah in dem Schmerzensbilde der schwergeprüften Fremden die Leidensgestalt seiner eigenen verstorbenen Mutter, in ihrer und des Kindes Vereinsamung die eigene Verlassenheit. Wie hätte er da ungerührt bleiben können? Auch das arme fremde Kind war ja so jung und unmündig, wie der kleine Ernst, und bedurfte eines Schutzes. So wurde

Digitized by Google

er, der ſchwache Knabe, Rathgeber und Helfer, zuerſt durch die Sprache, dann als die Fremden ein Herz zu ihm gefaßt, mit hundert Gefälligkeiten, Dienſten und Liebeserzeugungen, die ſich empfinden, aber gar nicht beſchreiben laſſen.

Auch Ernſt blieb nicht theilnahmlos. Er ſpielte mit der kleinen Altersgefährtin, wenn ſie Momente des Wohlſeins und Verlangen nach ihm hatte, zeigte und erklärte ihr die Bilder ſeines Buches und brachte ihr Blumen, welche er am Ufer abpflückte, ſo oft das Boot anhielt. Außerdem blieb er bei ſeinem Freunde, dem Kapitän, welcher zu dem drolligen kleinen Bausback die größte Zuneigung gefaßt hatte. Es war ein alter, rauher Seemann, aber mit dem Herzen eines Kindes. Obwohl er auf ſtrenge Mannszucht hielt, hörte man doch nie ein Schimpf- und Fluchwort, ſo daß er bei aller Strenge von ſeinen Matroſen ſehr geliebt wurde. Auf Ernſt's Fürbitte und durch die Vermittlung Hermann's, welcher den Dolmetſcher machte, erhielt die Fremde mit dem kranken Kinde einen geſündern, luftigern Platz auf dem Boote und beſſere Nahrung, als der Betrag ihres Fahrgeldes gewährte; aber trotz dieſer Erleichterung verſchlimmerte ſich das Befinden des Kindes, und am vierten Tage ging es denſelben Weg wie ſein Vater, — es ſtarb und wurde begraben im fernen Lande, in fremder Erde.

Dieſer Todesfall, ſowie weitere Erkrankungen, ſelbſt durch die tückiſche, in dieſem Jahre nicht ruhende Cholera, machten Hermann ſehr bange. Beſonders konnte er ſich des Gedankens nicht erwehren, es möchte ſein Vater am Ende ſelbſt ein Opfer derſelben geworden ſein. So ſehr er ſich dagegen ſträubte, immer kam er wieder und folterte ihn. Endlich am ſechsten Tage erreichten ſie bei einbrechender Nacht Pittsburg, das ſie aber des dichten Nebels wegen nicht ſehen konnten. Nur die erleuchteten größern Gebäude der Stadt, beſonders die Fabriken, ließen ein trübes, röthliches Licht durch die dicke, naſſe Luft fallen, aber es war nicht freudig, ſondern wie die Schwere der Atmoſphäre, beklemmend und düſter.

Die erſte Frage des Kapitäns an einen Beamten war: „Wie ſteht es mit der Cholera? Wie viel Todesfälle?"

„Schlimm," antwortete dieſer, „im Durchſchnitt täglich hundert Todte."

„O weh, da werde ich nur meine Paſſagiere ausſteigen und

die Waaren abladen lassen und eilen, daß ich wieder wegkomme. Wenn ich auch einmal nichts verdiene."

Unsere beiden Reisenden, welche jedes dieser Worte mit angehört, machten sich unter Zittern und Beben auf nach der Fabrik, in welcher ihr Vater seine Beschäftigung hatte. Ernst war getroster, denn seine Jugend übersah noch nicht die Schwere der nahenden Stunde. Der gute Kapitän, welcher ihnen den Weg genau beschrieben, sprach beim Abschiede: „Jungens, wenn ihr euern Vater nicht findet, so kommt zurück: aber beeilt euch, denn nur etwa 1—2 Stunden bleibe ich noch auf." Zu Ernst noch insbesondere sprach er: „Kleiner Mann, vergiß deinen Freund nicht! Komm, gib mir noch 'n Kuß und dann leb wohl!"

„Einen Kuß kann ich Dir nicht geben, Papa-Kapitän, kaust ja Tabak, aber vergessen will ich Dich nicht," antwortete dieser, „und wenn ich groß bin, baue ich mir auch ein Schiff und werde ein Kapitän, wie Du; nur Tabak will ich nicht kauen lernen. Ich ekle mich davor. Lebe wohl, Papa Kapitän, ich komme wieder, wenn Vater nicht da ist."

„Ja wohl, kommst wieder; nun aber fort mit euch und haltet die Ohren steif, daß ihr nicht etwa die Cholera bekommt."

Nach einigen Hin- und Herfragen erreichten sie die Fabrik, ein großes, weit ausgedehntes Steingebäude mit himmelstrebendem Schloth. Da das weite Portal nach dem Innern offen stand und Niemand sie hinderte, so traten sie in den Hof und sahen durch die überall offenen Thüren und Fenster eine Menge markiger Gestalten, aber rußig und schmutzig und daher nicht erkennbar. Als einer der Arbeiter sich einmal der offenen Thüre nahte, an welcher sie mit sehnsüchtigem Blick auf die Erscheinung ihres Vaters harrten, fragte Hermann voll Bangens: „Ist denn der Schlosser Frank hier?"

„Frank? Was für ein Frank? Es waren drei Franks hier. Zwei sind drüben in der Eisengießerei, und einer ist seit zwei Monaten schon nach Cincinaty übergesiedelt, wo sich die Arbeiter sehr rar machen, weil die verdammte Cholera unter ihnen aufgeräumt hat!"

Ein Donnerschlag für die Kinder, besonders für Hermann. Hatte er schon jetzt nur mit großem Bangen nach dem Vater gefragt, was fühlte der arme Knabe nun erst. Welcher Frank war nach Cincinaty gegangen? Eine unabweisbare Stimme sagte ihm: „Dein Vater!

Digitized by Google

Ach, er hat des höhern Lohnes wegen, aus Liebe zu seinen Angehörigen, Allem furchtlos Trotz geboten, selbst der gefräßigen Cholera. Er ist fern, wenn nicht gar todt!"

Mit schwankenden Schritten eilte er nach der nahen Eisengießerei, mit bebender Lippe fragte er nach dem geliebten Vater. Es war, wie er geahnet: Dieser hatte Pittsburg eines bessern Arbeitslohnes wegen verlassen und in Cincinaty ein reicheres Unterkommen gefunden. Ob er aber noch lebe, konnte Niemand sagen.

Die Kinder brachen in lautes Weinen aus, so daß selbst die harten Männer mit bekümmerten Mienen dastanden. Einer aber trat auf sie zu und sprach ihnen Muth ein. „Stille, euer Vater lebt gewiß noch, er war immer ein nüchterner, ordentlicher Mann, der mäßig lebte und jeden Pfennig zu Rathe hielt. Dem kann keine Cholera was anhaben," tröstete er. „Nun wissen wir, warum der Frank so sehr auf's Geld war. Es sollte euch zu Gute kommen. Der brave Kerl. Geht zurück auf euer Schiff, seine Fahrt geht, soviel ich weiß, nach Cincinaty!"

„Leute, Brüder," rief er seinen Gefährten und Mitarbeitern zu, „ich fürchte, die weite Reise hat den Seckel der armen Schelme leicht gemacht. Laßt uns zusammen schießen und den Kindern unseres braven Kameraden einen Zehrpfennig mit auf den Weg geben."

Mit der größten Bereitwilligkeit steuerte ein jeder sein Scherflein. Selbst die Arbeiter in den andern Fabrikgebäuden blieben mit ihren Gaben nicht aus. Gemeinsame Noth macht mild und wohlthätig. So wurde den Kindern wenigstens eine Sorge vom Herzen genommen; denn allerdings war ihre Baarschaft sehr geschmolzen.

Der gute Mann, welcher ihnen die Gaben erbeten hatte, brachte sie auch wieder zu dem Schiffe. Zehn Minuten später — und es würde Alles im tiefsten Schlafe gelegen haben.

Sie trafen den Kapitän und die Mannschaft noch munter und nahmen für die Nacht ihr Quartier wieder ein, nachdem ersterer sie mit Speise und Trank erquickt hatte. Auch versprach er ihnen freundlich, am morgenden Tage für ihre Fahrt nach Cincinaty Sorge tragen zu wollen, damit sie endlich zu ihrem Vater kämen. Mit schweren Herzen zwar begaben sie sich zur Ruhe, doch die vor Schlafengehen gelesenen Worte aus Ps. 23.: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen

Aue u. ſ. w." tröſteten die zagenden Seelen und führten ſie endlich in einen ſüßen Schlummer.

Alte und neue Freunde.

Ernſt's guter Freund, der Kapitän, hielt am andern Morgen Wort. Er machte ihnen gegen ein billiges Fahrgeld Plätze auf einem nach Cincinaty abgehenden Dampfſchiffe aus und verſah ſie noch mit allerlei kleinen Reiſebedürfniſſen, und zu Ernſt ſprach er beim Abſchiede: „Alſo Ernſt, du wirſt einmal ein Schiffs-Kapitän? Nun, ſo laß' es nur nicht zu lange dauern, mache, daß du groß wirſt. Wenn dich aber jetzt dein Vater nicht haben will, ſo komm' nur gleich wieder. Hörſt du?" Ernſt nickte zuſtimmend, hatte aber in dieſem Augenblicke ſchon ſeine Aufmerkſamkeit auf andere Dinge gerichtet. Als der Kapitän aber nun wirklich gehen wollte, warf ſich Ernſt dem biedern Manne noch einmal in die Arme und küßte ihm trotz ſeines Tabakkauens mehrmals recht herzlich Mund und Augen, ſo daß dieſe anfingen zu dunkeln und der ſonſt ſo ſtarke Mann wegeilen mußte.

Daſſelbe Geräuſch, Rufen, Schreien, dieſelbe ſcheinbare Verwirrung wie bei ihrem Eintritt in das von Rocheſter nach New-York abfahrende Dampfſchiff fanden ſie auch hier, nur war das jetzige weit weniger bequem und luxuriös eingerichtet. Auch ſeine Paſſagiere gehörten der Mehrzahl nach den untern Ständen an, namentlich beſtanden dieſelben aus einer großen Menge europäiſcher Auswanderer. Ganze Züge kamen aus den Gaſthöfen der Stadt und bewegten ſich nach dem Werfte. Darunter erſchien auch zuweilen eine elegante Kutſche, deren vornehme Inſaßen der Cholera entfliehen wollten. Das Verdeck war wie überſäet mit Waarenkiſten, Reiſekoffern, Säcken, Hutſchachteln und ſonſtigen Reiſegeräthſchaften. Endlich war Alles zur Abfahrt bereit, ſchon ertönte der durchdringende Pfiff von der Dampfmaſchine her, — da erſchien im ſchärfſten Trabe noch eine prächtige Karoſſe. Schleunigſt ſprang ein Herr aus derſelben, warf das Reiſegepäck auf das Schiff und führte dann eine Dame mit einem Kinde vorſichtig an Bord. Eine weiße Dienerin und zwei ſchwarze folgten. Herr und Dame kamen ihm ſo bekannt vor, aber er konnte ſich dennoch nicht beſinnen, wer ſie waren; als er jedoch dem Kinde in das Geſicht ſah, da erinnerte er ſich augenblicklich. Es war Elly mit Mutter und Onkel. Die weiße Dienerin war ihre Bonne. Sie war noch ganz daſſelbe liebe,

Digitized by Google

freundliche Kind früherer Zeit. Auch Onkel John ſchien wie ehemals ſtolz, hochfahrend, anmaßend, ganz und allein ein reicher Mann. Nur mit der Mutter war eine merkbare Veränderung vorgegangen. Sie hatte nicht mehr das ſonſtige frohe und glückliche Geſicht, vielmehr war augenſcheinlich in demſelben Abſpannung und ein tiefer Kummer. Sie begab ſich ohne Aufenthalt und Aufſehen in ihre Kajüte. Auch dieſe ſelbſt war nicht ſo prachtvoll, wie die jenes erſten Dampfſchiffes, und deſſen eleganter Geſellſchaftsſaal fehlte hier ganz.

Es dauerte nicht lange, ſo kam Elly's Bonne mit dem Kinde auf's Verdeck, weil daſſelbe, um ein mögliches Erkranken zu verhüten, viel an der friſchen Luft zubringen ſollte. Bei dieſer Gelegenheit trat Hermann, der vor Freude bei'm Anblick des guten Kindes ſtrahlte, in ſeine Nähe. „Elly, liebe Elly, kennſt du mich noch?"

Erſtaunt ſah das Kind bei Nennung ſeines Namens in die Höhe. Ein ihm fremder Knabe ſtand vor ihr.

„Rieſt du mich, fremder Knabe? Woher weißt du meinen Namen?"

„Du kennſt mich alſo wirklich nicht?" fragte traurig der getäuſchte Hermann. Schon wollte er weggehen und ſeinen Namen nicht nennen; aber die unſchuldigen Augen des Kindes ſahen ihn ſo treuherzig an, daß er blieb und ſprach: „Ich bin der fremde Knabe, der mit ſeinem kleinen Bruder dir auf einer Fahrt ſchon einmal begegnet iſt."

„Ach ja, jetzt weiß ich's. Biſt du nicht der Knabe, deſſen gute Mutter geſtorben iſt? Denke nur, Mama hat geſtern Abend, als ich das heilige Vaterunſer betete, geweint und geſagt, vielleicht hätte ich jetzt auch keinen Papa mehr. Papa ſei zu Hauſe ſehr krank geworden, und deßhalb müßten wir ſchnell wieder heim. Iſt das nicht recht traurig, und Papa war ſo gut, hatte ſeine Elly ſo lieb!"

„Aber wo iſt denn dein kleiner Bruder?" frug ſie auf einmal. Sie war noch zu jung, um die Größe ihres möglichen Verluſtes zu fühlen. „Was iſt denn hier in deinem Ränzchen? Du ſiehſt aus, wie bei uns die Schulknaben. Haſt wohl deine Bücher drin? Ich komme auch bald in die Schule. Habe ſchon eine Menge Bücher mit prächtigen Bildern. Will ſie dir nachher 'mal zeigen."

Das harmloſe Geplauder des Kindes wurde hier durch die Bonne unterbrochen, welche es mit fort nahm; aber Hermann hatte das freund-

Digitized by Google

liche Wort der Kleinen heiterer gestimmt, als er seit langer Zeit gewesen war, und er sah das Zusammentreffen mit ihr als ein gutes Zeichen an.

Während er mit Elly verkehrte, hatte Ernst ebenfalls eine Bekanntschaft gemacht, und zwar mit dem Aufseher der Dampfmaschine, einem herkulischen Manne, in dessen Riesenleib aber das Gemüth eines Kindes wohnte. Er hieß King. Geschwärzt vom Dampf der Maschine und den Steinkohlen der Feuerung sah er aus wie ein Geist aus der Hölle, und da er sich bei'm Geräusch der Dampfmaschine ein sehr lautes Sprechen angewöhnt hatte, so brachte seine Erscheinung und Donnerstimme Vielen auf dem Schiff einen wahren Schrecken. Das aber war ihm eben lieb, weil man ihm deßhalb auswich und ihn nicht belästigte; allein die Neugierde des kleinen Ernst überwand seine anfängliche Furcht, und die Dreistigkeit des schwachen Kindes gefiel dem starken Manne so, daß er sich mit demselben in ein Gespräch einließ und bald genug des kleinen Reisenden Lebensgeschichte erfuhr, was ihn noch mehr zu demselben hinzog.

Als Hermann zu seinem Bruder kam, rief dieser: „Herr King, da kommt Hermann. Das ist mein Bruder!" Lächelnd richtete sich Herr King auf und sprach zu Hermann: „Da muß ich mich dir doch auch vorstellen. Mein Name ist King, meine Charge Oberster der Teufel in dieser Höllengluth, will sagen, erster Maschinist auf dem Dampfschiff Washington. Hier ist auch Bob, der Höllenhund!" auf einen großen prächtigen Newfundländerhund zeigend, welcher am Eingange lag. „Wenn ihr gute Jungen seid, so will ich euch nicht lebendig braten und verspeisen."

Damit war die Vorstellung geschehen und die Freundschaft geschlossen; denn bald waltete zwischen dem Eisenmann und den Kindern die innigste Zuneigung, ähnlich wie mit dem Schiffskapitän auf dem Boote. Beide Kinder verbrachten einen großen Theil ihrer Zeit bei ihrem neuen Freunde. Hermann leistete ihm allerlei kleine Dienste, achtete selbst mit auf den Gang der Maschine und machte es dadurch möglich, daß der von der Hitze und dem Rauch geplagte Mann manchmal ein paar Augenblicke aus seinem Fegfeuer gehen und frische Luft schöpfen konnte. Ernst aber unterhielt ihn nicht selten stundenlang mit harmlosem Geschwätze oder spielte in seiner Nähe mit Bob, dem Hunde, dessen Zuneigung sich beide Knaben auch bald erworben. Wenn der

Digitized by Google

kühle Abend kam, so bedeckte Herr King die Kinder mit seiner eigenen wollenen Decke, und hatte er Nachtdienst, so konnten sie jedesmal in seinem Bette schlafen; aber nicht selten blieb dann Hermann noch lange bei ihm oder suchte ihn schon vor Tagesanbruch auf, um auf die Maschine Acht zu geben, damit der Müde ein kurzes Schläfchen machen konnte. Auf diese Weise suchte Hermann das Wohlwollen seines Freundes zu vergelten, und dieser fand in den geringen Diensten des schwachen Knaben gar wohl seine Liebe und Zuneigung heraus.

Eines Abends trat der hochmüthige Onkel John mit brennender Cigarre auf Herrn King zu und sprach in herablassendem Tone zu ihm: „Wie steht es, Herr King, passirt auch manchmal ein Unglück mit Ihrer Maschine?"

Dieser antwortete dem Stolzen ziemlich kurz: „Unglück passirt ja schon, aber ich hoffe, mir zum wenigsten nicht. Wenn man die Augen offen hält und ein Gewissen hat, so thut man seine Pflicht und vergißt nicht, wie viele Menschenleben auf dem Spiele stehen. Aber dennoch ist man in dieser Gegend des Flusses der vielen Sandbänke und Untiefen wegen vor Unfällen nicht ganz sicher."

Hermann, welcher sich in den tiefsten Winkel zurückgezogen hatte, um von dem ihm unangenehmen Manne nicht gesehen zu werden, bemerkte, daß bei diesen Worten die sorglose Miene des Stolzen schwand und er sichtlich erbleichte.

Als der Erschrockene sich entfernt hatte, fragte Hermann: „Lieber Herr King, gibt es denn wirklich hier herum Sandbänke und Untiefen, oder wollten Sie mit diesen Worten nur jenen Herrn los werden?"

„Allerdings mocht ich den stolzen Narren, den ich noch nichts anderes thun sah, als Cigarren rauchen und die Leute scheeren, forttreiben. Solch Volk denkt immer, daß es aus besserem Teig geknetet ist, als andere ehrliche Leute. Doch mein Junge, wahr ist es auch mit den Sandbänken und flachen Stellen, besonders in der Nähe von Wheeling, das wir bei Tagesanbruch sehen werden. Da unser Schiff in Folge der schweren Ladung sehr tief geht, so habe ich dem Kapitän gerathen, vor Nacht Anker zu werfen und liegen zu bleiben, damit es nicht etwa auf den Grund gerathe, aber er hat Eile und ließ sich nicht aufhalten. Nun meinetwegen, er trägt die Verantwortung, nicht ich. Ich kann schwimmen, was es aber mit den vielen Passagieren,

Digitized by Google

mit den Hunderten von armen Auswanderern werden ſoll, das weiß Gott!"

„Und wir, Herr King, was ſollte es denn mit uns, mit Ernſt und mir werden? Ich kann zwar ſchwimmen, aber in der Nacht, auf dem breiten Strom, ohne zu wiſſen wohin!!"

„Na, nur ruhig, Junge; im ſchlimmſten Falle bin ich auch noch da, und — nicht zu vergeſſen Bob. Iſt nicht das erſtemal, daß er einen Verunglückten gerettet hat. Nicht wahr Bob, alter Knabe?" Bob, als verſtände er die Frage, erhob ſich von ſeinem Lager, ſtreckte ſeinen Rieſenleib und kam wedelnd näher. Er trat auf die Hinterfüße, legte die Vordertatzen auf die Schultern ſeines Herrn und ſah ihm zärtlich in die Augen, als wollt' er ſagen: „Für Dich in den Tod! Sieh mir in die Augen, iſt es nicht wahr?"

„Weiß, was du ſagen willſt, alter Kerl. Na, geh nur wieder hin. Wird ja ſo ſchlimm nicht werden! Und du Hermann," wandte er ſich zu dieſem, „leg' dich auch auf's Ohr. Werde dich morgen früh vielleicht nöthig haben und dich bald rufen! — „Geh, Bob," ſprach er zu dem Hunde, „lege dich auf ſeine Füße, der Junge braucht eine Wärmeflaſche, wird heut Nacht etwas kühl werden. Ernſt liegt dort auf meiner Pritſche. Woll'n ihn liegen laſſen. Schläft ſo ſüß. Werd'n ſchon warm zudecken!"

Gehorſam folgte der kluge Hund dem Kinde und legte ſich zu den Füßen deſſelben, ein treuer Wächter, ein ſtarker Schutz für den Schwachen. Ja, der Vater im Himmel machte die unvernünftige Kreatur zu ſeinem Diener und Engel deſſelben, ſich um ihn zu legen und ihn in der nahenden Stunde der Gefahr zu erretten.

Waren es die letzt gehörten Worte, die Aeußerungen über eine mögliche Gefahr — genug, Hermann lag gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit lange wach und ſchlaflos, und als der Schlaf ihn endlich überwältigte, war es kein ruhiger und erquickender. Böſe Träume quälten ihn. Einmal wollte ihn Jemand von einem Thurme ſtürzen, das andere Mal braunte das Schiff, und das Feuer nahte ſich ihm wie eine kriechende Schlange. Endlich ſchien es ihm ſogar, als wenn er einen heftigen Stoß erhielte, als ob Jemand ihn gepackt hielte und an ihm herum riſſe.

Darüber erwachte er halb und halb, aber immer noch im Traum wollte er ſich eben wieder zum Weiterſchlafen zurecht legen, als er ein

neues Zerren und Reißen an sich wahrnahm; außerdem hörte er aber, wie ganz in der Ferne, ein Schreien und Rufen und fühlte deutlicher und immer erkennbarer ein unerklärliches Geräusch. Noch einen Moment — und mit einem Male war der Schlaf aus seinen Augen. Die schreckliche Wahrheit stand lebendig vor ihm. Ein Schiffsbrand oder ein Schiffbruch! das waren seine ersten Gedanken. Der treue Hund zu seinen Füßen, dessen Instinkt ihn lehrte, daß auf dem Schiffe etwas Schreckliches geschah, hatte ihn durch Bellen, Anstoßen und Zerren an den Kleidern zu erwecken gesucht.

Anfänglich schlotterten dem entsetzten Knaben die Kniee, die Haare sträubten sich, der Mund stand ihm weit offen; aber er gewann seine Fassung wieder, fortwährend vom Hunde gemahnt und gedrängt. Mit eiliger Hast stürzte er nach dem Orte, wo die Dampfmaschine stand. Niemand war da. Nach allen Seiten rief er jammernd nach Bruder Ernst. Niemand gab Antwort, wohl aber fühlte er, daß das Schiff sank, hörte die zischenden und gurgelnden Laute des eindringenden Wassers. Da floh er aus der verhängnißvollen Tiefe nach dem obersten Deck, aufgehalten, gestoßen und getreten von andern Fliehenden. Als er endlich hinauf kam, war es bereits ziemlich leer. Leise und mit angehaltenem Athem öffnete er die Thüre zu dem Gemach, wo Elly und ihre Mutter wohnten, auch hier Alles todtenstill. Sie hatten mit vielen Andern weit eher, als er, die Gefahr bemerkt und sich nach Rettung umgesehen. Und als er über Bord sah, bemerkte er im Schein der Schiffslaterne, daß sämmtliche Boote hinabgelassen und mit Passagieren angefüllt waren.

Indem er in der Höhe des obersten Decks stand und verzweiflungsvoll hinunter in das Gewühl, für sich aber nirgends Rettung sah, stand auf einmal Bob, der Hund, aufrecht ihm zur Seite und schaute auch in die Tiefe, gleichsam, als wollte er überlegen, was zu thun sei. Da mochte er im Menschenknäuel seinen Herrn bemerken, denn er wurde unruhig und fing laut an zu bellen. Hierauf schrie von unten eine Donnerstimme: „Bob, such verloren!“ Dieses Wort vernehmen, auf den Bord des Schiffes springen und einen furchtbaren Satz hinunter in die Tiefe thun, war das Werk eines Augenblicks. Wenige Minuten darauf lag er bei seinem Herrn in einem der Boote. Hierauf schrie dieselbe gewaltige Stimme hinauf: „Junge, spring herunter. Das Schiff sinkt!“

Digitized by Google

Der arme Knabe, keinen anderen Rettungsweg vor ſich, that endlich den entſetzlichen Sprung. Brauſend ſchlugen die Wogen des Waſſers über ihm zuſammen, und er fürchtete für ewig zu verſinken, aber da faßte ihn Etwas an den Kleidern und zog ihn auf die Oberfläche. Es war Bob, der Freund in der Noth, der ihm auf das Kommando ſeines Herrn nachgeſprungen und ihn emporgezogen hatte. Zu ſeinem unausſprechlichen Entzücken fand er den kleinen Ernſt ebenfalls gerettet im Boote.

Eben ſollte das große Boot mit ſeiner ſchweren Ladung nach dem nicht allzufernen Ufer abgehen, da ſank das Schiff, und durch die gewaltigen Waſſerwogen getroffen ſchwankte auch jenes hin und her wie ein Betrunkener. Ein Mark durchdringender Schrei gellte auf einmal durch die Luft, Aller Blicke wandten ſich nach dem ſinkenden Boote. Ha, welch' entſetzlicher Anblick? Hoch aufgerichtet in demſelben ſtand ein Mann mit einem Kinde auf den Armen. Als das Boot zu ſinken drohte, warf er im Wahnſinn der Angſt oder in der Selbſtſucht eines kalten Herzens das arme, ihn umſtrickende Geſchöpfchen von ſich in die Fluthen, um ſeine Arme zum Schwimmen frei zu haben. Bei dieſer entſetzlichen That kreiſchte durch die augenblickliche Stille eine einzelne Stimme. Es war der Nothſchrei der Mutterangſt. Aber ſchon nahte der Retter. Sich ſelbſt vergeſſend ſprang Hermann in das Waſſer, ihm folgte auch jetzt der treue Bob. Dieſem gelang es mit ſeinem feinen Geruchsſinn bald, das ſchwimmende Kind zu entdecken und zu faſſen und vereint mit Hermann an das Boot ſeines Herrn zu bringen.

Aber wo war dieſer, als ſie an daſſelbe kamen? Auch er ſchwamm im kalten Elemente, war dem braven Knaben nachgeſprungen, um ihn und womöglich auch das fremde Kind zu retten. In dieſem Augenblick aber ſank jenes überfüllte Boot, bald darauf umſchlangen ihn zwei Arme, um ihn nicht ſo leicht wieder los zu laſſen. Es war eine Frau, ſie aber von ſich zu ſtoßen, dem gewiſſen Tode preis zu geben, das ließ ſein gutes Herz nicht zu.

So ſchnell es ſeine Kräfte und die Gewalt des Stromes geſtatteten, ſchwamm er ſeinem Boote nach und brachte die Ohnmächtige glücklich hinein; aber groß war ſeine Beſtürzung, als er hier weder Hermann noch jenes Kind fand! Was ihn jedoch einigermaßen tröſtete, war der Gedanke, daß auch Bob fehlte. Mit Rieſenkraft

Digitized by Google

runderten die Matroſen dem nahen Lande, der Stadt Wheeling, zu, wo man den Unfall des Dampfſchiffes bemerkt, das Feuer des Leuchtthurms und Pfannen und Tonnen mit Theer angezündet, auch Boote zur Rettung der Verunglückten abgeſandt hatte.

Als King den Fuß an's Land ſetzte, ſah er zwei Kinderleichen am Boden liegen, und ein Hund ſtand dabei und heulte mit hochgehaltener Schnauze laut und kläglich nach dem Strome, gleichſam als rufe er Jemand um Hülfe. Es war der treue Hund Bob, vor ihm lag Hermann und Elly, wie es ſchien, im ewigen Schlafe. Noch hatte das Kind den Hals ſeines todtesmuthigen Retters umſchlungen. Als die Matroſen die gerettete Frau aus dem Boote trugen, ergab es ſich, daß es die Mutter des kleinen Mädchens war. Trotz ihrer großen Erſchöpfung hoben ſie die drei Verunglückten auf und ſchafften ſie in den nächſten Gaſthof. Herr King ließ ſchleunigſt ärztliche Hülfe holen und hatte die unausſprechliche Freude, die Scheintodten endlich wieder erwachen zu ſehen.

Und wo war der kleine Ernſt geblieben? Dieſer war von ſeinem Freunde King im tiefſten Schlafe auf das Boot gerettet worden und hatte hier die ganzen Schreckensſcenen verſchlafen. Ein paarmal war er von dem Höllenlärme, mehr aber noch von dem kalten Luftzug erweckt worden, aber er genoß noch den feſten Schlaf der Unſchuld und Jugend, und dieſer lullte ihn immer wieder ein. Als er endlich völlig wach wurde und von den Ereigniſſen der Nacht hörte, konnte er ſie gar nicht faſſen, aber er befand ſich bei Bruder Hermann und Freund King und Bob und in einem bequemen Gaſthof, das war ihm völlig genug. Außerdem gab es am Ufer des rieſigen Ohioſtroms hunderterlei zu ſehen, das reichte völlig aus, ihn zu zerſtreuen und die ohnedieß nicht recht begriffenen Gefahren vergeſſen zu machen.

Am andern Morgen fühlte ſich Hermann wieder ſoweit hergeſtellt, daß er das Bett verlaſſen konnte. Sein nächſter Weg ging nach dem Fluſſe. Daſelbſt ſah es traurig genug aus. Noch immer hoben ſich Reſte des geſunkenen und geborſtenen Schiffes und trieben, vom Winde geführt, nach dem Ufer. Darunter befanden ſich eine Menge Leichen. Auf dem Erdboden am Ufer ſelbſt lagen noch Viele, welche man auf Tragbahren wegtrug, um ſie ſpäter zu beerdigen, denn ſie alle ſchliefen den Todesſchlaf. Unter den Thätigſten in der Ausübung dieſer letzten Chriſtenpflicht bemerkte Hermann Herrn King zuvörderſt.

Digitized by Google

Als Hermann sinnend dastand, die Hände gefaltet und ein leises Gebet für seine wunderbare Rettung murmelnd, sah er einen Balken herantreiben, von einem Menschenarme umschlungen. Als das Stück Holz endlich nahe war, erkannte er deutlich an der umschlingenden Hand etwas Glänzendes. Der stolze Onkel Elly's trug, wie Hermann oft gesehen, einen strahlenden Diamantring am Zeigefinger der Rechten. Sollte er der Unglückliche sein! Schnell rief Hermann Herrn King herbei.

„Junge, du hier?" sprach dieser. „Willst du heim in den Gasthof und in's Bett! Ist keine Arbeit und kein ermuthigender Anblick für Jemand, der selbst kaum einem Wasserbade entkommen ist. Lagst noch im schönsten Schlafe, als ich dich vor ein paar Stunden verließ. Na, nun erzähle, wie bist du denn eigentlich auf's Trockne gekommen, hat dich denn Bob — — — — — —?"

„Bitte, Herr King, davon ein ander Mal; aber sehen Sie doch diese Leiche. Ist das nicht der Herr, welcher noch gestern Abend mit einer Cigarre vor Ihnen stand und Sie über einen möglichen Unfall des Schiffes befragte?"

Scharf lugte der Angeredete nach dem sich nähernden Todten. Ja es war der Genannte, der noch vor wenig Stunden so stolze, übermüthige Mann, dem der unerbittliche Tod den Hochmuth mit eiserner Hand vom Gesicht gewischt und ihn zu einer Speise der Würmer gemacht hatte, gleich dem ärmsten seiner von ihm verachteten Mitbrüder.

Herr King zog den Todten an's Ufer und streifte ihm den Diamantring vom Finger, um ihn einstweilen in Verwahrung zu nehmen und später seinen Angehörigen einzuhändigen. Hermann aber betrachtete lange Zeit mit ernstem Schweigen seinen einstigen Beleidiger. Seine Härte und Lieblosigkeit gegen ihn, den Heimathlosen, tauchte in seiner Seele auf, aber Gefühle des Mitleids, der Versöhnung überwältigten bald jede andere Empfindung, und er betete leise: „Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

Als er mit Herrn King in den Gasthof zurückkam, sah er eben einen Wagen eilig wegfahren. Ahnend, wer die Reisenden wären, wagte er lange Zeit nicht zu fragen, und als er's endlich that, hörte er zu seinem Schmerz, daß es Elly mit ihrer Mama gewesen. „Ja, ja," grollte er, „die reichen Leute haben kein Herz für den Armen,

Digitized by Google

kein Gedächtniß für empfangene Wohlthaten. Hätte so gern das liebe Kind besucht, nicht um seinen Dank zu empfangen, sondern nur um zu sehen, ob es wieder wohlauf sei, aber da kommt die stolze Mutter, nimmt sie mit fort, daß ja der Bettelbube nicht noch einmal nahe trete. Und doch hat dieser ihrem Liebling das Leben gerettet, und sie selbst ist kaum erst dem Tode entgangen durch die Todesverachtung eines braven Mannes, das ist Alles vergessen!"

Aber sein Unwille war ungerecht. Einige Augenblicke nach der Wegfahrt des Wagens trat Herr King mit einem offenen Briefe zu Hermann, und dieser las:

„Mein lieber Herr!

Man hat mir erzählt, daß ich Ihnen mein Leben verdanke, und daß mein geliebtes Kind von einem Knaben gerettet wurde, der mit seinem kleinen Bruder unter Ihrem Schutze lebt. Ich habe jetzt nur Worte und Gefühle des Dankes, und selbst diese kann ich im Augenblick weder Ihnen, noch dem muthigen Knaben persönlich aussprechen, da mich die plötzliche lebensgefährliche Erkrankung meines Gatten ohne jede Zögerung nach Hause ruft. Möge der Herr über Leben und Tod diesen bittern Leidenskelch gnädig an mir vorübergehen lassen und mir Gelegenheit geben, meine Dankbarkeit einst durch die That zu beweisen.

Ihre u. s. w.

Johanne Lawrence."

Als Hermann den Brief gelesen, standen ihm die Augen voll Thränen. Sein Herz fühlte das innigste Mitleid mit dem Kummer der zagenden Frau. Ja, er sah nun immer mehr ein, daß auch Reichthum und vornehmer Stand gegen Leiden nicht schützen und jeder Sterbliche seine Bürde zu tragen habe. Der Bruder war dahin, verschlungen vom reißenden Strome, jetzt vielleicht auch der geliebte Gatte in Folge heimtückischer Krankheit, — und die sonst so glückliche Mutter war eine verlassene Wittwe, ihr Kind eine vaterlose Waise.

So sehr diese Heimsuchung Hermann auch betrübte, so schien andererseits ein Trost für ihn darin zu liegen. Sie waren Beide, sein Vater und Elly's Mutter, Leidensgefährten und sie, die Kinder: Ernst, Elly und er ebenfalls. Die kleine Elly kam ihm immer mehr wie eine Schwester vor, und so war sie ihm ja auch immer begegnet.

„Arme Frau," rief Herr King, indem er den Brief noch einmal überflog, „so jung und reich und schon so schweres Leid. Ja, ja,

Digitized by Google

es wird Keinem an der Wiege gesungen, was 'n mal über ihn kommt, und Niemanden vorgegeigt, wenn der Hochzeitreigen getanzt wird, wie nahe die Stunde der Anfechtung ist. Tröste der Höchste die Arme und führe Alles wohl hinaus. — Aber Jungens, morgen früh geht ein Dampfer nach Cincinaty. Wollt ihr mit? Der Maschinenführer ist ein Freund von mir, und auch den Kapitän kenne ich als einen braven Mann. Soll ich Plätze bestellen? He? Ewig können wir doch nicht in diesem verrotteten Neste sitzen. Auch ich will schleunigst heim zu meiner Gattin und nach Pittsburg, um sie selbst zu beruhigen, wenn etwa die Nachricht von dem Untergange des Dampfschiffes schon hingelangt sein sollte. Ich werde das Fahrgeld für euch auslegen und auch eure Zeche hier in Ordnung bringen. Na, könnt ihr oder euer Vater die paar Dollars wieder erstatten, so werdet ihr's thun; wenn nicht, nun so mögen sie ihren Kameraden nachgehen!"

Wie gesagt, so geschehʼn. Der schmucke Dampfer: „Der Pfeil" nahm sie gegen Abend auf, nachdem sie einen herzbrechenden Abschied von ihrem Freunde King genommen. Auch Bob, der treue Hund, wurde vielmals und mit Thränen geküßt, und schien gleichfalls die Schwere der Stunde zu fühlen. Lange Zeit stand er heulend am Ufer und sah hinüber nach dem Schiffe, wo seine jungen Freunde ihm winkten und zärtliche Worte ihm zuriefen, und er schien sehr unschlüssig was zu thun: dem Schiffe zuzuschwimmen oder seinem Herrn zu folgen. Da ertönte von der Ferne dessen lauter Ruf, und der Sprung in die Tiefe des Wassers unterblieb. Zögernd und immer wieder zurück nach dem Schiffe schauend folgte er der Spur seines Herrn, ihm die Hand leckend, als wollt er sagen: „Nimm's nicht übel, du hattest sie lieb, ich auch!" — Und der gute Herr verstand seine Geberde, klopfte ihn zärtlich auf den Kopf und sprach: „Komm', Bob, mach' in deinen alten Tagen keine Streiche und lauf mir nicht davon. Geht mir jedoch gerade wie dir, waren aber auch gute Kinder. Mögen sie endlich ihren Vater finden und zur Ruhe kommen. Wir aber wollen gleichfalls eilen, heim zu kehren, damit die alte, gute Mama getröstet werde. Wollte, ich hätt' selbst so 'n paar schmucke Jungen, und sie flögen mir entgegen und könnt' sie herzen; aber es soll nicht sein. Ist mir nicht beschieden. Nun, wie Gott will, es muß ja wohl gut sein. Zum wenigsten schreien mir nach meinem Tode keine Waisen nach."

Digitized by Google

Leid wird Freud.

Nach einer Fahrt von drei Tagen kamen die Kinder glücklich und wohlbehalten in Cincinaty an; aber obwohl sie auf dem Schiffe voll Hoffnung und guten Muths waren, so bebte doch ihr Herz, als sie endlich ihr Reiseziel erreicht hatten und die Stadt betraten. Die alten Sorgen meldeten sich wieder: „Wird der gute Vater noch leben? Wird er am Ende wieder weggegangen sein? Wann und wo in dieser großen Stadt werden wir ihn finden?“ Dem kleinen Ernst machten diese Fragen nicht sehr bange, besonders als der vorsichtige und klug gewordene Hermann seine Nachforschungen nicht in abgelegenen, unsichern Straßen anstellte, sondern die vornehmsten und volkreichsten Quartiere der Stadt durchschritt, wo es für den Kleinen tausend merkwürdige und nie gesehene Dinge gab. Hermann aber bedachte freilich nicht, daß er unter diesem glänzenden Häusermeere weder seines Vaters arme Wohnung, noch dessen Werkstatt finden würde.

Schon waren sie wieder eine ganze Stunde in den endlosen Straßen gewandert, und das harte Pflaster, sowie die brennende Hitze hatte sie sehr ermattet, als sie vor einem großen, palastartigen Hause vorbeikamen, aus dem in demselben Augenblick ein kleines Kind trat, geführt von einem weiblichen Dienstboten. Hermann that einen Freudenschrei, als er ihrer ansichtig wurde. Es war sein kleiner Schützling, Elly. Als sie ihren Namensruf hörte, wandte sie sich um und erkannte Hermann. Da verklärte sich ihr ganzes Antlitz; sie ließ die Hand ihrer Dienerin los, sprang in die Straße und rief: „Hier wohnen wir, kommt schnell; Mama und Papa erwarten euch. Papa ist nicht gestorben, er ist wieder gesund geworden: aber kommt nur!“

Mit diesen Worten faßte sie beide Knaben an und führte sie jubelnd hinein in's Haus. Elly's lautes Sprechen und ungewöhnliches Benehmen veranlaßte ihre Mutter, die Stubenthüre zu öffnen, um nach der Ursache der Freude des Kindes zu forschen. Da kam diese selbst und rief schon von ferne: „Liebe Mama, da bringe ich sie, das sind die Kinder vom Dampfschiffe, der Kleine heißt Ernst, und das ist Hermann. Du weißt ja, liebe Mama, der mich aus dem Wasser gezogen, aber wo ist denn der Hund? Hast 'n doch noch? Geh' hole ihn, aber nein, du bleibst, David kann danach geh'n!“

Also sprach und jubelte das glückliche Kind; die Mutter aber

führte die Kinder in ihre Stube, nahm Hermanns Geſicht zwiſchen beide Hände, ſah ihn lange zärtlich an und ſprach endlich: „Alſo Du, mein Sohn, haſt mir mein Herzblättchen gerettet? Du biſt ihm in den Tod nachgeſprungen? Du treue, muthige Seele, wie vergelte ich Dir das? Geld und Gut thut's nicht; nun, Du haſt keine Mutter mehr, ſo will ich Dir eine Mutter ſein! Und damit küßte ſie ihn mit voller Seele auf den Mund, und auch Ernſt den kleinen nahm ſie auf, küßte ihn und führte dann beide der kleinen Elly zu. Lächelnd unter Thränen ſprach ſie: „Du haſt dir immer ein Brüderchen gewünſcht, hier haſt du auf einmal zwei Brüder!"

Hermann war vor Rührung keines Wortes mächtig. Die Erwähnung ſeiner ſeligen Mutter, die innige Liebe, welche ihm hier entgegentrat, der Gedanke, außer einem Bruder nun auch eine Schweſter zu haben und künftig nicht mehr fremd und verlaſſen zu ſein, überwältigte ihn ganz und gar. Schluchzend trat er in eine Ecke, um ſich auszuweinen, und die feinfühlende Frau verſtand ſeine Thränen und Empfindungen und ließ ihn gewähren.

Ein Glockenton rief ſie einen Augenblick aus dem Zimmer. Nach einigen Minuten trat ſie wieder herein, ging auf Hermann zu und ſprach: „Ich denke, Du weißt, daß mein Gatte plötzlich lebensgefährlich erkrankt war. Die fürchterliche Cholera hatte ihn überfallen, und ich wurde deßhalb ſchleunigſt zurückgerufen. Mit welchen Empfindungen ich die Heimreiſe antrat, kannſt du, liebes Kind, begreifen. Du haſt ja ſelbſt durch ſie einen ſo großen Verluſt erlitten. Ich war ſo eilig und hatte ſo wenig Sinn für etwas Anderes, daß ich ſelbſt meinen Lebensretter, Herrn King, und Dich, den meines geliebten Kindes, beinahe vergaß. Aber obwohl ich mir das Schlimmſte vorſtellte, ſo war es doch im Rathe des Höchſten gnädiger beſchloſſen; ich fand meinen geliebten Gatten zwar noch ſehr entkräftet, allein bereits außer aller Gefahr, und ſo ſchreitet ſeine Wiedergeneſung zwar nur langſam, aber ſicher vor. Jetzt, mein lieber Junge, verlangt er ſehnſüchtig nach Dir, um den Retter ſeines einzigen Kindes zu ſehen, ihn an's Herz zu drücken. Wirſt Du mitkommen und nicht erſchrecken?"

Hermann zögerte keinen Augenblick, ſondern folgte nach dem Krankenzimmer. Ja, die Cholera mag wohl eine furchtbare Krankheit ſein, denn der arme Mann hier, den ſie auf das Krankenlager geſtreckt hatte, ſah einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden.

Digitized by Google

Die Verwaisten II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Als Hermann eintrat, erhob sich der Kranke ein wenig, reichte ihm die Hand und sagte: „Guter Knabe, segne dich Gott und auch jenen Mann! Ihr habt mir meine größten Schätze, Weib und Kind, gerettet. Nehmt dafür, was ihr wollt, und wenn es die Hälfte meiner Habe gilt. Dir, mein Sohn, will ich mehr als Geld und Gut schenken, forthin will ich für dich sorgen, wie für mein eigenes Kind. Du suchst deinen Vater? Sei getrost; fändest du ihn nicht, so würde mein Haus deine Heimath und ich dein Vater sein. Aber wie heißest du, was ist dein Vater? Erzähle uns deine Schicksale!"

Hermann theilte ihm seine ganze Lebensgeschichte mit, wobei er natürlich auch den Namen, Stand und den muthmaßlichen Aufenthaltsort seines Vaters nannte. Bei diesen letzten Worten leuchtete des Kranken Antlitz von einer geheimen Freude, und er flüsterte seiner Gattin etwas in das Ohr. Diese lächelte ebenfalls ganz glücklich und eilte schnell aus dem Zimmer. Nicht lange darauf hörte man auf dem Hausflur einen festen Männertritt, die Thüre öffnete sich — Hermann that einen Freudenschrei: er lag in den Armen seines geliebten, so lang gesuchten Vaters.

„Mein hochverehrtester Herr Hall!

„Ihr tröstliches Bibelwort: ‚Vertrau' auf Gott, er hilft in Noth!' ist an uns Kindern zur Wahrheit geworden. Er, der Höchste, hat uns durch alle Fährlichkeiten hindurchgeleitet und in unsern Nöthen treulich beigestanden. Auch Vaters Sprichwort hat sich bewährt: ‚Was du willst mit Ernst, leicht auch thust und lernst.' Denn wir haben ihn gefunden, sind bei ihm, gehen nicht wieder von ihm. Freilich, welche Mühseligkeiten waren zu überwinden! Ach, leicht ist uns der Weg zu ihm in der That nicht geworden. Aber wie wunderbar sind Gottes Wege! Der Mann, dessen Kind ich aus den Wasserfluthen rettete, ist meines Vaters Brodherr; mein Vater ist Aufseher in seiner Maschinenfabrik und hat als solcher ein reichliches Auskommen. Und ich und Ernst? Nun, wir sitzen wahrhaft in Abrahams Schoße. Ernst und Elly spielen zusammen, wenn sie keinen Unterricht haben, und ich — nun rathen Sie einmal, theurer Herr, was ich bin und thue? Am Vormittag bin ich ein Schuljunge. Herr Lawrence, — das ist der Name unseres großmüthigen Wohlthäters, — schickt mich nämlich in eine der besten hiesigen Schulen,

Digitized by Google

damit ich etwas Ordentliches lerne, namentlich Sprachen, kaufmänniſche Wiſſenſchaften und Mathematik. Was der edle Mann damit beabſichtigt, kann nur mein Glück ſein, denn er hat mich lieb, wie ein Vater.

„Am Nachmittage arbeite ich unter Vaters Aufſicht mit in der Fabrik, natürlich nicht als Fabrikarbeiter, ſondern nur zu meinem Nutzen und Vergnügen. Wenn's geſchehen könnte, möcht' ich einſtens ein Maſchinenbauer werden, ich habe große Luſt dazu. Am Abend beſuchen wir unſern Garten, welchen mein Vater von Herrn Lawrence um ein Billiges gekauft hat. Herr Lawrence wollte gar kein Geld dafür nehmen, wie für das ſchöne Wohnhäuschen, das er uns vor dem Garten hat bauen und einrichten laſſen, aber der Vater that's nicht. Sehr oft kommen Herr und Madame Lawrence mit Elly und Ernſt heraus zu uns in den Garten, oder ſie nehmen uns mit in den ihrigen, der freilich viel größer und prächtiger iſt. Des Sonntags eſſen wir regelmäßig bei Herrn Lawrence und bleiben dann bis ſpät am Abend in der Familie.

„Zu Neujahr zieht auch Herr King nach Cincinaty. Herr Lawrence hat nicht eher nachgelaſſen, bis er Werkführer in einer ſeiner Fabriken geworden iſt. Er war ſchon einmal hier und hat uns auch beſucht. Wie glücklich machte uns dieſer Beſuch! Leider aber war der treue Bob nicht dabei, doch ſagte Herr King, daß er noch lebe und wohlauf ſei. Elly und Ernſt haben ihm ein zärtliches Briefchen geſchrieben, ich bezweifle aber, daß er's leſen und beantworten werde.

„Außer dem guten Herrn King werden wir noch andere Freunde nach Cincinaty herüber holen. Rathen Sie, wen ich meine? Es iſt die gute Frau Bill, welche ſich auf die inſtändige Bitte des Vaters entſchloſſen hat, zu uns zu ziehen. Wie ſehr wollen wir ſie lieb haben. Dem guten Doktor Warmherz habe ich bereits mehrmals geſchrieben, und er hat mir trotz ſeiner vielen Geſchäfte auch einmal geantwortet. Er iſt noch wohlauf. Gott gebe, daß dieſes mit dem Edlen immer der Fall ſei. Auch Frau Braun lebt noch und iſt geſund.

„Nun darf ich Ihre Geduld, mein theurer Herr, nicht länger in Anſpruch nehmen. Erlauben Sie mir aber wohl vor Schluſſe dieſer ehrerbietigen Zeilen noch eine Gunſt zu erbitten? Nun, ſo wollen Sie gütigſt William und Lucy, Ihren lieben Enkelchen, das beifolgende Käſtchen überreichen, welches eine kleine Arbeit von meiner eignen Hand enthält.

Digitized by Google

„Leben Sie wohl, mein theurer, lieber Herr. Der Höchste segne Sie und Ihr ganzes Haus, immerdar!

„In herzlicher Liebe und Dankbarkeit für immer

Ihr

respektvoller

Hermann.“

Thorwaldsen.

Nach dem Norwegischen von Julie Ruhkopf.

Es war am 20. Mai 1796, als Thorwaldsen sein Vaterland verließ, welches er nicht eher wiedersehen sollte, bis er heimwärts zog als dessen Stolz und Ruhm.

Die Reise war indeß keineswegs so bequem, als man es sich gedacht hatte; denn zuerst machte die Fregatte einen Kreuzzug in die Nordsee, und darauf ging der Sommer bis zum Oktober hin, ehe sie im Mittelmeere ankamen. Hier fuhren sie hin und her zwischen Malta und den Raubstaaten, und so friedlich auch unser Künstler von Natur war, mußte er doch in den Krieg mit den Barbaresken. Nach vielen verschiedenen Widerwärtigkeiten, die er ausgestanden, zu welchen noch seine Sehnsucht nach der Heimath kam, beschloß er im Anfange des nächsten Jahres das Schiff zu verlassen, nahm ein offenes Boot, um von der Insel Malta nach Palermo zu gehen, und schlüpfte von da endlich einmal nach Neapel.

In dieser sonst so lustigen Stadt fühlte er sich sehr unglücklich, theils weil seine Gesundheit geschwächt war, theils auch weil er Noth hatte, sich in der fremden Zunge verständlich zu machen. Er war nun nur einige Tagreisen von Rom, und deßungeachtet hatte er in seiner schwermüthigen Stimmung sich fest vorgesetzt, nach Dänemark zurückzukehren — es wäre dieß ein unberechenbarer Verlust für die Kunst und für sein Vaterland gewesen. Zum Glücke fehlte es eben da an einer passenden Schiffsgelegenheit. Kurze Zeit darauf indeß kam ihm besserer Rath, er fühlte mit Scham, daß die Schwäche, der er sich hingegeben hatte, seiner unwürdig sei, und es verflossen nun

Digitized by Google

nur wenige Tage, bis er am 8. März in Rom ankam, wo er bald eben so bekannt sein sollte, wie der Papst.

Er hatte von Kopenhagen ein Empfehlungsschreiben mitgebracht, an einen gelehrten, dänischen Mann, Namens Zoega, gerichtet, dessen guten Rath und Führung er benützte, und dem er im Anfange alle seine Arbeiten zeigte, um dessen Meinung zu hören. Doch da dieser immer gar zu streng, gar zu schwer zufrieden zu stellen war, so nahm Thorwaldsen lange Zeit die Miene an, als wenn er sich draußen umhertreibe, ohne etwas vorzunehmen, doch heimlich arbeitete er Tag und Nacht, wenn Niemand da war, es zu bemerken. Auf diese Weise fühlte er sich bald in seinem Elemente und war so fleißig, daß es beinahe unbegreiflich ist, wie er so Vieles fertig schaffte.

Aber jetzt war auch ein ganz anderer Geist in ihm erwacht, als bisher. Er selbst hat von dieser Zeit gesagt, daß ihm da der Schnee von den Augen weggethaut sei; auch äußerte sich dieses neue Leben nicht allein in seinen Arbeiten, sondern auch in einem ernstlichen Bestreben, in die Wissenschaft so tief einzudringen, wie es seine Kunst erforderte.

Aber drei Jahre sind keine lange Zeit, wenn es so viel zu lernen gibt. Eben war er auf's Allerbeste im Gange, als er mit Schrecken von dem Gedanken aus seiner Sicherheit aufgeweckt ward, daß seine Reisezeit fast vorbei sei, obgleich er bis jetzt nicht eine einzige Arbeit ausgeführt hatte, welche nach seiner Meinung gut genug gewesen wäre, in der Heimath von ihm zu zeugen. In Dänemark war man dagegen sehr zufrieden mit dem, was er heimgesandt, obgleich es nur ein sehr geringer Theil von dem war, was er gearbeitet hatte; denn er konnte sich niemals selbst genug thun, und deßhalb war es gewöhnlich sein Brauch, daß, sobald er eine Statue vollendet hatte, er ihr den Kopf abhieb, und den Rumpf wegschleuderte, damit ihn Niemand sähe. Aber wenn man von den wenigen Arbeiten schließen darf, welche diesem harten Gericht entgingen, so hätte er nicht nöthig gehabt, sich ihrer zu schämen.

Durch diesen Streit mit sich selbst und seinen Werken offenbarte er indessen, obgleich ohne es selbst zu wissen, daß das Ziel, welches er einst erringen sollte, ihm ferner als gewöhnlich erschien. In solcher Gemüthsstimmung beschloß er nun, eine Statue auszuführen, welche seine Sache tüchtig in Dänemark führen könne, und er wählte dazu

Thorwaldsen.

Digitized by Google

Digitized by Google

aus der griechiſchen Sage den Helden Jaſon, ihn vorſtellend, wie er im fremden Lande das goldene Vließ erringt, nachdem er jeden Widerſtand überwunden hat.

Wenn ein Bildhauer ein Werk ausführen will, ſo formt er ſich zuerſt ein Bild aus feuchtem Thon, und wenn dieſes ſo ausgearbeitet iſt, wie er es wünſcht, macht er eine Form von Gyps darüber, und in dieſe Form gießt er dann wieder Gyps, ſo daß er zuletzt ſtatt eines gebrechlichen Werks von Thon ganz daſſelbe in Gyps erlangt, welches ſtärker iſt und beſſer aufbewahrt werden kann. Nach einem ſolchen Gypsmodell führt er dann ſpäter, wenn es bei ihm beſtellt wird, ſein Werk in Marmor oder Metall aus. So wurde auch dieſer Jaſon in natürlicher Größe angefangen, das heißt, ſo groß wie gewöhnlich ein Menſch iſt, und im Monat April 1801 ſtand die Geſtalt in Thon fertig da.

Aber es gehört nicht allein Kunſt, ſondern auch gutes Glück dazu, ſich zwiſchen ſo vielen Künſtlern und Kunſtwerken auszuzeichnen, wie es deren in Rom gibt. Es ereignete ſich deßhalb, daß unſers Künſtlers Meiſterſtück keine ſonderliche Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und ſobald ihm dieß recht klar entgegengetreten war, ſchlug er es in Stücke und begann nun mißmuthig an ſeine Heimreiſe im Herbſte zu denken. Der vorhin erwähnte Zoega dachte nach Dänemark zurückzukehren, es war natürlich, daß die beiden Landsleute beſchloſſen, mit einander zu gehen, und aus dieſem Grunde wurde die Reiſe bis zum nächſten Frühjahr ausgeſetzt.

Bis zu dieſer Zeit hatte unſer Künſtler in großer Angſt und Noth gelebt; denn er hatte ein Bild in der Seele, welches zur Welt geboren werden wollte und mußte, und welches ihm in ſeinem Innern keine Ruhe ließ. Als deßhalb der Januar des Jahres 1803 kam, ſtand wieder eine Thongeſtalt des Jaſon in ſeiner Werkſtätte; aber dießmal war der Held, gleichſam um ſich deſto geltender zu machen, zu einer übernatürlichen Größe herangewachſen. Dieſer neue Verſuch wurde bald bekannt. Viele kamen ihn zu ſehen, und Alle bewunderten ihn als ein Werk, welches mehr als eines von denen, geſchaffen ſeit der Einführung des Chriſtenthums, an die eigenthümliche Weiſe erinnerte, welcher die Griechen gefolgt waren, um Bildhauerarbeiten darzuſtellen. Dennoch blieb es bei Lobreden, und es war nahe daran, daß auch dieſe Statue das Schickſal ihrer Vorgänger getheilt hätte. Indeſſen brachte

Digitized by Google

Thorwaldsen die Sache doch dießmal so weit, daß er sein Werk in Gyps abgegossen bekam, und nun, dachte er, könnte es stehen bleiben, bis er einmal Gelegenheit hätte, es nach Dänemark zu schaffen.

Darauf packte er seine Habe zusammen und sagte seinem Jason Lebewohl, denn der nächste Morgen war zur Abreise anberaumt. Der Wagen hielt schon vor der Thüre, der Koffer war festgeschnürt, und kein anderes Hinderniß gab es, als daß ein deutscher Künstler, welcher mitreisen wollte, sich noch nicht eingefunden hatte. Endlich kam dieser, aber nur um zu sagen, daß er noch nicht fort könne, weil sein Paß nicht unterschrieben sei. Die Reise wurde deßhalb bis zum nächsten Tage ausgesetzt.

Indeß sollte sie auch am nächsten Tage nicht vor sich gehen; denn ein Lohnlakai führte schon an diesem Tage einen reichen englischen Kaufmann, Namens Thomas Hope, in die kleine Werkstätte, damit er den Jason sähe, von welchem so viel Redens war. Thorwaldsen war eben gegenwärtig und zeigte sein Werk, welches dem reichen Engländer hohe Gunst abgewann. Er fragte während ihres Gespräches, wie viel die Statue wohl kosten würde, wenn sie in Marmor ausgeführt wäre. „Sechshundert Zechinen," antwortete der bescheidene Künstler, für welchen es schon ein großes Glück zu sein schien, wenn er nur Gelegenheit bekäme, sein Werk auszuführen. „Das ist zu wenig," antwortete der edle Kunstfreund, „ich will Ihnen achthundert geben und Sie sogleich in Stand setzen, Ihre Arbeit zu beginnen."

So sollte Thorwaldsen für die Kunst gerettet werden und Dänemark dahin kommen, Jahrhunderte lang seinen Namen wie einen köstlichen Schmuck zu tragen. Thorwaldsen erreichte durch diese Fügung nicht allein, daß er nun längere Zeit in Rom bleiben konnte, sondern auch, daß er in Ruf kam, und daß das Gerücht nun seinen Ruhm weit und breit verkündete und ihm Jahr für Jahr größere Anlässe brachte, sich in seiner Kunst auszuzeichnen.

Der Auerhahn.

Der Auerhahn, ein Vogel des Nordens, dessen Heimath die Fichtenwälder sind, zählt zu den größten eßbaren wilden Vögeln, denn

Digitized by Google

Der Auerhahn.

die Männchen ſind bis zu drei Fuß groß. Kopf und Hals ſind ſchwarz, an der Kehle weiß geſprenkelt. Er hat einen Federbart, über den

Digitized by Google

Augen einen kahlen, rothen Fleck; der Rücken ist schwarz und weiß gesprenkelt, die Brust grün angelaufen; die Flügel sind braun, die Füße befiedert. Wenn nicht tiefer Schnee liegt, ist der Auerhahn bei Tage meist auf dem Boden, des Nachts sitzt er auf den Bäumen oder vergräbt sich in den Schnee. Sein Flug ist nicht schwer und geräuschvoll, und er wurde hoch in den Lüften bemerkt. Der Auerhahn bringt es zu einem beträchtlichen Alter; erst im dritten Jahre ist er ausgewachsen. In südlichen Gegenden wird er schwerer, als im hohen Norden, wie Lappland. Im Winter und Frühjahr frißt er Knospen von den Bäumen, im Sommer und Herbst Insekten, Beeren, Eicheln und Buchekern. Die Balzzeit dauert vom März bis zum April; der Hahn lockt von drei Uhr früh bis nach der Dämmerung die Henne durch drei verschiedenartige Töne. Während des Hauptschlags streckt er den Kopf in die Höhe, schlägt mit dem Schwanz einen Reif und ist so verzückt, daß der Jäger mit drei Sprüngen sich ihm nähern, ja selbst auf ihn schießen kann, ohne daß er es merkt. Auf andere Art ihm beizukommen ist schwer, obgleich auch die Tagjagd mit Auerhahnhunden in einzelnen Gegenden üblich ist. Die Henne macht ihr Nest auf den Boden, legt fünf bis zwölf Eier und brütet vier Wochen. Die Jungen laufen gleich, sind in acht Wochen flügge und bleiben bis zum Frühjahr bei der Henne. Das Wildpret des alten Hahns ist trocken und zähe und muß deßhalb gebeizt werden; die Jungen und Hennen hingegen gelten für einen köstlichen Leckerbissen.

Nach dem Regen.

Von Adolf Bube.

Der Regen ist vergangen,
Kein Donner rührt sich mehr;
Doch tief zur Erde hangen
Noch Wolken, trüb und schwer.

Von Laub und Blüthen wallen
Der Tropfen viel hinab,

Digitized by Google

Wie Kindesthränen fallen
Auf einer Mutter Grab.

Da ſcheucht der Wolken Gähren
Ein Strahl der Sonne fern.
Sie küßt die hellen Zähren
Von Blatt und Blumenſtern.

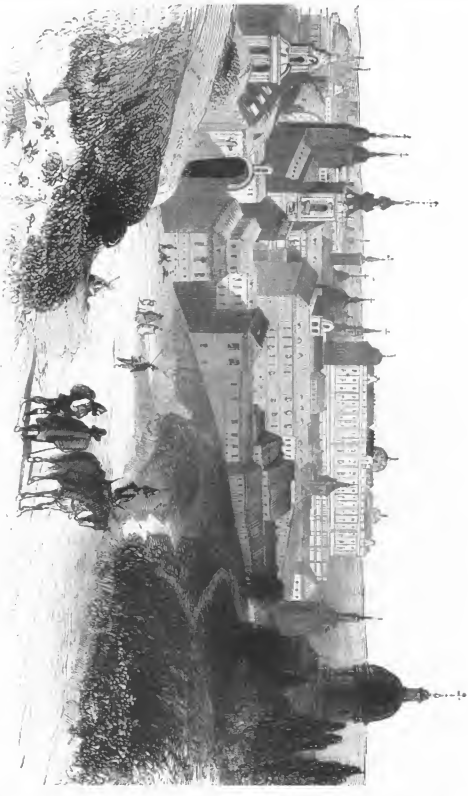
Die Schwergebeugten heben
Ermuthigt ſich empor
Und hauchen neues Leben
Im friſchen Duft hervor.

Madrid.

Die weite Ebene, in welcher ſich Madrid erhebt, iſt ein Ocean von grauen und falben Brachfeldern, worin ſich grüne Inſelchen abheben. Da und dort entdeckt man ein Dorf von geweißten Lehmwänden, und wenn der Wagen anhält, um die Pferde zu wechſeln, umgibt ihn ein Schwarm von Bettlern. Ich wurde nichts gewahr von der großen Stadt, bis wir an ihren Mauern waren, denn ich hatte nicht den Muth, den Kopf aus dem Wagen zu ſtecken, ſo ſehr drückte mich die Hitze. Madrid erinnerte mich mit dem Erdwall, der es umgibt, mit ſeinen ärmlichen Thürmchen und abgeſchmackten Thürmen und der Wüſte, die ſich bis an die Thore erſtreckt, an einige Städte des Orients. Der Bewohner der iberiſchen Hauptſtadt kommt nicht zweimal des Jahres heraus, und er hat Recht. Im Innern verſchwindet alle morgenländiſche Illuſion. Man hat die mindeſt ſpaniſche aller ſpaniſchen Städte vor ſich. Ein allgemeines Franzoſenthum und theilweiſe engliſches Weſen haben die Architektur, Sitten und Gebräuche ihres urſprünglichen Charakters entkleidet. Es gibt nichts Nationales mehr, als die Plaza Mayor und die Stiergefechte. Der öſtliche Theil von Madrid gleicht einer flachen Hand; die Puerta del Sol bildet den Ballen, und die Straße Alcala den Mittelfinger, denn ſie iſt die längſte und brei-

Digitized by Google

teſte von allen, welche an erſterem Orte ausmünden. Die Madrider behaupten überdieß, daß ſie die ſchönſte in Europa ſei, und ich weiß



Anſicht von Madrid.

nicht, ob ſie ſich täuſchen. Wo ſie ſich gegen den Prado wendet, iſt ſie rechts und links mit einer doppelten Reihe von Akazien eingefaßt. Hier

Digitized by Google

finden sich die ersten Kaffeehäuser, vor allem das Café del Espajo, das an Pracht und Wohlfeilheit alle ähnlichen Anstalten von Paris übertrifft. Es ist für den Fremden ein angenehmer Zeitvertreib, sich hier nach Sonnenuntergang an ein Fenster zu stellen und auf die Fluth von Fußgängern, Wagen und Reitern hinabzuschauen, welche nach dem Prado strömt. Allein, statt als bloßer Zuschauer dort zu verweilen, wollen wir hinabgehen und dem Gedränge folgen. Der besuchteste Theil der Promenade beginnt ungefähr fünfhundert Schritte von der Alcalastraße. Eine große Allee läßt für die Wagen bequemen Raum, und nicht minder breite Schattengänge nehmen die gewöhnlichen Sterblichen auf. Die ganze ehrsame Bevölkerung von Madrid drängt sich hier des Abends, von der Königin bis zum geringsten Bürger. Außer Isabella, welche die Mantille sehr gut kleidet, tragen sich die Damen nach der neuesten pariser Mode. Welche Enttäuschung! Tausende miethen Stühle und sehen die schöne Welt an sich vorüberziehen. Die Bevölkerung Madrids ist mit spärlicher Ausnahme durchaus spanisch: die Aguaderos sind aus Asturien, die Caleseros aus Valencia, die Bettler aus der Mancha, die Bedienten aus den Bergen, die Hausverwalter und Sekretäre aus Biscaya, die Stierkämpfer aus Galizien, die Krämer aus Catalonien, die stolzen Aragonesen, Asturier und endlich die ächten Söhne von Madrid, der Pöbel der Hauptstadt, und die 20,000 Handarbeiter. Was die spanische Aristokratie betrifft, so ist das, was man von Sennoras und Caballeros zu sagen hat, weder interessant, noch erfreulich: anders der gemeine Spanier. Der gemeine Spanier ist kein gemeiner Mensch, kein gewöhnliches Wesen, sondern ein außerordentlicher Mensch, dessen freier, unabhängiger Geist auch unter dem härtesten Joch ungebrochen ist. Er geht so stolz auf dem Prado, wie die vornehmste Dame mit ihrem Fächer. Spanien ist das Land des Fächers. Keine Dame vermag ohne Fächer zu leben: er begleitet sie überall hin, auf die Promenade, zum Besuch, in die Kirche, zum Theater. Manche Damen besitzen bis hundert Stück Fächer. Das leise Schwirren, das durch das unaufhörliche Oeffnen und Schließen der Fächer entsteht, durchdringt mit ganz eigenthümlichem Laute das übrige Geräusch des Prado. — Um halb zehn Uhr wird der Prado leer, und die Menge wendet sich theils den Kaffeehäusern, theils den Wohnhäusern zu, wo man noch einige Zeit auf den breiten Balkonen verweilt. Die Häuser Madrids sind aus Letten und Backsteinen oder

Digitized by Google

aus gestampfter Erde gebaut, wohl mit Kalk überworfen und mit ziemlich phantastischen Farben, hellgrün, rosa, blau u. s. w. angestrichen, die Fenster mit Verzierungen überladen, nur die ganz neuen Häuser sind mit Milchfarbe getüncht. Im Innern ist der Raum nirgends gespart. Man durchwandert eine lange Reihe von Zimmern, in denen nichts als Gemälde zu sehen sind, ehe man in den bewohnten Theil des Hauses kommt. Die Gemälde sind selten in Rahmen gefaßt. Der Fußboden besteht aus Steinen und wird mit Matten von sehr feiner Arbeit bedeckt. Die Möbel sind sehr sparsam in den Zimmern vertheilt und in abscheulich altväterischem Geschmack; dagegen ist eine Unzahl von Rohrstühlen und Sophas an den Wänden vertheilt. Um die unerträgliche Hitze zu mildern, sind die Fensterläden fast immer verschlossen. Zu gleicher Zeit feuchtet man die Matten an und stellt Töpfe mit Wasser in die Zimmer. So wird Madrid wenigstens einigermaßen erträglich.

Christoph Wilibald Ritter von Gluck.

Von Wilhelm Buchner.

Aus dem niedrigen Menschengesträuche, welches tief an der Erde seine verschlungenen Ranken breitet und, anscheinend unfruchtbar und dornig, so manche duftende Blüthe und süße Frucht trägt, so manchen kräftigen Baum in seinen Schutz nimmt, damit er erstarkt um so weiter und segensreicher seinen Schatten werfe, aus dem dunkeln, in enger Wirksamkeit befriedigten Bürgerstande erwuchs so mancher treffliche Mann, so mancher Gelehrte und Künstler, Staatsmann und Kriegsheld, daß man fast meinen möchte, er gleiche der unbebauten Bergtrift, welche die besten Heilkräuter trägt. Ein solcher Sohn des Volkes und des Waldes ist jener gefeierte Tondichter, dessen Namen, Geburtsjahr und Ort sogar bis noch vor wenig Jahren in ein unauflösliches Dunkel gehüllt schien, nämlich Gluck.

Christoph Wilibald Gluck war der Sohn eines bayerischen Försters in dem Dorfe Weidenwang bei Neumarkt, einem Städtchen in der Oberpfalz am Ludwigscanale gelegen. Dieß ist durch Anton

Digitized by Google

Schmid, des großen Meisters verdienstvollen Lebensbeschreiber, erst neuerdings nachgewiesen worden. Sogar das Denkmal zu München gibt Gluck die Vornamen Johann Christoph; ebenso glaubte man lange Zeit, derselbe sei geboren zu Neustadt an der Waldnab, einem Städtlein nicht fern der böhmischen Grenze und dem Fichtelgebirge, und zwar im Jahre 1700. Alles dieß ist völlig unrichtig und gilt von einem unberühmten Oheim des großen Meisters; dieser selbst ward, wie bereits erwähnt, zu Weidenwang geboren und zwar am 2. Juli 1714. Der Vater war früher Leibjäger des berühmten Prinzen Eugen gewesen und zog vielfach als Förster verschiedener reichen böhmischen Herren, der Kaunitz, Kinsky, Lobkowitz, hin und her am Böhmerwald und Erzgebirge. Der Knabe verbrachte seine Jugendjahre in den kleinen Wald- und Bergstädten und besuchte die Volksschule; der Vater behandelte sein lebhaftes Söhnlein oft sehr hart, und gerne erzählte später Gluck in heiterer Stunde, wie er im strengen Winter barfuß hinter des Vaters Pferd in den Forst habe laufen müssen, um Jagd- und Meßgeräth nachzutragen. Indeß die rauhe Jägerzucht bekam ihm wohl; Gluck ward kräftig und gesund. Für die Tonkunst ungemein begabt überwand er leicht die ersten Schwierigkeiten und lernte fertig und geschmackvoll Geige und Violoncell spielen. Seit 1726 besuchte er die Schule in dem erzgebirgischen Städtchen Kommotau, in dessen Nähe der Vater damals angestellt war; hier empfing Gluck im Jesuitenseminar Unterricht auf der Orgel und dem Claviere. Später begab er sich zu seiner ferneren Ausbildung in Wissenschaft und Tonkunst nach der alten Hauptstadt Böhmens, nach Prag. Um sich sein kärgliches Brod zu erwerben, welches der Vater bei seinem kinderreichen Haushalt dem heranwachsenden Sohne nicht mehr gewähren konnte, ertheilte Gluck Unterricht im Gesang und auf dem Violoncell, sang und spielte beim Gottesdienst, durchzog die Dörfer des musikliebenden Böhmerlandes, wobei er die Bauern durch Spiel und Gesang ergötzte und zum Lohn Brod und Eier, wohl selten klingende Münze empfing. Wahrlich, ein arbeitvolles und kümmerliches Jugendleben, in welchem Hunderte verkommen wären! Gluck aber, der hochbegabte Jüngling, kämpfte sich durch. Daß manche unserer großen Männer so Gewaltiges erreichten, danken sie recht eigentlich den Mühen des Lebens, welche sich in ihren Lebenspfad drängten und sie zu nachhaltigster Kraftanstrengung nöthigten, um nicht unterzugehen.

Digitized by Google

Indeß wurden die reichen Fürsten Lobkowitz auf den fähigen, stattlichen, liebenswürdigen und gebildeten Sohn ihres Försters aufmerksam. Als Gluck sich 1736 nach Wien begab, fand er im Hause Lobkowitz freundliche Aufnahme und alsbald auch Gelegenheit, sich in der Kenntniß des Tonsatzes auszubilden. Ein reicher Fürst Melzi aus Mailand hörte ihn hier singen und spielen, ernannte ihn zu seinem Kammermusikus und nahm ihn mit sich nach Italien, ein außerordentliches Glück nach der Ansicht einer Zeit, welche nur von einem Besuche des künstlerreichen Italiens die völlige musikalische Ausbildung erwartete. In Mailand verweilte Gluck vier Jahre und genoß den Unterricht eines gelehrten Meisters Namens Sammartini. Zu Anfang des Jahres 1741, also jedenfalls nicht mehr ganz jung, führte Gluck zu Mailand seine erste Oper Artaxerres auf; sie ward beifällig aufgenommen, und er ließ ihr noch mehrere für die Opernbühnen von Mailand, Venedig, Turin und Cremona folgen. Sein Ruf breitete sich immer mehr aus; und da zu jener Zeit ein reicher Lord Middleser zu London die wiederholt zusammengebrochene italienische Oper zu erneuern unternahm, so berief er 1745 den 31jährigen Gluck nach England, um die Stelle eines Kapellmeisters zu übernehmen.

Gluck schrieb für London die Oper „Der Fall der Giganten;" sie ging am 7. Januar 1746 über die Bühne, und zwar mit schwachem Erfolge. Schon Händels Mißgeschick hätte lehren können, daß die italienische Oper in London keine großen Erfolge zu hoffen hatte; dazu kam eine gewaltige politische Aufregung, welche die Theilnahme für die Kunst lähmte. So geschah es, daß Gluck mit keinem der Werke, welche er aufführte, glücklich war und unbefriedigt nach Wien heimkehrte. Sein Ruhm, seine treffliche Fähigkeit zur Leitung des Orchesters, sein schönes Geigen- und Violoncellspiel, seine gesellige Liebenswürdigkeit öffneten ihm mehr noch als früher die Häuser kunstliebender Adeligen und Reichen. Marianne Pergin, die Tochter eines sehr reichen Großhändlers, wandte dem schönen jungen Musiker ihre Neigung zu und ward schon 1750 nach dem Tode des Vaters, welcher diese Verbindung nicht billigte, Glucks Gattin. So im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens, ein täglicher Gast in den Schlössern des musikliebenden Adels, beglückt durch die sorgende Liebe seiner Marianne und den Genuß eines bequemen und glänzenden, leider nicht durch Kinder belebten Hauswesens, so verbrachte Gluck die folgenden Jahrzehnte zu

Digitized by Google

Wien, ein beneidenswerther Mann, ein Günstling des Glücks und doch keineswegs verwöhnt oder sich sorgloser Trägheit ergebend. Er schrieb eine Reihe von italienischen Opern und französischen Liederspielen für die glänzenden Aufführungen des kaiserlichen Hoftheaters, sowie für einige Städte von Italien, welche darum gebeten, wie Neapel. Gluck ward 1754 als Kapellmeister angestellt; 1754 nach Rom berufen führte er zwei Opern auf und ward vom Papste zum Ritter des Ordens vom goldenen Sporn ernannt; daher der Titel Ritter, welchen Gluck mit Vorliebe gebrauchte. Während Gluck so viele Jahre lang ganz in der herkömmlichen Weise der Italiener seine Opern sezte, verbesserte er eifrig die Mängel seiner Jugendbildung, lernte Latein und Französisch, las die besten deutschen Dichter, verkehrte mit mancherlei Gelehrten und ward durch solches Lernen und eigenes Nachdenken zu der Erkenntniß hingeführt, wie doch eigentlich die damalige Opernmusik übermäßig unnatürlich und langweilig sei. Denn in der italienischen Oper jener Zeit galt es vor allem, den Hauptsängern lange Arien zu liefern, in welchen sie die Fülle, Biegsamkeit und Ausdauer ihrer Stimme nach Kräften zeigen konnten. Diese endlosen Arien, die eingeschobenen Märsche und Tänze hielten die an sich schon meistens alberne Handlung auf, so daß eine zum Herzen sprechende Gesammtwirkung, ein wahres, schönes und dadurch ergreifendes Kunstwerk auf solche Weise keineswegs entstand. Gluck gelangte zu der Ueberzeugung, daß die Oper nicht der Kehlenfertigkeit einzelner Sänger und Sängerinnen zur Folie dienen dürfe, sondern ein wirkliches Kunstwerk sein müsse, bei dem wahre Empfindung und ergreifende Handlung mit der Schönheit der Musik zusammenwirke, um einen allseitig befriedigenden Eindruck hervorzubringen. Gluck beschloß, seine Ansichten durchzufechten, und fand zunächst in dem kaiserlichen Rathe Calzabigi einen Dichter, welcher ihm ein wirklich dramatisch schönes und rührendes Textbuch lieferte: Orpheus und Eurydice. Am 5. Oktober 1762 ward die Oper zuerst in Wien aufgeführt. Anfangs waren die Hörer mehr überrascht und betroffen, als hingerissen; aber der Reiz der einfach schönen und rührenden Dichtung, verbunden mit Glucks kräftiger, leidenschaftlicher Musik, den gewaltigen handelnden Chören, dem stets wahren, ergreifenden Ausdruck der Empfindung, alle diese vereinigten Eigenschaften gewannen bald die Hörer für ein Kunstwerk, welches so völlig von dem Gewöhnlichen abwich; dagegen die

blinden Anhänger der italienischen Musik und die Sänger selbst, welche fortan nicht durch endlose Schnörkel und Triller glänzen konnten, blieben lange Glucks Gegner.

Ganz gleiche Richtung verfolgte Gluck in der herrlichen Oper Alceste, welche er Ausgang 1767 auf die Bühne brachte. Doch erkannte er, daß Wien, wo der italienische Geschmack eingebürgert war, nicht der Ort sei, um eine völlige Erneuerung der Opernmusik anzubahnen. In Paris dagegen waren schon seit mehreren Jahrzehnten Tonsetzer aufgetreten mit dem Bemühen, eine echt französische Opernbühne herzustellen. Was sie erreicht hatten, dachte Gluck zu benützen. Er ließ eines der trefflichsten französischen Trauerspiele: Racines Iphigenie in Aulis, in ein Opernbuch umdichten und setzte dasselbe. Durch seine Verbindung mit den Direktoren der Pariser großen Oper und mit Marie Antoinette von Oesterreich, der Gemahlin des Thronerben von Frankreich, wußte er es zu erreichen, daß er im Frühling 1774 sein erstes Werk auf der Pariser Bühne aufführen konnte. Das großartige Werk machte, wie vorher der Orpheus, verschiedenartigste Wirkung: Tadel und Bewunderung wurden ihm gleicherweise zu Theil. Der König von Frankreich verlieh dem deutschen Meister einen stattlichen Jahresgehalt, die Kaiserin Maria Theresia einen nicht geringeren mit dem Titel eines k. k. Hofcompositeurs. Gluck reiste 1776 abermals nach Paris, um seine Alceste aufzuführen. Sie ward anfangs ausgezischt, denn der Streit zwischen den Freunden und Gegnern des großen deutschen Meisters hatte sich unterdeß zu der äußersten Heftigkeit entzündet und ward in Gesellschaften und Kaffeehäusern, in Zeitungen und Flugschriften auf das Hitzigste und nicht selten auch auf das Gröbste geführt; ja Glucks Feinde, nicht zufrieden, seine Opernmusik für lärmend, eintönig, barbarisch zu erklären, beriefen einen der berühmtesten italienischen Tonsetzer damaliger Zeit, den Neapolitaner Nicola Piccini nach Paris, damit derselbe als offener Nebenbuhler des deutschen Meisters auftrete. So war seit Ende 1776 der Streit der Gluckisten und Piccinisten in vollster Blüthe, und so sehr dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit sich der Opernbühne zuwandte, um so schwieriger erschien es, solch einer starken und eifrigen Partei gegenüber den Sieg davon zu tragen. Gluck führte 1777 seine Oper Armida, 1779 seine Iphigenie in Tauris auf, herrliche Tonwerke, noch heute die Zierde unserer Bühnen; dann

Digitized by Google

kehrte er, müde des ſtürmiſchen Pariſer Lebens, nach dem friedlichen Wien heim.

Die folgenden Jahre bis zum Ende floſſen dem greiſen Meiſter ſtill und heiter dahin: im Genuſſe der allgemeinen Verehrung, in reicher und bequemer Häuslichkeit, unter der ſorglichen Pflege der Gattin. Die Schwächen des Alters ſtellten ſich ein; ein Schlagfluß lähmte Glucks rechte Hand; die Sprache ward undeutlich; aber Geiſteskraft und Stimmung blieben jugendlich friſch. Um Aufregung zu vermeiden, durfte der Greis nicht mehr componiren; aber noch immer ſang er gern mit zitternder Stimme und hervorquellenden Thränen die Muſik, welche er zu ſeines Freundes Klopſtock Oden und Hermannsſchlacht geſetzt hatte. Sein letztes Werk war ein großer Chor „das letzte Gericht"; er arbeitete ihn gemeinſam mit ſeinem Freund und Lieblingsſchüler Salieri aus. Sie blieben Beide lange unſchlüſſig, in welcher Stimme ſie Chriſtus ſingen laſſen wollten. „Nun denn," ſprach Gluck, „da wir die Stimme nicht kennen, die wir dem Heiland geben ſollen, ſo werde ich ihn in wenigen Tagen ſelbſt aufſuchen!" Vier Tage darauf ſchied Gluck von der Erde, kräftig und glücklich, wie er gelebt. Am 15. November 1787 ſpeiſte er noch unter heiteren Geſprächen mit einigen Gäſten aus Paris. Nach Tiſche ward Kaffee und Liqueur aufgetragen; um ſeine Gäſte zu ermuntern, trank Gluck, obgleich der Arzt alle geiſtigen Getränke ſtreng verboten hatte, ein Gläschen Liqueur ſcherzend aus und verabſchiedete ſich dann für eine Stunde, um mit der Gattin ſpazieren zu fahren. Unterwegs rührte ihn aufs Neue der Schlag, dießmal tödtlich. Wenige Stunden darnach war der große Meiſter aus dem Leben geſchieden; er war dreiundſiebenzig Jahre alt geworden. Sein Sarg ward auf dem Matzleinsdorfer Kirchhofe eingeſenkt. Zu Wien und Paris wurden muſikaliſche Todtenfeiern gehalten. In München, der Hauptſtadt ſeines Geburtslandes Bayern, iſt Gluck 1849 durch ein ſchönes ehernes Standbild geehrt worden.

Gluck war ein Mann von hohem Wuchſe, ſtattlicher, aufrechter Haltung und breiten Schultern. Das kräftig gebildete Geſicht war ſtark von Blatternarben zerriſſen; aus den dunkelgrauen Augen blitzte das Feuer des Geiſtes mit oft unheimlicher Lebhaftigkeit. Auf ſtattliche Kleidung hielt Gluck viel, er war ſogar nicht ganz frei von Eitelkeit. Sein Benehmen zeigte durch eine gewiſſe förmliche Artigkeit, daß er ſich lebenslang in Hofkreiſen bewegt, mit Adeligen und Fürſten

Digitized by Google

verkehrt hatte. Am Flügel oder im Kreiſe der Freunde beim Wein war er ganz der ungezwungene liebenswürdige Künſtler. Geſpräche über die Tonkunſt liebte er über alles und zeigte gern dem kundigen Hörer, wie ſeine Werke nicht allein das Werk eines ſchöpferiſchen Geiſtes, ſondern auch eines tief nachdenkenden Verſtandes ſeien. Gluck ſchrieb im Ganzen nicht ſo gar viel Werke, dieſe aber, wenigſtens ſeine letzten Opern ſeit dem Orpheus, mit gewiſſenhafteſter Ueberlegung und angeſtrengter Arbeit, die ihn kaum eſſen und ſchlafen ließ. Oft ſprang er des Nachts aus dem Bette, um ſeine Gedanken niederzuſchreiben. Er war ſeiner Kraft bewußt, nicht unempfindlich für das Lob, auch nicht bedenklich, ſein hohes Selbſtbewußtſein bisweilen kräftig auszuſprechen. Als ihn einſt die Königin Marie Antoinette fragte, wie es mit ſeiner Oper Armida ſtehe, erwiederte er: „Sie iſt bald fertig, Madame, und wahrlich, ſie wird prächtig!“ Das war allerdings nicht eben beſcheiden, aber doch wahr. Auch blieb er bei ſeinem ſtarken Selbſtbewußtſein ſtets gerecht; mit ſeinem Nebenbuhler Piccini ſtand Gluck auf ganz gutem Fuße, ſprach über ihn immer wahr und gerecht.

Wie Händel hatte Gluck einen unbeugſamen Willen, welcher wie bei jenem nicht ſelten in heftigen Zornausbrüchen hervortrat; und es iſt erklärlich, daß der ſtete Verkehr mit dem launenhaften Völkchen der Sänger und Muſiker unſern großen Meiſter häufig ſo reizbar und zornwüthig machte. In der Theaterprobe war Gluck ein eiſerner Zuchtmeiſter; es kam ihm nicht darauf an, dieſelbe Stelle zwanzig, dreißig Mal bis zum Ueberdruß wiederholen zu laſſen, da ihm vor allen Dingen daran gelegen war, daß die Künſtler völlig in ſeine Gedanken eingingen. Oft ward er ſo grob, daß ihm die Mitglieder des Orcheſters den Gehorſam aufkündigten und nur durch gütliches Zureden des Kaiſers ſelbſt wieder zufrieden geſtellt werden konnten. Ein Fehler konnte ihn in gewaltige Wuth bringen, welche mit ſeinem ſonſt gemeſſenen höfiſchen Betragen einen wunderlichen Gegenſatz bildete. Aber dieſer ſtarke Wille, dieſe Strenge und Gewiſſenhaftigkeit waren gerade die Eigenſchaften, deren Gluck bedurfte, um eine ſo kühne Neuerung, als die von ihm gewagte, um die gänzliche Umgeſtaltung der Opernmuſik anzubahnen und durchzuführen. Nicht wie Händel in wenigen Wochen, faſt unvorbereitet, warf Gluck ſeine Werke auf das Papier, ſondern nach tiefem Nachdenken bis ins Einzelnſte, in langſamer geſammelter Thätigkeit. Händel ſchrieb ſeine

Digitized by Google

umfassenden Oratorien mit wahrhaft unbegreiflicher Schnelligkeit in vier, fünf Wochen nieder; Gluck äußerte über die Weise, in welcher er seine Opern setzte: „Zuerst gehe ich einen jeden Act einzeln durch, sodann das ganze Stück. Den Plan der Composition entwerfe ich immer, wenn ich mitten im Parterre sitze. Bin ich einmal mit der Composition des Ganzen und mit der Charakteristik der Hauptpersonen im Reinen, so betrachte ich die Oper als fertig, obgleich ich noch keine Note niedergeschrieben habe. Diese Vorbereitung kostet mich aber auch gewöhnlich ein ganzes Jahr und zieht mir nicht selten eine schwere Krankheit zu." Dabei war Glucks eifriges Streben darauf gerichtet, zu vergessen, daß er Musiker sei, und sich von nichts als von den Gesetzen des Schönen und Wahren leiten zu lassen, welche sein wunderbar feiner Geschmack sicher ergriff. Darum konnte er über alle seine Werke sagen, was er sprach, als seine Alceste in Paris übel aufgenommen ward. „Alceste gefällt vielleicht jetzt in ihrer Neuheit nicht; es war für sie nicht der rechte Augenblick da; ich behaupte aber, daß sie in zweihundert Jahren, wenn die französische Sprache sich nicht etwa verändert hat, noch gefallen werde; denn ich bin überzeugt, daß sie mit allen Grundsätzen der Natur übereinstimmt, die keiner Mode unterworfen sind." Und dieses Wort des großen Meisters ist, soweit wir ermessen können, wahr geworden; denn Glucks Iphigenie und seine Armida sind noch immer die Zierden unserer Bühnen, und eine gesunde Erneuerung der vielfach verderbten Oper wird immer von Glucks Arbeiten und Grundsätzen ausgehen müssen.

So scheiden wir mit warmer Verehrung von dem deutschen Meister, welcher einige Jahre lang wie ein König der Musik zu Paris herrschte und die französische Bühne ebenso kräftig, obgleich weniger nachhaltig, für die deutsche Oper eroberte, wie Händel die englischen Concertsäle für das deutsche Oratorium. Glucks Grabstein lautet:

Hier ruht
Ein rechtschaffener deutscher Mann.
Ein eifriger Christ. Ein treuer Gatte.
Christoph Ritter Gluck,
Der erhabenen Tonkunst großer Meister.
Er starb am 15. November 1787.

Digitized by Google

Die Fächerpalme.

Zwei Tagreisen von dem See Omanbonde in Südwest-Afrika, erzählt ein Reisender, hatten wir die Freude, eine große Menge Palmen zu sehen, die Anzeichen eines besseren Landes, die uns eine angenehme Ueberraschung waren und ein unfreiwilliges Lächeln auf allen Gesichtern hervorlockten. Es war merkwürdig, wie eine so geringe Veränderung in der Landschaft auf unsere Sinne eine so erfrischende Wirkung hatte. Aus der Entfernung schien es uns, als bildeten die Palmen einen ausgedehnten und zusammenhängenden Wald; aber als wir näher kamen, fanden wir, daß die einzelnen Bäume sehr weit von einander standen. Sie waren riesengroß und sehr schön; jeder Zweig sah wie ein Fächer aus, und wenn sie leise vom Winde bewegt wurden, machten sie einen unbeschreiblichen Eindruck.

Diese Palmenart ist, soviel ich weiß, der Wissenschaft ganz neu. Ihre Frucht ist ungefähr so groß wie ein Apfel und dunkelbraun von Farbe; der Kern ist hart wie Stein und dem Elfenbein nicht unähnlich. Ihr Geschmack soll bitter sein; aber weiter im Norden, wo wir solche Bäume in großer Menge trafen, war sie recht wohlschmeckend. Da der Stamm so hoch und gerade ist, kann man die Frucht nur schwer bekommen. Was unser Wegweiser uns sagte, ehe wir Barmen verließen, daß wir einen Baum sehen würden, dessen Frucht nicht anders zu bekommen sei, als wenn man sie mit einem Kieric herunterschlüge, war uns nun wohl begreiflich.

Die Zeichnung, wornach das anliegende Bild gefertigt ist, bekam ich von meinem hochgeachteten Freunde, dem Major Garden. Sie stellt die Art der Fächerpalme vor, welche an der Natal-Küste wächst und im Allgemeinen mit der Art übereinzustimmen scheint, die wir selbst sahen. An Größe ist sie gleichwohl bedeutend geringer, da der Major angibt, daß die an der Natal-Küste wachsenden Fächerpalmen wenig über fünfzehn Fuß hoch werden, wogegen wir nicht selten Bäume von fünfzig und mehr Fuß Höhe trafen.

Digitized by Google

Fächerpalme in Südwest-Afrika.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der weiße Marder.

Von Iſidor Proſchko.

Sieben braune Marder hatten
Unter eines Baumes Schatten
Eingegraben ihren Bau,
Fielen in die Hühnerſtälle,
Schlichen über manche Schwelle
In des Abends erſtem Grau.

Konnten's thun und konnten's wagen,
Denn in heißen Sommertagen
Trug das Feld ein weißes Kleid;
Kamen ſo im braunen Felle
Unerkannt ſtets an die Stelle,
Wo der Hahn nach Hühnern ſchreit.

Aber, als der Herbſt vergangen
Sahen ſie mit leiſem Bangen
Weiße Decke auf der Flur;
Von des Eiſes Silberhelle
Stachen ab die braunen Felle,
Die ſie trugen von Natur.

Konnten leicht verrathen werden,
Wenn ſie nach den Hühnerheerden
Schlichen durch den weißen Schnee.
Arme Marder, arme Thiere!
Strecken lauernd alle Viere,
Denn der Hunger thut gar weh.

Sieh — da kommt ein Freund gekrochen —
Haben ihn ſogleich gerochen.
Iſt ein flinkes Marderlein!

Digitized by Google

Doch nicht braun ſo wie die andern —
Thät allein ſchon lange wandern,
Kömmt von Norden erſt herein.

Weißer Marder! ſei willkommen!
Biſt bei uns ſchon aufgenommen;
Steig' herab vom Baumesaſt.
Bleib' bei uns, ſollſt König werden;
Wiſſe, große Hühnerheerden
Warten Deiner, lieber Gaſt!

Trägſt ein Fell mit Winterfarben,
Weiß wie Schnee; — nicht länger darben
Werden wir — du holſt uns Fraß;
Schleichſt gefahrlos in die Ställe,
Denn dein Fell iſt weiß und helle,
Fällt nicht auf — welch' Glück iſt das!

Und der weiße Gaſt des Nordens,
Auch gewohnt des Hühnermordens,
Bleibt als König in dem Bau;
Schleicht im Schnee nach Hühnerſtällen,
Manches fette Huhn zu fällen,
Früh und ſpät im Abendgrau.

Alle Marder loben, preiſen
Ihn in tauſend Dankesweiſen;
Denn er nützt der ganzen Schaar. —
Aber auch der Winter endet,
Und zum Frühling wieder wendet
Sich das neuerſtandene Jahr.

Sieh', der Schnee ſchmilzt auf den Fluren,
Und der Gräſer grüne Spuren
Sproſſen mit dem Frühlingsthau,
Weißes Kleid der Erde ſchwindet,
Friſches Grün ſich wieder windet
Um den ganzen Marderbau.

Braune Furchen zieht der Bauer,
Braune Marder, auf der Lauer,
Schleichen wieder furchtlos vor;
Wagen wieder über Felder,
Ueber Flur und durch die Wälder
Sich zu nah'n des Landmanns Thor.

Mit den braunen will der weiße
Marder mit gewohntem Fleiße
Auch auf Frühlings-Beute geh'n; —
Aber jene rufen: „Bleibe!
Freund, mit deinem weißen Leibe
Wird man dich am ersten seh'n.

Siehst du nicht die grünen Matten,
Nicht der Bäume dunkle Schatten
Auf dem Acker, weißes Thier?
Wagst du dich mit deinem Kleide
Jetzt auch nur auf Fußesbreite,
Sind verrathen alle wir . . ."

„Nun, so bleib' ich," spricht der Weiße,
„In dem Bau; von eurem Fleiße
Hoff' ich jetzt genährt zu sein.
Bringt mir Fraß, wie ich ihn brachte,
Als kein Lenz und Sommer lachte,
Denn ihr müßt mir dankbar sein!" —

Aber sieh'! da zeigen alle
Jetzt dem Weißen ihre Kralle:
„Geh' dorthin, woher du bist!
Wer hat dich zu uns gebeten? —
Bist uns jetzt nicht mehr vonnöthen,
Sieh' wo deine Heimath ist!" . . .

* * *

Digitized by Google

Sohn der Erde! merk' die Lehre:
Schmeichelei und Lob und Ehre
Spendet man dem, den man braucht, —
Wird man Deine Kraft vermiſſen,
Wird man Dich zu finden wiſſen,
Wenn des Winters Odem haucht.

Aber iſt der Lenz gekommen,
Iſt der ſteile Berg erklommen,
Wird das Laſtthier ausgeſpannt,
Und man dankt nicht ſpät, nicht frühe
Dir für die gehabte Mühe,
Für das Werk von Deiner Hand.

Darum rechne nie auf Erden
Auf der Menſchen Dank, — ſie werden,
Was Du nützeſt, ſtets nur ſeh'n;
Einen ſuche Du vor Allen,
Gott dem Herrn ſollſt Du gefallen,
Vor ihm wird Dein Werth beſteh'n.

Reiſe auf einer Eisſcholle.

Der Wind trieb die Wogen des Meeres weit über die Ufer; die ſchäumenden Wellen brachen ſich am Fuße der Dünen. Die Seeleute verließen das Ufer und eilten zitternd vor Kälte nach ihren Wohnungen.

Edmund, das kränkliche Kind des reichen Kaufmanns Hanſen, hüllte ſich in ſeine wollene Decke, kehrte raſch heim und ſagte zur Haushälterin: „Das iſt ein ſchlimmes Wetter, Mutter Martens. Es wäre Tollheit, ſein Schiff jetzt dem Meere anzuvertrauen.“

„Ich glaub' es wohl, lieber Knabe; es würde auch ſchlimm ausfallen,“ antwortete die gute Alte.

„Ihr könntet schon einem solchen Sturme besser Trotz bieten," sagte Edmund lächelnd. „Eine kleine Reise wie die, die Ihr gemacht, unternimmt man nicht oft. Mein Vater hat mir häufig davon erzählt. Ihr seid gegen Wind und Wogen gepanzert."

„Ja, ja!" rief die Alte, „wir sind überall unter Gottes Hut; was er schützt, ist wohl geschützt."

„Das ist wahr, Mutter Martens," sagte der Kaufmann. „Ihr habt die Güte und Macht Gottes erfahren, wie selten Jemand. Der Wind braust noch immer; schließen wir die Läden, trinken wir Thee und erzählt noch einmal die Sache von Anfang bis zu Ende. Edmund hört die Geschichte gar zu gerne wieder."

„Ich spreche aber nicht gerne von mir; man muß das Andern überlassen. Indessen ist die Sache wohl lehrreich für ein junges Gemüth, und da ich weiter nichts mehr zu thun habe, so will ich dem Kleinen erzählen, wie mir Gott einen Beweis seiner Güte und Macht gegeben."

Bei diesen Worten schloß die Pächterin die Läden des Zimmers, setzte das Wasser ans Feuer, und als es heiß und der Thee eingesotten war, begann sie also: „Sieh, lieber Knabe, ich bin alt und bewohne seit langen Jahren dieses fremde Land, der Tag aber, an dem ich meine Heimath verließ, steht noch so lebendig vor meiner Seele, als wäre es gestern gewesen. Die Hütte meiner Eltern lag am Ufer des Meeres drüben in Schweden. Ich kannte nie den Reichthum. Unser größter Schatz war eine schwarz und weiß gefleckte Kuh. Wir hatten sie aufgezogen und sie war uns theuer. Ich mußte sie jeden Tag aufs Feld führen; im Sommer war das meine liebste Beschäftigung; im Winter machte mir's aber wenig Vergnügen. — Mein Vater lebte von der Fischerei; wenn der Schnee jedoch alle Wege bedeckt und das Meer mit seiner Eiskruste überzogen hatte, litten wir viel und würden vielleicht Hungers gestorben sein, wenn wir unsere Kuh nicht gehabt hätten. Das arme Thier war der Gegenstand unserer emsigsten Pflege. — Es war ein außerordentlich kalter Winter; rings um unsere Hütte hatte sich der Schnee aufgethürmt, und ich — kaum sechzehn Jahre alt — sehnte mich nach dem Frühling, wie ein Vogel nach der Sonne. Endlich nach vielen kalten und nebeligen Tagen zog mich die Sonne vor die Thüre, und ich führte unsere Kuh ans Ufer, wo sich da und dort am Fuße der Dünen einige Grasflecke fanden. Die Kuh hüpfte

vor Freude: ich war glücklich. Plötzlich lief ſie nach dem Meere. Das Waſſer war mit einer dicken Eisdecke überzogen, die krachend zerborſt. Unſere Kuh ſprang auf eine ungeheure Eisſcholle und begann dort zu trinken. Ich war ihr gefolgt und blieb bei ihr ſtehen; in der Ferne ſah ich ungeheure Eisſtücke von den Wogen forttreiben. Bald fühlte ich, daß die Scholle ſich häufig ſenkte. Ich rief die Kuh und wollte ſie an das Ufer treiben; aber ſie hatte ihren Durſt noch nicht geſtillt und blieb taub für meine Stimme. Ich ſchrie, ich faßte die Kuh an den Hörnern und zog mit Gewalt. Ich wandte mich um, und — o allmächtiger Gott! die Eisſcholle, auf welcher wir uns befanden, löste ſich vom Ufer los und ſchwamm ins freie Meer hinaus. Rechts und links, vorne und hinten, alle Eisſchollen wurden fortgetrieben. Ich ſah mich rings um; ich entfernte mich immer mehr vom Lande. Die Furcht verſteinerte mich; die Eisſchollen thürmten ſich übereinander; die, auf der ich mich befand, ſchwamm wie ein Schifflein. Die Kuh zitterte vor Froſt und Kälte. Die Ebbe trieb uns immer weiter und weiter. Die Nacht brach an. Die Sonne war ſchon lange untergegangen: es herrſchte tiefes Dunkel. Die Wogen brachen ſich an meiner Eisſcholle; ich ſtürzte auf die Kniee und betete! Die Kuh hatte ſich gelegt; ich ſtreckte mich neben ihr nieder, das erwärmte mich. Ich dachte an meinen Vater, meine Mutter, die mich ängſtlich ſuchten; — ich war vom Schmerze zu Boden gebeugt und ſchlief erſchöpft von Müdigkeit ein. Mitten in der Nacht erwachte ich; ein eiſiger Wind machte meine Zähne klappern. Welches Schauſpiel hatte ich vor mir. Von allen Seiten, wohin meine Blicke ſich richteten, nichts als Waſſer, nichts als Waſſer. Die Geſchichten von Wehrwölfen und Meerfeen, die ich von den Seeleuten hatte erzählen hören, kamen mir in Erinnerung; ich glaubte Ungeheuer und Phantome aus der Tiefe des Abgrundes aufſteigen zu ſehen; ich bildete mir ein, Rieſenſchlangen wänden ſich um mich und verſchlängen mich bei lebendigem Leibe. Zitternd vor Furcht hing ich mich an die Kuh, und das gute Thier brüllte, als ob es meine Angſt begriffe. Endlich trat ein Lichtſtrahl am Himmel hervor; das Meer wurde roth; man hätte glauben ſollen, ein Feuer habe ſich über ſeine Oberfläche ergoſſen, — die Sonne ſtieg am Himmel auf.

„Gott hatte mich während der Nacht bewahrt; eine ganze Nacht hatte die ſchwere Eisſcholle Widerſtand geleiſtet; ſie war mein Schiff;

Digitized by Google

das Meer verſchlang mich nicht. Gott hatte mich gerettet! Voll Dankbarkeit ſchickte ich mein Gebet zum Himmel. Ich molk die Kuh; ihre Milch erfriſchte und ſtärkte mich.

„Drei Tage und Nächte lang trieb die Scholle auf offenem Meere mit mir umher. Der Wind blies endlich lange Zeit von einer

Zwiſchen Schweden und Pommern.

Seite und trieb mich nach der entgegengeſetzten Richtung. Plötzlich ſchleuderte ein Windſtoß meine Scholle gegen einen Eisberg. Ich ſchrie laut auf zu Gott! Der Schaum des Waſſers fuhr über mich hin; ſchon glaubte ich mich in den Abgrund geſchleudert; die Kuh ſtürzte zu Boden; mit furchtbarem Krachen brach die Scholle entzwei: und ich

Digitized by Google

war von dem treuen Thiere getrennt. Das Thier brüllte jammervoll, während Thränen der Verzweiflung meinen Augen entstürzten. Einen Augenblick wünschte ich, die Untiefe hätte mich verschlungen und ich wäre todt, um diesen furchtbaren Anblick nicht länger ertragen zu müssen. Aber die Luft am Leben ist stärker im Menschen als er glaubt: den Tod vor Augen, weiß er erst, wie gerne er lebt und wie mit diesem einen Schritt alles zerrissen ist, woran uns Gewohnheit und Liebe fesseln. So jauchzte ich, als plötzlich eine Welle zwischen den beiden Eisstücken emporschlug und durch eine wunderbare Fügung den Strick, der am Horn der Kuh festgebunden war, zu mir herüberschnellte. Ich hatte ihn schon erfaßt, ehe ich noch wußte, wie das geschehen. Mit einem kühnen Sprung, halb getragen von dem Seil, schwang ich mich auf die andere Scholle und war wieder bei dem treuen Thier, das mit dem Schweife wedelte und mich mit seinen klaren Augen ansah, als ob es meine furchtbare Lage begriffe. Endlich, am dritten Tage, gewahrte ich Land. Ich fiel auf die Kniee und flehte zu Gott, mich an das Ufer zu treiben. Der Herr war mit mir. Dort, wo das Ufer nicht mit Eisschollen belagert war, hatten einige Fischer ihre Netze ausgeworfen. Sie gewahrten mich und stießen mit ihren Booten vom Lande. Sie umzingelten meine Eisscholle mit ihren Schiffen und trieben sie mit Stangen nach dem Ufer. Frauen und Kinder standen erwartungsvoll am Strande, und als wir in Sicht kamen, war das ganze Dorf auf den Beinen. Die Fischer halfen mir wieder zu Kräften, indem sie ihre Speise treulich mit mir theilten, und einer von ihnen, welcher lange in Schweden gewesen, verstand meine Sprache und erzählte ihnen mein Abenteuer. Groß und klein umgab mich und wollte mir Herberge bieten. Ich aber nahm meine Kuh bei dem Stricke, folgte dem alten Fischer, der schwedisch verstand, und blieb bei ihm. Und das Haus, das mich gastfreundlich aufnahm, war das, in welchem wir sitzen. Der gute alte Fischer hatte einen Sohn; — ich wurde seine Frau und war glücklich mit ihm. Gottes Wege sind unbekannt. Mein lieber Martens ruht seit mehr als einem Jahre unter der Erde, und die Zeit, die mir hier noch vergönnt ist, weiß nur der Allmächtige. Ich habe Mutter und Vater nie wieder gesehen, sie sind seit vielen Jahren todt. Ich erfuhr das von den Matrosen, die nach Schweden kamen und meine Eltern von meiner glücklichen Lage in Pommern unterrichteten."

Digitized by Google

In dieſem Augenblicke ſchlug die Wege heftig bis an die Fenſter des Hauſes, der Sturm brauste, und man hörte in der Ferne die Lärmkanone, welche anzeigte, daß ein Schiff in Gefahr ſei.

Die Frau faltete unwillkürlich die Hände, und der alte Kaufmann Hanſen ſagte: „Gott ſchütze die, die in Gefahr ſind! Aber du, mein Sohn, bewahre dieſe Geſchichte in treuem Gedächtniß und vergiß nicht, daß die Wege Gottes unbekannt ſind, und was er ſchützt, wohl beſchützt iſt.“

Der beſchämte Bittſteller.

Ein junger Menſch überreichte Joſeph II. eine Bittſchrift, die von orthographiſchen Fehlern wimmelte, und worin er, auf ſeines Vaters und Großvaters Verdienſte pochend, um eine Anſtellung bat. Der Kaiſer übergab ihm einen verſiegelten Zettel an ſeinen Vater, worin zu deſſen und des Sohnes Beſchämung zu leſen war: „Der Bittſteller hat ſich zuerſt die nöthigen Schulkenntniſſe anzueignen, ehe er es wieder wagt, mich um eine öffentliche Anſtellung zu behelligen.“

Räthſel.

Von Julie Ruhkopf.

Mein Wort entzieht ſich nicht den Sinnen,
Doch bin ich höchſte Qual dem Geiſt,
Du kannſt mir völlig nie entrinnen,
Wenn Freiheit auch Dein Wahlſpruch heißt.

Ich zieh' dämoniſch, vielgeſtaltig
Mich durch des Menſchen Leben hin,
Auch noch ſo klein bin ich gewaltig,
Bezaub're Dir ſo Herz als Sinn.

Digitized by Google

Wie hold entzückend iſt mein Grüßen,
Wenn Liebe mich und Freundſchaft gibt,
Doch kann mir bitt'rer Tod entſprießen,
Wenn Feindeshand mich ausgeübt.

Ja, Glück und Heil von Nationen
Trat ich beharrend in den Staub,
Sogar die höchſte ihrer Kronen,
Der Glaube, ward zuletzt mein Raub.

Ich wirke, und die nied're Welle
Strebt himmelauf in kühnem Schwung!
Ich nahe — und der Töne Quelle
Ergießt ſich voll Begeiſterung.

In hoher Künſte Heiligthume
Bin ich die immer thät'ge Kraft,
Doch knick' ich manche holde Blume,
Die Deinem Leben Freude ſchafft.

Deſpotiſch iſt mein ganzes Streben,
Mag alles Nied're untergeh'n!
Bei, unter, auf Dir will ich leben;
Denn ohne mich kann nichts geſcheh'n.

Auflöſung der Charade auf Seite 336:
Spottpreis.

Digitized by Google

Vier Bilder aus dem Jugendleben des Amadeus Naumann.

Von Emil Ohly.

1. Die Dorfschmiede.

Wir führen unsern jungen Leser an keinen sehr sauberen und eleganten Ort: in die Gemeindeschmiede eines Dorfes im Sachsenlande, acht bis neun Stunden von der großen und eleganten Haupt- und Residenzstadt Dresden entfernt. Des Dorfes Namen thut nichts zur Sache. Es ist ein schöner, sonniger Augustmorgen im Jahre Christi 1753, und in seinem Laboratorium hämmert mit aufgestreiften Hemdärmeln und mit rauch- und kohlengeschwärztem Angesichte der Meister Fabri wacker und unermüdlich auf seinem Amboß. Auf der Schwelle der Schmiede aber kauert ein achtjähriger Knabe, sehr ärmlich angethan, mit bleichem Gesichte aber ausdrucksvollen, fast melancholischen Zügen darin, und trillert vor sich hin halblaut, aber im Takte der Hammerschläge, die Weise eines sächsischen Volkslieds.

Der Meister Fabri hielt plötzlich inne mit seinem Hämmern, sah mit grimmigem Blicke einige Augenblicke nach dem Knaben hin und donnerte ihm dann mit rauher Stimme entgegen: „Amadeus, infamer Schlingel Du, wo sind die Kohlen? Hast Du die Kohlen geholt?"

„Noch nicht," versetzte verlegen der Knabe, „aber sie sollen sogleich da sein."

„Daß Dich ...." donnerte der Meister weiter, „daß Dich alle ... packst Du Dich und hol'st die Kohlen, oder Du sollst sogleich eine andere Melodie singen, und den Takt" — hier machte er eine verdächtige Bewegung mit dem Hammer — „schlage ich dazu. Verstehst Du mich?"

Amadeus kannte dieses Mienenspiel sehr wohl und wußte noch besser, was die lebhaften Gestikulationen zu bedeuten hatten, die es begleiteten, darum besann er sich nicht lange und raffte sich schnell auf. Eben hatte er den Kohlenkorb gefaßt und wollte sich auf den Weg machen, als er sich von einem kräftigen Arme gepackt und heftig

Digitized by Google

zurückgeriſſen fühlte. War das Meiſter Fabri's Arm? Nein, liebe Leſer, der Arm und die Fauſt daran waren das Eigenthum eines Teufels in Frauengeſtalt, das Eigenthum der Ehehälfte des Meiſters Fabri.

„Faullenzer, Du!“ donnerte die Frau mit zum gewaltigen Streiche ſchon erhobener Hand, „willſt Du Dich wohl hinaufſcheren und das Kind wiegen? Hörſt Du nicht, wie es ſchreit? Warte, ich will Dich . . . Du kannſt doch nichts als eſſen und ſingen.“

„Noch nicht zurück?“ fuhr der Mann dazwiſchen, „juckt Dich Dein Buckel?“

„Hinauf, ſchnell hinauf!“ wetterte die Frau, und eine derbe Ohrfeige klatſchte auf der Backe des armen Amadeus, der leider den Kopf zu ſpät auf die Seite drehte, um dem Hiebe auszuweichen.

„Um Gotteswillen!“ ſchrie der gepeinigte Knabe, „wem ſoll ich denn nun folgen?“

„Mir!“ rief der Schmied, „mir!“ donnerte ſeine Ehehälfte.

„Kann ich denn an zweien Orten zugleich ſein,“ fragte verzweifelnd Amadeus, „Meiſter, Meiſterin, ſo vereinigen ſie ſich doch, ich will ja Einem auf der Stelle folgen.“

Der Knabe hatte das letzte Wort noch nicht ausgeſprochen, da fühlte er ſich auch ſchon wieder gefaßt von den derben Fäuſten der Frau Meiſterin, und eben, als er den Mund wieder öffnen wollte zur Fortſetzung ſeiner Rede, ſaß eine Maulſchelle darauf, wie er ſie noch ſelten gefühlt hatte.

„Margarethe,“ ſagte jetzt in ruhigerem Tone der Meiſter Fabri, „Margarethe, ſo ruhe doch und laß den Jungen erſt die Kohlen holen, nachher ſoll er ja das Kind wiegen, ſo lange Du willſt.“

Die erboſte Frau gab ſich damit nicht zufrieden und betheuerte mehr als einmal, der Kleine ſei ihr ſpecieller Schütz- und Pflegling und deßhalb auch ihr zu vorzugsweiſem Gehorſam verpflichtet. Der Mann dagegen machte ſeine Rechte auf den geplagten Amadeus geltend, verſichernd, ſie ſeien ihm von deſſen Vater auf das feierlichſte übertragen worden. So verſtrich die Zeit, ohne daß die gewünſchten Kohlen geholt oder der geforderte Dienſt an der Wiege des Kindes wäre geleiſtet worden. Amadeus aber hatte während des Disputes zwiſchen den beiden Ehegatten ſich die Sache reiflich erwogen, und in Erwägung deſſen, daß die Prügel der Pflegemutter leichter „einzureiben“ ſeien,

Digitized by Google

als die ihres kräftigen Herrn Gemahls, ſchlug er ſich auf die Seite des letzteren, nahm flugs den Kohlenkorb und ſetzte ſich in einem leichten Trabe in Bewegung.

„Die Hiebe liegen im Salz!“ keifte Madame Fabri ihm nach.

„Schnell, ſchnell oder ich mache Dir Beine!“ das war der Gruß, den der Meiſter dem glücklich ausgeriſſenen Amadeus nachſandte.

Doch ſie hatten gut ſchreien, die Beiden. „Weit genug iſt gut vor'm Schuß“ ſagt das Sprichwort, und Amadeus war bereits völlig weit genug, um auch keine Sylbe mehr von den Zärtlichkeiten des Fabri'ſchen Ehepaares zu vernehmen. Plötzlich blieb der Knabe ſtehen, ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn und fuhr dann, indem er den Korb fallen ließ, mit der andern nach den Haaren, die lange, lange keinen Kamm geſehen, und an denen ein Friſeur gewiß noch keinen Pfennig verdient hatte. Einer Klemme war er glücklich entronnen, in die andere zu gerathen, war er ſo eben im Begriffe.

„Du lieber Gott,“ ſprach er vor ſich hin, „Du lieber Gott, jetzt hilf mir! Da iſt der Korb zu den Kohlen, was hilft mir der? Ich habe das Geld vergeſſen, und der Kaufmann borgt dem Meiſter nicht. Hilf mir aus dieſer Noth, Du lieber Gott, erbarme Dich eines armen, gepeinigten Knaben!“

Eben hatte unſer Amadeus dieſe Worte mit zum Himmel erhobenen Blicken geſprochen, als ein fremder, unbekannter Mann vor ihm ſtand. Der Mann war von der entgegengeſetzten Richtung her die Straße gekommen, und die Verzweiflung, die ſich in jedem Geſichtszuge des Knaben ausprägte, ſein bleiches Geſicht, der klagende Ton ſeiner Stimme, machten einen tiefen Eindruck auf ihn.

„Was fehlt, mein Kind?“ fragte der Fremde freundlich und herablaſſend und wollte unſerem kleinen Freunde ein Geldſtück in die Hand drücken.

„O, lieber Herr,“ ſprach dieſer, „behalten Sie Ihr Geld, mir iſt mit Gelde nicht zu helfen.“

„Sonderbar,“ ſprach der Fremde vor ſich hin. „Geld iſt doch ſonſt ein gutes Mittel, um Klagen verſtummen und Thränen trocknen zu machen. Alſo mit Geld iſt Dir abſolut nicht geholfen?“ fuhr er, laut ſprechend und zu dem Knaben gewandt, fort.

„Nein,“ war die Antwort. „Sagen Sie mir lieber, wie ich es anſtellen ſoll, um keine Schläge zu bekommen. Ich mag thun, was ich

will, ich mag mich anstellen, wie ich will, so sind mir Schläge so sicher, ja noch sicherer, als mein täglich Brod."

„Schlägt Dein Vater Dich?" fragte der Fremde, „oder thut es Deine Mutter?"

„O lieber Herr, wenn's die Eltern wären, die mich schlügen! Von denen wollt' ich's ja noch gerne leiden. Wenn die das Kind auch schlagen, so schlagen sie's doch nicht mit Unvernunft und grausam. Mich aber schlägt ein strenger, harter Meister, mich schlägt seine Frau, die noch viel härter und grausamer ist. Sehen Sie, lieber Herr, dort wohnen die Schinder, dort, mitten im Dorfe, der Meister Fabri in der Schmiede und seine abscheuliche Ehefrau."

„Und Dein Vater," fragte der Fremde, „sieht er denn dem Allem so ruhig zu? Wo wohnt Dein Vater und was treibt er?"

„Mein Vater," antwortete der Knabe, „ist ein Bauer und wohnt ziemlich weit von hier. Will ich zu ihm hin, so brauche ich eine ganze Nacht zu der Reise mit meinen kurzen Beinen, und zur Rückreise gebrauche ich, wie sich von selbst versteht, noch viel, viel länger."

„Länger?" sagte nachdenklich der fremde Mann, „Junge, das ist sehr sonderbar, das kann ich nicht begreifen."

„So will ich's Euch auseinandersetzen. Der Weg mag derselbe sein," versetzte der Knabe, „das will ich zugeben, dennoch aber ist der Rückweg länger und kostet mich mehr Zeit, als der Hinweg. So zum Beispiel gehe ich um diese Jahreszeit des Abends um acht Uhr von hier weg und komme zu Hause an um fünf Uhr des Morgens. Von Hause gehe ich gleichfalls weg um acht Uhr des Abends und komme bei Meister Fabri an des Morgens um sieben, wohl auch um acht Uhr. So sehen Sie nun sehr deutlich, mein Herr, daß der Hinweg kürzer ist, als der Herweg."

„Die Sache ist sehr einfach," sprach lächelnd der fremde Mann. „Die Strecke Weges bleibt immer dieselbe, allein das einemal gehst Du schneller, das anderemal gehst Du langsamer. Ist's nicht also?"

„So ist's," antwortete Amadeus. „Wenn ich heimwärts gehe, gehe ich zu Vater, Mutter und Geschwistern, und die Zeit wird mir lang. Wenn ich zu Meister Fabri zurückgehe, wandre ich der Hölle zu, und da bin ich eher an Ort und Stelle, als ich denke."

„Armer Junge!" seufzte der fremde Herr. „Doch sage mir, warum Du weintest, eben da ich Dir begegnete?"

Digitized by Google

Der Knabe erzählte in seiner naiven, kindlichen Weise den Streit zwischen Mann und Frau in der Schmiede, und wie er nicht gewußt, wem er habe folgen sollen, dann erzählte er weiter von seinem Schrecken bei der Wahrnehmung des fehlenden Geldes und setzte weinend hinzu: „Was soll ich nur noch anfangen? Meine Eltern haben mich hierhergebracht, damit ich ein tüchtiger Schmied werden solle; allein, anstatt das Handwerk mich zu lehren, braucht mich der Meister zu seinem Handlanger und die Frau zu ihrer Kindermagd — und ich lerne nichts, auch gar nichts von dem Handwerke. Da ist ja doch die Zeit verloren."

„Da hast Du recht," sprach der Fremde; „allein dann wäre es an der Zeit, den Meister und die Schmiede zu verlassen und zu den Eltern zurückzukehren."

„Wohl wär's dazu schon lange Zeit gewesen," versetzte seufzend unser Amadeus; „allein zu Hause können sie mich auch nicht brauchen, weil der Kostgänger zu viele sind am väterlichen Tische."

„Der Name Deines Vaters?"

„Johannes Naumann, Bauer in Blasewitz bei Dresden."

Der Fremde besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Mein Name ist Johann Messenius, ich wohne zu Dresden. Willst Du mich aufsuchen, so frage dort in der Kreuzschule nach dem Professor Messenius. Meine Wohnung wird Dir jeder Schulknabe zeigen. Behalte meinen Namen und suche mich auf."

„Das will ich thun," sprach Amadeus mit freudestrahlendem Angesicht. „Nach meinem Vater sind Sie der erste Mensch auf Erden, der ein freundliches Wort mit mir redet."

„Hast Du Lust und Gaben, und ist, — wie ich hoffe, Dein Betragen gut," fuhr Messenius fort, „so soll es Dich nicht reuen, meine Bekanntschaft gemacht zu haben. Deine fernere Erziehung und Bildung soll dann meine Sache sein und Deiner Familie auch nicht einen Heller kosten."

„Sie sind zu gütig!" rief noch mehr entzückt unser kleiner Freund. „Doch, was fällt mir ein .... Hier ist der Korb des Meister Fabri, und er wartet mit Sehnsucht auf seine Kohlen, und dazu schreit noch der Kleine in der Wiege, und ist Niemand da, der ihn schaukelt."

„Gib mir den Korb, Junge," sagte Messenius mit schalkhaftem Lächeln. „Ich will die Kohlen holen und den Kleinen für Dich wie-

gen. Auf Wiederſehen in der Kreuzſchule zu Dresden! Ich heiße Johann Meſſenius! Verſtanden?"

„Wenn die Noth am größten," — ſagt der Herr Pfarrer, — „ſo iſt die Hülfe am nächſten," rief der glückliche Knabe. Ein Blick noch zurück, ob wohl der Meiſter nicht komme, und er lief querfeldein, die Richtung nehmend nach der lieben Heimath zu.

2. Der Virtuoſe.

Die Ankunft des Knaben ſetzte freilich die ganze Familie im erſten Augenblicke in eine große Beſtürzung, als man übrigens ſeine Erzählungen vernommen, wie Schläge und andere Mißhandlungen ſein tagtäglich Brod und wie er nur der Handlanger des Meiſters geweſen, ja wie ihn die Meiſterin ſogar zur Kindermagd gebraucht, beruhigte man ſich bald wieder.

„Du haſt recht gethan," ſprach der Vater Naumann, „daß Du dort nicht geblieben biſt, und hätteſt am Ende noch eher wiederkommen ſollen."

Die Sache mit dem Profeſſor Meſſenius von der „Kreuzſchule" in Dresden wollte dem Alten übrigens gar nicht einleuchten, und er konnte ſich nicht enthalten, ſeine Bedenken und Skrupel offen auszuſprechen.

„Dresden iſt weit," bemerkte er achſelzuckend, „Dresden iſt zu weit, um Morgens dahin in die Schule zu gehen."

„O, wenn ich früh genug auf den Beinen bin und ſtark drauf los gehe," fiel Amadeus im erſten Eifer ein, „ſo hat das nichts zu ſagen, und ich will wohl eben ſo frühe in der Schule ſein, wie die Stadtkinder."

Hin und her, herüber und hinüber wurde noch von der Sache geredet, und als man endlich das Bette zu ſuchen beſchloß, da war im Rathe der Familie Naumann beſchloſſen, daß man es doch am andern Tage einmal probiren wolle mit Amadeus und mit der Schule.

Alle Welt lag noch in den Federn, da war unſer Amadeus ſchon heraus und auf den Beinen. Er füllte einen kleinen, zum Umhängen eingerichteten Beutel mit etwelchem, wenn auch magern und frugalen, Proviante, ergriff ſeinen ſelbſtgeſchnittenen Spazierſtock und machte ſich auf die Reiſe. Er legte tüchtig bei, und eben wurde das Thor der „Kreuzſchule" in Dresden geöffnet, als unſer junger Naumann auch ſchon auf deſſen Schwelle ſtand. Zu gleicher Zeit mit

Digitized by Google

ihm war ein ganzer Schwarm von Stadtbuben vor dem Thore der Schule angekommen, die den Bauernjungen mit großen Augen anſahen und in der bekannten liebenswürdigen Dreiſtigkeit der Stadtbuben anfingen, ihren Spott an dem Armen auszulaſſen.

„Woher des Wegs?“ fragte Einer, „Du, mit Deinem ſonnverbrannten Bauernangeſichte und Deinen Grobſchmiedhänden?“

„Halb von der Bauernarbeit und halb aus der Schmiede,“ antwortete unerſchrocken unſer Amadeus.

„Und was willſt Du hier in der ‚Kreuzſchule‘ machen?“

„Was macht ihr denn darin?“ fragte der Knabe aus Blaſewitz. „Kann ich das Nämliche nicht auch wollen?“

„O ja,“ ſagte ein ſchon größerer Junge, deſſen Kleidung und ganze Haltung das Kind reicher und vornehmer Eltern bekundeten, „o ja, aber wiſſe doch, daß hier nicht jeder Landläufer unterrichtet wird.“

„Der liebe Gott!“ antwortete Amadeus, „läßt ſeine Sonne ſcheinen über Alle, und vor ihm ſind wir Alle gleich. So wird denn wohl auch in dieſer Schule Jeder willkommen ſein, der den Kopf am rechten Flecke hat, ſeine Lektion lernt und ſich aufführt, wie ſich's gebührt.“

So eben läutete die Glocke den Beginn der Schulſtunden an. Die Knaben traten in das Gebäude und unſer junger Freund mit ihnen. Die Klaſſe war zahlreich, alle Bänke waren bis auf den letzten Platz beſetzt, und als Alle Platz genommen hatten, da ſtand Amadeus allein da und hatte keinen gefunden. Der Lehrer erſchien. Die Augen des Knaben ſtrahlten von Freude und ſeliger Hoffnung, ja, es war ſein Freund und Gönner — der Profeſſor Johannes Meſſenius.

„Sieh da, mein junger Freund aus Blaſewitz!“ redete der Profeſſor den Jungen freundlich an. „Das haſt Du gut gemacht, daß Du gekommen biſt.“ Auf den Befehl des Profeſſors ward dem Ankömmling bereitwilligſt Platz gemacht, und der gute Mann gab ihm ſogleich ſeine eigenen Bücher.

Nach beendigtem Unterricht ward das Schullokal verſchloſſen, und es pflegte auch vor dem Beginn der Nachmittagslektionen nicht wieder geöffnet zu werden. Als die übrigen Schüler nach Hauſe eilten, um am elterlichen Tiſche ein kräftiges, warmes Mittagsbrod zu verzehren und Amadeus ſich allein ſah auf dem großen Schulhofe, da wollte ihn

auf einen Augenblick das Heimweh beschleichen. Er trat heraus auf die Straße, ging einige Schritte fürbaß und stand plötzlich vor dem Portale einer majestätischen Kirche, deren Thore geöffnet waren.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus" — dachte unser junger Freund — „sind'st Du ihn auf dem Weg." Eben trat er unter das Portal und wollte schon die Schwelle der Thüre betreten, da fiel ihm doch bei, daß es nicht ganz anständig sei, die Kirche zu einem Ruhe- und Erholungsplatze für den Leib zu benützen, und damit setzte er sich auf die Treppe des Portals, öffnete sein kleines Reisebündel und begann den von Blasewitz mitgebrachten Mundvorrath zu verzehren.

„Dir scheint außerordentlich wohl zu sein," redete ihn ein Mitschüler an, der nicht weit von der Kirche wohnen mochte und der sich vor dem Essen mit einigen andern Knaben noch eine kleine Bewegung machte auf dem Kirchenplatze.

„Ich bin der glücklichste Knabe von der Welt," versetzte Amadeus; „ich möchte mein Glück nicht hergeben für alle ihre Güter und Schätze."

„Du scheinst leicht zu befriedigen zu sein," versetzte der andere Knabe, indem er den Bauernjungen ansah mit verächtlichem Blicke. „Du scheinst von Hause aus nichts Gutes gewohnt zu sein."

„Wie ihr's versteht," antwortete Amadeus; „ich bin zufrieden; denn mir fehlt nichts. Ich habe die besten Eltern von der Welt, meine Geschwister lieben mich, aus Meister Fabri's Händen bin ich glücklich entronnen, und nun darf ich hier in Dresden in die Schule gehen, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, und wer weiß, was sonst noch Alles, — vor Allem aber auch Musik lernen."

„Man hört, daß Du noch neu bist in der Schule," fing der erste Knabe wieder an; „alles Neue reizt und gefällt, aber wenn's" — hier machte der Junge eine sehr verdächtige Handbewegung — „erst einmal .... gibt ...."

Allerdings hatte im Uebermaße seines Glücks unser Amadeus an die Möglichkeit prosaischer Prügel nicht gedacht. Hatte er bei Meister Fabri seine Lektion bekommen, so konnte es auch in der Kreuzschule in Dresden bei den dortigen Meistern hie und da etwas absetzen. Doch, so dachte er — du willst die Ohren steif halten.

Und der junge Naumann hielt sie wirklich steif, steifer, als die jungen, vornehmen und naseweisen Buben, die sich zeitweilig über ihn

Digitized by Google

luſtig zu machen beliebten. Es dauerte gar nicht lange, da war er einer der Erſten auf den Bänken der Dresdener Kreuzſchule, eine Freude der Lehrer, der Stolz des kleinen elterlichen Hauſes. Sein Lieblingsfach aber war und blieb die Muſik, alle ſeine Freiſtunden, ſelbſt die kürzeſten Erholungszeiten füllte er mit muſikaliſchen Studien aus, und ſo konnte ſich's bei ſeinen enormen muſikaliſchen Anlagen nicht fehlen, daß er Rieſenfortſchritte machte.

Die ganze Familie Naumann war übrigens eine ſogenannte „muſikaliſche Familie," wie man deren in Sachſen, Böhmen ꝛc. ſehr viele findet. Vater, Mutter, Söhne und Töchter waren geborene Muſiker, und beſonders ward der Geſang cultivirt. Wenn die Sonne hinter die Berge ſank und des Tages Laſt und Hitze war getragen, ſo ſaß die ganze Familie auf der Hausflur oder vor der Hausthüre, und die Vorübergehenden hörten dann einen vierſtimmigen Chor, über den ſich wohl die Engel im Himmel hätten freuen mögen.

Es war ein ſchöner, warmer Sommerabend, und im Hauſe der Familie Naumann in Blaſewitz bei Dresden war muſikaliſche Soirée. Vater Naumann ſaß am alten Klavierchen, begleitete und dirigirte, Mutter und Kinder umſtanden ihn ſingend. Bald war's ein geiſtlich lieblich Lied, bald ein Volkslied der Gegend, deſſen Weiſe glockenrein und taktrichtig aus den Kehlen drang. Die Fenſter ſtanden offen. Vor dem Fenſter aber hatte ſchon eine geraume Zeit ein fremder, wohlgekleideter Herr feſten Fuß gefaßt und lauſchte den Tönen mit ſichtbar ſteigender Aufmerkſamkeit.

Noch einige Minuten ſtand der Fremde vor der Thüre, dann trat er in das Haus und Zimmer und bat nach kurzem, freundlichen Gruße, dem Concerte, das er ſo ungeſucht hier finde, anwohnen zu dürfen.

„Nehmen Sie Platz, mein Herr," ſagte der Vater Naumann, indem er dem Fremden einen Sitz bot, „und ſeien Sie uns von Herzen willkommen. Zuhören dürfen Sie immerhin, aber vorlieb nehmen müſſen Sie."

„Der Herr werden wohl ſchon beſſere Concerte gehört haben," ſetzte die Mutter lächelnd hinzu.

Der fremde Herr ſagte eine kleine Artigkeit und nahm Platz. Das Concert begann von Neuem, ein ſchöner, blondgelockter Knabe hatte ſich, den Vater abzulöſen, an's Klavier geſetzt und begann zu

präludiren. Die Verwunderung des Fremden erreichte jetzt den höchsten Grad.

„Himmel!“ rief er aus, „wie taktfest, welcher präcise, unvergleichliche Anschlag! Freund!“ — zu Vater Naumann gewandt — „Euer Sohn wird einmal ein Künstler ersten Ranges auf dem Piano.“

„Ach, mein Gott,“ antwortete der alte Naumann, „so weit wird's der Junge wohl nicht bringen. Ich will gerne zufrieden sein und meinem Schöpfer danken, wenn er's einmal zum einfachen Schulmeister in Blasewitz bringt . . .“

„Wie,“ fiel der Fremde ein, „diesen Knaben, den bestimmt Ihr zum Dorfschulmeister? Fürchtet Ihr Euch nicht Sünde? Ein solches Talent, das soll verkümmern und untergehen in einer Dorfschule unter einer Herde roher ungeschliffener Bauernbuben? Davor wolle Gott sein! Wer ist sein Lehrer im Gesange?“

„Die Natur, mein Herr.“

„Im Pianospiel?“

„Zum Theil ich, mein Herr, zum Theil seine Mutter da, meistens aber die Mutter Natur. Wie Sie hören, spielt und singt der Junge besser, als sein Vater und seine Mutter.“

Amadeus spitzte die Ohren und hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Gespräche zu, bald den Vater, bald die Mutter ansehend, die von dem Lobe entzückt waren, das ihrem Sohne gespendet wurde.

Der Fremde nahm wieder das Wort. „Lieber Freund,“ sprach er, indem er dem alten Naumann zutraulich auf die Achsel klopfte, „glaubt es mir, der Junge ist nicht zum Schulmeister, er ist zum Künstler geboren, zum Musiker, das sage ich Euch auf's allerentschiedenste. Machet getrost einen Musiker aus ihm.“

„Ein Kind zum Künstler ausbilden zu lassen, das kostet Geld, wie Sie wissen,“ versetzte der Vater Naumann, „und das ist ein Artikel, den man bei mir vergeblich sucht. Ja, ja, so stehen die Sachen, wenn man ein armer Bauer ist! So muß manches Talent in unserm Stande verkümmern!“

Der Fremde hatte einen Augenblick, in tiefes Nachdenken versunken, dagestanden. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht. „Die Mittel sind gefunden,“ sprach er, indem er, seine Freude darüber an den Tag zu legen, mit den Händen klatschte. „Die Mittel sind gefunden!“

Digitized by Google

wiederholte er noch einmal. „Sagtet Ihr mir nicht vorhin, daß der Junge die Kreuzschule in Dresden besuche und zwar auf Verwendung des Professor Messenius? Herr Messenius kennt mich und meine Familie genau, sehr genau. Geht hin zu ihm und erkundigt Euch über meine Person und über meinen Stand. Ihr werdet hören, daß mein Name Alberghi ist, und daß ich Mitglied der Königlichen Kapelle zu Stockholm bin. Ich bin Violinist, d. h. ich hoffe noch einer zu werden; denn ich zähle erst zweiundzwanzig Jahre, und in diesem Alter ist der Künstler noch nicht vollendet. So bin ich denn eben auf der Reise nach Padua in Italien, der Heimath der berühmten Tartini. Bei jenem Meister, den man nicht mit Unrecht il maestro delle nazione nennt, will ich eine Zeitlang Studien auf meinem Instrumente machen. So hört denn, was ich mir so eben überlegt und bei mir fest beschlossen habe: ich nehme Euren Sohn mit nach Italien, anvertrauen dürft Ihr ihn mir getrost. Ich will . . ."

„Ich soll also die Meinen verlassen?" rief Amadeus.

„Mich von meinem Kinde trennen?" fiel die Mutter unter Thränen ein, indem sie ihren Amadeus in die Arme schloß. „Nimmermehr!"

„So seid doch ruhig," sprach der alte Naumann, „Du liebe Frau und auch Du, Amadeus. Der Herr scheint noch nicht ganz ausgeredet zu haben. Lasset ihn erst ausreden und dann sprechet und urtheilet ihr. Sie sagten," — zu dem Fremden gewandt, — „Sie wollten unser Kind mitnehmen nach Italien. Nicht wahr, so war Ihre Meinung?"

„So ist's," versetzte der Fremde. „Wollet ihr Euer Kind mir anvertrauen, so will ich Amadeus mitnehmen nach Italien. Dort mag er sich im Gesange ausbilden, und ich werde ihn im Violinspiele unterrichten. Ihr gebt mir — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — einen rohen, ungeschliffenen Edelstein mit über die Alpen, ich bringe Euch statt dessen ein hübsches Kleinod wieder zurück, einen Künstler, auf den Deutschland einmal stolz sein, um den Italien es beneiden wird. Nun, was sagst Du dazu, mein lieber junger Freund?"

„Was ich dazu sage?" antwortete Amadeus. „Das wäre wohl eine schöne Sache."

„Das wäre es allerdings," sprach der junge Schwede. „Ich sehe, Du hast Geschwister genug, und viel Geschwister, sagt man,

Digitized by Google

kleine Portionen. So ein wenig Hülfe und Unterstützung möchte Deinen Eltern gar nichts schaden."

Die Augen des kleinen Amadeus strahlten vor Freude bei diesen Worten. „O, mein Herr," sprach er, „setzen Sie mich in die Lage, einst die Freude und die Stütze meiner Familie zu werden, so will ich Ihnen folgen bis an der Welt Ende."

„Ich werde," sprach Alberghi, „an Dir thun, was in meinen Kräften steht. An Dir aber ist es auch, Dich tapfer zu halten und auf der Künstlerlaufbahn, wenn Du sie einmal betreten hast, wacker und rüstig fortzuschreiten."

„Das will ich schon thun, dafür lassen Sie mich sorgen, lieber Herr."

„Ich gebe aber meinen Sohn nicht her," rief weinend und händeringend Frau Naumann. „Ich lasse ihn nicht mit einem fremden Manne ziehen in ein fremdes Land."

„Liebe Mutter," sprach, an die Frau sich anschmiegend, unser Amadeus, „ich will ja für Dich arbeiten und für Dich ein großes Vermögen mir erwerben."

„Lieber keinen Heller Vermögen," rief die Mutter, immer lauter schluchzend, „als von meinem Kinde mich trennen. Für eine Million, für ein ganzes Königreich ist mir mein Kind nicht feil."

„Sei doch vernünftig, Frau," trat der Vater begütigend dazwischen, „sei vernünftig und tritt dem Glücke Deines Kindes nicht in den Weg. Du siehst, der Herr hier sieht nicht aus, wie ein Schwindler und Vagabund; er will unsern Sohn mitnehmen und für ihn sorgen, er ist ein Freund unseres Wohlthäters Messenius in Dresden. So lasse denn in Gottes Namen den Jungen ziehen. Wir dürfen auch nicht egoistisch sein. Nicht allein um unseretwillen dürfen wir unsere Kinder lieben, wir haben auch die Pflicht, als Eltern für ihr künftiges Glück zu sorgen. Doch am Ende: was sagt unser Amadeus dazu?"

Dem Knaben traten die hellen Thränen in die Augen. Mit zitternden Schritten näherte er sich dem fremden Manne.

„Mein Herr," sprach er, „Sie sehen, wir sind arme, geringe Leute, allein wir sind zufrieden mit dem, was uns der Herr beschert hat. Dazu lieben wir einander auf das zärtlichste und hängen aneinander, wie die Kletten. Schon weint die Mutter, da sie von meiner Abreise hört, der Vater zeigt seinen Schmerz nicht in dem Maße,

Digitized by Google

aber glauben Sie nicht, daß er ihn nicht fühle; meine Geschwister werden laut weinen, wenn ich aus ihren Armen mich losreiße. Sie versprachen mir als ein ehrlicher Mann, wie ich hoffe, Sie wollen einen Mann aus mir machen, der dem Elternhause Ehre macht. Ich verspreche Ihnen dagegen, ich will Sie lieben, wie meinen Vater und will Ihnen gehorchen, wie man einem Vater gehorchen soll um Gotteswillen. Hier ist meine Hand, Herr Alberghi!"

Alberghi schlug ein. „Lieber Junge," sprach er freundlich, „Du sollst einen zweiten Vater an mir finden."

Der Professor Messenius, bei dem man sich allerdings erkundigte, sagte nur Gutes über Herrn Alberghi und stellte auch unserm Amadeus ein glänzendes Zeugniß aus. Die Familie Naumann aber hatte vollauf zu thun, zur baldigen Abreise ihres Sohnes die nöthigen Zurüstungen und Vorbereitungen zu machen.

Am festgesetzten Tag und zur bestimmten Stunde fuhr der Wagen des Herrn Alberghi vor dem Hause der Familie Naumann in Blasewitz bei Dresden vor. Nach kurzem, aber sehr schmerzlichem Abschiede von den Seinen stieg der Knabe mit seinem Protektor ein, und dahin rollte der Wagen durch die Straße des Dorfes nach der schönen Stadt Dresden hin. Die Bauern von Blasewitz sahen ihm verwundert und zum Theile mit neidischen Blicken nach und sagten dann, Einer zum Andern: „Amadeus Naumann hat einen guten Gott angebetet; der Junge wird sein Glück schon machen in der Welt, wer weiß, was aus dem noch wird!"

3. Amadeus Naumann in Italien.

In Dresden ward ein nur kurzer Aufenthalt gemacht. Von Herrn Messenius nahm Amadeus unter Thränen des Dankes Abschied. Die Reise nach Padua ging leicht und ohne weitern Anstand von Statten. Dort angekommen schrieb Amadeus einen zärtlichen Brief an seine Eltern, voll von Hoffnung und Vertrauen auf die Zukunft und das Wort seines Protektors Alberghi. Ach, wie bald mußte er sehen, daß seine Hoffnungen sich nicht erfüllten, daß er sich bitter getäuscht hatte!

Mit jedem neuen Morgen fragte Amadeus seinen ‚zweiten Vater': „Werden Sie heute beginnen mit dem Unterricht, den Sie mir versprachen?"

Digitized by Google

Alberghi's Antwort auf solche Frage war kurz, sehr kurz, aber — — nicht gut. „Klopfe meine Kleider aus, putze meine Stiefel, mache mir mein Frühstück zurecht!" So, und nicht anders lautete sie.

Alberghi war nicht viel zu Hause. Morgens ging er, Abends spät kam er heim, und wenn dann der bitter getäuschte Knabe seine gewöhnliche Frage that: „Werden meine Stunden bald beginnen?" so erfolgte die gewöhnliche grobe Antwort, oder wenn Alberghi sehr gut bei Laune war, so sagte er auch wohl, um den Knaben einigermaßen zu beruhigen: „Morgen, morgen!"

Morgen kam; allein wer unserm Amadeus keine Stunden gab, war Alberghi.

Der Knabe war trostlos. „So bin ich denn," sagte er zu sich selbst, wenn er weinend Nachts auf seinem schlechten, harten Strohlager schlaflos dalag, „so bin ich denn nach Italien gekommen, um nichts weiter zu sein, als der Stiefelputzer meines Herrn!" Seinen Angehörigen wollte er nicht schreiben, wie bitter er getäuscht worden sei, aus Furcht, er möge ihnen Kummer und Sorgen machen, zudem ließ er immer die Hoffnung noch nicht sinken auf eine bessere Zukunft im Dienste dieses Herrn.

Eines schönen Abends befahl ihm Alberghi, ihm zu folgen und zwar mit dem Violinkasten. Der Knabe nahm des Herrn Violinkasten und folgte. Durch mehrere Straßen schon waren sie gegangen, da wandte sich der Musiker aus Stockholm nach einem festlich erleuchteten Palais hin und sprach kurz zu Amadeus: „Hier herein!"

Dem Knaben stand der Verstand still. So etwas hatte er doch noch nicht gesehen. Hof und Garten waren mit farbigen Lampen erhellt, und eine Menge buntgekleideter, goldbetreßter Bedienten rannte hin und her. Alberghi lief eilig eine mit Teppichen belegte Treppe hinan, und Amadeus folgte ihm, so schnell er konnte. An der Flügelthüre eines brillant erleuchteten Salons nahm der Herr dem Knaben den Violinkasten ab und trat ein. Amadeus blieb mit andern Domestiken im Vorzimmer zurück. Durch die hin und wieder sich öffnende Flügelthüre sah man alle möglichen Vorbereitungen zu einem Concerte. Da standen Notenpulte mit aufgelegten Notenheften, da standen und lagen verschiedenartige Instrumente hin und wieder, Herren, mit der Geige unter dem Arme und den Bogen graziös in der Hand haltend, gingen im Gespräche mit einander den Saal auf und ab. Endlich trat ein

Digitized by Google

Mann, ehrwürdigen Aussehens, mit weißen, bis auf die Schultern herabwallenden Locken an den vordersten, etwas abgesondert und erhaben stehenden Pult, und das war das Signal für die übrigen Mitglieder des Orchesters, ebenfalls an ihre Pulte heranzutreten. Nun folgte das unsern Lesern gewiß bekannte Stimmen der Instrumente, ein Augenblick Pause, drei kurze Schläge des Kapellmeisters auf den Pult, und — — das Concert begann mit einer majestätischen Symphonie. Amadeus war tief ergriffen von Verwunderung. So etwas hatte er noch nicht gehört.

Die Musiker traten ab, Erfrischungen wurden herumgegeben, in feingeschliffenen Gläsern perlte der edelste Wein. Nicht lange, so trat der Kapellmeister an den Pult, dießmal aber folgten die Musiker nicht. Es war ein Violin-Solo und jedenfalls von Meisterhand effectuirt. Im Anfang flossen die Töne sanft dahin, wie wenn ein leiser Zephyr in den Saiten einer Aeolsharfe spielt, dann schwoll ihr Strom immer mächtiger, mächtiger, und in fast dämonischen Klängen tönte die Musik unter den markigen Bogenstrichen des Künstlers. Noch ein gewaltiges Arpeggio, und unter einem rauschenden und nicht enden wollenden Applause schritt der Künstler vom Pulte weg.

Amadeus hatte während des Spiels alle seine Sorgen und seinen Gram vergessen und wollte eben in den Salon stürzen, um dem Meister sich zu Füßen zu werfen, als ein Bedienter ihn am Kragen faßte und mit Gewalt zurückhielt.

„Seit wann ist das Mode," sprach der Bediente lachend, „daß die Domestiken ungerufen in den Salon eintreten, in welchem ihre Herren sich in Gesellschaft befinden?"

„Du hast Recht," sprach Amadeus; „allein meine Bewunderung gegen jenen Künstler riß mich unwiderstehlich fort. Sprich, kannst Du mir seinen Namen nennen?"

„Kleiner," antwortete der alte, bärtige Domestike, „Du mußt wohl nicht aus Padua sein, weil Du den maestro delle nazione, unsern Meister Tartini, nicht kennst, den hier doch das kleinste Kind auf der Gasse kennt."

Amadeus Augen glühten bei dem Namen des maestro delle nazione. „Tartini!" rief er voll Entzücken, „so ist also der sehnlichste meiner Wünsche erfüllt. Ich bin unter Tartini's Dache und habe den Meister spielen gehört! Ja, nun begreife ich auch, warum mein Herr

Digitized by Google

die weite Reiſe macht aus Schweden daher, um Unterricht zu nehmen bei dieſem Meiſter."

„Aus Schweden, lieber Junge?" ſagte der alte Diener vom Hauſe Tartini, „wir haben hier Schüler von Nord und Süd, von Oſt und Weſt, junge und alte; denn auch Leute mit grauem Haare ſchämen ſich nicht, Tartini's Schüler zu ſein."

Amadeus ſtand eine Zeitlang in tiefes Nachſinnen verſunken da und hielt den Finger an die Naſe gelegt. Ein Gedanke tauchte in ihm auf.

„Höre," ſprach er zu dem alten Diener, „ich möchte eine Frage thun. Kann bei Deinem Herrn Unterricht nehmen, wer da will?"

„Wer nur immer will," antwortete der alte Diener, „d. h. wer aber auch Geld hat; denn wiſſe, hier im Hauſe koſten die Stunden Geld, viel Geld. Mag ſein, daß der Herr auch wohl einmal ein Auge zudrückt und einem armen, tallentvollen Schüler eine Stunde gibt um Gotteswillen; allein das wird doch ſelten vorkommen."

„Meinſt Du wirklich," fing der Knabe noch einmal an, „daß es möglich ſei, bei Tartini auch Unterricht zu bekommen unentgeldlich?"

„Warum nicht," ſprach der Alte, „dann aber muß der Schüler ſehr arm und ſehr tallentvoll ſein."

„Läßt der Meiſter mit ſich reden?" fragte Amadeus noch einmal.

„Warum nicht, der Herr iſt ſeiner Güte und Freundlichkeit wegen berühmt weit und breit."

„Wir gehen," ſprach Herr Alberghi, jetzt zur Thüre heraustretend, indem er dem Knaben den Violinkaſten gab. „Hier iſt das Inſtrument!"

„Sehr wohl, mein Herr!" verſetzte Amadeus, „ich bin bereit."

Amadeus nahm ſeines Herrn Geige, allein anſtatt ſie mit nach Hauſe zu nehmen, ſchob er den Kaſten vorſichtig unter einen Tiſch, trabte dann hinter ſeinem Herrn her, hielt ſich aber immer in einer guten Entfernung von ihm. Er betrat nicht eher die Schwelle von Alberghi's Wohnung, bis er ſah, daß dieſer die Thüre hinter ſich zugemacht hatte. Wider ſein Vermuthen und Erwarten aber ſtand Alberghi noch auf der Treppe, als Amadeus eintrat, und fragte ſogleich nach ſeinem Inſtrument.

„Himmel!" ſprach Amadeus, „ich habe die Geige vergeſſen."

„Das laſſe Dir nicht wieder beikommen!" rief Alberghi, indem

Digitized by Google

er eine verdächtige Bewegung mit der Hand nach des Knaben Geſicht machte. „Morgen mit dem Früheſten gehſt Du hin in das Palais Tartini, meine Geige zu holen.“

„Die Geige ſoll frühe genug da ſein!“ ſagte Amadeus, der ja nur eine Gelegenheit haben wollte, wieder in Tartinis Nähe zu kommen.

„Apropos, Amadeus,“ rief noch einmal Alberghi, indem er die Thüre ſeines Schlafzimmers zumachte, „daß Du mich Morgen frühe nicht weckſt mit dem Gekratze auf Deiner Geige! Alles kann ich vertragen, nur keine Katzenmuſik.“

Amadeus ſchwieg und ging, mit ſeinem Plane im Kopfe, in ſein Schlafkämmerlein.

4. Der Meiſter Tartini.

Am andern Morgen kleidete ſich Amadeus frühzeitig an und zwar ſo ſorgfältig, als es ihm immerhin möglich war. Er kämmte, glättete und ſcheitelte ſein blondes Haar, legte einen weißen Halskragen um und betete zu Gott, daß er zu ſeinem Wollen das Vollbringen geben möge nach ſeinem Wohlgefallen. Dann verließ er die Wohnung Alberghi's und machte ſich auf den Weg nach dem Palais Tartini.

Auf dem Wege dahin legte er ſich den Vortrag zurecht, den er vor dem Meiſter zu halten gedachte, ſuchte Redensarten und Wendungen und verwarf ſie auch wieder, machte auch die benöthigten Geſtikulationen, und wer ihn dann ſo ſah durch die Straßen von Padua ſchreiten, mit ſich ſelbſt ſprechend und ſo überaus lebhaft geſtikulirend, der mußte ihn unfehlbar für einen Narren halten.

In Schweiß gebadet erreichte er das Palais des maestro delle nazione.

„Iſt der Meiſter zu ſprechen?“ fragte Amadeus den alten Diener von geſtern.

„Folge den Tönen ſeines Inſtruments,“ antwortete der Alte, „und Du wirſt bald vor ſeiner Thüre ſtehen.“ Der Bediente ſah den Knaben von unten nach oben und von oben nach unten an, und als er das Zittern und Wanken ſeiner Kniee bemerkte, ſetzte er ermuthigend hinzu: „Geh' nur, geh', es iſt keine Seele bei dem Meiſter.“

Digitized by Google

Es iſt keine Seele bei dem Meiſter! Dieſe Worte, die dem Armen Muth geben ſollten, nahmen ihm noch den letzten Reſt von Zuverſicht. Der Gedanke, als armer Bauernjunge in einem Augenblicke vor dem großen, weltberühmten Meiſter zu ſtehen, machte ihn unfähig, auch nur einen Schritt vorwärts zu thun.

Dem Bedienten kam dieſe Angſt lächerlich vor. „Vorwärts denn! wenn Du den Meiſter ſprechen willſt," ſprach er, indem er dem Knaben kräftig auf die Achſel klopfte. „Mein Gott, mein Gott, der Knabe iſt nicht recht bei Troſte."

Maſchinenmäßig ſetzte ſich der Knabe jetzt in Bewegung. Ohne ſich umzuſehen, ſchritt er vorwärts, bis er vor einer ſogenannten Portiere ſtand, die den Eingang zum Zimmer des Meiſters bildete. Wie angewurzelt blieb er wieder ſtehen, um jenen unbeſchreiblichen Tönen zu lauſchen, wie ſie in neuerer Zeit nur noch Paganini der Geige zu entlocken verſtand.

Schon wollte Amadeus die Portiere aus einander ſchlagen und vor den Meiſter hintreten mit ſeiner Anrede, da kam die Angſt und das Zittern noch einmal über ihn. Da ſtand er, vor ſeinen Augen war es Nacht, dunkle, ſchwarze Nacht, vor ſeinem Ohre rauſchte es, wie von Meereswogen, nur hie und da klangen jene zauberiſche Töne durch von Tartinis Inſtrument.

Eine Dame trat heraus in dieſem Augenblicke und konnte ſich, als ſie den Knaben ſtehen ſah, regungslos, die Augen zur Erde gerichtet, des Lachens nicht erwehren.

„Was wünſcheſt Du?" redete ſie ihn an mit leiſer Stimme, um ebenfalls keinen Ton von jener Muſik im Zimmer zu verlieren. Amadeus gab keine Antwort. Hatte er doch die Dame weder geſehen noch ihre Anrede gehört. Die Dame berührte ihn leiſe mit der Hand, und der Knabe ſchreckte zuſammen, faßte ſich aber ſchnell und ohne die Augen auf die Perſon zu richten, die ihn geſchlagen, ſprach er die Worte für ſich hin: „Laß' mich! Dieſe Muſik kommt vom Himmel."

Bei dieſen Worten konnte die Dame eines Ausbruchs des Lachens ſich nicht erwehren; die Geige innen ſchwieg; Amadeus fühlte ſich ſanft durch die Portiere geſchoben und ſtand plötzlich vor einem ſchönen alten Manne mit weißen Locken. Der Mann war der, den Amadeus ſuchte, der maestro delle nazione, und die Dame, die ihn vorgeſchoben, war —— Tartinis Frau.

Digitized by Google

„Was ſoll das vorſtellen, liebe Blanka?“ fragte Tartini, den Knaben verwundert anſehend.

„Mein Lieber,“ ſprach die Frau, „Orpheus hauchte bekanntlich Steinen Leben ein durch den Zauber ſeiner Töne, und ſie regten und bewegten ſich wie ſeine gehorſamen Kinder. Du aber thuſt ein faſt noch größeres Wunder: Menſchen verwandelſt Du durch Dein Spiel in regungs- und bewegungsloſe Steine. So ſieh nur dieſes Kind!“

„Was willſt Du, mein lieber junger Freund?“ fragte Tartini den Knaben, indem er ihm freundlich die Hand bot.

„Ich würde niemals gewagt haben, mein Herr“ .... ſtotterte Amadeus .... „ich würde niemals gewagt haben ....“

„Faſſe Muth!“ fiel Tartini ein, „Du gefällſt mir, lieber Junge. Ich weiß zwar noch nicht, was Du willſt; allein ich bin im Voraus geneigt, Dir jede Bitte zu gewähren, wenn ihre Gewährung anders in meiner Macht ſteht.“

Der Knabe lebte jetzt auf. Er richtete ſich auf, ſeine Augen glänzten vor Freude. Er ging auf den Meiſter zu, faßte ſeine Hand und ſprach: „O wenn Sie das thun wollten, ſo würden Sie mir mehr ſchenken als das Leben. Sie würden mich in den Stand ſetzen, einſt meine armen Eltern und Geſchwiſter zu unterſtützen, die ſich faſt die Augen ausweinen vor Schmerz über die Trennung von mir.“

Tartini war bewegt. Er ließ den Knaben niederſitzen, fragte ihn aus über ſeine Familie und ließ ſich erzählen, wie er nach Padua gekommen. Amadeus gab unbefangen und frei heraus auf alle Fragen Antwort, erzählte, wie ihn Alberghi ſo ſchmählich hinter's Licht geführt, und wie er nun ſchon länger als ein Jahr nichts, auch gar nichts gethan, als den Auslaufer Alberghis gemacht, ſeine Kleider ausgeklopft und ſeine Stiefel gewichst habe.

„Du wünſcheſt alſo,“ fragte Tartini, „daß ich mit Herrn Alberghi rede und ihn bitte, Dir die verſprochenen Stunden zu geben?“

„Nein, nein,“ antwortete der Knabe heftig, „um's Himmelswillen nicht!“

„So kann ich nicht begreifen, was Du von mir willſt.“

„Was ich von Ihnen will, Meiſter Tartini,“ ſprach der Knabe, „iſt kurz geſagt. Sie geben Muſikſtunden. Laſſen Sie mich daran Theil nehmen. Sie ſollen ſich keine Mühe machen mit mir. Dort, in einem Eckchen will ich niederkauern nur — um zuzuhören. Sehen

Digitized by Google

Sie, mein Herr, mehr will ich nicht. O, ſchlagen Sie mir meine Bitte nicht ab. Ich überlebe den Schmerz nicht, wenn Sie es thun."

„Ich will Dir Deine Bitte nicht abſchlagen, mein Kind," ſagte Tartini, „allein wiſſe das: wer bei mir Fortſchritte machen und wirklichen Nutzen haben will, der muß doch ſchon einige Vorkenntniſſe haben. Weißt Du mit dem Bogen umzugehen?"

„Gewiß," war Amadeus' Antwort, „und zwar habe ich das ganz von mir ſelbſt gelernt."

„Von Dir ſelbſt?" ſprachen zuſammen verwundert der Meiſter Tartini und Blanka Cornaro, ſein Eheweib.

„Ich mußte ja wohl, da mir mein Beſchützer und Pflegevater ſein Wort nicht hielt."

„Ich bin begierig, Dich zu hören."

Mit dieſen Worten holte Tartini ſeine Violine und gab ſie unſerem Amadeus. Dieſer war warm geworden. Er nahm ohne weitere Umſtände die Geige aus des Meiſters Händen, zog eine Saite an, die ſich verſtimmt hatte, und begann zu ſpielen. Tartini horchte mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit und gab hie und da auch Zeichen ſeines Beifalls und ſeiner Verwunderung.

„Du wirſt mein erſter Schüler werden, Amadeus Naumann," ſagte Tartini, indem er dem Knaben die Hand ſchüttelte. „Heute haſt Du Deine erſte Lektion gehabt. Doch ſage, wer hat das Stück componirt, das Du ſo eben ſpielteſt?

„Ich, mein Herr, ich ſelbſt; es war ſo meine Phantaſie."

„Du?" riefen wie mit einem Munde Tartini und ſeine Ehefrau Blanka.

„Nun, was iſt's mehr?" ſagte Amadeus. „Kann der Teufel nicht eben ſo gut mir helfen, wie er einſt dem Meiſter Tartini half."

„Ah," ſprach Tartini, „ich weiß, wo das hinaus will. Der hat meine ‚sonate du diable' im Sinne und meint, die Compoſition habe mir der böſe Feind diktirt."

„Man ſagt das," verſetzte Amadeus lächelnd.

„Man ſagt das," ſprach Tartini; „allein man lügt daran. Du ſollſt übrigens, mein lieber Schüler, die falſche Meinung des unverſtändigen Haufens nicht theilen, und darum höre, wie die Sache ſich eigentlich verhält. Ich habe allerdings einmal einen ſonderbaren Traum gehabt vom Teufel. Es war im Jahre 1713, ich war damals ein-

Digitized by Google

Aus dem Jugendleben des Amadeus Naumann.

Digitized by Google

Digitized by Google

undzwanzig Jahre alt, und mein damaliger Lehrer und Rival ſagte mir immer, um tüchtig zu ſpielen, müſſe man einen Bund machen mit dem Fürſten der Finſterniß. So ſtieg denn wirklich in mir der Wunſch auf, dieſes hölliſche Weſen einmal zu ſehen und zu ſprechen. In einer Nacht nun träumte mir, und ſiehe da, der Teufel ſtand vor mir. Ich verſchrieb ihm meine Seele, und er war nun zu allen meinen Dienſten. Alles glückte, — ſo dünkte mir's, — auf's Beſte, alle meine Wünſche wurden erfüllt. Im Traume reichte ich nun auch meinem neuen Protektor meine Geige und bat ihn um eine Produktion auf derſelben. Auch hier war er mir zu Willen. Ich bekam eine Sonate zu hören, wie ich ſie vollendeter und großartiger noch nicht gehört hatte. Ich war hingeriſſen und eben, als ich dem Böſen meine Verwunderung an den Tag legen wollte, ſiehe, da erwachte ich aus meinem Traume. Aufwachen und die Geige nehmen, war Eins. Ich wollte die Sonate, die ich gehört, nachſpielen, allein alle Verſuche waren vergeblich. Aus den Reminiscenzen aber componirte ich eine Sonate, und das iſt, lieber junger Freund, meine bekannte: ‚sonate du diable.' Da haſt Du die Geſchichte, ſtreng der Wahrheit gemäß."

Tartini ſchwieg einen Augenblick. Dann reichte er unſerm Amadeus nochmals die Hand und ſprach: „Es bleibt dabei! Amadeus Naumann, Du biſt Tartinis Schüler!"

Und Tartinis Schüler ward ein großer Muſiker und machte ſeinem großen Meiſter Ehre. Acht Jahre iſt er in Italien geblieben und hat gründliche Studien gemacht in der italieniſchen Muſik. Darnach berief ihn die Kurfürſtin Mutter Marie Antonie nach Dresden, wo er zuerſt kurfürſtlicher Kirchencompoſiſt und dann Oberkapellmeiſter wurde. In ſpätern Jahren beſchäftigte er ſich faſt ausſchließlich mit der Kirchenmuſik. Unter ſeinen Compoſitionen für Kirchenmuſik ſind beſonders ſein „Vater Unſer," mehrere Pſalmen und Veſpern ausgezeichnet. Die Manuſcripte dieſer Werke ſind Eigenthum der Dresdener Hofkapelle.

Von ſeinen Opern ſind hauptſächlich: „Orpheus," „Amphion" und „Guſtav Waſa" ausgezeichnet, zu welcher letztern Oper der König Guſtav III. von Schweden den Text lieferte. Naumann hatte auch beſondere Fertigkeit auf der ſogenannten „Glasharmonika" und hat für dieſes Inſtrument mehrere Pièçen componirt.

Am 23. Oktober 1801 rührte ihn plötzlich auf der Straße der

Schlag. Aus freiwilligen Beiträgen seiner Verehrer ward in seinem Heimathsorte Blasewitz ein Schulhaus erbaut und an seinem hundertjährigen Geburtstage als Denkmal für ihn feierlich eingeweiht. Eine größere Biographie dieses Mannes existirt in: Meißner zur Biographie A. Raumanns. 2 Thle. Prag 1803.

Blasius Pascal.

Einer der größten Männer des siebzehnten Jahrhunderts war Blasius Pascal, der 1623 zu Clermont geboren ward und, obgleich kaum neununddreißig Jahre alt gestorben, Schriften hinterlassen hat, welche leben werden, so lange es noch Gemüther gibt, die für wahre Religiosität empfänglich sind. Der Knabe, der bald seine Mutter verlor, kam frühzeitig nach Paris, wo der Vater ihn ganz allein erzog. Er lehrte ihn zuerst die Grammatik und führte ihn dann in die Physik und Naturgeschichte ein. Sein heller Geist suchte sich von allem, was er sah, Rechenschaft zu geben, keine Erscheinung der Natur durfte ihm fremd bleiben. Mächtiger als zu jeder anderen Wissenschaft zog es ihn zur Mathematik, und wo sich ein freier Fleck bot, zeichnete er Dreiecke, Vierecke und Kreise, maß sie, verglich und lernte ohne Bücher ein tüchtig Stück Mathematik. So auf dem Boden liegend fand ihn eines Tages die Haushälterin des Vaters, und da er auf ihre Fragen keine Antwort gab, holte sie den Vater herbei, der nun ebenfalls wissen wollte, was der Junge treibe. Eine Zeitlang hatte er Mühe, sich zu erklären, endlich gelang es ihm doch, und der Vater sah aus den Antworten, daß der zwölfjährige Knabe aus sich selbst die zweiunddreißig ersten Lehrsätze des Euclid gefunden, die ein gewöhnlicher Schüler mit großer Mühe sich kaum einprägt. Mit sechzehn Jahren schrieb er eine Abhandlung über den Kegelschnitt, erfand im neunzehnten eine Rechenmaschine, legte den Grund zur Wahrscheinlichkeitsrechnung, machte große Entdeckungen in der Lehre vom Leeren und dem Gewicht der Flüssigkeiten und gab zuerst die Theorie der Rotation. Zunehmende Kränklichkeit jedoch, die ihn keinen Tag ohne Schmerzen verleben ließ, führte

Digitized by Google

Mathematische Studien des zwölfjährigen Pascal.

Digitized by Google

ihn auf das Gebiet der Religion, das er von nun ab mit großem Erfolg bebaute. Er entzog sich ganz dem Geräusch der Welt und schrieb seine herrlichen „Gedanken“ und „Provinzialbriefe“, welche so manches wunde Herz schon geheilt, so manche Thräne getrocknet und so manchen Zweifler auf die Bahn des Glaubens zurückgeführt haben. Diese werthvollen Schriften sind auch dem deutschen Publikum durch gute Uebersetzungen zugeführt und haben in unserem Vaterlande nicht minder wohlthätig gewirkt, als in ihrer Heimath. Pascal starb mit dem Muthe des Glaubens im Jahre 1662 zu Paris.

Maikäfers Sendung (Blankenburg).

Von Franz Jäger.

Der Graf war ausgezogen
In's ferne Pommerland,
Allwo sein wack'rer Degen
Viel schwere Arbeit fand.

Der Aar weilt fern vom Horste,
Die Raben wittern's bald.
Es starrt von Feindesklingen
Ringsum der dunkle Wald.

Zwei Jungfrau'n, edler Ritter,
Sind bald nun nicht mehr Dein:
Die alte, treue Veste,
Dein herzig Töchterlein!

Maria saß am Fenster
Und weinte bitterlich!
„Lieb' Vater, komm' zu Hülfe,
Lieb' Vater, rette mich!

Die Burg ist eng umschlossen,
Kein Mensch kann aus und ein,

Digitized by Google

Wo finde ich den Boten
Zu meinem Väterlein?"

Maikäfer kam geflogen
Und brummte: „Sum, ſum, ſum!
Du trauerſt, holdes Mädchen,
Du trauerſt, ſag' warum?"

„Maikäferchen, o fliege
Zum fernen Pommerland
Und künde meinem Vater,
Wie wir ſo hart berannt!"

Die braunen Flügeldecken
Maikäfer luſtig hebt
Und über Thal und Berge
Zum fernen Ritter ſchwebt.

Den Grafen in dem Zelte
Erweckte ein Gebrumm:
„Kehr' ſchnell zurück zur Heimath,
Sum, ſum, kehr' um, kehr' um!

In Eile kehre wieder
Zurück in's Sachſenland,
Denn Deine alte Veſte,
Die wird ſo hart berannt!"

Es ſchmettern die Trompeten,
Die Banner flattern hoch;
„Zurück mit Sturmeseile,
Zurecht kommt Ihr wohl noch!"

Und wie ein Ungewitter
Fällt er der Feinde Schaar,
Die eben in dem Stürmen
Der Burg begriffen war.

Es mähten gut die Klingen,
Nur Wen'ge floh'n davon,

Digitized by Google

Auch Dieſe ſind verfallen
Der ſicher'n Rache ſchon.

Es fiel ein Graf zu Stolberg,
Ein Werthern fiel im Kampf;
Der Feinde letzte Veſte
Ging auf in Rauch und Dampf!

Die Schaukel der Schwarzen.

Die Bewohner von Nicaragua (Mittelamerika) haben ein Spiel, das bei uns sehr gewöhnlich, das aber nach dem Staunen, welches es dem Kapitän Oviedo verursachte, im sechzehnten Jahrhundert in Spanien noch nicht bekannt gewesen sein muß. Die Zeichnung, die wir nach seinem Croquis geben, enthebt uns jeder Erklärung; das Holz, das zu der Schaukel verwendet wird, ist das Cigua, ein ziemlich leichtes, aber dickes Holz. In Ermanglung von Nägeln sind die Balken mit starken Lianen zusammengehalten. Obgleich diese Schaukel der unserigen sehr ähnlich ist, wird man doch bemerken, daß sie bedeutend halsbrecherischerer Natur ist und weniger zum Vergnügen, als zur gymnastischen Uebung dienen kann, was Oviedo, der sie auch bei andern Stämmen fand, bestätigt.

Waulundur.

Ein Mährchen nach Oehlenschläger von Clara Ernst.

Hoch im Norden, in der kalten Zone, liegt Finnmarken, ein wenig gekanntes wunderbares Land. Die Sonne bleibt dort niedrig am Horizont stehen, ihre Strahlen erwärmen und erhellen nicht wie in südlicheren Ländern den Erdboden. Flammende Nordlichter ersetzen den Bewohnern einigermaßen, was ihnen an Sonnenlicht gebricht; sie ziehen ihre purpurnen und schwefelfarbenen Streifen weit leuchtend über den Himmel, und der weiße Schnee, der Felder und Berge jahraus jahrein bedeckt, schimmert gar hell und prächtig in ihrem Glanz.

Freilich gibt es dort keine Eichen- oder Buchenwälder; nur mühsam wächst die Tanne auf dem kalten Boden, verkrüppelte Gesträuche erheben sich nicht gar zahlreich aus dem Schnee, Blumen und Früchte bringt die harte Erde nicht hervor. Gigantische Berge aber strecken ihre Riesenarme aus, und ihre Scheitel sind mit Schneekronen geschmückt; das Meer mit dumpfem Gebrause wälzt seine Eisschollen krachend gegen die Ufer; Wallfische heben ihre breiten Rücken aus den Wellen hervor, und zottige Bären, das Fell so weiß wie der Schnee ihrer Heimath, traben brummend über die kahlen Gefilde.

Die Bewohner dieses rauhen, unwirthbaren Landes sind nur von

Digitized by Google

kleiner Statur, da sie sich aber früh abhärten lernen und der Süden mit seinen mancherlei Bequemlichkeiten sie nicht verweichlicht hat, überaus kräftig und arbeitsam. Was die Natur diesen Leuten an äußerer Schönheit, an blumigen Gefilden, an schönen Wäldern und saftigen Früchten versagte, das ersetzt sie ihnen durch den Gehalt ihrer Berge. Diese sind von reichen Erz- und Goldadern durchzogen, und das verborgene Metall wird von den geschickten thätigen Finnen zu Tage gefördert. Kein Berg ist ihnen zu steil, keine Felswand zu hart; sie dringen hinein, schaffen das edle Metall heraus und schmieden kunstreich es zu herrlichen Waffen und Zierathen.

In diesem Lande nun lebte vor grauen Zeiten ein alter König. Er regierte sein Volk mit Weisheit und Liebe und hatte an seinen drei Söhnen eine rechte Herzensfreude. Sie ragten unter allen übrigen ihres Stammes hervor, nicht allein durch schönen stattlichen Körperbau, sondern auch durch Klugheit des Geistes und Geschicklichkeit ihrer Hände. Nicht in goldnen Prunkgemächern waren sie erzogen worden; schon als Knaben folgten sie dem Vater auf die Bärenjagd und den Rennthierfang, sie erkletterten geschickt die zackigen Berge und guckten den Eidergänsen in die weichen Nester; sie bestiegen lustig das kleine Boot und schleuderten die Harpune auf den entfliehenden Wallfisch.

Als nun Eigil, Gudrun und Waulundur, so hießen die Knaben, herangewachsen waren zu kräftigen Jünglingen, als sie so frisch aus ihren blauen Augen herausschauten, und die Locken ihnen wie lichtes Gold über die kräftigen Schultern fielen, da meinte der Vater, sie müßten zu etwas recht Großem bestimmt sein, und freute sich herzlich an der rüstigen Thätigkeit seiner Söhne. Waffenschmiede wollten sie alle drei werden, und keiner im Lande stieg so beherzt in die dunklen Felsschluchten, und keiner schwang den Hammer so kräftig wie die drei Königssöhne. Als sie nun immer tiefer hinein drangen in das Innere der Gebirge, dem edlen Metalle nachzugraben, stießen sie eines Tages auf eine reiche Goldmine und förderten, dieselbe verfolgend, einen großen Goldklumpen zu Tage. Darin strahlten drei prächtige Edelsteine, der eine von blauer, der zweite von grüner, der dritte von rother Farbe. Sie waren ganz erstaunt ob des prächtigen Fundes, und der König ließ einen Weisen des Landes vor sich bescheiden, der Wunder und Geheimnisse zu deuten wußte. Es war ein Greis, mit silberweißem Barte, gebückt von der Last des Alters, der zu den Jüng-

Digitized by Google

lingen trat, das Gold prüfend muſterte, die Edelſteine beſchaute und alſo ſprach:

„Heil euch, ihr Finnen,
Ihr Königsſöhne,
Heil von den Göttern!
Doch ſuchet es draußen,
Nicht drinnen im Lande,
Es wohnt in der Ferne,
Und wollt ihr's erreichen,
Erzürnet ſie nimmer,
Die Elfen des Berges!"

Schweigend zog der Alte wiederum von dannen. Die Brüder aber beſchloſſen in anderen Ländern ihr Glück zu ſuchen, und ſie zweifelten auch nicht, daß ſie es finden würden; denn die Jugend hat immer guten Muth. Eigil und Gudrun verſprachen ſich gar viel von der Zukunft, Waulundur war ſtiller und bedächtiger und dachte beſonders an die letzten Worte des Alten; jene aber meinten: „Mit den Bergelfen wollen wir ſchon fertig werden, haben wir doch ſchon ſo lange im Innern der Berge gewühlt und immer nur Schätze, nicht aber die kleinen häßlichen Kobolde gefunden.

Sie reinigten nun den Goldklumpen von allen Schlacken und ſchmiedeten ſich drei Helme daraus; vorn hinein ſetzten ſie die Edelſteine. Eigil erhielt den blauen, Gudrun den grünen, Waulundur den rothen. Der alte König ſah ſie mit ſchwerem Herzen ziehen, aber er wollte ſich dem Geſchick nicht widerſetzen, das ſie hinausrief. Noch einmal reichte er ihnen das goldne Methhorn und trank ihnen tapfer zu, dann umarmte er ſie herzlich und empfahl ſie den Göttern. — Die Jünglinge aber ſahen gar ſchmuck aus in der leichten Panzerbekleidung, die goldnen Helme mit den glänzenden Steinen ſtrahlten im Morgenlicht, und wie ſie in leichten Schlitten, die ſchlanken Rennthiere voran, über die Schneegefilde jagten, da war es eine rechte Freude, in ihre von Jugend- und Reiſeluſt gerötheten Angeſichter zu ſchauen.

In den erſten Reiſetagen ging es ihnen auch gar wohl. Sonne, Nordlicht und Schnee erhellten ihre Wege, und die gefüllten Methhörner ſpendeten ihnen erquickliche Labung. Am vierten Tage aber zog ein Unwetter herauf, der Sturm heulte, und die Wolken ſenkten

sich so grau und schwer herab auf die Felsen, daß sie die Rennthiere eilends antrieben, um noch vor völliger Dunkelheit eine gastliche Hütte zu erreichen. Eigil und Gudrun stürmten voran, der bedächtige Waulundur folgte in geringer Entfernung. Jetzt umfing sie ein düsteres Felsenthal, graue Nebelwolken hingen sich wie Trauermäntel um die Bergkronen, und plötzlich wimmelte die Ebene von kleinen wunderbaren Gestalten. Sie trugen graue Mäntel, graue spitze Hüte auf ihren dicken Köpfen und tauchten so schnell aus dem Nebel auf und wieder hinein, kollerten sich in so lustigem Tumult um die Schlitten und versperrten ihnen den Weg, daß Gudrun bestürzt sein Rennthier anhielt, Eigil aber voll Zorn rief: „Das wäre mir gerade recht; dieser kleinen Kobolde wegen noch später unter Dach zu kommen; schon senden die Wolken ihre Schneemassen herab, und wenn wir nicht eilen, wird der Eingang dieser engen Schlucht zugeschneit sein, und wir können hier drinnen mit den Zwergen Versteck spielen und das Tageslicht nie wieder sehen. Hinweg ihr Unholde!“ dabei schwang er seine Peitsche, das Rennthier jagte vorwärts und stürzte einen der Elfen um, die Andern wichen heulend zu beiden Seiten aus. Eigil vernahm noch in der Ferne ihren heiseren Gesang und folgende verständliche Worte:

„Kurze Freud',
Langes Leid,
Königssöhne,
Seit gescheidt!“

Bisher hatte Gudrun in den Nebel und den Tanz der Kleinen verwundert hineingeschaut, jetzt als sie auch ihn umringten und mit den dicken Köpfen wackelnd die wunderlichsten Gesichter schnitten, rief er mit bösen Worten in sie hinein. Die Kleinen achteten nicht sonderlich darauf, sie wurden immer dreister, sie kletterten an den Rennthieren und am Schlitten hinauf. „Genug des tollen Zeuges,“ rief Gudrun, „wenn ihr nicht hören wollt, mögt ihr fühlen;“ und er hieb mit der Peitsche kräftig umher. Aber die kleinen Gestalten wichen geschickt aus; war es nur Nebel gewesen, waren es Zwerge, Gudrun wußte es selbst kaum, denn die Ebene war plötzlich leer, der Schlitten jagte davon, nur wie aus den Tiefen der fernen Berge herauf klang es mit hohler Stimme:

Digitized by Google

Waulundur.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Wenig Freud,
Sterbezeit!
Königssöhne
Sind bedräut."

Nun erreichte Waulundur gleichfalls den Eingang der Schlucht. Schon wirbelte der Schnee in dichten Flocken, der Wind trieb ihn in seine Augen, daß er sie kaum zu öffnen vermochte. Die Zwerge begrüßten ihn mit närrischer Freude, sie kegelten sich umher, sie warfen sich mit Schneebällen und kleinen Tannenzweigen, und Waulundur, der bald genug sah, daß sie nur ein Spiel trieben und ihm nicht böswillig schaden wollten, bedeutete sie mit freundlichen Worten. Als sie ihn nicht hörten, stieg er geduldig vom Schlitten, und sein Rennthier am Zügel führend, die Kleinen rechts und links zur Seite schiebend machte er sich selbst Bahn. Sie wurden auch immer stiller und vernünftiger, zuletzt umgaben sie ihn in geordneten Reihen und sangen mit heiserer Stimme ein Lied. Waulundur verstand wenig davon, denn der Wind heulte, und der Gesang klang dazwischen, als wenn die Raben krächzten. Nur einige Worte prägten sich ihm ein:

„Trauerzeit,
Ew'ge Freud!
Freia wendet
Weh und Leid!"

Dann verschwanden sie, der Nebel theilte sich, und als Waulundur seine harrenden Brüder erreichte, hatte das Schneetreiben aufgehört, der Mond beleuchtete freundlich ihren Pfad. Sie befragten sich nun über den Spuck im Felsenthale, und die Brüder prahlten mit ihrer Tapferkeit, Waulundur indeß schüttelte den Kopf und erinnerte sie an die Warnung des weisen Alten. Es wäre doch besser gewesen, meinte er, die kleinen Elfen nicht zu erzürnen. Da aber die nächsten Reisetage ohne jedes Abenteuer verstrichen, verwischte sich bald jeglicher Gedanke an das Ereigniß mit den Kobolden und immer muthiger und reiselustiger strebten sie vorwärts.

Sie erreichten Schweden, und da es noch Winter war und der Schnee sie hinderte in die Berge einzudringen, erbauten sie sich in dem Wolfsthale eine Hütte und belustigten sich mit der Jagd. Als die Sonne immer höher stieg, als der Schnee zerrann und kleine

bunte Blumen aus der Erde hervorsproßten, als die Bäume sich mit Laub schmückten und endlich in der vollsten Pracht ihre grünen Kronen ausbreiteten, da hättet ihr einmal die Freude und das Erstaunen der Finnensöhne sehen sollen. Es war im Monat Mai; Alles grünte und blühte in Feld und Wald, die Vögel sangen, und die klaren Quellen plätscherten lustig durch das Wiesengrün. Und immer tiefer zog es die Königskinder in das Dunkel des Waldes, und als er sich lichtete, da lag eine weite Ebene vor ihnen. Drei Jungfrauen saßen unter den sproßenden Blumen. Die eine trug ein rothes Gewand, die andere ein blaues, die dritte ein grünes, und da die Blumen, welche den Wiesengrund schmückten, fast alle von gelber Farbe waren, wurden die Brüder unwillkürlich an den Goldklumpen erinnert, den sie in ihrer Heimath gefunden. Die schönen Edelsteine darin waren die drei schönen Jungfrauen, die ihnen auch sogleich entgegen eilten und ihnen mit holder Freundlichkeit gestanden, daß sie sie schon längst erwartet hätten. Die Brüder waren ganz entzückt von ihrer Schönheit und Anmuth, und jeder fühlte, welche ihm zur Braut bestimmt sei; bald feierten sie ihre Hochzeit und führten sie als liebe Hausfrauen in ihre Hütten. Waulundur erhielt Alwilde, die Jungfrau im rothen Kleide. Eigil Elfriede im blauen, Gudrun Gudrune im grünen Gewande.

Sie lebten gar glücklich mit einander in Freude und Eintracht, und die Jahre flossen ihnen so schnell dahin, daß sie es kaum bemerkten. Da empfingen eines Tages ihre Hausfrauen sie mit sehr betrübten Gesichtern, und Alwilde sprach also: „Ihr lieben Eheherrn, wir müssen uns auf eine lange Zeit von euch trennen. Wir sind Walkyrien, dürfen nur neun Jahr auf der Erde weilen und müssen dann neun Jahr unsichtbar den Kriegern auf's Schlachtfeld folgen, sie zu beschirmen. Diese neun Jahr, die wir mit euch so glücklich verlebten, sind nun verflossen. Lebt also wohl, seid uns treu, seid arbeitsam! Folget unseren Worten, dann führt Freia, die Göttin und Beschützerin der Liebe, uns wieder zusammen." Damit legten sie noch drei Schlüssel in die Hände der Brüder und entschwanden vor ihren Blicken, ehe diese vor Schmerz und Erstaunen nur ein Wort zu sagen vermochten. Nun, ohne ihre treuen Hausfrauen war ihnen die Welt öde und leer. Waulundur, der sich die Worte seiner geliebten Alwilde täglich in's Gedächtniß zurückrief, ging aber rüstig wieder an die Arbeit, weil er

Digitized by Google

wohl wußte, daß sie die beste Trösterin ist. Er schwang den Hammer mit aller Kraft, er blies in's Feuer, daß die Funken umherstoben, und wenn er so den Tag müde gearbeitet hatte, umfing ihn Nachts ein süßer Schlummer, und freundliche Träume führten ihn hinauf zu Odin und Freia nach Walhalla, dem Götterſitz, wo er auch ſeine Alwilde wiedersah.

Eigil und Gudrun aber überließen ſich einer ſehnſüchtigen Trauer, die immer mehr wuchs, weil ſie ſich nicht durch Thätigkeit zerſtreuten, und ihnen zuletzt ſo unerträglich wurde, daß ſie beſchloſſen, ihre Frauen in der Ferne aufzuſuchen und nicht eher zurückzukehren, bis ſie ſie gefunden hätten. Als ſie Waulundur ihr Vorhaben mittheilten, widerrieth er es ihnen aus allen Kräften. „Bedenkt doch," ſprach er, „was unſere Hausfrauen uns ſagten; ſeid arbeitſam, ſucht euch dadurch zu ermuntern, ihr findet nicht auf der Erde die holden Walkyrien, und die Wohnungen der hohen Götter erreicht ihr nicht." Aber die Brüder, von Sehnſucht und Ungeduld getrieben, rüſteten ſich dennoch zur Reiſe.

Waulundur geleitete ſie noch bis an den Rand des Waldes. Dort nahmen ſie herzlichen Abſchied, und Eigil ſprach alſo: „Wir ziehen nun hinaus aufs Ungewiſſe, und wer weiß ob wir jemals zurückkehren; dieſen Fußſtapfen trete ich in den Sand, iſt er unverſehrt, ſo lebe ich, iſt er mit Waſſer gefüllt, bin ich ertrunken, iſt er mit Erde überdeckt oder mit Blutſpuren befeuchtet, ſo bin ich geſtorben und begraben oder von Räuberhänden getödtet." Daſſelbe Zeichen wählte auch Gudrun; dann umarmten ſich die Brüder mit aller Herzlichkeit, Waulundur ſchritt betrübt zurück in ſeine Hütte, die beiden Andern eilten hinaus in die Welt.

Sie reiſten weit und weiter; ſie betraten ſüdliche Länder, wo die Sonne mit aller Gluth ſie verſengte; ſie durchpilgerten den heißen Wüſtenſand und ſchmachteten in der Hitze der tropiſchen Natur vergeblich nach dem erfriſchenden Schnee ihrer Heimath; viele Geſtalten zogen an ihnen vorüber, aber ihre lieben Hausfrauen fanden ſie nicht. Bleicher und trauriger wurden die Königsſöhne, die goldnen Helme, die ſie ſo rüſtig getragen, dünkten ihnen jetzt ſchwer und unbequem, und immer ruheloſer ſtrebten ſie weiter. Sie hatten ein Schiff beſtiegen, das ſie über den weiten Ocean hinaus tragen ſollte. Der Abend ſank herab, Alles begab ſich zur Ruhe, nur Eigil fand dieſelbe

nicht. Er ſaß am Bord des Schiffes, den Goldhelm hatte er neben ſich geſtellt, der blaue Stein in demſelben ſchien ihm ſo trübe zu ſein. Weit dehnte ſich über ihm das blaue Himmelszelt und ſenkte ſich am fernen Horizonte hinab in das endloſe Meer. Eigil ſtarrte hinein in die Wogen, da glaubte er einen leiſen Geſang zu hören, er lehnte ſich weit und weiter über den Bord des Schiffes — war's nicht Elfriedens Stimme, die aus der Tiefe herauftönte, war ſie es nicht ſelbſt, die jetzt aus den blauen Wellen auftauchend ihre weißen Arme ihm verlangend entgegenſtreckte? Eigil glaubte ihr Angeſicht zu erkennen, aber immer, wenn er hineinzublicken hoffte, warf die nächſte Welle ihren Tropfenſchleier über die Geſtalt, daß ſie wieder auf Augenblicke entſchwand. Da ging der Mond auf; — er ſah ſie wirklich, es war nicht Täuſchung, ſie winkte ihm, und von Sehnſucht getrieben ſprang er hinab. Armer Eigil! da unten im feuchten Grunde fandeſt du ſie nicht, kalte Meerjungfrauen führten dich in ihr prangendes Schloß, aber nimmer haſt du ihn erreicht den hohen himmliſchen Götterſitz, nimmer ſie wiedergeſehen die holde Walkyrie deines Glücks.

Gudrun ſuchte den geliebten Bruder am nächſten Tage überall, aber vergebens, und als der Mond aufging und die Wellen ihren leiſen Geſang anſtimmten, als der Stein in Eigils zurückgelaſſenem Helm ſo trübe ſtrahlte und ſein Blau mit dem Blau des Himmels und des Meeres ſo ſeltſam zuſammenfloß, wußte er wohl, wohin ihn die Sehnſucht, die ruheloſe, getrieben hatte. „Armer Eigil," ſeufzte er; „aber der Stein in meinem Helm iſt grün, grün iſt die Hoffnung, und grün iſt das Gewand meiner Walkyrie. Darum hoffe auch ich noch ſie zu finden, und darum ſtrebe ich vorwärts und hinein in die hoffnungsvolle Welt." Und ſo pilgerte Gudrun allein weiter und weiter, denn Sehnſucht und Hoffnung ließen ihn nicht ruhen.

Als er einſt in einer klaren ſternenhellen Nacht die Augen zum Himmel aufhob, war es ihm, als ſchwebte ein Stern herab; der Stern wurde größer und größer, er leuchtete in grünlichem Glanz, er glaubte die Geſtalt ſeiner Gudrune zu erkennen. Gudrun ſprang empor und klomm den Gipfel des Berges hinan, um die Schwebende früher zu umfaſſen. Er ſprang über Abgründe, die wie Drachen unter ihm ihre Schlünde öffneten; jetzt erreichte er die höchſte Spitze, athemlos wartend ſchaute er empor, da wendete ſich die Geſtalt, ihr Haar flatterte, ſie drehte ſich zu ihm hin, Gudrun ſah in das häßlich verzerrte Ge-

Digitized by Google

ſicht eines jener Grauelfen, der ihn höhniſch geneckt. Soeben ging die Morgenſonne auf. Tief unten lag eine weite Ebene voll grün wogender Saaten, der Elf rief mit heiſerer Stimme „Sterbezeit", Gudrun ſchwankte, die Beſinnung verließ ihn, er ſtürzte hinab in die jähe Tiefe, hinein in die Saat, die mit grünen wallenden Halmen ſeinen zerſchmetterten Leichnam überdeckte.

Unterdeß hatte der daheim gebliebene Waulundur ſich wieder rüſtig an die Arbeit begeben. Er ergriff den erſten der drei von den Walkyrien zurückgelaſſenen Schlüſſel. Derſelbe war von Kupfer; damit ſtieg er in die Berge, ſuchte ſich eine Felswand, die ihm geeignet ſchien, und drückte den Schlüſſel in ſie hinein. Alsbald zerbarſt ſie, und Waulundur kam in ein herrliches Gewölbe. Das Kupfererz, welches es zu allen Seiten durchzog, gab einen grünen Schein. Grüne Kryſtalle hingen dazwiſchen in wunderbaren Geſtalten. Der Boden war mit ſmaragdgrünem Mooſe und ſchönen Blattpflanzen bedeckt, und oben, wo das Gebirg geborſten war, rankte dichter Epheu ſeine grünen Kränze feſtlich hinein. Reich beladen mit Kupfer und Edelſteinen, die hier alle von grüner Farbe wie der Stein auf Gudruns Helm waren, verließ Waulundur am Abend die Grotte und ſchmiedete einen koſtbaren Harniſch, den er mit den Edelſteinen verzierte. Als dieſer vollendet war, öffnete ihm der zweite Schlüſſel, der von Eiſen war, eine zweite Grotte, welche von Eiſenerz gebildet im ſchönſten Blau ſchimmerte, wie Stahl, der im Feuer angelaufen iſt. Blaue Edelſteine prangten an den Säulenverzierungen, oben öffnete ſich der Felſen, der blaue Himmel ſchaute hinein und ſpiegelte ſich in den klaren Wellen eines Baches, der ſie durchrieſelte. An ſeinem Rande nickte das Vergißmeinnicht, und blaue Waſſerlilien öffneten ihre ſchönen Augen. Waulundur ſammelte ſo viel des edlen Erzes als er tragen konnte, und wieder daheim angelangt fertigte er ein ſcharfes Schwert, deſſen Griff er mit den blauen Steinen beſetzte. Zuletzt erſchloß ihm der dritte Schlüſſel, der goldene, eine Grotte, welche die erſten Beiden noch an Schönheit übertraf. Goldene Säulen, von Granaten und Korallengewinden umſchlungen, trugen eine Kuppel, die mit den im ſchönſten Purpur ſtrahlenden Rubinen geſchmückt war. Am Ende der Grotte war eine Oeffnung, durch welche man in den Abendhimmel hineinſah, und da die Sonne unterging und ihr flammendes Roth ſich mit dem Goldglanz der Säulen und der Kuppel miſchte, war Waulundur ganz

Digitized by Google

geblendet von der Herrlichkeit dieses Anblicks. Reich beladen heimkehrend schmiedete er einen Goldhelm, mit Rubinen verziert, und als auch diese Arbeit vollendet, meinte er, es sei nun wohl Zeit, sich nach seinen beiden Brüdern umzusehen.

Erwartungsvoll nahte er dem Walde, wo er die Spuren seiner Lieben unversehrt zu finden hoffte; aber der Platz, wo Eigils Fußstapfen gewesen, war mit Wasser ganz überschwemmt, der Grubruns aber von Erde verschüttet, frisch grüner Rasen keimte darauf. Ein Vöglein saß im Baum, der die Stelle beschattete, und sang ein trauriges Lied. Da ersah Waulundur alsbald das Geschick seiner Brüder und weinte bittere Thränen über sie, denn er hatte sie ja so herzlich lieb gehabt. „Ach wären sie daheim geblieben," seufzte er kummervoll. Tags darauf saß er mit traurigem Antlitz in seiner Werkstatt. Die Arbeit war und blieb aber seine beste Zerstreuung; er besuchte oft die Gewölbe, um neue Schätze zu holen, schmiedete die herrlichsten Waffen, und auf diese Weise verging ihm die Zeit so schnell, als das bei seiner Betrübniß und der Einsamkeit, in der er lebte, nur möglich war.

In Schweden aber, das für Waulundur zur zweiten Heimath geworden war, regierte damals König Niddur, ein boshafter und arglistiger Herrscher. Als die Kunde von Waulundurs Schätzen und den prächtigen Waffen, die er daraus fertigte, zu ihm drang, berief er seine Vasallen und sprach mit unterdrückter Wuth: „Wie kommt es, daß dieser Mann, der als ein armer Bergsinne hieherkam, in meinem Lande all' diese Schätze sammeln konnte. Entweder ist er ein Räuber oder ein Zauberer; auf! wir wollen ihn fangen und seine Künste uns ansehen."

Keiner wagte dem zürnenden König zu widersprechen, und es wurde ein Heer gerüstet so groß, als wollte man hundert Menschen fangen, und sollte doch nur der arme Waulundur gefesselt werden. Das kam aber daher, weil Niddur feig war wie Alle, die ein böses Gewissen haben, und als er an der Spitze seiner Krieger durch den Wald ritt, sah er gar bleich und furchtsam aus.

Sie erreichten die stille Hütte. Das Feuer in der Schmiede war erloschen. Waulundur war hinausgezogen auf die Jagd; der König versteckte sich mit seinen Leuten rings umher, und man erwartete die Heimkehr des Waffenschmiedes. Schon leuchtete der Mond freundlich durch die Zweige, als Waulundur, nicht ahnend die Tücke, die auf

Digitized by Google

ihn lauerte, ſich der Hütte nahte. Er trug einen Bären auf dem Rücken, den er mit kräftiger Hand erlegt hatte; jetzt zog er ihm das Fell ab und ſpannte es aus, damit es trocknen und ihm ſpäter zum Lager dienen ſolle. Dann ſchnitt er einen Bärenſchinken ab, fachte das Feuer an, das noch in matten Kohlen auf dem häuslichen Herde glimmte, und bereitete ſich ein einfaches Mahl. Er ſpendete die erſten Tropfen des ſchäumenden Meths aus goldenem Trinkhorn dem Odin, und einen friſchen Buchenblätterkranz, mit rothen Waldbeeren durchflochten, legte er für die Göttin Freia auf den Hausaltar und bat ſie, ihm ſeine geliebte Alwilde bald wieder zu ſenden. Erquickt durch das Mahl, begab er ſich ſodann zur Ruhe, und der Gott des Schlafs, der mohnbekränzte Siofn, ſpannte auch alsbald das bunte Netz freundlicher Träume um den Entſchlummerten.

Da berief König Niddur leiſe ſeine Mannen, ſie kamen aus ihrem Verſteck, ſchlichen zu dem Schlafenden und banden ihn mit Stricken ſo feſt, daß er ſich nicht rühren konnte. Vergebens betheuerte Waulundur ſeine Unſchuld. Das Geheimniß mit den drei Schlüſſeln wollte er nicht verrathen, daher nannte ihn der König einen Räuber, der fremd in's Land geſchlichen und die Berge ihrer Schätze beraube. Waulundur wurde nach Sävarſted geſchifft, einer Inſel im Meer, und dort in einem feuchten Thurm eingeſperrt, deſſen Wände mit Moos und Schwämmen bewachſen waren, wo Kröten und Eidechſen ihr unheimlich Weſen trieben. Nur der König beſuchte ihn und gab ihm, ſo wie er die eine vollendet, immer wieder eine neue, noch ſchwierigere Arbeit. Waulundur blieb freundlich und unverdroſſen; die herrlichſten Waffen ſchmiedete er für den niemals zufriedenen König, der ſich damit ſchmückte, aber nicht daran dachte, die klägliche Lage des armen Gefangenen zu erleichtern.

Jahre vergingen, und der arme Waulundur ſaß noch immer auf Sävarſted. Seine Augen waren roth und geſchwollen von der Arbeit bei Tag wie bei Nacht, ſein Rücken gekrümmt, und die Feſſeln, welche ſeine Füße umſchloſſen, hatten dieſelben wund gerieben. Vergebens ſeufzte er nach Erlöſung; kein Sonnenſtrahl fiel in ſein dunkles Gemach, keinen Sonnenſtrahl ſandte Freia aus ihrer glänzenden Walhalla in ſeine bekümmerte Seele. Doch das Maß ſeiner Leiden war noch nicht gefüllt. Der König Niddur entdeckte die drei Schlüſſel, und als Waulundur ſich weigerte, zu geſtehen, wer ſie ihm gegeben, rief Niddur wuthentbrannt:

Digitized by Google

„Nun ſehe ich wohl, daß Du noch immer mit böſen Zauberkünſten verkehrſt, und da ich ſelbſt deßhalb vor Dir nicht ſicher bin, ſollſt Du morgen ſterben.“ Damit verließ er die Inſel und befahl über Nacht einen Scheiterhaufen zu rüſten, und auf dieſem mit Sonnenaufgang Waulundur zu opfern. Waulundur ſelbſt ſah nun das Ende ſeiner Leiden herannahen. Er hatte ſich ja den Tod ſo oft gewünſcht, und dennoch überfiel ihn eine Wehmuth, als er hinausſchaute in's endloſe Meer, das mit leiſem Rauſchen an die Ufersſteine ſchlug, als er empor blickte zum Sternenhimmel, der ſich weit und tiefblau darüber ausbreitete. Thränen, die er lange nicht geweint, ſtürzten über ſeine eingefallenen Wangen. „Ach meine theure Alwilde,“ rief er mit weicher Stimme, „wie ſchön war doch dieſe Erde mit Dir, und wie traurig iſt ſie für mich, ſeit Du ſie verließeſt! Werde ich Dich denn nimmermehr ſehen; aber Du würdeſt mich ja kaum wieder erkennen, denn aus Deinem kräftigen Helden iſt vor der Zeit ein von Kummer gebeugter Greis geworden.“

Da dämmerte im Oſten ein heller Purpurſtreif. Waulundur glaubte, es ſei die Sonne, die ſeinem Todestag leuchten wolle; ſie war es auch, aber auf ihr ſtrahlte ein goldener Wagen, den vier herrliche weiße Roſſe durch die Lüfte trugen; in dem Wagen ſaß Freia, ihre goldnen Locken flatterten in der Morgenluft, ein lichtes Gewand umfloß ihre Schultern. Zu ihrer Rechten ſah Waulundur eine Geſtalt im rothen, zur Linken eine andere im grünen Kleide. Jetzt ſenkte ſich die Erſcheinung dem Felſen zu, wo Waulundur an ſeinem Kerkerfenſter athemlos harrte. Der ganze Himmel ſchwamm in glühender Morgenröthe, das Meer ſpiegelte ihn wieder, und zwiſchen den purpurnen Wellen ſchaukelten Meerjungfrauen und warfen ſich neckend mit rothen Roſen und prangendem Korallengezweig. In ihrer Mitte war Agio, der Gott des Meeres, und Ran, ſeine Gattin. Er hatte grünen Seetang durch Haar und Bart gewunden, und Ran, die ſonſt immer ſehr ernſt war und mit ihrem Netze die Leiber der Ertrunkenen aufſiſchte, hatte heute das Netz nicht mitgenommen und ſah ſehr freundlich aus. Jetzt betrat Freia den Boden, und Waulundur erkannte zur Rechten der Göttin ſeine Alwilde; die grüne Geſtalt zur Linken war Eyr, die Göttin der Heilkunſt; duftende Kräuter und Wurzeln trug ſie in ihren Händen. Waulundur ſank auf die Kniee und ſeine Arme ausbreitend blickte er mit thränenüberſtrömtem Antlitz zur huldreichen Freia empor. „Waulundur, Dein Drangſal hat nun ein Ende,“ ſprach

Digitized by Google

ſie, „Dein rother flammender Edelſtein bricht ſiegend durch das trübe Gewölk. Du warſt treu und geduldig, ſo ſenden die Götter Dir Deine Alwilde, behalte ſie für die ganze Lebenszeit! Wenn Du aber ſtirbſt, wird ſie Dich hinauftragen nach Walaſkialf, wo Du ſtrahlende Waffen und Trinkhörner für die Götter ſchmieden ſollſt."

Darauf nahte ſich ihm Eyr und berührte mit ſtärkendem Kräuterſaft ſeine wunden Glieder. Er fühlte neues Leben durch die Adern rinnen und ſtand wieder da in der vollen Kraft ſeiner Jugend. Dann brachten die Elfen ihn und Alwilde zu ihrer Hütte im Walde, Freia aber beſtieg den Sonnenwagen und entſchwand im Morgenduft.

Als König Niddur in früher Stunde dem Tode Waulundurs beiwohnen wollte und ſeine Henkersknechte nach Sävarſted ſchickte, das Opfer zu holen, war er nicht wenig erſchreckt über die Kunde, daß der Thurm leer ſei. Er begab ſich ſelbſt dahin; die Thüren und Mauern waren noch feſt verſchloſſen, aber Waulundur war verſchwunden. Höchſt erzürnt befahl der König das vorräthige Gold und Silber fortzuſchaffen, die drei Schlüſſel nahm er ſelbſt zu ſich, da ſeine Habgier ihn hoffen ließ, durch ſie große Schätze zu finden, und alsbald begab er ſich mit fünfzehn ſeiner Getreuen auf den Weg.

Der Kupferſchlüſſel wurde zuerſt an einer ſchrägen Felswand geprüft; zu des Königs nicht geringer Freude öffnete ſie ſich, fünf Männer ließ er aus Vorſicht zuerſt hineinſteigen, aber kaum waren ſie drinnen und ſtaunten über den Glanz des grünen Metalls, da ſanken ſie in einen tiefen Moraſt, den die grünen Schlinggewächſe verdeckt hatten, grüne Schlangen ziſchten von der Decke herab und betropften ſie mit ihrem Gift, ſo daß ſie eines jämmerlichen Todes ſtarben.

Draußen aber wartete König Niddur vergeblich auf ihre Rückkehr. Endlich entſchloß er ſich, da ſie nicht wiederkamen, den zweiten Schlüſſel, den eiſernen, zu verſuchen. Der Fels öffnete ſich; zaghaft betraten abermals fünf Männer den Eingang, aber alsbald ſtürzte ein mächtiger blauer Waſſerſtrahl über ſie herein und riß ſie in gewaltſamen Wogen mit ſich fort.

Jetzt beſchworen die fünf Letzten den König die unheilvollen Verſuche zu unterlaſſen; aber ſeine Gier und Habſucht ließ ihm keine Ruhe. Der Goldſchlüſſel glänzte ſo verführeriſch in ſeiner Hand, und da er das Zagen ſeiner Begleiter ſah, beſchloß er ſelbſt mit ihnen den Verſuch zu wagen. Sein Muth wuchs, als ſie unbehindert in

die goldnen Hallen traten: und schon wähnte Niddur seine Habgier hier im vollen Maße stillen zu können, als eine dunkelrothe Flamme wie ein Blitz von der Decke herabschoß und ihn nebst seinen Vasallen verzehrte, so daß er nun gar kläglich desselben Todes starb, den er dem armen unschuldigen Waulnudur bereiten wollte.

Dieser aber lebte noch lange Jahre mit seiner geliebten, in steter Jugend blühenden Alwilde in Friede und Glückseligkeit, und als er starb, trug sie ihn empor zu den Göttern. In Schweden aber verehrte man ihn noch viele Jahrhunderte, und noch heute zeigt man dort schöne Waffen, die Waulnudur geschmiedet haben soll.

Die Pampasindianer.

Die argentinischen Provinzen besitzen seit der Eroberung eine aus heterogenen Elementen zusammengesetzte Bevölkerung, an deren Spitze natürlich die Creolen sich stellen, welche von der reinen Race der Europäer abstammen, die sich in verschiedenen Epochen im Lande niedergelassen haben. Die Creolen haben den Handel und die Spekulation in Händen. Diese Colonialbevölkerung hat ganz den spanischen Charakter: sie ist über alle Maßen arrogant und hochmüthig, dabei aber gastfreundlich, wohlthätig und großartig in ihrem Handelsverkehr und ihrem häuslichen Treiben. Namentlich in Buenos Ayres kann man das Wesen der Creolen studiren, denn die Hauptstadt der argentinischen Republik ist der Handelsmittelpunkt von Südamerika. Die Bevölkerung dieser Stadt, welche 80 bis 90,000 Seelen zählt, widmet sich beinahe ausschließlich dem Handel, der in Leder von Pampasstieren, in Pferde-, Tiger-, Wolf-, Chinchillafellen und anderem Pelzwerk, in gesalzenem Fleisch, Straußenfedern, Talg, Fett, Hörnern, Medicamenten, zusammen für 20,000,000 Franken, besteht. Aber eine der größten Spekulationen von Buenos Ayres ist die Ausfuhr von gemünztem Gold und Silber. Dieser Spekulation widmen sich die Wechselagenten des Landes, die jeden Tag von acht bis zehn Uhr des Morgens sich in dem Börsensaal versammeln und sich über den Preis vereinigen. Diese Ver-

Digitized by Google

handlungen geſchehen ohne Lärm und Geräuſch, ganz das Gegentheil von unſern Börſen. Man verkehrt ruhig mit ſeinem Nebenmann, ſeinem Freund, ſeinem Collegen. Freilich ſind auch die Bewohner von Buenos Ayres wegen ihres Phlegmas bekannt.

Die Pampasindianer.

Ein anderer Theil der argentiniſchen Bevölkerung nimmt unſer Intereſſe nicht minder in Anſpruch: es iſt die indianiſche Race, welche in kleinen Gruppen lebt, in Urwäldern verſteckt oder auf den weiten

Ebenen zerstreut, die unter dem Namen Pampas bekannt sind. Diese Rothhäute unterscheiden sich sehr wenig von einander, sowohl in physischer, als in sittlicher Beziehung. Ihr Anblick zeigt deutlich, daß auf dem amerikanischen Continent keine ursprüngliche Menschenrace mehr existirt, und es ist heutzutage nachgewiesen, daß die Amerikaner von einer ihrem Continente fremden Race abstammen. Ihr Wesen und ihre Gewohnheiten bieten die bizarrsten Contraste. Neben dem größten Stoicismus streift ihre Rachsucht nahe an die corsische Vendetta. Sie sind mäßig und klagen nicht, wenn die Nahrung mangelt; ist aber die Jagd ergiebig, so ist ihre Eßgier ohne Grenzen. Leben sie entfernt von Städten und Haciendas, so gehen sie nackt und sind kaum durch eine Thierhaut geschützt. Verkehren sie mit den Spaniern, so tragen sie europäische Kleider. Die Rothhäute, welche wir auf einer der Straßen von Buenos Ayres daguerreotypirt haben, gehören der ackerbauenden Classe an. Die Sprache dieser Indianer ist guttural, kläffend und mit unsern Buchstaben kaum wiederzugeben. Der Dialekte ist eine große Menge, denn man zählt allein in der Provinz Buenos Ayres ihrer fünfzig.

Der Leopard.

Unter den vielen stolzen Gesellen, mit denen König Leu zuweilen Hof hält, stehen billiger Weise diejenigen zunächst am Throne, welche mit dem Königshaus selbst in verwandtschaftlichem Verhältniß stehen und durch Glanz und Gepränge im Stande sind, eine des Herrschers würdige Umgebung zu bilden. Beides trifft bei dem Leopard zu. Stammverwandt, da er ebenfalls dem Katzengeschlechte angehört, gibt er sich durch die Größe seiner Gestalt, die Schönheit seines Gewandes, das Trotzige und doch wieder diplomatisch Schlaue seines ganzen Wesens als einen zu erkennen, der es vollkommen werth ist, im Gefolge des Fürsten der Thiere einer der vordersten zu sein. Zudem gränzen ihre Burgen und Gaue so nahe zusammen, daß der Leopard auch in dieser Hinsicht unter den ersten sein kann, die sich um den Thron sammeln, wann der König seine Vasallen herbeiruft. In den Länderstrecken Afrikas,

in den heißen Provinzen Mittel- und Südasiens sind beide daheim. Im Halsschmuck von Leopardenzähnen prangt die Kaffernfürstin, und vor dem einsam liegenden Gehöfte des Hindu lodert hell ein Feuer in der Nacht, den grausamen Räuber damit zu schrecken und die wenigen Schafe vor seinen mörderischen Zähnen zu sichern.

Kleiner zwar als der Löwe und weder in Haltung noch Gang eine Majestät wie er, ist der Leopard gleichwohl eine gewaltige Gestalt. Auf nicht hohen, aber starken Füßen ruht ein auffallend langer, in der Mitte vertiefter Leib, der bei jeder Bewegung schlangenartig von einer Seite zur andern sich windet. Der Kopf ist ziemlich groß, aber nicht wie bei den meisten Arten des Katzengeschlechts schön gerundet, sondern an der Stirne flach und breit, das Maul gleichfalls breit, der Rachen auf beiden Seiten mit scharfen Zähnen reich besetzt, der Blick feurig, wild funkelnd, in der Gefangenschaft finster und trotzig. Von der Spitze des Schwanzes bis zur Schnauze gemessen hat er eine Länge von fünf bis sechs Fuß, seine Höhe beträgt anderthalb Fuß. Der Schwanz mißt gegen dritthalb Fuß, ist dick, an der Spitze hakenförmig nach oben gekrümmt und wird gewöhnlich in horizontaler Richtung getragen. Dabei befindet sich derselbe unaufhörlich in schlängelnder Bewegung, die, wie bei allen Katzen, durch den Grad ihrer Lebhaftigkeit den gemüthlichen Zustand des Thieres immer untrüglich anzeigt. Ist nämlich das Schlängeln ein gleichmäßiges, behagliches, so ist auch das Thier ruhig und in behaglicher Laune, eine Laune, die bei dem so reizbaren, leidenschaftlichen Wesen desselben freilich nicht oft vorkommt und gewöhnlich auch von nicht langer Dauer ist. Ganz anders gestalten sich die Bewegungen, wenn der Zorn sich regt und es in ihm wallt und siedet. Das Schlängeln wird zum heftigsten Schlagen bald auf den Boden, bald in die eigenen Seiten, als wäre die Wuth, die in ihm kocht, zu kühl und matt und müßte er sie noch entflammen und steigern.

Unter den Pantherarten oder gefleckten Katzen ist der Leopard die schönstgefärbte. Der Grund seines dichten, kurzhaarigen Felles ist auf dem Oberleib glänzend dunkelgelb, mit regelmäßig zusammenstehenden, beinahe kreisrunden schwarzen Flecken besät, in deren Mitte sich ein gelber Punkt befindet; die Bauchseite desselben ist weißlich und nur hie und da und minder regelmäßig gefleckt. Diese prachtvollen, regelmäßigen Fleckenreihen, etwa zehn an der Zahl, geben dem Fell einen

Digitized by Google

ſehr hohen Werth. Im Kaffernlande z. B. gilt ein Mantel von ſolchen Fellen als eine Auszeichnung, die nur ein Häuptling tragen darf. In dieſer Beziehung ſteht ihm der Panther mit ſeinen unregelmäßig vertheilten, mitunter in einander verfließenden Flecken weit nach. Doch ſind auch dieſe immer noch unendlich ſchöner als die ſchwarzen Punkte, auf welche der Prieſter von Anathoth in jener Frage hindeutet: Kann auch ein Mohr ſeine Haut wandeln oder ein Parder ſeine Flecken? So — könnet ihr auch Gutes thun, weil ihr des Böſen gewohnt ſeid! Jer. 13, 23.

Die Stimme des Leopard iſt je nach den Umſtänden verſchieden. Iſt er hungrig, ſo gibt er ein dem Brüllen verwandtes Geſchrei von ſich. Will ihm der Wärter bei der Fütterung in der Menagerie ſeine Fleiſchportion wieder nehmen, ſo läßt er ein unzufriedenes oder lüſternes Knurren hören. Sein weißes Fleiſch iſt nicht blos genießbar, ſondern ſoll ſogar für einen europäiſchen Gaumen wohlſchmeckend ſein. Ein Mal im Jahr wirft das Weibchen drei bis fünf Junge. Gelingt es, ſolcher kleinen Katzen habhaft zu werden, ſo laſſen ſie ſich leicht zähmen.

Der Charakter des Leopard iſt ein Gemiſch aus Liſt und Grauſamkeit, in letzterer zeichnet er ſich vor allen Gliedern der Pantherfamilie aus. Er lebt vom Fleiſch zahmer und wilder Thiere. Die erſteren holt er ſich aus den Heerden oder ſchlechtverwahrten Ställen, die letzteren weiß er von irgend einem Hinterhalt aus, an ihren Trink- und Lagerplätzen vornehmlich, zu überfallen. Ein franzöſiſcher Miſſionar in Südafrika gibt uns über ſolche Einbrüche und Ueberfälle folgende Nachricht:

„Zuweilen liegt er im Schatten eines Gebüſches; öfter aber iſt er auf den Bäumen gelagert, von wo er mit ſeinem funkelnden blutigen Auge von weitem auf ſeine Schlachtopfer, die Gazellen und die Strauße und die Paviane, lauert und ſich, ſobald ſie in ſeinen Bereich kommen, unverſehens auf ſie losſtürzt. Wenn ein Menſch bei ihm vorübergeht, ohne ihn zu bemerken, ſo läßt er ihn paſſiren; wenn derſelbe aber das Unglück hat, auch nur unwillkürlich ſeine Blicke auf dieſes ungemein argwöhniſche Thier zu richten, ſo ſpringt er ihm alsbald auf den Rücken. Oft richtet er unter den Ziegen- und Schafheerden große Verheerungen an und tödtet auch die jungen Fohlen. Ich kam eines Tages zu einem Bauern, deſſen Hände von einem dieſer Thiere furchtbar zerfleiſcht waren. Eine Heerde von etwa hundert Ziegen, die ihm

Digitized by Google

gehörten, hatte den ſonderbaren Einfall gehabt, den Gipfel eines Bergs zu erklettern, wo ſich das Lager eines Leopards befand, und dieſer hatte ſie alle umgebracht. Als hierauf der Bauer und ſein Sohn den Fußſtapfen des Leopards nachgingen, in der Abſicht, ihn aus ſeiner Höhle herauszutreiben, ergriff der Leopard die Offenſive und warf ſich auf den Vater. Dieſer war ein ſehr ſtarker Mann; und doch, als ich das Thier leblos ausgeſtreckt ſah, war ich erſtaunt darüber, daß es dem Bauern gelungen war, es zu tödten."

Er wider Jedermann, darum auch Jedermanns Hand wider ihn; und zwar tritt Letzteres in Afrika und Aſien auf verſchiedene Weiſe zu Tag. Wo Schießgewehre im Gebrauch ſind und man keinen beſondern Grund hat, den Räuber und Mörder lebendig zu fangen, wird einfach auf den Anſtand gegangen und ihm mit Pulver und Blei der Garaus gemacht. Bei einer ſolchen Jagd hätte es einmal einem Afrikaner übel ergehen können. Der Auszug galt eigentlich einer Tigerin; durch den Lärm des Jagdperſonals aber wurde unerwarteter Weiſe ein Leopard aufgetrieben, der wüthend auf unſern Afrikaner losſprang. Dieſer war zum Glück ſchnell beſonnen und ſchwang ſich im rechten Augenblick noch mit der Behendigkeit eines Affen auf den Aſt eines Baumes. Der Leopard machte einige Sprünge nach ihm, um ihn herunterzureißen, konnte ihn aber nicht erreichen. Den Baum zu erklettern mochte er keine Luſt haben oder dünkte es ihm zu ſchwer, auf den Aſt zu gelangen. Als der Afrikaner dieß ſah und ſich vor ſeinen Klauen ſicher wußte, fing er an, weidlich auf ihn zu ſchimpfen und ihm und ſeinem Geſchlecht alle möglichen Titel zu geben: „Du ſchlechter Kerl! du und dein Vater und deines Vaters Vater ſollen verbrennen u. ſ. w." Der Leopard ſaß unterdeſſen unten und machte ein grimmiges Geſicht nach ihm hinauf, bis er von den inzwiſchen herbeigekommenen Jägern, die ſich über dieſen Auftritt höchlich ergötzten, erſchoſſen wurde.

Wo unſere europäiſchen Waffen noch unbekannt ſind, da wird mit Bogen und Pfeil gegen ihn ausgezogen. Außerdem wird er in Fallen gefangen. Ein Landsmann in Vorderindien, Miſſionar, ſchildert uns in einem Brief einen Leopardenfang dieſer Art. „Auf den Nilgherrigebirgen," ſchreibt er, „ſind die wilden Thiere ſehr häufig; und beſonders der Bergabhang, auf deſſen Spitze unſer gegenwärtiges Wohnhaus ſteht, iſt voll von Höhlen und Klüften, die von Leoparden

Digitized by Google

und Bären bewohnt werden. Doch hat man sich trotz der Häufigkeit dieser schlimmen Gäste wenigstens bei Tage nicht zu fürchten, denn sie halten sich den ganzen Tag verborgen; und überhaupt ist kein Beispiel vorhanden, daß sie hier auf der Höhe einen Menschen angefallen hätten; im Niederlande und an den Abhängen gegen dasselbe hin ist es freilich anders. Da sie aber bei den Viehställen der hiesigen Pflanzer häufig Besuche zu machen pflegen, so sind diese darauf gekommen, Fallen für sie zu stellen. Eine solche Falle ist etwa wie ein großes Hundehaus, acht Fuß lang, vier Fuß breit und bis zum Gipfel des Daches sechs Fuß hoch. Die Wände bestehen aus tief in den Boden eingerammten jungen Baumstämmen, und oben herüber sind starke Dielen gelegt, die mit einer doppelten Lage von Granitblöcken beschwert werden. Ueber diesen sodann ist ein gewöhnliches Strohdach. Die schwere und starke Fallthüre ist gerade eingerichtet wie bei einer Rattenfalle. Wenn die Falle gerichtet werden soll, so bindet man an einen Pfahl, der in der hinteren Hälfte des Hauses in den Boden geschlagen ist, ein junges Zicklein; etwa in der Mitte der Falle und einen halben Fuß über dem Boden wird eine Schnur quer herübergezogen, und der Hebel der Fallthüre ist so berechnet, daß er mittelst einer andern Schnur an diese Querschnur befestigt werden kann. Wenn die Thüre einmal heruntergefallen ist, so ist sie schon wegen ihres Gewichtes schwer aufzumachen; gewöhnlich aber verfängt sich auch noch der Hebel zwischen den Baumstämmen und dient so als eine Gegenstütze gegen die Thüre. In zwei solchen Fallen sind binnen Jahresfrist etwa zwölf Leoparden und drei bis vier Königstiger gefangen worden; erst kürzlich auch ein schwarzer Leopard, was in diesem Lande eine große Seltenheit ist." Letzterer ist eine wahre Schönheit im Thiergeschlecht. Er trägt ein glänzendes, ebenholzschwarzes Fell mit prächtig spiegelnden, vom dunkeln Rothbraun ins tiefste Kohlschwarz schillernden Leopardenflecken. Er bildet jedoch keine besondere Art, sondern ist nur eine Spielart des gewöhnlichen Leopard. In Abessynien wird das Fell eines schwarzen Leopard von den Königen als Ueberwurf über die Schultern getragen, wie anderwärts Hermelin und Zobel.

„Am 15. November 1845," erzählt der Missionar weiter, „kam unser Freund, Herr Cockburn, der gegenwärtig auch auf den Nilgherrigebirgen wohnt, mit der Nachricht zu uns, daß er einen Tiger in seiner Falle gefangen habe. Ich eilte mit ihm den Berg hinunter und wollte

Digitized by Google

das gefangene Thier ſehen. Schon von weitem hörten wir die ſchrille Muſik der Eingeborenen, die ſich um die Falle verſammelt hatten; ſie iſt den Tönen eines Dudelſacks nicht unähnlich. Als wir zu der Falle kamen, ſahen wir in deren Hintergrund einen majeſtätiſchen Leopard, den größten, den wir je geſehen, in ſtolzer Ruhe daſitzen. Sobald wir jedoch unſere Stöcke dem Käfig näherten, kam er mit einem furchtbaren Geheul gegen die Thüre des Käfigs geſprungen, und wir dachten, es ſei doch gut, daß eine Wand von jungen Bäumen zwiſchen ihm und uns in der Erde ſtehe. Unſer alter Mardochai ging ziemlich nahe hinzu, um das Thier genauer zu ſehen, und verwunderte ſich gewaltig, als das Ungethüm mit ſeiner Pratze ihm bis faſt unter die Naſe langte. Immer mehr Badagarleute (Eingeborene) verſammelten ſich, und endlich fingen etliche an, ihre Freude über die Gefangenſchaft ihres Erbfeindes durch einen wilden Tanz an den Tag zu legen. Acht Männer bewegten ſich in gemeſſenen Schritten nach der Melodie des Dudelſacks bald vorwärts, bald rückwärts, in einer Reihe (nicht im Kreiſe), mit hochaufgehobenen Händen und einem durchdringenden gellenden Hi hi hi hi hi-Schreien. Bisweilen beugten ſie ſich zur Erde und bewegten ihre Hände etwa einen Fuß über dem Boden, als ob ſie etwas ſuchten; aber auf ein Zeichen von ihrem Vortänzer erhoben ſie ſich ſchnell wieder, ſchüttelten ihre Hände über den Köpfen und verdoppelten ihr gellendes Siegesgeſchrei. Was der arme Leopard bei dieſer Gelegenheit gedacht haben mag, weiß ich nicht; er lag meiſtens ruhig im Hintergrund des Käfigs, mit ſeinen funkelnden Augen die Nähertretenden meſſend, bisweilen auch mit dem eigenthümlich ziſchenden Laut, den wir ja auch in den Menagerien hören, ſie angähnend; mitunter nagte er in unmächtiger Wuth an den Knochen des todten Lammes, das ihm zur Lockſpeiſe gedient, und an dem Stab der Falle, den er zerbrochen hatte. Nachdem wir uns an dem ſchönen Thiere ſatt geſehen, holte Herr Cockburn ſeine Flinte, und während ich und einer von ſeinen Dienern die Aufmerkſamkeit des Thieres durch vorgehaltene Tücher nach vorne hin lenkten, machte eine gerade vor dem Ohr eingedrungene Bleikugel von gewöhnlicher Größe, die nicht einmal aus einer Büchſe, ſondern aus einer ganz ordinären Doppelflinte geſchoſſen wurde, dem Leben unſeres edlen Gefangenen ein ſo augenblickliches Ende, daß er, ohne auch nur noch ein Glied zu regen, todt da lag. Nicht ohne Mühe, da er gegen zwei Centner ſchwer war,

Digitized by Google

hoben wir ihn aus der Falle heraus und banden ihn an eine ſtarke Stange. Zehn Badagarmänner erhielten Erlaubniß von Herrn Cockburn, ihn zu meiner Frau herauf zu tragen, da ſie nicht wohl genug geweſen war, in der Hitze des Tages mit uns hinunter zu gehen. Der Dudelſackpfeifer marſchirte voran und ließ ſich auch durch den ſteilen Weg nicht irre machen; ihm folgte ein Tänzer mit einem Stock in der Hand, den er wie ein Schwert mit abenteuerlichen Geſtikulationen ſchwang; dann kamen die Träger des Leopards und der Haufe der übrigen Leute, die mit einem wilden, durch die Thäler wiederhallenden Schrei Oho! Oho! Oho! einander aufmunterten. Nachdem wir das Thier genug geſehen hatten, führten die Träger noch einmal den oben beſchriebenen Tanz auf und gingen dann weiter, um ihre Beute auch den übrigen Einwohnern des Orts zu zeigen. Als ſie ſchon lange auf ihrem Wege waren, hörten wir immer noch ihr laut tönendes Oho!"

Dreiſylbige Charade.

Von Julie Ruhkopf.

Die Erſte iſt ein ſtarkes Band,
Die Letzten unſeres Brodes Quelle;
Bei meinem Ganzen iſt entbrannt,
Nicht weit von des Jahrhunderts Schwelle,
Der Rettung erſte, glüh'nde Helle
Für unſer deutſches Vaterland,
Das trübe Knechtſchaft hielt gebannt.

Auflöſung des Räthſels auf Seite 384:
Druck.

Die vier Jahreszeiten zu Pferde.

Eine Kriegsgeschichte aus dem Jahre 1812. Von Gustav Nieritz.

In Dresden gibt es eine Straße, welche die kleine Plauen'sche Gasse heißt. Eins der dort gelegenen Grundstücke, das mit seinem Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln einen weiten Hofraum umschließt, heißt noch heute der Trabantenhof, obgleich es schon lange keine Trabanten mehr in der sächsischen Armee gibt. Die vormaligen Trabanten bildeten die berittene Leibwache der sächsischen Regenten und führten als solche den französischen Namen „Garde du corps". Sonderbarer Weise wurden die von August II. für Dresdens Besatzung erbauten, weitläufigen Kasernen in der Neustadt nicht zu ihrem eigentlichen Zwecke benützt, indem sie nur die sogenannte Hauskompagnie der Artillerie beherbergten und ihre übrigen bedeutenden Räume zum Theil zu Privatwohnungen dienten. Dresdens Garnison, Fußvolk wie Reiterei, war in größeren oder kleineren Abtheilungen in hiezu geeigneten Bürgerhäusern untergebracht, und namentlich dienten die in den Vorstädten gelegenen, mit Höfen und Stallungen versehenen Stadtgüter der Reiterei zum Unterkommen. Zu letzteren gehörte auch der Trabantenhof, welcher seinen Namen von den dort fortdauernd einquartierten Trabanten erhalten hatte.

An einem der letzten Tage des Junimonats 1812 herrschte schon in aller Morgenfrühe ein reges Leben in dem Trabantenhof. Behelmte Krieger in lichtgelber, mit Borden verzierter Uniform zogen hohe, starke Rosse aus dem Stalle in den weiten Hof und musterten hier nochmals die blank gestriegelten Thiere, deren Sättel und Zeug. An deren Gepäck und sonstiger Ausrüstung ersah man, daß es nicht auf eine gewöhnliche Musterung, sondern auf einen weiteren Marsch abgesehen war. Das zeigte auch die Anwesenheit fast sämmtlicher Bewohner des Trabantenhofs und deren lebhafte Theilnahme, in welcher sich besonders das zahlreich vertretene Frauenvolk hervor that. Verweinte Gesichter und in Thränen schwimmende Augen erblickte man unter den Anwesenden, welche insgesammt Frauen und Kindern angehörten. Jetzt waren die Krieger zum Aufsitzen fertig und warteten,

den Zügel ihrer Roſſe in der Hand, ihres Anführers, des Wachtmeiſters Winter. Dieſer verabſchiedete ſich von ſeiner wehklagenden Frau und ſeinen drei ſchluchzenden Kindern, küßte jedes derſelben und empfing deren Abſchiedskuß und Händedruck.

„Weine nicht, Thereſe!“ ſprach Winter zu ſeiner Frau. „Als Du mich zum Manne nahmſt, konnteſt Du voraus wiſſen, daß ich nicht immer in dem Trabantenhofe hinter dem Ofen ſitzen dürfen würde.“

„Aber die Gartekohr durfte doch ſonſt niemals mit in den Krieg ziehen,“ entgegnete Frau Winter, „ſondern blieb ſtets um den König.“

„Bei Napoleon gilt keine alte Gewohnheit,“ erwiederte Winter, „und wirft er Alles um. Seine alte Garde zieht ja auch mit ihm nach Rußland.“

„Bald hätte ich's vergeſſen,“ ſagte Frau Winter, ihre Augen trocknend, „hier nimm das Paar wollener Strümpfe an Dich. In Rußland ſoll's ſchrecklich kalt ſein, und darum iſt Vorſorge gut.“

Während dieſer Unterredung war eine erwachſene Jungfrau zu dem Gefreiten Lenz getreten.

„Nochmals, Bruder Chriſtian,“ ſprach ſie weinerlich, „lebe recht wohl und komme geſund wieder. Nimm das,“ ſie drang ihm ein Papierpäckchen auf, „und trage es auf Deinem Herzen. Ich habe die ganze vergangene Nacht daran gearbeitet.“

„Junge!“ redete ein rüſtiger Fünfziger den Reiter Sommer barſch an, „halte, was Du mir verſprochen haſt. Und damit Du Dich ſtets daran erinnerſt, ſo ſchenke ich Dir hiermit meine geliebte Pfeife mit dem Schillkopfe und dieſen vollen Tabaksbeutel. Beides bringe wieder zurück und Deine ganzen Knochen dazu.“

„Mein Sohn, mein lieber Fritz!“ ſchluchzte eine Mutter gegen den Trompeter Herbſt, „unſer Herrgott gebe, daß Deine Trompete nichts als Sieges- und Freudenmärſche blaſe, keine gedämpften Sterbeklänge.“ Die Stimme verſagte der Frau, und ſtumm ſchob ſie ihrem Sohne einen Gegenſtand vorn unter die Uniform.

Die kleine Reiterſchaar ſaß auf, zog die Säbel blank und ſprengte, von einem lauten, gemeinſamen „Lebt wohl!“ der Zurückbleibenden begleitet, aus dem Hofe und die Gaſſe hinab.

„Kinder!“ ſprach die Wachtmeiſterin zu den Ihrigen, „vielleicht haben wir unſern Vater zum letztenmale geſehen.“

Digitized by Google

„Daſſelbe denke ich von meinem armen Bruder Chriſtian,“ ſagte Jungfer Lenz, „denn in vergangener Nacht hat mir von nichts als tiefem Schnee geträumt, in welchem ich bis über die Kniee verſank.“

„Ich glaube,“ rief Sommer aus, „daß Napoleon noch mit dem Monde Streit anfängt, wenn er auf der Erde nichts mehr zu bekriegen findet. Ein ganz ungeheuerlicher Einfall, ein halbes tauſend Meilen weit zu marſchiren, um die Ruſſen zuſammenzupauken, bei denen nichts zu holen iſt als Knoblauch, Juchten und Knute.“

„Ach, Fritz! Fritz!“ klagte Frau Herbſt, „alle Deine vielen Trompeten- und Waldhorn-Schüler büßeſt Du ein ſammt dem ſchönen Verdienſt, der uns beide ernährte. Du wirſt vielleicht manchmal an einem harten Krautſtrunke und ich am Hungertuche nagen müſſen. Herrgott! wirſt Du denn nicht endlich unſere Zuchtruthe und den Friedensſtörer Napoleon abſeits werfen?“

Indeſſen ſammelten ſich die ſächſiſchen Krieger, welche ſich der großen franzöſiſchen Armee anſchließen ſollten, während ihre übrigen Kameraden in weit größerer Anzahl dem rechten Flügel der Franzoſen zugetheilt wurden. Jene beſtanden in drei ſchweren Reiterregimentern unter dem Befehl des Generals von Thielemann. Einem unermeßlichen Heuſchreckenheere gleich, das noch weit verderblicher als ein ſolches für die Gegend wurde, wo es ſich niederließ, marſchirte in endloſen Schaaren das franzöſiſche Heer durch Dresden dem Norden zu. Großartiger und volkreicher konnte der Auszug der Kinder Iſrael aus Aegypten nicht geweſen ſein.

Als die ſächſiſche Garde du Corps zum erſtenmale auf ihrem Ausmarſche raſtete, enthüllte Lenz das von ſeiner Schweſter erhaltene Päckchen. Ein lautes Gelächter erſcholl aus dem Munde des Beſchenkten und ſeiner Kameraden, als ein herzförmiges, aus Seide, Wolle und Steifleinwand gefertigtes und vielfach geſtepptes Machwerk zu Tage kam, welches, nach der ſchweſterlichen Anweiſung, das Herz des Bruders decken und vor feindlichen Kugeln, Picken und Säbelſtichen beſchützen ſollte.

Nun, ſo ganz übel war der neumodiſche Küraß nicht, denn die ſchweſterliche Hand und Nähnadel hatten ihn faſt ebenſo undurchdringlich zu machen gewußt wie einen eiſernen, vor dem er noch den Vorzug größerer Leichtigkeit voraus hatte. Schon um des Spottes ſeiner Kameraden wegen mochte Lenz keinen Gebrauch von dem geſteppten

Herzen machen, es aber auch nicht wegwerfen, daher er es in seinen Mantelsack verpackte. Worin bestand die Gabe, welche der Trompeter Herbst von der mütterlichen Hand unter die Uniform geschoben bekommen hatte? Es war eine lange, aus Baumwolle gestrickte Wickelschnur, mit welcher man die kleinen Kinder zu umwickeln pflegte, und ihr innerer Kern ein kleines Fläschchen mit Lockwitzer Balsam, sowie ein Schächtelchen Mohrenthalschen Wund-, Fluß- und Heilpflasters, beides in Dresden wohlgekannte Heilmittel.

„Ach, Du gute Mutter!" sprach Herbst gerührt — „welche Vorstellungen machst Du Dir von den Wunden, welche die Feuergeschoße, die Bajonette, Lanzen, Säbel und Flintenkolben verursachen! Mit Deinem Balsam und Pflaster heilt man höchstens eine leichte Schramme, doch nimmermehr eine zerschmetterte Knochenröhre oder eine gespaltene Hirnschale.

„Ich werde die Russen schlagen und diese Barbaren aus Europa verbannen" — hatte Napoleon in seinem Uebermuthe gesprochen und auch wirklich siegreich jene zurückgedrängt. Unaufhaltsam drang er mit seiner Hauptarmee in das Innere Rußlands vor und war am 5. Sept. 1812 nur noch 15 Meilen von der Kaiserstadt Moskau entfernt, als die Russen endlich zu einer entscheidenden Schlacht es kommen ließen. Diese fand in der Nähe des Dorfes Borodin statt und wurde die mörderischste im ganzen Feldzuge desselben Jahres. Von der Eroberung einer großen, mit fünfzig Feuerschlünden gespickten russischen Schanze hing namentlich der Sieg ab. Drei französische Regimenter Fußvolks, welche diese Schanze stürmten, wurden zurückgeworfen und fast ganz vernichtet. Dasselbe Schicksal hatte das dritte französische Reiterkorps, und nun kamen die drei schweren, sächsischen Reiterregimenter an die Reihe des Stürmens.

Das Kommandowort erschallt. In breite, dicht an einander gedrängte Reihen ordnen sich die sächsischen Panzermänner. In dem unaufhörlich rollenden Donner von 800 Feuerschlünden verhallt das Schmettern der Trompete zum Sturm. Gleich einem Lavastrome, der sich von dem Gipfel eines Vulkans herabwälzt, setzte sich der unabsehbare Reiterstrom in Bewegung gegen die auf der Höhe vor ihnen drohende, einem feuerspeienden Berge ähnelnde Schanze. Der Schritt der Krie-

Digitized by Google

gerroſſe geht bald in Trab über. Die Erde erbebt unter dem Auftritt der zahlloſen Roſſeshufe. Ein Klirren, Raſſeln und Brauſen, gleich einem vernichtend vom Himmel herniederfallenden Hagelwetter, hervorgerufen durch das Aufſchlagen der ſtählernen Säbelſcheiden und der übrigen metallenen Ausrüſtung der Reitergeſchwader, erfüllt ohrbetäubend die Luft. Ueber Todte und Sterbende traben die Roſſe dahin. Da ſpeit der Berg zum erſtenmale ſeine Flammenblitze gegen den neu anrückenden Feind aus. Pfeifend fliegen die eiſernen Todesboten heran und ſchmettern praſſelnd auf die Helme und Küraſſe, auf die Reiter und deren Roſſe herab. Zu Hunderten wälzen ſich dieſe getroffen nebſt ihren Reitern auf dem blutgedüngten Erdboden, und weite Lücken zeigen ſich in dem breiten, tiefen Menſchenſtrome.

„Colonne geſchloſſen!“ erſchallt das Kommandowort. „Sturm!“

Ueber die gefallenen Kameraden hinweg treiben die Reiter ihre Roſſe. Sie ordnen ſich und rücken, neue, geſchloſſene Glieder bildend, eng zuſammen, drücken die Sporen tief in die Weichen ihrer keuchenden, ſchaumbedeckten Thiere, die nun, mit dem Bauche faſt die Erde berührend, in geſtrecktem Galopp vorwärts raſen. Eine zweite Salve donnert ihnen entgegen und wirkt noch vernichtender, als die erſte. Aber wiederum ſchließen ſich die arg zerriſſenen Rotten, und von dem warmen Blute ihrer zu beiden Seiten gefallenen Kameraden überſpritzt, raſen ſie todverachtend vorwärts. Jetzt gelangen die vorderſten Stürmer bei dem tiefen Graben der Schanze an. Er iſt halb angefüllt mit todten und ſterbenden Menſchen und Pferden, aber eben ſo wenig ein Hinderniß für die Stürmenden wie der hohe Wall, der jenſeits des Grabens zu erklimmen iſt. Indem jene ihre athemloſen Roſſe zum letzten verzweifelten Sprunge anſpornen, verbreiten die feindlichen Feuerſchlünde zum drittenmale durch ihren Eiſenhagel Tod und Verwirrung unter den Anſtürmenden. Von den Feuerblitzen geblendet und von dem Luftdruck der nahen Geſchütze getroffen prallen die Roſſe zwei Sekunden lang zurück, dann aber erklimmen ſie zu Hunderten die Höhen, und die Säbel ihrer Reiter mähen die Kanoniere neben ihren Kanonen nieder. Die Schanze war erobert und der Sieg entſchieden. Acht- bis zehntauſend Menſchenleben hatte die Vertheidigung und die Erſtürmung eines Erdhügels gekoſtet, der nach zwei Tagen verlaſſen und unbeachtet lag. Nach dem Rückzuge der Ruſſen ſammelten ſich die zerriſſenen und getrennten Kriegerſchaaren der Sieger unter ihren

Digitized by Google

Fahnen. Ach, wie viele fehlten unter ihnen, welche dem Ehrgeize Napoleons auf's Neue zum Opfer gefallen waren! Von den vier reitenden Jahreszeiten der sächsischen Garde du Corps war der Lenz abhanden gekommen, der Sommer durch eine streifende Kartätschenkugel am rechten Schenkel verwundet worden, der Herbst dagegen, sowie der Winter, unversehrt aus der mörderischen Schlacht davon gekommen. Der kameradschaftlichen Anhänglichkeit verdankte es Sommer, daß man auf dem Schlachtfelde nach ihm gesucht, ihn unter seinem erschossenen Pferde hervorgezogen, dem Wundarzt zum Verbinden übergeben und dann auf ein Fuhrwerk versetzt hatte, welches dem voranreitenden Regimente langsamer nachfolgte.

Größer konnte schwerlich das Entzücken der Kreuzfahrer unter Gottfrieds von Bouillon Anführung gewesen sein, da sie von der Höhe zum erstenmale die heilige Stadt Jerusalem erblickten, als das der Franzosen, womit diese das große, prächtige Moskau mit seinen zahllosen Thürmen und vergoldeten Kuppeln vor sich in der Ebene liegen sahen. Ohne Widerstand zu finden, zogen sie in die Stadt, dem Endziele ihrer Wünsche und ihrer Kämpfe, ein.

In einem großen, hohen, prächtig ausgestatteten Zimmer lag der Reiter Sommer auf einem weich gepolsterten, mit schwerem Seidenstoffe überzogenen Sopha. Sein Kopfkissen und Deckbett waren mit theuren Eiderdunen gefüllt, und vor dem Sopha breitete sich ein in den buntesten Farben prunkender Teppich aus, der wenigstens seine hundert Rubel gekostet hatte. Neben dem Sopha stand ein schöner Tisch von Mahagoni und darauf eine krystallene Wasserflasche, ein kunstvoll geschliffenes Trinkglas, eine Salbenbüchse, eine Pappschachtel mit Charpie und eine kostbare Stutzuhr. Ein wandhoher Spiegel in Goldrahmen mit einem marmornen Untersatze befand sich dem Sopha gegenüber. Kunstvolle Oelgemälde zierten die mit Tapeten überkleideten Wände, und von der Stuccaturdecke herab hing ein vielarmiger, krystallener Kronleuchter. Neben allen diesen Herrlichkeiten gab es aber auch, wie immer im Leben, eine grelle Schattenseite. Auf dem gebohnten Parquetgetäfel des Zimmers erblickte man eine, für mehrere Menschen errichtete Schlafstätte, aus Stroh, Wolldecken, Sophakissen, Roßhaarmatratzen und Federbetten zusammengesetzt. Mit Schmutz überzogene

Reiterstiefeln, Pistolenhalftern, Helme, Sättel, Riemenzeug, Feldflaschen, Schuhbürsten, Pferdestriegeln und andere von der Reiterei benützte Gegenstände bildeten, unordentlich auf einen Haufen geworfen, einen schneidenden Gegensatz zu der prachtvollen Zimmerausstattung und dem Palast, zu welchem Sommers Krankenzimmer gehörte. In demselben befand sich außer dem Verwundeten Niemand, aber es währte nicht lange, so vernahm Sommer laut jubelnde Stimmen und starke hastige Tritte, die sich näherten. Durch die halb offen gestandene Flügelthüre herein stürmten Winter und Herbst, welche nach sich zogen — den seit der Schlacht von Borodino abhanden gekommenen Lenz! Aber auch noch fünf französische Reiter folgten unter lautem, fröhlichen Schmettern und Lachen dem sächsischen Kleeblatte nach. Im Triumphe schoben Winter und Herbst den Wiedergefundenen vor Sommers Lager, und der erstere rief mit freudig bewegter Stimme aus: „Hei! nun sind die vier Jahreszeiten wieder beisammen! Jetzt, Lenz, erzähle!“

„Als ich,“ begann Lenz, „mit meinem Pferde über die Brustwehr der großen russischen Schanze hinabsprengte, brach es unter mir todt zusammen und bedeckte mich mit seinem Leibe bis zu meiner Hüfte. Zugleich versetzte mir ein Russe einen so heftigen Bajonetstich gegen die Brust, daß mir Hören und Sehen verging. Warum sollte ich verheimlichen, was ich vor der großen Schlacht gethan hatte, von der ich mir voraussagen konnte, daß es heiß darin zugehen würde? Ich hatte zum erstenmale Gebrauch von dem schwesterlichen Geschenke gemacht und das gesteppte Herz auf das meinige gebettet. Jenes schützte dieses. Das Bajonet durchbohrte zwar das gesteppte Brustschild, vermochte aber nicht bis in mein Fleisch zu dringen, das nur eine starke Quetschung davon trug. Als ich später meinen Talisman einer genauen, durch die gewordene Oeffnung ermöglichte Untersuchung unterwarf, entdeckte mein Finger einen harten sächsischen Speciesthaler, den die liebende Fürsorge meiner Schwester in das Herz genäht hatte, und der mein Lebensretter geworden war. Seitdem ruht das gesteppte Herz auf meinem fleischernen, und soll es mich bis in die Heimath zurück oder bis in's Grab begleiten.

Das Fest der Wiedervereinigung fröhlich zu begehen, trafen die Kameraden jetzt Veranstaltung, wobei ihnen die Franzosen hilfreiche Hand leisteten, indem sie ein Dutzend Flaschen Wein und eine Menge

vorzüglicher Speisen aus den Vorräthen des Palastes herbeischafften. Wer hätte jetzt in den jubelnden Essern und Zechern dieselben Krieger wieder erkannt, die noch vor wenigen Tagen mit dem Blute ihrer sterbenden Kameraden überspritzt und über dieselben hinwegrasend auf die feindlichen Feuergeschoße losstürmten?

„Kinder!“ lallte der Trompeter Herbst mit schwerer Zunge, „immer war ich Willens, die mütterliche Gabe: Wickelschnur, Balsamfläschchen und Pflasterschachtel wegzuwerfen; doch weil Lenzens gesteppptes Herz ein Wunder gethan hat, so lasse ich jenes bleiben. Vielleicht daß mir der mütterliche Dreiklang auch noch einmal nützlich wird. Aber seht dort unsern armen Sommer an! Liegt er nicht wie der hilflose Kranke im Teiche Bethesda oder wie ein Durstiger an der Quelle, ohne trinken zu dürfen? Ein Glas Wein, sollte ich meinen, könnte ihm nichts schaden.“

Und Herbst erhob sich von dem Parquetboden, auf welchem das lukullische Mahl gehalten wurde, und wankte mit dem vollen Weinglase zum Sopha hin. Sommer nahm zwar die Gabe dankend an, sprach aber dabei: „Einen noch größern Gefallen könnten Sie mir erzeigen, Herbst, wenn Sie mir eine Pfeife Tabak stopften und anzündeten. Dort in meiner Monturtasche finden Sie meine Pfeife sammt dem Tabaksbeutel.“

Gern erfüllte der Trompeter des Kameraden Wunsch, und nun schaute Sommer behaglich dampfend, viel zufriedener auf die fröhlichen Zecher hin. Später kam einer der Franzosen mit seinem Glase zu Sommer und stammelte: „Kamerad! à votre santé! Das heißen: auf Eure Gesundheit baldig.“

„Viel merci!“ antwortete Sommer, seine Pfeife absetzend, und stieß mit dem Franzosen an. Dieser warf jetzt einen Blick auf Sommers porzellanenen Pfeifenkopf und rief dann staunend aus: „Ferdinand von Schill! Ha! Kamerad! wie könnt Ihr rauchen aus einem Brigand? Fi donc!“

„Brigand? was soll das heißen?“ entgegnete Sommer. „Es ist ja ein meißner Pfeifenkopf!“

„Aber das Portrait!“ versetzte der Franzose. „Schill war ein Rebell, ein Räuber!“

„Ich weiß nur,“ antwortete Sommer ärgerlich, „daß Schill ein tapferer Mann war, der die Haare auf den Zähnen hatte. Uebrigens

Digitized by Google

schere ich mich nicht um ihn und rauche nur deßhalb gern aus meiner Pfeife, weil sie ein Geschenk meines Vaters ist."

„Ich nicht leide," sprach der Franzose zornig, „zu rauchen in meiner Gegenwart aus Schill, der meinen Bruder todt geschossen."

„Wenn Dir das nicht gefällt," erwiederte Sommer mürrisch, „so packe Dich fort. Das hier ist unser Quartier, in welchem wir uns nichts befehlen lassen. Zu Hülfe! Kameraden!" schrie er, als der Franzose dem Verwundeten mit Gewalt die Tabakspfeife wegnehmen wollte, um den ihm verhaßten Pfeifenkopf mit Schills Bilde zu zertrümmern. Im Nu betheiligten sich die übrigen Krieger bei dem erhobenen Streite. Der reichlich genossene Wein entflammte die ohnehin heißblütigen Franzosen noch mehr, und selbst das sächsische Phlegma verwandelte sich in auflodernden Zorn. Ein überlauter, vielstimmiger Wortstreit erhob sich, in welchem französische und deutsche Flüche und Schimpfreden abwechselten. Man drängte, zerrte, schob und rang gegen einander, und eben sollte es zu ernstlicheren Thätlichkeiten übergehen, als die plötzliche Erscheinung des französischen Brigadegenerals Latour Maubourg die Streitenden aus einander fegte.

„Was höre, was sehe ich?" hob der General streng an. „Meine sächsischen Hausgenossen im Kriege mit ihren Bundesgenossen, meinen Leuten? Welche ist die Ursache des Streites? Sie sind Chargirter," fuhr er gegen Winter fort, „tragen das Kreuz der Ehrenlegion, reden Sie!"

Winter, unter Allen der Nüchternste, erzählte mit kurzen Worten die Entstehung des Streites, und die Franzosen konnten, auf des Generals Frage, dem Erzähler nicht widersprechen.

„Tant de bruit pour une omelette!" sagte nun der General verächtlich und dann zu des Streits Urheber gewendet: „Die französische Nation rächt sich nicht an ihren todten Feinden, noch viel weniger an dem nachgepfuschten Bilde eines ihrer Gegner, welcher seine verdiente Strafe erhalten hat. Das merkt Euch, Bonnard!"

„Wo bekamen Sie das Kreuz?" fragte der General nun unsern Winter, indem er auf dessen Orden zeigte.

„Bei Borodino, Excellenz!" antwortete Winter. „Ich war mit meinen Kameraden bei der Erstürmung der großen feindlichen Schanze."

„Ihr Name und Stand?" forschte der General weiter. „Ich möchte," lächelte er, „meinen Hausgenossen gern etwas näher kennen."

„Wachtmeister Winter vom Regimente der berittenen sächsischen Garde du Corps," berichtete Winter in militärischer Haltung.

„Wohl, Herr Kamerad!" sprach der General freundlich. „Lassen Sie uns vereint den Hausfrieden aufrecht erhalten und nicht blos auf dem Schlachtfelde treue Verbündete sein. Adieu!"

„Wenn das mein Vater wüßte," sprach Sommer, nachdem die Franzosen das Zimmer verlassen hatten, „daß sein Schillkopf beinahe zur Kriegspfeife geworden wäre! Hat der Mosje Bonnard an mir gezerrt, daß ich beinahe vom Sopha gefallen wäre."

Das Gute ging aber aus diesem Vorfalle hervor, daß namentlich Winter mit dem General Latour Maubourg und dessen Leuten näher bekannt und befreundet wurde, was für ihn von großem Nutzen war.

Die Franzosen hauseten und lebten in Moskau, wie es in der Fabel von der Grille und Ameise heißt:

Eine faule Grille sang
Einen ganzen Sommer lang,
Und war immer ohne Sorgen
Für den andern Morgen.

Dieser angeborene Leichtsinn, welcher von den in Moskau vorgefundenen Reichthümern und Vorräthen mehr verdarb als benützte, währte selbst nach Moskau's Einäscherung fort. Aber wie sah es nunmehr in dieser Stadt aus! Welch' ein unermeßlicher Trümmerhaufen, welch' ein Chaos von halb und ganz verbrannten Häusern, von geschwärztem und zum Theil noch rauchendem Schutt und Gebälk, von gerettetem und in den Straßen wie auf den Plätzen zusammengeschichtetem Geräth aller Art, von kostbaren Stoffen, Kleidern, Pelzwerk, Nahrungsmitteln und anderen nöthigen Dingen! Aber auch welch' ein greller Unterschied zwischen Sommers vormaligem und jetzigem Aufenthaltsorte! Zwar bestand sein Krankenlager noch immer aus dem kostbaren Sopha und den Eiderdunenbetten, aber jenes war in dem Winkel eines niedergebrannten Hauses aufgeschlagen, von welchem nur noch drei geschwärzte und halb eingefallene Mauern standen, über welche kameradschaftliche Fürsorge ein leichtes, etliche Quadratellen Raums bedeckendes Bretterdach geschlagen hatte.

Wachtmeister Winter hatte oftmals das bekannte Volkslied ge-

Digitized by Google

ſungen und ſingen hören: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben hier unter dem wechſelnden Mond," und darum darnach gehandelt, als die Zeit noch eine günſtige, Moskau noch nicht verbrannt und in demſelben noch Alles im Ueberfluſſe vorhanden war. Nicht nur hatte er ſich mit mancherlei Nöthigem für die Zukunft und namentlich für die rauhere Jahreszeit verſorgt, da ohnehin ſein eigener Name ihn unaufhörlich an den Winter erinnerte, ſondern auch ſeine übrigen Kameraden ermuntert, ein Gleiches zu thun.

Die franzöſiſche Armee war in vollem Rückzuge begriffen und der ruſſiſche Winter, der Ueberwinder der Franzoſen, ungewöhnlich zeitig und ſtreng aufgetreten. Dieſe ſahen ſich genöthigt, denſelben Weg, auf dem ſie ſiegreich bis Moskau vorgedrungen waren, als Flüchtlinge wieder zurückzulegen. Wie hart ſie für ihren Uebermuth jetzt büßen mußten, mit welchem ſie alle Ortſchaften ausgeplündert, verwüſtet, niedergebrannt und entvölkert hatten! Ein endloſer Zug bald einzeln, bald truppweiſe, bald in Regimentern marſchirender Menſchen, nebſt Roſſen, Fuhrwerken und Geſchützen bewegte ſich ſtill und ermattet, wie ein Leichenzug, durch eine fortwährende Wüſte, über welche eine weiße, tiefe Schneedecke ausgebreitet lag. Verſtummt war der geſchwätzige Mund der franzöſiſchen Krieger, ihr luſtiges Lachen, Scherzen, Pfeifen, Singen und ſelbſt ihr rohes Fluchen; verſtummt die rauſchende Regimentsmuſik, das Schmettern der Trompeten wie das Raſſeln der Trommeln. Die froſterſtarrten Hände vermochten ja kaum noch die Flinte zu tragen, die Finger nicht die Töne auf den Muſikinſtrumenten zu greifen, die Trommelſchlägel nicht zu rühren, und die warmen Lippen froren ſofort feſt an dem kalten Meſſinge der Trompeten und Hörner. Die franzöſiſche Armee ähnelte jetzt einem Wagen mit Getreideſäcken beladen, von welchen einer aus einer aufgetrennten Naht eine Körnerſpur ausſtreut, die weit hin den Weg bezeichnet, den der Wagen genommen hat. Aber hier waren es nicht verſtreute Getreidekörner, ſondern todte Menſchen, Pferde, im Stiche gelaſſene Fuhrwerke und Kanonen, weggeworfene Waffen, Trommeln und andere kriegeriſche Ausrüſtungen. Was der blutige Kampf nicht vermocht, hatte der ruſſiſche Winter bewirkt: durch dieſen war das kameradſchaftliche Band der vier berit-

Digitized by Google

tenen sächsischen Jahreszeiten gelöset worden, von denen jeder gesehen hatte, wie er sein eigenes Leben retten könnte.

Am Rande eines düstern, schneebedeckten Kiefernwaldes, der sich an der großen Heerstraße hinzog, lag der Wachtmeister Winter, eingehüllt in seinen Reitermantel. Sein linker Arm hielt den Zügel seines treuen Rosses umschlungen, das mit tiefgesenktem Halse und Haupte regungslos neben seinem Herrn stand. Winter auf den Tod ermattet durch den langen Ritt und die strenge Kälte war endlich abgestiegen und hatte sein Lager im Schnee aufgeschlagen. Ein fester, unbeschreiblich süßer Schlaf senkte sich auf den müden Krieger herab, und ein wonniger Traum umgaukelte ihn. Aus dem Kriege heimgekehrt trat er in das wohldurchwärmte, vom Sonnenglanz erhellte Wohnstübchen im Trabantenhofe zu Dresden, wo Frau und Kinder laut jubelnd dem lang entbehrten Gatten und Vater entgegensprangen. Bald aber verschwamm der liebliche Traum und ging in Bewußtlosigkeit über, die der gänzlichen Erstarrung und dem Tode des Erfrierens voranzugehen pflegt. Da ertönte, wie aus weiter Ferne, wie aus einer anderen Welt, der immer lauter wiederholte Ruf in des Schläfers Ohr: „Winter! Wachtmeister Winter! Winter!"

Mühsam öffnete sich des Gerufenen halb erstarrtes Auge, und dasselbe erblickte vor sich die Umrisse von drei Männergestalten, die ihn durch Rütteln zu erwecken strebten.

„Ach, laßt mich ruhig sterben!" lallten unwillig die bleichen Lippen Winters.

„Ei, wer wird schon an's Sterben denken!" war die Antwort. „Auf! auf! lieber Winter!"

Sechs Hände erfaßten denselben und versetzten ihn auf einen Packwagen, wo er sorglich zugedeckt wurde. Sein Roß band man hinter dem Wagen an. Winters Lebensretter waren die Dienstleute des französischen Generals Latour Maubourg, mit welchen Winter in Moskau in demselben Palast einquartirt gewesen und genauer befreundet worden war. Einige eingeflößte Schlücke Rums und ein langer, stärkender Schlaf erweckten Winters gesunkene Kräfte in so weit, daß er sein Roß wieder besteigen und seinen Weg weiter verfolgen konnte. Glücklicher als viele Tausende seiner Waffengefährten erreichte er die Berezina, über deren zwei hölzerne Nothbrücken die Ueberreste der großen französischen Armee in ängstlicher Hast flüchteten.

Digitized by Google

Denn die Russen saßen ihnen schon fest im Nacken und hefteten sich an ihre Fersen, daher sie so bald als möglich den schützenden Fluß zwischen sich und ihren Feinden zu sehen wünschten. Ein unermeßliches Gewimmel von halb verhungerten, erstarrten, entkräfteten Menschen, unter denen sich nicht wenige Frauen und Kinder befanden, von Pferden, Wagen und Kanonen, bedeckte die dießseitige Uferhöhe. Durch dieses dichte Gewirre, ja selbst über dasselbe hinweg, brachen sich gewaltsam die geschlossenen Rotten der Reiterei, des Fußvolks und die bespannten Geschütze eine Bahn, fühllos und taub gegen das Zetergeschrei der von ihnen niedergetretenen, zerstampften und von den Geschützrädern zermalmten Unglücklichen. Das Glück begünstigte abermals unsern Winter, daß er durch die menschlichen Mauern bis zu dem Uferrande der Berezina vordrang. Aber über eine der Brücken, die in ihrer ganzen Breite mit einem eng an einander geschlossenen Bande von französischen Kriegern überzogen waren, an das jenseitige Ufer zu gelangen, erschien als gänzliche Unmöglichkeit. Gleichwohl drängten die Kanonenkugeln der Russen, welche immer häufiger in das Gewirre niederschlugen und das Elend bis auf die höchste Spitze trieben, zur größten Eile. Einzelne Krieger und Reiter sprangen in den eistreibenden Fluß und suchten schwimmend das sichere Ufer zu erreichen, mußten aber das Wagniß meistens mit ihrem Leben bezahlen. Unentschlossen hielt Winter am Uferrande. Da tönte plötzlich hinter ihm eine wohlbekannte Stimme an sein Ohr, welche freudig ausrief: „Sie hier, Herr Wachtmeister?“

Der Sprecher war der Gefreite Lenz mit dem gesteppten Herzen auf der Brust.

„Ich wage es,“ fuhr jener nach beiderseitiger Begrüßung fort, indem er auf den Fluß deutete. „Lieber in Gottes Hand fallen, als in die der Russen. Wenn ich glücklich hinüber komme, so folgen Sie mir getrost nach.“ Lenz trieb sein Roß in die eisigen Fluthen. Aufmerksam und besorgt folgte ihm Winters Blick. Mit großer Freude gewahrte er, daß Lenz wohlbehalten das jenseitige Ufer erreichte, wo er jubelnd seinen Helm vom Haupte nahm, um mit ihm seinem Wachtmeister zuzuwinken und diesen zur Nachahmung zu ermuntern.

Winter spornte nun sein Roß gleichfalls in die Fluthen. Allein er war noch gar nicht weit vorgedrungen, als er mit Schrecken bemerkte, wie sein ausgemergeltes Roß nicht Kräfte genug mehr besaß,

Digitized by Google

um dem Treibeise, den kalten Fluthen und deren zunehmender Tiefe zu widerstehen. Mit dem ermatteten Thiere nicht zugleich unterzugehen lenkte Winter sein Thier wieder dem diesseitigen Ufer zu, dessen Rand mit einer spiegelglatten Eiskruste überzogen war. Auf derselben hafteten die ungeschärften Hufeisen des Pferdes bei dessen Bemühungen, aus dem Wasser den festen Boden zu gewinnen, nicht, sondern es rutschten seine Vorderbeine immer wieder ab und in die Fluthen zurück, so daß endlich Winter absteigen und mit seinen eigenen Füßen das ziemlich steile Ufer erklettern mußte. Es schmerzte ihn tief, sein treues Thier dem voraussichtlichen Tode des Ertrinkens überlassen zu müssen, aber es stand nicht in seiner Macht, dieses Schicksal von ihm abzuwenden. Jedoch das arme Thier elendiglich sterben zu sehen, konnte er nicht über sich gewinnen, daher er dem Flusse den Rücken zuwendete und seinen Blick auf das Gewirre vor sich richtete. Aus demselben sonderte sich ein einzelner Reiter, ein bergischer Dragoner ab, welcher die Absicht zu haben schien, ebenfalls sein Heil in dem Durchschwimmen der Berezina zu suchen. Er redete unsern Winter deutsch an, und dieser erzählte ihm eben seine eigenen Erlebnisse, als plötzlich sein Roß freudig aufwiehernd bei ihm anlangte. Dasselbe hatte sich doch noch glücklich aus den Fluthen gearbeitet und seinen Herrn aufgesucht. Beide Reiter vereinigten sich nun zu dem Entschlusse, den Uebergang des Flusses mittelst der Brücke zu unternehmen und setzten deßhalb ihre Rosse in einen raschen Trab. Da rieß eine russische Kanonenkugel dem bergischen Krieger an Winters Seite den Kopf vom Rumpfe, so daß letzterer von dem Blute und Hirn seines Kameraden überspritzt und in seinem Vorhaben behindert wurde. Als dessen rechtmäßigen Erben betrachtete sich nun Winter und er ging jetzt daran, seine ihm zugefallene Erbschaft zu untersuchen und dann anzutreten, nachdem er den todten Mann aus dem Sattel geworfen hatte. Das fremde Pferd war besser genährt und daher ungleich kräftiger als Winters Roß, weßhalb er jenes zu besteigen beschloß. Außerdem hingen neben jeder Pistolenhalfter ein leinenes, gefülltes Säckchen, dessen Inhalt bei dem Anfühlen sich theils als Mehl, theils als Grütze auswies und daher ein jetzt unschätzbarer Fund war. Indem er den Pferdetausch vornehmen wollte, ergriff ihn der vorwurfsvolle Gedanke, daß er ein großes Unrecht begehe, wenn er sein treues Thier, das ihn Hunderte von Meilen, durch alle Gefahren des heißesten Kampfes so-

Digitized by Google

wie durch eine eisige Wüste getragen hatte, undankbar im Stiche ließe. „Nein, mein alter, treuer Hans!“ sprach er, das Thier streichelnd, „uns soll nur der Tod von einander trennen.“ Er nestelte die Säckchen von dem fremden Pferde ab und hing sie dem seinen an. Ueber diesem Geschäfte bemerkte er die rasche Annäherung eines Kriegsmanns nicht eher, als bis dieser ihm mit freudiger Stimme zurief: „Ach, Herr Wachtmeister! mich hat unser Herrgott hieher geführt und Sie auffinden lassen. Ich sehe bei Ihnen ein lediges Pferd, das Sie mir wohl zu besteigen erlauben? Mein Roß streckten die Kälte und der Hunger todt nieder, und die hungrigen Franzosen theilten sich mit solcher Gier in sein mageres Fleisch, daß ich selbst kaum ein kleines Stück davon erwischte und halb roh verzehren konnte.

Der Sprecher war der Reiter Sommer, der von seiner Wunde zwar genesen, jedoch unberitten war und nun mit Bewilligung Winters das erbeutete Pferd bestieg. Hierauf brachen sich beide mit rücksichtsloser Gewalt eine Bahn durch das wogende Gewühl von Menschen und trabten scharf der einen Brücke zu, über welche soeben ein französischer Reiterhaufen seinen eiligen Weg nach dem jenseitigen Ufer nahm. Als sich die beiden Sachsen der letzten Rotte anschließen wollten, setzten sich deren Krieger dagegen zur Wehre. Doch jene ließen sich nicht zurückschrecken. Mit dem Muthe der Verzweiflung zogen sie ihre Säbel blank, schwangen solche über ihr Haupt und drohten jeden niederzuhauen, der ihnen ein Hinderniß in den Weg legen würde. Sie hätten, riefen sie dabei, ein eben so gutes Anrecht, die Brücke zu benützen, wie jeder andere Soldat, der mit dem französischen Heere verbündet sei.

Was das flehentlichste Bitten nicht vermocht hätte, erlangte der trotzende Muth: die Franzosen ließen die beiden Sachsen unbelästigt, welche glücklich das jenseitige Ufer erreichten. Hier hielt, seitwärts der Brücke, der sächsische General von Thielemann, welcher die Brigade der schweren Reiterei bei der Erstürmung der feindlichen Schanze in der Schlacht von Borodino befehligt hatte. Als er des ihm persönlich bekannten Winters ansichtig wurde, rief er demselben zu: „Wachtmeister Winter! meine Pferde sind noch drüben. Reiten Sie wieder hinüber und holen Sie mir die Thiere herbei.“

Winter glaubte nicht recht gehört zu haben. Eben so gut hätte der General ihm zumuthen können, die Pferde vom Mond herunter

Digitized by Google

zu holen. Wie war es möglich, daß ein vernünftiger Menſch, der ein Augenzeuge von der raſendſten Flucht war, einen derartigen Befehl ertheilen konnte? Nachdem ſich Winter von ſeiner Erſtarrung erholt hatte, entgegnete er unterwürfig: „Excellenz ſind gewiß ſelbſt überzeugt, daß es einem einzelnen Menſchen, auch bei dem beſten Willen, rein unmöglich ſei, dem dichten Strome von Tauſenden entgegen zu ſchwimmen. War es doch ſchon ein Wunder und großes Glück, daß wir, mit jenem ſchwimmend, nicht von der geländerloſen, ſchwankenden Brücke hinabgedrängt worden und ertrunken ſind."

„Ich gebe Ihnen einen Dukaten," erwiederte der General, „wenn Sie meine Pferde herüberholen."

Ich erzähle hier eine wirkliche Thatſache, die mir der fragliche Wachtmeiſter ſelbſt berichtet und mit ſeinem Ehrenworte verbürgt hat. Da kann und wird der Leſer mit Recht vermuthen, daß der vorgenannte General jedenfalls ſein Gehirn damals erfroren habe, denn außerdem läßt ſich ſein Anſinnen nicht mit der Vernunft zuſammen reimen. Oder war er vermeſſen genug zu glauben, daß auf eines Generals Befehl ein Wunder geſchehen oder das Unmögliche möglich gemacht werden müſſe?

„Ach, Excellenz!" antwortete Winter demüthig, „bieten Sie Tonnen Goldes, und es wird für dieſen Preis Niemand im Stande ſein, Ihren Befehl auszuführen."

„Ich befehle es Ihnen!" rief der General heftig. „Wiſſen Sie, was Subordination iſt? Nur zu gehorchen, nicht zu philoſophiren haben Sie. Wiſſen Sie das?"

„Ew. Excellenz wollen ſich entſinnen," antwortete Winter muthiger, „daß ich, ſeitdem wir Moskau verlaſſen haben, nicht mehr unter Ihrem Kommando, ſondern unter den Befehlen des Generals Latour Maubourg ſtehe."

„Es iſt gut!" knirſchte Thielemann, „wir werden uns weiter treffen und ſprechen."

Winter und Sommer beeilten ſich nun, die gefahrvolle Nähe der Berezina zu verlaſſen. Als ſie tiefer in's Land kamen, ſtießen ſie unter den fliehenden Schaaren auf den General Latour Maubourg, der ohne ſeine Leute und ohne ſeine Packwagen allein die Straße dahin zog. Groß war daher ſeine Freude, als er in Winter unvermuthet ſeinen vormaligen Hausgenoſſen und einen Bekannten wiederfand, von

Digitized by Google

welchem er ſich guter Dienſte verſah. Der kurze Wintertag neigte ſich ſeinem Ende zu, und die ſchwere Sorge um ein nächtliches Obdach und um Schutz gegen die ſtrenge Kälte trat mahnend auf. Eine abſeits gelegene Bauernhütte zeigte ſich den umherforſchenden Blicken des Generals und des Wachtmeiſters, die beide nun dorthin ihre Schritte richteten, während Sommer bei den Pferden zurückblieb. Aber ach! keinen Zoll Raum gab es in der ganzen Hütte, der nicht mit dicht aneinander gelagerten Franzoſen beſetzt war. Keiner von ihnen rührte ſich, dem General Platz zu machen. Vergebens machte dieſer ſeinen hohen Rang und Stand geltend. Niemand hörte auf ſeine Worte, mochten dieſelben befehlend oder bittend geſprochen ſein. Ueber die Leiber und Glieder der am Boden gelagerten Krieger hinwegſchreitend drang der General aus der Hausflur in die niedere Wohnſtube, wo ihm eine wahre Stickluft entgegen kam. Hier lagen die Flüchtlinge noch weit dichter zuſammen geſchaart oder, wie man ſagen konnte, eingepökelt, daher der General ſeinen Rückzug nahm und mit Winter zu den Pferden zurückkehrte, um nothgedrungen die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, wie's, mit wenig Ausnahmen, auf dem ganzen Rückzuge der Fall geweſen war.

„Kamerad!“ hob der General mit bittender Stimme zu Winter an, „habt Ihr nichts zu eſſen? Mein Hunger iſt groß.“

„Was ich an Nahrung im Blut und Leben beſitze,“ entgegnete Winter, „ſollen Sie haben, Excellenz. Doch muß ich erſt zum Koch werden.“

In einem nahen Buſche von niedrigen Kiefern hieb Winter mit ſeinem Säbel eine Anzahl ſchwacher Stämmchen nieder, mit welchen beladen er bald zurückkehrte und ein Feuer anzumachen ſuchte. Das aber war eine ſchwere Aufgabe, weil die Holztheile mit einer Eiskruſte überzogen waren, welche lange keine Flamme aufkommen ließen. Als endlich doch ein helles Feuer loderte, füllte Winter, weil auf andere Weiſe kein Waſſer zu erlangen war, eine kleine Blechkaſſerole, die er bei ſich führte, mit Schnee an und ließ denſelben über dem Feuer zerfließen. Dreimal mußte er ſolches wiederholen, bevor er eine hinreichende Waſſermenge erhielt. Währenddem ſaß der General bei dem Feuer und ſchaute aufmerkſam dem Gebahren ſeines neuen Kochs zu. Sommer dagegen hatte ſeine Schillpfeife hervorgeholt, mit Tabak geſtopft und dampfte behaglich eine Sorte, von der man in Dresden ſpottweiſe

Digitized by Google

ſagt, daß dreimal um die Frauenkirche von ſolchem Rolltabak nur drei Pfennige koſte. Trotzdem roch derſelbe dem General ſo lieblich und verführeriſch in die Naſe, daß er, ſeine Hand nach der Pfeife ausſtreckend, bat: „Nur ein Dutzend Züge laßt mich thun, braver Kamerad!“

Willig überließ Sommer dem General ſeine Pfeife, der es nicht bei einem Dutzend Zügen bewenden ließ, ſondern ſo lange fortſchmauchte, bis der Tabak zu Ende ging. Wer hätte es dem tapfern Schill prophezeit, daß ein General ſeiner Todfeinde einſt noch aus einem, mit ſeinem Bilde bemalten Pfeifenkopfe rauchen würde! Ach! der General würde das ſelbſt in dem Falle gethan haben, wenn das Konterfei eines noch weit mehr gefürchteten Feindes — eines Koſaken — auf dem Pfeifenkopfe geweſen wäre.

Mittlerweile verſah Winter ſein Kochamt mit allem Eifer. Er ſchüttete in das über dem Feuer ſtehende Waſſer zu gleichen Theilen Mehl und Grütze, ferner den Inhalt einer Patrone, nachdem er die Bleikugel aus dem Schießpulver entfernt hatte; ferner rührte er den Ueberreſt eines Lichtes von übel riechendem und eben ſo übel ſchmeckendem Talg in das aufkochende Gemengſel, nahm die Kaſſerole dann vom Feuer und überreichte ſie zugleich mit einem Blechlöffel dem General. Dieſe rußige Blechkaſſerole und dieſer Löffel waren an die Stelle des koſtbaren Silberſervices getreten, von welchem zu ſpeiſen Latour Maubourg ſelbſt im Feldzuge gewohnt geweſen, das aber nun den Koſaken in die Hände gefallen war. Nichts deſto weniger führte der General einen Löffel voll des beſchriebenen Eſſens zum Munde und verſchlang es, die Zunge ſich verbrennend, mit großer Gier.

„Es ſehr gut ſchmeckt!“ lobte er, gab den Löffel an Winter zurück und ſprach: „Nun eſſen Sie!“

„Nicht doch, Excellenz!“ verſetzte jener ablehnend. „Eſſen Sie ſich erſt ſatt, und wenn etwas übrig bleibt, ſo theile ich's mit meinem Kameraden hier.“

Aber der General beſtand auf ſeinem Willen. Der Löffel machte die Runde, ſo daß General, Wachtmeiſter und Gemeiner abwechſelten, bis die Kaſſerole geleert war. So macht die Noth das Sprüchwort wahr: ‚Gleiche Brüder, gleiche Kappen.‘ Nach eingenommener Mahlzeit bereitete ſich das Kleeblatt ein Nachtlager, oder vielmehr einen Nachtſitz, indem es ſeine drei Pferde quer gegen den Wind aufſtellte, da-

Digitized by Google

Die vier Jahreszeiten zu Pferde.

Digitized by Google

Digitized by Google

hinter den Schnee hinwegräumte und, in die Mäntel gewickelt, seinen Sitz auf dem kalten Erdboden einnahm und Haupt und Rücken gegen die Pferdeleiber lehnte. Das war abermals ein schroffer Gegensatz zu dem Lager Sommers, das er in einem Palaste Moskaus, in einem Prunkzimmer, auf einem kostbaren Sopha und auf theuren Eiderdunen gehabt hatte. Ja, wechselvoller als jedes andere Menschenleben ist dasjenige eines Kriegers während des Kriegs, der dann, einem Wagenrade gleichend, bald oben auf ist, bald wieder zu unterst gekehrt wird.

Was sind's für abenteuerliche Gestalten, welche im Bettlergewand, in Weiberröcken, in branddurchlöcherten Soldatenmänteln, in strohumwickelten Füßen, hier einen Czakow auf dem Haupte, dort einen alten Filzhut, da eine Frauenpelzmütze, die beschneite Landstraße einherwandeln und einherwanken? Verworren hängt ihnen das Haupthaar in das leichenfarbige, nur noch Haut und Knochen zeigende Antlitz herab; der Blick aus den tief in ihre Höhlen zurückgezogenen Augen ist starr zu Boden gekehrt, taub ihr Ohr für jedes Geräusch, für jeden Laut in ihrer Nähe, stumm ihr Mund. Bewegten sie sich nicht mechanisch, so müßte man die schweigsamen Männer für Marionetten halten. Strauchelt einer von ihnen, sinkt er bis zum Tode erschöpft auf den Erdboden nieder, so streckt sich kein Arm, ihm wieder aufzuhelfen, aus. Blaßrothes, wasserreiches Blut quillt ihm aus Mund, Nase und Ohren und färbt den Schnee um ihn her. Unter einem schweren Seufzer hebt sich seine eingefallene Brust; vergebens strengt er sich an, auf seine Füße zu kommen; nur auf ein Knie, das nackt durch eine zerrissene Hose hervorschaut, vermag er sich zu erheben. Sein Oberleib schwankt hinüber und herüber; er sinkt nun; ein schwaches Röcheln zittert durch die kalte Winterluft; todt und erlöset streckt sich der müde Leib lang aus auf dem weißen, kalten Leichentuche, das die weite Erde überzogen hat. Kein mitleidsvoller Blick wird dem gefallenen Krieger gewidmet. Kein Fuß hält an seiner Sterbestätte an. Nur dann, wenn der Todte einen Tornister oder eine andere Bürde an sich trug, bleibt der nächstfolgende Krieger stehen und durchwühlt mit seinen erstarrten Händen gierig den Nachlaß des Todten nach einem Nahrungsmittel, nach einem wärmenden Stoffe, nach Gold, obgleich letzteres jetzt keinen Werth hat, weil weit und breit nichts dafür einzutauschen ist. Der Kameradschaft

ſonſt ſo feſtes Band hat die furchtbare Noth zerriſſen, die Vater-, Kindes-, Bruder- und Verwandtenliebe vernichtet und nur den kraſſeſten Egoismus übrig gelaſſen, welcher der empörendſten Thaten fähig wäre, mangelte dem ausgemergelten Körper nicht hierzu die Kraft. Dieſelbe Noth, welche den Standesunterſchied zwiſchen dem General Latour Maubourg, dem Wachtmeiſter Winter und dem Reiter Sommer aufhob, hatte ſpäter nicht bloß dieſe drei, ſondern auch die vier ſächſiſchen Jahreszeiten getrennt und jede derſelben für ſich ſelbſt ſorgen laſſen. Keiner von den vier Sachſen beſaß ein Pferd mehr. Dieſe waren insgeſammt der Kälte und dem Hunger zum Opfer gefallen und ihr elendes Fleiſch verzehrt worden.

Eine von den oben beſchriebenen Geſtalten, welche die Landſtraße belebten, erhob ihren Blick und ihre Stimme, um in kläglichem Tone auszurufen: „Trompeter Herbſt! Trompeter Herbſt!“

Der Angerufene, dem Anſcheine nach kräftiger noch und wärmer bekleidet als viele der flüchtenden Krieger, hielt ſeine Schritte an, wendete ſich um und erwartete das Herannahen des Rufers, der ihm unbekannt war, aber doch die lang nicht vernommene deutſche Sprache redete.

„Kennen Sie mich nicht?“ fragte die Jammergeſtalt den Trompeter, welcher als ſchützende Boa die ihm von der Mutter mitgegebene Wickelſchnur um den Hals geſchlungen trug, „ich bin ja Ihr Rittmeiſter, S. von P.

Irdiſcher Schimmer, wie ſchnell verkehrſt du dich in Schmutz! O Erdenglück, gleichſt du doch dem Frühreife, der bei dem erſten Blinken der Trübſalsſonne raſch zerſchmilzt! Wie? dieſe elende Bettlergeſtalt, welche kaum ihre Blöße einigermaßen bedecken und gegen die Winterkälte ſchützen konnte, war derſelbe ſchöne Edelmann und Cavalier, der im goldblinkenden Helme, in der reichen Galauniform, die blau angelaufene Damascenerklinge in der Hand, in glänzenden Reiterſtiefeln mit den ſilbernen Sporen vor ſeiner Escadron auf einem theuren Roſſe einherparadirte, das ſtolz auf ſeinen ſchmucken Reiter, mit anmuthig gebeugtem Halſe, ſchüttelnder Mähne, freudigem Wiehern, die ſchlanken Füße wie zum Tanze hob und niederſenkte? Die erfrorene Hand, welche hilfeflehend gegen Herbſt ſich ausſtreckte und drei ſchwarzbraudige Finger vorzeigte, war dieſelbe, welche ehemals auf den Hofbällen die ſchönſten, vornehmſten Damen, ja ſogar Prinzeſſinnen zum

Tanze aufgezogen hatte? Die mit Strohseilen umwickelten Füße waren dieselben, welche, in weißseidenen Strümpfen und leichten Tanzschuhen steckend, über die glänzend polirten Parquettafeln einst hinhüpften?

„Herbst!“ flehte der Rittmeister, „verlassen Sie mich nicht. Ach, ich bin so elend! Erbarmen Sie sich meiner, und unser Herrgott wird's Ihnen vergelten.“

Brüderlich theilte der Trompeter mit dem Bittenden, was an ihm theilbar und in seinem Besitze war. Zunächst die Wickelschnur, womit er den Hals des Rittmeisters umgab. Hierauf ließ er denselben einen Schluck aus dem Fläschchen mit dem Lockwitzer Balsam thun, dessen stark mit kräftigen Kräutersäften geschwängerter Spiritus den ganzen Körper wärmend und erregend durchlief. In einem verödeten Bauernhause fand Herbst eine alte, verrostete Scheere, doch gut genug, um die beiden oberen Glieder an den drei erfrorenen Mittelfingern, welche wie an leeren, schwarzledernen Handschuhen schlaff herabhingen, von des Rittmeisters Hand abzutrennen. Die nicht einmal blutenden Stumpfe umgab der in einen Chirurg umgewandelte Trompeter mit Mohrenthal'schem Pflaster, das somit, wie Wickelschnur und Balsam, auch noch zu Ehren kam. Der Grund, daß die so plump amputirten Finger, so wie die übrigen erfrornen Glieder des Rittmeisters nicht brandig wurden, ist wohl mehr in dessen großem Säftemangel, als in dem Mohrenthal'schen Pflaster zu suchen, wiewohl dessen gute Dienste der Erzähler an sich selbst mehrmals erprobt hat.

Zum Herbst und dessen Schützling gesellte sich, wunderbar genug, schon am nächsten Tage der Winter, welcher, seinem Kameraden Herbst an Liebe zu seinem Rittmeister nicht nachstehend, demselben das wollene, noch nicht in Gebrauch genommene Strümpfepaar, das letzte Geschenk seiner Frau, verehrte. Doch nicht die Füße, sondern die Hände und Arme, bis zum Ellenbogen herauf, bekleidete der Rittmeister mit der überaus willkommenen Gabe. Die größte Noth unserer Flüchtlinge endete mit dem Eintritt in das befreundete Polen, wo, für zwar schweres Geld und nicht ohne Mühe, wenigstens die allerdringendsten Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung zu haben waren. Aber noch immer hatten sie ihre Gefangennehmung durch die schlimmen Kosaken zu fürchten, welche den Flüchtlingen eben so auf den Fersen nachfolgten wie die Krähen dem ackerpflügenden Landmanne. Diese Furcht schwand erst, nachdem die preußische Grenze überschritten worden war.

Digitized by Google

Es gibt ein in Muſik geſetztes Gedicht: „Die letzten Vier vom zehnten (polniſchen) Regiment.“ Um nur einen Mann ſtärker war das Regiment der ſächſiſchen Garde du Corps, welches aus dem ruſſiſchen Feldzuge zurückkehrte. Das ganze Regiment hatte Platz in einem einzigen Schlitten gefunden. Der Winter machte den Kutſcher und Lenker von zwei kleinen aber flinken Roſſen; der Rittmeiſter und der Herbſt nahmen den Hauptſitz, der Gefreite Lenz den Rückſitz und der Reiter Sommer die Pritſche ein. Schlitten und Pferde waren das ehrlich bezahlte Gemeingut der vier Jahreszeiten und deren Rittmeiſters, denn jeder von ihnen hatte etliche goldene Napoleons aus Rußland davon getragen. Leichteren und dankbareren Herzens als der lebende Napoleon, der lange vorher ſeine Heeresüberreſte verlaſſen hatte und nach Paris geeilt war, ſetzten die letzten fünf vom ſächſiſchen Garderegiment ihre Reiſe nach dem Vaterlande fort.

Hoch zu Roſſe und im Kriegerſchmucke waren die vier Jahreszeiten aus dem Trabantenhofe zu Dresden in den Krieg gezogen. Als Fußgänger und in bürgerlicher Kleidung kehrten ſie zurück. Dennoch wurden ſie mit nicht enden wollendem Jubel in dem Trabantenhofe empfangen. Wie vielemal ſie die Erzählung ihrer Erlebniſſe und ihrer wunderbaren Erhaltung wiederholen mußten!

„Thereſe!“ ſprach Winter ſpäter zu ſeiner Frau, „Deine wollenen Strümpfe ſind zu einer Ausſaat geworden, die reiche Früchte einzutragen verſpricht. Mein Rittmeiſter, dem ich Deine Gabe ſchenkte, hat mir ſein Ehrenwort darauf gegeben, daß ich die erſte erledigte Hofbereiterſtelle erhalten ſolle, und da er der beſte Freund des Oberſtallmeiſters iſt, ſo zweifle ich gar nicht an der Erfüllung ſeiner Zuſage. Dann iſt uns geholfen.“

„Mutter!“ ſagte Herbſt zu derſelben, „als ich Ihre Gabe, die Sie mir damals unter die Montur ſchoben, in Augenſchein nahm, lachte ich herzlich und dachte in meinem Herzen: was thuſt du mit dem ſonderbaren Kleeblatt? Biſt du denn noch ein Kind, das gewickelt werden, Balſam gegen Bauchkneipen einnehmen und einen leichten Fingerſchnitt mit Pflaſter verkleben ſoll? Und ſiehe da! wenn ich die Einnehmerſtelle an der bautzener Chauſſee bekomme, ſo verdanke ich ſie zumeiſt Ihrer dreifachen Mitgabe.“

Digitized by Google

„Vater!“ lachte Sommer, „Eure Schillpfeife wäre beinahe zu einem blutigen Zankapfel geworden, dann aber half ſie uns zu der Bekanntſchaft mit dem General Latour Maubourg, die uns großen Nutzen brachte. Und glaubt Ihr's, Vater? der General hat aus der Schillpfeife geraucht, trotz einem Schiebeböckler von der Rathhausecke! Und mein ſchlechter Tabak hat ihm geſchmeckt wie der theuerſte Kanaſter, und er hat mir für die eine Pfeife Tabak etliche Goldfiſchchen in die Hand fallen laſſen, als er ſich von mir und meinem Wachtmeiſter verabſchiedete. Darum ſoll die Pfeife zum immerwährenden Andenken aufgehoben werden und, wenn ich noch heirathe, auf meine Nachkommen forterben.“

„Schweſter!“ ſcherzte Lenz, „Du haſt mit Deinem geſteppten und wattirten Herz nicht nur in's Schwarze, ſondern ſogar den Nagel getroffen. Ohne Deinen Talisman bleichten jetzt meine Gebeine in der großen Schanze bei Borodino. Das vergeſſe ich Dir nie und will Dir's auch redlich vergelten. Dein gefertigtes Herz aber will ich, ſo abgenützt und unſcheinbar es auf dem ſchmählichen Rückzuge geworden iſt, unter Glas und Rahmen machen und als ſchönſtes Wandgemälde in unſerer Stube aufhängen.“

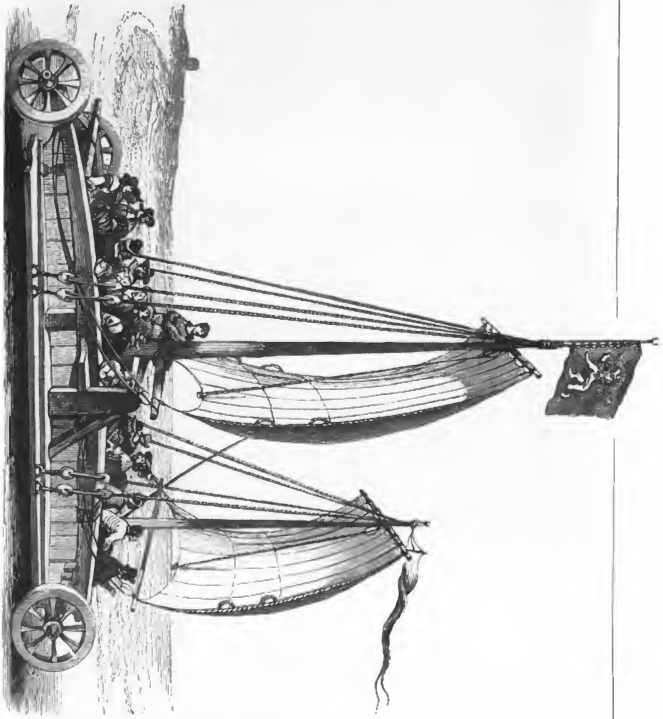
Hiermit ſchließt der Erzähler die Geſchichte von den vier Jahreszeiten, die er nicht etwa aus den Fingern geſaugt, ſondern nach wahren Thatſachen wiedergegeben hat. Da wir in dem gegenwärtigen Jahre 1863 den fünfzigjährigen Gedenktag der leipziger Völkerſchlacht begehen, ſo erſchien es dem Erzähler als nicht unpaſſend, wenn er aus jener, von ihm erlebten ſchweren Kriegszeit, die unſer Herrgott niemals wiederkehren laſſen wolle, eine einzelne Scene ſeinen Leſern vorführte.

Ein Segelwagen.

In den letzten Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts baute man in Holland einen Wagen, der beinahe alle Vortheile unſerer Eiſenbahnen hatte. In dieſem platten Lande, auf einem ziemlich ebenen Terrain glaubte man einem Wagen Segel geben zu können, die im

Digitized by Google

Stande wären, ihm den nöthigen Druck zu verleihen. Dieser Wagen gelang vollständig und war in den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Gassendi



erzählt von seinem Freunde Peiresc: „Er machte einen Ausflug nach Scheveningen, um sich aus eigener Anschauung von der Schnelligkeit eines vor wenigen Jahren verfertigten Wagens zu überzeugen, welcher

Digitized by Google

Marcellus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einſt war ein Platz im Sonnenlicht
Zur Lagerſtatt erkürt,
Da ſieht ſich vor das Sta· ɔgericht
Ein Grenadier geführt.
Marcolf, der marodiret,
Sich Beute zu erlangen,
Steht, kurzweg condemniret,
An einem Baum zu hangen.

Da tritt er vor den Kaiſer hin,
Stramm, einer Kerze gleich:

Digitized by Google

„O Herr, der Du mit mildem Sinn
Regierſt Dein großes Reich,
Gewähr' mir noch die Gnade,
Den Baum ſelbſt zu bezeichnen,
Deß' Aeſte, ſtark und g'rade,
Sich gut zum Henken eignen."

Carolus wiegt des Hauptes Wucht
Und neigt ſich: „Such' den Baum!"
Marcolfus geht und ſucht und ſucht
Im weiten Waldesraum;
Doch all' die Bäume ſcheinen
Sich nicht für ihn zu paſſen,
Er kann ſich hier an keinen
Anſtändig henken laſſen.

Dem Kaiſer wird die Weile lang,
Er ruft voll Ungeduld:
„Erlaſſen ſei dem Schelm der Strang
Trotz ſeiner ſchweren Schuld!
Er mag für dießmal laufen,
Daß wir nicht Zeit verlieren,
Dieweil des Erbfeinds Haufen
Neuhäuſel eng blokiren."

Der Mangrovebaum oder die Manglare.

Skizze von Friedrich Gerſtäcker.

In den Länderſtrichen der heißen Zone, oder wie man kürzer ſagt „unter den Tropen" gibt es einen gar ſonderbaren Baum, der weite Landſtrecken ganz allein bedeckt, daß auch keine andere Pflanze zwiſchen ihm aufkommen kann. Nicht deßhalb aber, weil er vielleicht gar ſo mächtige Wipfel hätte, daß in ſeinem Schatten Nichts mehr fortkom-

Digitized by Google

men könnte — ſeine Wipfel ſind gar nicht ſo ſehr dicht, und ſein Laub iſt eher dünn als üppig; aber er verſteht eben die Kunſt, im Meer- oder Salzwaſſer zu leben, und da das die anderen nicht können, müſſen ſie ihm wohl ſein Reich allein überlaſſen.

Hieraus folgt dann, daß der Mangrove nur auf niedrigem Boden und zwar auf ſolchem ſteht, der von dem Meerwaſſer erreicht werden kann, alſo dicht am Seeufer, oder ſo hoch in das innere Land hinauf, als eben die Ebbe und Fluth des Meeres reichen, und ſeine Wurzeln beſpülen kann. Dort herrſcht er aber dann auch ganz allein und bildet einen für den Menſchen undurchdringlichen Wald, ja nicht einmal das wilde Thier kann ſich dort hineinwagen, und nur der Alligator ſtattet ſeinem Schatten vielleicht einmal einen Beſuch ab und läßt es ſich eine halbe Stunde in dem weichen Schlamm gefallen, denn dort iſt er ungeſtört und vollkommen ſicher, daß ihn Nichts in ſeiner Ruhe gefährden kann.

Der Mangrove bildet auch ſcheinbar feſte Ufer, und wenn man daran hinfährt und ſie ſich eben nicht genauer anſehen kann, glaubt man, daß man im Stande wäre dort überall zu landen. Das iſt aber ein großer Irrthum, denn wollte man wirklich mit Canoe oder Boot hinanfahren, würde man Nichts finden ſoweit er reicht, als zähes, ſchleimiges Wurzelwerk und Schlamm und Sumpf und keine einzige feſte Stelle, auf die man den Fuß ſetzen könnte.

Tauſende von Aeckern hält er ſo bedeckt und bildet Inſeln, Buchten, Einfahrten und Kanäle, aber eben keine Ufer, und das Land, auf dem er wächst, wäre nur dann zu benützen, wenn man das Meer vollkommen davon abdämmen könnte. In jenen Landſtrichen liegt aber noch ſo unendlich viel trockener und guter Boden unbenützt, daß das natürlich keinem Menſchen einfällt, und die Mangrovebäume halten deßhalb auch im Beſitz, was ſie ſchon viele Jahrtauſende bewachſen und gehalten haben, ohne daß es ihnen bis jetzt Jemand ſtreitig machen kann.

Der Baum der Mangrove hat hellgraue Rinde und lichtgrüne immergrüne Blätter — wie denn überhaupt alle Bäume in den Tropen immergrünes Laub haben, denn man kennt ja hier keinen Winter. Sonderbar geſtaltet iſt aber gerade der Mangrove vor allen übrigen, denn ſehr oft findet man mächtige Bäume, die gar keinen Stamm haben, ſondern aus weiter Nichts als Wurzeln und Wipfeln beſtehen. Was

Digitized by Google

eigentlich Stamm sein könnte, zweigt in tausend und tausend Wurzeln aus, und da sich das Laub bei vielen bis zum Boden senkt, so sieht es gar nicht selten so aus, als ob der Baum aus Versehen verkehrt in den Boden gekommen wäre und die Wurzeln statt der Zweige zum Himmel hinaufstreckte.

Seine Haupteigenthümlichkeit besteht aber in den unteren Wurzeln, die von ihren stärkeren Abtheilungen wieder in dünnen elastischen Schößlingen bogenförmig auszweigen, erst gerade aus oder etwas in die Höhe wachsen und dann zum Schlamm niedersinken, in den sie ihre Fasern ausschießen. Tausende und Tausende solcher Bogenwurzeln umgeben einen solchen Stamm und nehmen oft einen doppelt und dreifach so großen Raum ein, als jeder andere Baum dafür beanspruchen würde. Alle diese aber laufen theils dicht über den Boden hin, theils in zwei, drei, vier oder auch sechs Fuß Höhe, nach allen Seiten, wobei sich die Wurzeln des einen Baumes mit denen des Nachbars vermischen. Da läßt es sich dann denken, wie es in einem solchen Mangrovesumpf aussieht, und da es darin noch außerdem von Mosquitos, Sandfliegen und anderen häßlichen Insekten wimmelt, so geht man ihnen am allerbesten aus dem Wege.

Nur bei hoher Fluth kann man zwischen sie hinein, und mit einem leichten Canoe findet man zwischen dem Wurzelwerk selbst Kanäle, in die man hie und da einlenken darf. Auswärts hängen die unteren Blattzweige allerdings bis zum Wasser nieder, aber im Inneren ist freie Bahn, und es ist denn ein gar sonderbares Gefühl, mit dem man wie in einem Wald von festgespannten Stricken hinfährt und sich auch oft mit dem Messer Bahn hauen muß, um nicht hängen zu bleiben. Die stärkeren Wurzeln bilden dazu Bogen und Säulen, und man fährt wie in einer bedeckten, sonderbar verzierten großen Laube.

Weit anders aber sehen diese Mangrovesümpfe aus, wenn die Fluth aus ihnen hinausgeströmt ist und ihren Boden, wenn auch nicht trocken, doch wenigstens wasserleer gelegt hat. Ein eigenes gar wunderliches Leben beginnt dann in ihnen, denn der Mangrovebaum ist der liebste Aufenthalts- und Zufluchtsort der Seekrabben, die sich zu Millionen in ihnen halten.

Die Krabbe ist eine Krebsart, mehr aber von der Form einer Spinne mit breitem Körper, an beiden Seiten, wie bei der Spinne

Digitized by Google

auslaufenden Beinen und vorn zwei ziemlich scharfen Scheeren. Ungleich dem Krebs laufen sie aber nicht rückwärts, sondern von der Seite. An Größe findet man sie verschieden, von der Größe eines Groschens an bis zu handbreit, wo sie dann schön roth und gelb gefärbte Scheeren haben. Sie alle aber werden auf das eifrigste von den Fischen verfolgt, die ihnen zur Fluthzeit zwischen den Mangroven nachstellen. Da sich die Krabbe aber natürlich nicht freiwillig von den Fischen fressen läßt und eben so gut außer dem Wasser wie im Wasser leben kann, so flüchtet sie mit der Fluth an den sehr bequem für sie niederhängenden Strickwurzeln hinauf und zieht sich seitwärts in die Stille des Privatlebens und die dichten Zweige der Mangrove hinauf, wo sie noch außerdem eine sehr reichliche Auswahl von Insekten und Käfern findet. Ihre Hauptnahrung haben sie aber doch im Schlamm und in den Thieren, welche die Fluth für sie zurückläßt, und mit der eintretenden Ebbe, wenn das Wasser etwa einen oder zwei Fuß gefallen ist, fängt es plötzlich überall in den Zweigen an zu rascheln und zu knospern und knispern, als ob das alte Holz selber Leben gewonnen hätte. Aus ihren Verstecken kommen sie dann hervor, diese kleinen, aber nicht sehr hübschen Thiere, die sich aber doch ihres Lebens freuen wollen. Ueberall an den Zweigen und Wurzeln klettern sie nieder, nichtsdestoweniger aber doch vorsichtig dabei ausschauend, ob ihnen nicht von einer oder der andern Seite eine Gefahr drohe. Nicht allein verschiedene Vögel stellen ihnen nämlich nach, sondern auch die Fischer, die sie, wenn sie an der Mangrove hinfahren, zu erwischen suchen und zur Lockspeise für die Fische benützen. Ja es gibt sogar eine kleine Art Kranich hier, der gescheidt genug ist das nämliche zu thun. Er selber mag die Krabben nicht, aber er fängt sie und wirft sie ins Wasser, wonach er sein lauttönendes Gekrächze ausstößt. Die Fische wissen dann schon, daß es dort Krabben gibt und schwimmen hin, und wer sich von ihnen nicht versieht, wird erwischt.

So ist das ein ewiges Jagen und Verfolgen in der Natur — ein Wesen lebt von dem andern, und nur der Mensch braucht sie fast alle zu seinen Zwecken — weil er eben das Gescheidteste von ihnen ist.

Um aber wieder auf unsere Krabben zurückzukommen, denen ganz besonders daran liegt, daß sie auf ihrem Weg an den Wurzeln nieder weder von Kranichen noch Menschen erwischt werden, so gehen sie sehr vorsichtig zu Werke, und wo sie irgend eine Gefahr wittern,

Digitized by Google

ſind ſie huſch auf der andern Seite der Wurzel, gerade wie es die Eichhörnchen im Wald machen, wenn ſie einen Menſchen ſehen, denn dieſe halten ſich auch immer ſo, daß ſie durch den ganzen Stamm oder durch einen Aſt gedeckt ſind.

Wohin man jetzt in den Maſſen von Wurzeln und Aeſten ſieht, wird es lebendig, und wo eine Krabbe den Schlamm erreicht hat, wo ſie unter irgend einem faulen Stück Holz oder einem Stein ihre Wohnung in Ebbezeit hat, da ſchnalzt ſie vor lauter Vergnügen mit den Scheeren, daß man es weit hinaus über das Waſſer hören kann.

Nun tritt aber auch das wunderliche Wurzelwerk immer mehr zu Tag, und ganze Strecken lang findet man in dieſen Mangroveſümpfen, wo der Boden wie mit einem ſtarren Teppich von in einander gewachſenen und eng verflochtenen Wurzeln in der That bedeckt iſt.

Trotz dieſer weitgedehnten Schlammmaſſen iſt aber der Aufenthalt in ihrer Nähe nicht etwa beſonders ungeſund, denn ſie werden durch die Fluth regelmäßig zweimal in vierundzwanzig Stunden bedeckt und abgewaſchen, und das Salzwaſſer nimmt dann alles Faule mit fort. Inſekten und Ungeziefer gibt es aber genug dazwiſchen, und für die iſt der Platz auch wirklich wie gemacht.

Steigt die Fluth dann wieder, dann kommen die Krabben auch wieder aus ihren Verſtecken vor und ſteigen in ihre obere Etage in den Zweigen; unter den Wurzeln aber wühlt und wäſcht das Waſſer, Fiſche ſchlagen und ſpringen darin umher, irgend einen Nachzügler, der ſich verſpätet hat, zu erwiſchen, und manch ein fauler Alligator windet ſich auch wohl ſchläfrig durch das ihm unbequeme Gewirr von Holz und Schlamm, wieder einen der Fiſche zu ertappen, der hier nach Krabben ſucht. Das plätſchert, ſchnalzt, klappt und ſpringt dann gar unheimlich in dem grünen lebendigen Sumpf, und der Jäger, der mit ſeinem Canoe an dieſen Mangrove hinfährt, horcht wieder und wieder unwillkürlich den fremdartigen Lauten. Dort iſt aber Nichts für ihn, denn weder er noch der Fiſcher dürfen auf Beute in dieſer Wildniß hoffen.

Aber ſelbſt dieſer im Sumpf gedeihende, vom Waſſer gewaſchene Mangrove iſt nicht ohne Nutzen für den Menſchen. Einige Arten desſelben geben wunderbar feſte Hauspfoſten, die ſelbſt in dem feuchteſten Boden auf viele viele Jahre hin nicht faulen. Auch brennt das Holz vortrefflich, ſelbſt grün vom Stamm fort, und die Rinde der Zweige

hat außerdem auch noch einen rothbraunen Färbestoff, der von den Eingeborenen zum Färben ihrer Zeuge verwandt wird. Der Mensch weiß sich eben Alles nutzbar zu machen und kann Alles brauchen. Aber die Natur verschönt auch Alles, und wo auf den Schlammbänken unmittelbar an dem vom Meer stets erreichten Ufer nichts anderes wachsen könnte, und der Morast die kahle, öde Fläche zeigen würde, da keimt der üppige Mangrovebaum mit seinem immergrünen, saftig frischen Laub und umzieht den Wald mit einem breiten und dichten Gürtel.

Die Kupferstecherkunst.

Der Kupferstich ist eine für die Vervielfältigung der Werke der Malerei so wichtige Erfindung, daß es unsern Lesern erwünscht sein wird, einiges Nähere darüber zu erfahren.

Das zum Kupferstich nöthige Kupfer wird in Platten vom Kupferschmiede verfertigt; die dünnsten Platten sind zwei Linien stark und nehmen mit der Größe an Dicke zu. Die Seite, auf welche der Stich kommt, wird besonders kompakt geschmiedet, auf einem Bimsstein gerieben, mit Lindenkohle geglättet und zuletzt mit einem besonderen, sogenannten Gerbestahl polirt. Dann wird an die Arbeit selbst geschritten, deren es vier Arten gibt: die mit dem Grabstichel, die Aetzmanier, die getuschte Manier und die geschabte Manier. Bei dem ersten Verfahren wird mit dem Grabstichel das Bild in die Platte eingeschnitten. Man erwärmt die letztere über Kohlenfeuer, überzieht sie mit weißem Wachse und schwärzt sie mit dem Rauch von Wachslichtern. Das Papier mit dem Bilde wird nun auf der linken Seite mit Rothstein bestrichen auf die Platte gelegt und mit einer Radirnadel übergangen. Nach den Linien dieses auf der Platte abgedrückten Bildes werden mit der Kaltnadel die Umrisse des Ganzen und der einzelnen Theile flach in die Platte eingeschnitten, dann wird der abermals heißgemachte Wachsüberzug abgewischt, und nun erst arbeitet der Kupferstecher aus freier Hand und durch Striche (schattirte Manier), indem er mit dem Grabstichel da, wo Schatten sein soll, feine Parallelstriche macht, die

Digitized by Google

je nach der Tiefe des Schattens breiter werden. Durch diese Schattirungen werden auch die Farben angedeutet. Der bei dem Ausschneiden auf der Platte entstehende Draht muß mit dem Schabeisen weg=

Atelier der Kupferstecher.

Digitized by Google

genommen werden, das überhaupt die kleinen Fehler ausgleicht. Die Kupferstichmaschine, die in England erfunden wurde, macht parallele Striche aller Art schnell und sicher. — Bei der Punktirmanier macht man Umrisse und Schattirungen mittelst Punkten, die man aus freier Hand einsticht oder mit Punzen und Hammer einschlägt. Diese Manier hat etwas Weiches gegenüber von der ersten. Beim Aetzen oder Radiren wird anfangs ganz wie bei den vorhergehenden Manieren verfahren. Ist die Zeichnung fertig, so wird ein Rand von Wachs um die Kupferplatte gemacht und verdünntes Scheidewasser darauf gegossen, welches bald alle Linien und Punkte, wo der Aetzgrund weggenommen ist, vertieft in die Platte frißt. Geätzte Platten haben etwas Unreines, deßhalb wird mit dem Grabstichel nachgeholfen; Fehler bessert man durch Auskratzen mit dem Schabeisen aus. Die getuschte oder Aquatinta-Manier ist in England besonders beliebt. Ein aus Asphalt und durchsichtigem Harz bestehendes Pulver wird auf die Platte gesiebt und an dieselbe angeschmolzen, dann eine Mischung Terpentinfirniß und Elfenbeinschwarz mit einem feinen Pinsel auf die Lichtpunkte und die Stellen, welche weiß bleiben sollen, aufgetragen und die Platte mit Scheidewasser geätzt. Bei der geschabten Manier oder Schwarzkunst wird die polirte Platte zuerst auf der ganzen Oberfläche rauh gemacht, dann werden die lichteren Stellen des Bildes abgeschabt und die ganz lichten Stellen polirt; der rauhe Grund bildet die dunkelsten Schatten. Das Rauhmachen geschieht mit dem Gründungseisen, einem stählernen, keilförmigen Werkzeuge, das Schaben mit dem Schabeisen, dessen Klinge ein Zoll breit, zwei Linien dick, spitzig und an der breiten Fläche geschliffen ist.

Eine Treibjagd.

Es war bereits gegen Ende des Monats November. Ueber Nacht war der erste Schnee gefallen. Die noch unter den milde wärmenden Strahlen der Herbstsonne aufgekeimte Roggensaat war nun mit der schirmenden Decke bedeckt worden, welche sie vor Frost bewahren sollte. Die Bäume der Waldung streckten ihre beschneiten Zweige gen

Himmel, auf den breiten, horizontal auslaufenden Aeſten der Tannen lag der Schnee mehr als handhoch, und unter der Laſt ſenkten ſie ſich zu Boden. Die Zugvögel hatten längſt die Gegend verlaſſen und waren den wärmeren Klimaten zugezogen. Nur die Habichte und das Geſchlecht der Sperber horſtete noch in den hohen Baumwipfeln, und drunten auf der beſchneiten Flur hüpfte die Meiſe umher, hungrig nach Futter ſuchend. Der Sperling, der zudringlichſte der Vögel, der Nachts ſich unter dem überragenden Strohdach der Scheune verbarg, nahm, ohne eingeladen zu ſein, ſein Theil von den den Hühnern hingeſtreuten Körnern. Die Natur ſorgt für alle Geſchöpfe, daß deren keines vor Hunger umkomme. Aber der Menſch trachtet gar vielen Thieren nach dem Leben — auch er bedarf ihrer zu ſeiner Nahrung.

Wir verſetzen uns in Gedanken eine oder zwei Stunden vor Aufgang der Sonne in die finſtere Nacht des Spätherbſtes zurück. Der Schnee treibt noch in dichten Flocken durch die Luft, man vermag nur wenige Schritte weit zu ſehen. Der Landmann, im Sommer ſchon ſo früh auf, denkt jetzt noch nicht daran, ſein Bett zu verlaſſen, obgleich die Kühe im Stalle ſchon ungeduldig an den Ketten raſſeln, mit denen ſie an ihren Trögen angebunden ſtehen. Sie verlangen nach ihrem Morgenfutter, doch müſſen ſie ſich gedulden. Zur Winterszeit ruht der Schlaf wie mit bleiernen Gewichten auf dem Schläfer.

Aber auf dem Edelhofe, in den Wirthſchaftsgebäuden herrſcht bereits ein reges Leben. Auch hier pflegt man ſonſt in dieſer Jahreszeit das Aufſtehen vom Nachtlager eben nicht zu beeilen. Allein für heute wird eine Ausnahme gemacht. Der Beſitzer des Guts, der junge Graf Kuno, hat eine zahlreiche Geſellſchaft zu einer Treibjagd eingeladen, die mit dem Dämmern des Morgens ihren Anfang nehmen ſoll. Daher iſt die geſammte Dienerſchaft, das Jägerperſonal, die Knechte und Mägde, ſelbſt die Kuhjungen nicht ausgenommen, früh auf den Beinen. In den Ställen und den übrigen weitläufigen Nebengebäuden iſt alles in Bewegung. Die Reitknechte ſtriegeln und putzen die Pferde und unterſuchen prüfend das Sattelzeug und die Zäume, ob auch alles haltbar und ohne Mängel ſei. Die Pferde ſtampfen und wiehern, ſie laſſen ſich die ihnen gerade nicht angenehme Arbeit des Abreibens gern gefallen, wiſſen die klugen Thiere doch, daß je ſtiller ſie halten, deſto eher das Geſchäft beendet und eine Krippe voll duftigen Hafers ihnen zu Theil wird. Die Jäger putzen die

Digitized by Google

Büchsen ihrer Herren und die eigenen. Bereits am gestrigen Tage haben sie dieselben für den Gebrauch in Stand gesetzt, aber jetzt muß noch einmal das Schloß geprüft und der Lauf untersucht werden, damit das Gewehr in bester Ordnung. Am lautesten geht es in den Hundeställen her. Die Hunde merken aus dem Zuruf der Jägerburschen, was ihnen bevorsteht. Mächtig erwacht in ihnen der natürliche Trieb, umherzustreifen im Walde und die Spur des Wildes aufzusuchen. Durch lautes Heulen und Gekläffe geben sie ihre Freude zu erkennen, daß sie nun bald aus der trägen Ruhe des Stalles befreit sein und mit ihrem feinen Geruchssinn die Fährte des Wildes aufnehmen werden. Begierig verschlingen sie das ihnen dargebotene Futter. Nachdem das geschehen, lassen sie sich geduldig die Halskoppel anlegen, wissen sie doch, bald ruft das Jagdhorn sie hinaus aus der dumpfen Schwüle des Stalles in's Freie.

Der greise Thurmwächter im Schlosse hat sein hochgelegenes Stübchen erleuchtet, damit von ferner in der Dunkelheit der Nacht die Lage des Schlosses wahrgenommen werden kann. Jetzt rollt er die große Staatsflagge seines Herrn mit dem Familienwappen auseinander, sein Auge ruht wohlgefällig auf den kühn aufspringenden Löwen, die in ihren Vordertatzen Schlachtärte halten, und sinnend gedenkt er vergangener Zeiten. Er hatte noch dem Großvater des gegenwärtigen Besitzers gedient; das war ein Mann gewesen, kühn wie ein Löwe, seinen Muth hatte er auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges bewährt. Und der greise Thurmwart war sein Begleiter gewesen. Nun fällt sein Auge auf die Lilie in der Mitte des Wappens und füllt sich mit Thränen. Er gedenkt der jugendlichen Gräfin, der Mutter des jetzigen Besitzers, die wie eine Lilie blühte, aber früh in's Grab sank. Rasch faltet er die Flagge zusammen, öffnet ein Fenster und zieht sie an der davorstehenden Stange empor, daß sie rauschend im Morgenwinde flattert.

Unterdessen ist man auch im Schlosse selbst bereits aufgestanden. Die Vorhänge vor den alterthümlichen Bogenfenstern sind zwar noch herabgelassen, aber schon geröthet von dem flackernden Kaminfeuer, welches die Diener bereits in den Gemächern angezündet haben. In der gewölbten Kellerküche sind die Mägde unter Leitung der Wirthschafterin beschäftigt, das Frühstück zu bereiten. Auf dem Herde lodert ein mächtiges Feuer, genährt von tüchtigen Scheitern Buchenholzes. Dar-

Digitized by Google

über hängen mehrere Keſſel mit ſiedendem Waſſer. Das endloſe Geplapper der Mägde wird begleitet von dem Klappern der zahlreichen Taſſen und Schüſſeln, die alle zurechtgeſtellt werden. Die Wirthſchafterin ſelbſt ſorgt für die derbere Zukoſt zu dem dampfenden Kaffee, für Brod und Butter. An dieſem Tage gibt es mehr als die doppelte Zahl der ſonſt auf dem Edelhofe Anweſenden zu verſorgen. Auch für die Mittagstafel, die mit Einbruch der Abenddämmerung ſtattfinden ſoll und reich beſetzt ſein muß, werden bereits die erſten Vorbereitungen getroffen.

Da tritt der Kammerdiener des Grafen herein und meldet, daß die Herren aufgeſtanden ſind. Raſch eilen die Mägde mit dem Frühſtück die breite Treppe hinauf, wo ſie es den dort in der Vorhalle des Schloſſes wartenden Dienern zur Weiterbeförderung übergeben.

Auf dem Schloßhofe ſammeln ſich die zur Treibjagd angeſagten Bauern. Das Schneegeſtöber hat nachgelaſſen. Die Wolken haben ſich verzogen, der Himmel iſt heiter. Tief im Südweſten hängt an dem klaren Himmel das Silberhorn des Mondes. Seine matten Strahlen erbleichen allmälig, denn ſchon beginnt es im fernen Oſten zu tagen. Das erſte Frühroth erhebt ſich mit purpurnem Schein über den Horizont. Noch iſt es nur ein feines Dämmerlicht. Aber mit jeder Minute wird es durchſichtiger, heller, es verkündet das Aufſteigen der Sonne, deren ſtrahlendes Lichtmeer, die Morgennebel zertheilend, ſeine alle Finſterniß beſiegende Herrſchaft bereits geltend zu machen beginnt.

Keiner der zum Treiben entbotenen Bauern iſt ausgeblieben. Denn bei dieſer Gelegenheit zu erſcheinen iſt für ſie eine Ehrenpflicht. An ihrem jugendlichen Herrn hängen ſie mit aufrichtiger Liebe. Er hat, nachdem er die Beſitzungen ſeines verſtorbenen Vaters angetreten, ihnen die läſtigen Hof- und Spanndienſte erlaſſen, viele zeitweilige Pachtverhältniſſe in lebenslängliche abgeändert und manchem unter ihnen Haus und Hof gegen eine billige Kaufſumme und jährliche Grundmiethe überlaſſen. Nur ihre Hülfe bei den Treibjagden hat er dafür gefordert, nichts anderes; daher würde es eine Schande ſein, wollte Einer von ihnen ſich ausſchließen, wenn ſie dazu entboten werden.

Es dauerte noch eine halbe Stunde, da wurde zur Jagd aufgebrochen. Die erſten Strahlen der aufgehenden Herbſtſonne beleuchteten ſchon die Spitze des alten Schloßthurms, die vergoldete Wetter-

Digitized by Google

fahne desselben glühte im Morgenlichte. Graf Kuno trat aus dem hohen Schloßportal auf die Freitreppe. Er trug ein eng anliegendes Jagdgewand, auf dem Kopf eine grüne Mütze, an den Füßen hohe Stiefeln. Ihm folgten, ähnlich gekleidet, die eingeladenen Gäste. Der Graf lüftete seine Mütze und grüßte die Bauern, die mit lautem Hurrah das Willkommen ihres Herrn erwiederten. Dann sprach er einige Worte mit dem Oberförster, der darauf das Zeichen zum Aufbruch gab. Die Pferde wurden vorgeführt, bestiegen, und in raschem Trabe ging es nun über den Schloßhof der nächsten Waldung zu.

Verlassen wir einen Augenblick die Jagdgesellschaft, die unter dem schmetternden Klange der Waldhörner fortreitet, und werfen einen Blick in die Waldung. Dieselbe ist von einem Bache durchschnitten, zu welchem der Boden von beiden Seiten her sich abschüssig herabsenkt. An dem Ufer des Baches stand ein alter Weidenbaum, tief vorn übergebeugt, mit hohlem Stamm und knorrigem Haupte, aus welchem nur wenige dünne Zweige, nun ihres Blätterschmuckes beraubt, hervorragten. Die Wurzeln des Baumes waren zum Theil entblößt, das vorüberfließende Wasser hatte die Erde von ihnen hinweggespült. Zwischen ihnen befand sich eine Oeffnung, fast kreisrund, der Eingang zu einer unterirdischen Wohnung. In derselben Nacht, von der wir erzählt haben, als das Schneegestöber sich allmälig legte und die zunehmende Kühle den nahen Anbruch des Tages verkündete, schlüpfte ein Thier aus dieser Erdhöhle hervor. Die feine spitze Schnauze bezeugte den scharfen Geruchssinn und die Verschlagenheit des Besitzers, der langhaarige Pelz, den derselbe trug, bewies zur Genüge, daß er bereits sein Winterkleid angelegt hatte, sein buschiger Schweif, seine spitzen Ohren, sein schleichender Gang: wer hätte in ihnen nicht den Fuchs erkannt? Der Hunger hatte ihn nicht schlafen lassen. Er hatte noch außer sich selbst ein Weib und zwei Junge zu ernähren, die beiden letzteren waren ihm spät geboren und noch nicht hinlänglich geübt im Rauben und Stehlen. Dem Fuchs schien es gar nicht lieb, als er die Erde ringsum mit Schnee bedeckt fand und noch immer unablässig die weißen Flocken herabfallen sah. Er streckte den Kopf empor, einige Flocken fielen ihm auf die Nase, verursachten ihm einen Kitzel, er mußte niesen. Er wandte sich, dehnte und reckte sich, dabei gruben sich seine Füße tief in den Schnee, die Empfindung der Kälte war ihm unangenehm, er zog einen Fuß nach dem andern an den Leib hinauf. Aber

Digitized by Google

was half es ihm, er mußte ſich in das Unabänderliche, ſo wenig es ihm auch behagen mochte, finden. Der Hunger wühlte in ſeinen Eingeweiden. Seit faſt vierundzwanzig Stunden hatte er nichts gegeſſen, ein Feldmäuschen ausgenommen, das er zufällig erhaſcht hatte. Wohin ſollte er nun ſich wenden? Der böſe Schnee wurde ja überall zum Verräther ſeiner Spur. Er ſetzte ſich und bewegte wedelnd den buſchigen Schweif; ſo ſann er eine Weile nach. Dann ſprang er auf, rannte in langen Sätzen davon und war bald in der Waldung verſchwunden.

Sollen wir den liſtigen Burſchen ſich ſelbſt überlaſſen? Ich denke nicht. Meine jungen Leſer hören gewiß noch gern von ſeinen Schelmenſtreichen. So folgen ſie denn mit mir der Spur des ſchlauen Reinecke. Wir finden ihn wieder am Fuße einer Buche niedergekauert. Was mag er dort wollen? Schon faſt eine Viertelſtunde hat er regungslos dagelegen. Der Schnee iſt immer dichter gefallen, die ihres Laubes entkleideten Bäume haben den feinen Flocken zwiſchen ihren kahlen Aeſten und Zweigen hindurch freien Durchgang geſtattet, auch der Boden der Waldung iſt mit Schnee bedeckt. Nun auch der Pelz des Fuchſes, ſein Rücken iſt wie mit einem weißen Tuch überzogen, ein Vorübergehender würde ihn kaum bemerken. Das iſt es gerade, was er wünſcht. Er hat es ausgewittert, daß in einer Höhlung der Buche, unter welcher er ſich niedergelegt, ein Eichhörnchen ſeinen Bau habe, und nun weiß er, daß dieſe Thiere in der Nähe ihrer Neſter auf dem Erdboden hie und da in kleinen Gruben unter dürrem Laube allerlei Nahrungsvorrath ſich im Herbſt zu ſammeln pflegen, damit ſie im Winter nicht zu darben brauchen. Reinecke wartete auf das behende Thierchen droben, es möchte herabkommen, um eine ſeiner kleinen Vorrathskammern aufzuſuchen und ſich mit Eicheln und Bucheckern zu verſorgen. Dann will er über das Eichhörnchen herfallen und es zerreißen. Allein er wartet von einer Viertelſtunde zur andern, das Eichhörnchen erſcheint nicht. Hat es die Nähe des gefährlichen Feindes gewittert oder ruht es noch in tiefem Schlafe; leider iſt ſein Neſt ſo hoch am Baum angebracht, daß der Fuchs ſich nicht davon überzeugen kann. Wozu auch noch länger ſtille liegen und die ſchöne Zeit zum Rauben ungenützt verſtreichen laſſen! Das Dorf mit ſeinen Hühnerſtällen iſt doch nicht allzuweit entfernt.

Er ſpringt wieder auf und knurrend den Schnee von ſich ſchüttelnd ſtreicht er nun raſchen Laufes auf dem ihm wohlbekannten nächſten

Wege durch den Wald. Das niedrige Untergebüsch, das ihm bald hier, bald dort in den Weg tritt, hindert ihn nicht. Ein kühner Sprung hilft ihm leicht darüber hinweg, oder ist es dafür zu hoch, so weiß er seinen schlanken Leib geschickt durch das feine Geäste hindurchzuschmiegen. Fast den Erdboden mit der Schnauze berührend, so eilt er rasch weiter. Bald hat er den Saum der Waldung erreicht. An diese schließt sich eine Wiese, die geschwind von dem eilfertigen Läufer übersprungen wird. Dann betritt er ein Ackerfeld, auf welchem die im Sommer gesäete Saat eben aufgelaufen ist. Behende überspringt er die Furchen. Plötzlich steht er still. Mit einem der Vorderfüße ist er in eine Vertiefung gerathen. Was könnte das wohl sein? Er schnobert an der kleinen Grube umher. Bald hat er es heraus, es ist der Eingang zu einer unterirdischen Wohnung. Er steckt die Schnauze hinein, er kratzt mit den Vorderpfoten an dem Loche. Richtig, das ist der Bau eines Hamsters, der unten drei bis sechs Fuß tief in seiner Erdhöhle seinen Winterschlaf hält. Wahrlich darum ist er zu beneiden, zudem hat er in seinen Kammern reichlich Getreide aufgespeichert. Ihm fehlt es nicht an wohlschmeckender Nahrung. Sein fettes Fleisch würde der Fuchs mit Wohlbehagen verzehren. Aber ihm ist nicht beizukommen. Ihn herauszugraben, dazu sind Reinecke's Pfoten nicht angethan, und von selbst kommt er nicht heraus. Also weiter nach dem Dorfe.

Jenseits des Ackerfeldes stehen die mit Stroh gedeckten Häuser, nun alle weiß beschneit. Der Fuchs ist nach Verlauf einiger Minuten zur Stelle. Er setzt sich nieder, ein wenig auszuruhen und zu lauschen. Alles ist stille. Nur die Hähne sind schon munter, sie begrüßen mit heiserem Kickeriki den nahenden Morgen. Ihre Stimme verräth dem Räuber ihre Wohnung. Er springt über den Gartenzaun, streicht über ein Rübenfeld, nun steht er vor dem Stalle. Der ist leider wohl verwahrt. Er schnobert umher. Hier ist die Eingangsthüre, er springt an sie hinauf, aber sie ist von innen verriegelt. Auf die andere Seite geht es herum, da befindet sich eine kleine viereckige Oeffnung, aber vor dieser ist ein Brettchen herabgelassen. Das kann freilich die Magd mit der Hand von außen in die Höhe schieben, und sie thut es jeden Morgen, dann kriecht ein Huhn nach dem andern heraus. Allein die Pfote des Fuchses ist weniger geschickt, er kratzt und zerrt an dem Brettchen, es will nicht weichen. Sein Pochen macht die Hühner

Digitized by Google

unruhig, ſie fangen an hin und her zu flattern. Der Lärmen könnte den Hofhund wecken, und dann wär's um den Fuchs geſchehen. Würde er auch durch ſchnelles Davonlaufen ſein Leben vor dem biſſigen Feinde retten, es ginge ihm doch auch der erſehnte Raub verloren. Er hält deßhalb ſtille, ſetzt ſich, horcht und ſinnt. Der Hund regt ſich nicht, er ruht wohl im warmen, mit Stroh ausgelegten Häuschen, ohne Ahnung von der Nähe des Räubers. Auch die Hühner beruhigen ſich wieder. Sie ſcheinen überzeugt, der Fuchs ſei auf und davon. Keineswegs, der Schlaue gibt ſein Vorhaben ſo leicht nicht auf. Wie wäre es, wenn er einmal mit der Schnauze das Brettchen zu heben verſuchte. Vielleicht ſchließt es nicht feſt an den Erdboden, und fände ſich nur ein kleiner Spalt, ſo ließe ſich das Gewünſchte wohl ausführen. Behutſam ſchleicht er wieder zur Stelle, beugt den Kopf zur Erde, ſcharrt den Schnee hinweg, ſtreckt die Schnauze vor. Es gelingt, es findet ſich eine kleine Oeffnung. In dieſelbe hinein drückt er ſeine Schnauze, das Brettchen weicht, es hebt ſich, ſchon kann er eine Pfote hindurchſtecken. Noch ein Ruck, und der Kopf iſt hindurch, ein zweiter und es iſt geſchehen, er hat den ſchmiegſamen Leib hineingezwängt, das einmal empor gehobene Brettchen beugt ſich vorüber und bleibt haften, das kleine Eingangsthor iſt offen.

Aber nun befinden ſich auch die Hühner in vollem Aufruhr. Sie erkennen ſogleich die Gefahr, in der ſie ſchweben, unruhig flattern ſie umher, gackeln und krächzen. Hier gilt kein Beſinnen, es iſt keine Zeit zum Wählen. Der Fuchs macht es nicht wie der Marder, der erſt alle Hühner erwürgt, ehe er mit einem davongeht. Nein, das erſte beſte packt er an der Kehle und dann iſt er wieder zum Loche hinaus, das Huhn im Maule. Nun mögen Hunde und Bauern erwachen, ſie kommen zu ſpät. In wenigen Minuten iſt der kühne Räuber mit ſeiner Beute am Saum der Waldung. Hier ruht er ein wenig. Er vernimmt das laute Kläffen der wachgewordenen Hunde, er ſieht die Lichter hinter den Fenſtern der Bauernhäuſer, er legt das todte Huhn auf den Erdboden nieder und keckert wie hohnlachend. Dann nimmt er es wieder auf und verſchwindet in dem Walde, deſſen hohe Wipfel jetzt ſchon von den erſten Strahlen der Morgenſonne erglänzen.

Wo iſt unſere Jagdgeſellſchaft geblieben? Sie hatte die Richtung nach der Waldung eingeſchlagen. Der Weg dahin führte über

Digitized by Google

Eine Treibjagd.

Digitized by Google

Digitized by Google

eine Anhöhe, von welcher man eine weite Aussicht hatte. Auf derselben angekommen parirte der junge Graf sein Pferd und blickte umher. Es war ein herrlicher Anblick. Wie glitzerten die Strahlen der Sonne auf dem weißen Schnee! Dort hinaus dehnte sich der Wald, in welchem sorgsame Rehe und Hirsche gehegt wurden, schönes Damwild. Was dieses an Schaden in den Getreidefeldern der Bauern mitunter anrichtete, ließ der Graf den Beschädigten vergüten. Daß es übrigens nicht allzusehr sich vermehrte, darüber hatte der Oberförster zu wachen, und mehrere Treibjagden, wie deren eine heute bevorstand, dienten dazu, die Zahl der flinken Rehe und Hirsche zu vermindern. Zur rechten Seite lagen mehrere Dörfer, durch eines derselben strömte der Bach, den wir bereits kennen gelernt, der die Waldung in zwei Hälften theilte. Er trieb im Dorfe ein klapperndes Mühlrad. Zur Linken sah man eine Anzahl aus Backsteinen erbauter Häuser, in deren Mitte ein Hochofen, das war das Eisenwerk, welches zum Edelhofe gehörte. Aus der Esse des Hochofens stieg eine Feuersäule empor, und schwarzer Rauch quoll hinterdrein. Die Hämmer pochten vernehmlich durch die Stille des Morgens.

Nachdem man sich an dem schönen Wintergemälde satt gesehen, ging der Zug weiter. Ein Theil der Waldung sollte umstellt werden, wo noch am Abend vorher der Stand der Thiere ermittelt worden war. Auf näheren Feldwegen waren die Treiber den berittenen Herren sammt deren Jägern und Gefolge vorausgeeilt. Um den erhebenden Anblick der Gegend, die geschilderte Rundschau über die Besitzungen des Grafen zu genießen, hatten die Reiter einen Umweg gemacht. So kam es, daß, als sie nun auf dem Terrain ankamen, wo die Jagd abgehalten werden sollte, die Treiber sich bereits auf ihren Posten befanden. Gegen dreihundert Mann stark, jeder mit einem derben Knotenstock bewehrt, hatten sie die Waldung in einem fast vollständigen Kreise umstellt. In die Lücke des Umkreises trat der Graf mit seinen Jagdgenossen ein, nachdem sie von den Pferden gestiegen waren und diese ihren Reitknechten übergeben hatten. Der äußerste Punkt des Kreises, welchen die Treiber bildeten, befand sich in unmittelbarer Nähe des alten Weidenbaumes, unter dessen Wurzeln der Fuchs, dessen Bekanntschaft wir schon gemacht haben, seinen Bau angelegt hatte. Hie und da stand in der Reihe der Treiber ein Schütze, ein Försterbursche, um, wenn ja eines der zu treibenden Thiere umkehren

Digitized by Google

und den Kreis durchbrechen ſollte, ihm ſeine Kugel nachzuſenden, damit es nicht entkomme. Ein Knabe neben ihm führte an der Leine zwei wohldreſſirte Hühnerhunde, die im Nothfall ſollten losgelaſſen werden, das fliehende Wild einzuholen. Die Herren, um derentwillen die Treibjagd veranſtaltet worden war, hatten Jeder einen oder zwei Jäger bei ſich, welche ihnen die ſicher treffenden Doppelflinten luden und nachtrugen. Außerdem befanden ſich bei ihnen die Hundemeuten, ſchlanke Windhunde, die es an Schnelligkeit mit den Haſen aufnehmen konnten, Doggen mit breitem rundem Kopf und feſtem Gebiß, Hühnerhunde mit ſcharfen Geruchswerkzeugen und trefflich abgerichtet, dem Wilde nachzuſetzen, ohne es zu packen, geſchickt ihm überall den Vorſprung abzugewinnen. Auch eine Koppel krummbeiniger Dachshunde hatte man mitgenommen, im Fall man den Bau eines Dachſes antreffen und die Herren geneigt ſein ſollten, den Dachs ausgraben zu laſſen.

Nachdem nun der ganze Kreis, der Jäger und Treiber, welcher wohl eine Meile umfaßte, geſchloſſen worden, ertönte das Waldhorn, und die Treiber begannen ihr Werk. Mit lautem Halloh rückten ſie immer näher zuſammen. Die am äußerſten Ende, am Rande des Baches aufgeſtellt waren, gingen in den Wald hinein, unaufhörlich rufend und ſchreiend, um das Wild von ſeinem Lagerplatze aufzuſcheuchen. Die Jagdherren, welche ihnen gegenüber in langer gebogener Linie auf einer Koppel (Stoppelfeld) ſtanden, nahmen ihre Flinten zur Hand und erwarteten ſo das Wild, welches aus dem Walde hervorbrechen mußte. Es dauerte auch nicht lange, ſo zeigten ſich ihnen am Saum der Waldung die erſten aufgejagten Rehe. Wie ſie aber mit ihrem ſcharfen Geſicht die Schützen erblickten, wandten ſie ſich wieder und verbargen ſich hinter den Bäumen. Aber hier war ihres Bleibens nicht lange. Die Treiber rückten immer näher heran und trieben ſie vorwärts. Mehrere Rudel Wild ſammelten ſich am Rand des Waldes. Noch zögerten ſie in's Freie zu eilen, unruhig ſprangen ſie hin und her, keines der geſcheuchten Thiere ſchien das erſte ſein zu wollen, ſich auf die Koppel hinauszuwagen. Dennoch blieb ihnen nichts anderes übrig, der Kreis hinter ihnen ward immer dichter und verſuchte je eines ihn zu durchbrechen, ſo knallte ihm die Flinte eines Jägers entgegen. Endlich machte ein Hirſch den Anfang, er ſprang mit kühnen Sätzen ins Freie; das Geweih ſtolz erhoben, den Hals weit zurückgebeugt, ſo rannte er geradesweges der Schützenlinie entgegen. Ihm

Digitized by Google

folgten bald mehrere andere und eine Anzahl Rehe. Nur wenige Minuten gönnten ihnen die Jäger sich auf der Ebene zu tummeln, dann krachten ihre Flinten, und die meisten trafen ihr Ziel. Der Hirsch sank zusammen, hier stürzte ein Reh, dort wieder eines. In kaum einer Viertelstunde lagen die edlen Thiere in ihrem Blute, welches die Schneedecke, auf der sie niedersanken, roth färbte.

Auch unser Fuchs war in den Kreis der Treiber gerathen. Er befand sich bereits in der Waldung, sein geraubtes Huhn im Maul und auf dem Heimwege, als diese von den Treibern umstellt wurde. Das laute Halloh der Bauern war eine Schreckstimme in seinen Ohren. Anfangs duckte er sich hinter einem umgestürzten Baumstamm nieder und glaubte sich dort gesichert. Aber immer näher kam das Geschrei, er sprang wieder auf die Beine und rannte vorwärts. Bald sah er sich mitten unter dem Hochwild. Ihm blieb nichts anderes übrig, als diesem zu folgen. So gelangte auch er ins Freie vor die Mündungen der Doppelflinten der Jäger. Aber glücklicherweise fuhren die Kugeln über ihn hin, er wurde von keiner getroffen. Unter dem todten Wild blieb er der einzig Lebende. Was aber nun beginnen? Nachdem alle um ihn her niedergesunken waren, stand er allein noch auf seinen Füßen, seine Beute fest zwischen den Zähnen haltend. Anfangs ward er nicht bemerkt. Da aber sah ihn Einer der Jäger und zeigte ihn dem Grafen. Dieser befahl nicht auf ihn zu schießen. Wollte er sich an den angstvollen Sprüngen des Fuchses weiden? Es war in der That ein seltsamer Anblick. Hin und her rannte der Fuchs. Dann setzte er sich, um einen Augenblick zu verschnaufen. Wieder sprang er auf, spähte umher, nur zu gern hätte er den Kreis der Treiber und Schützen durchbrochen, aber nirgends zeigte sich eine Lücke. Am meisten noch ängstigten ihn die Hunde, die bei seinem Anblick in lautes Geheul ausbrachen. Fast bis zu Tode war er endlich ermüdet, er konnte nicht mehr von der Stelle. Sollte er sich von dem Knotenstock eines Bauern todtschlagen lassen. Das wäre ein wenig ehrenvoller Tod gewesen. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen, und gestreckten Laufes auf einen der Jägerburschen zueilend setzte er über diesen, der sich gerade bückte etwas aufzuheben, hinweg. So entkam er, ein schallendes Gelächter folgte dem kühnen Springer.

Der erste Akt der Jagd war zu Ende. Die Jägerburschen machten sich daran, das erschossene Wild auf mitgebrachte Wagen zu

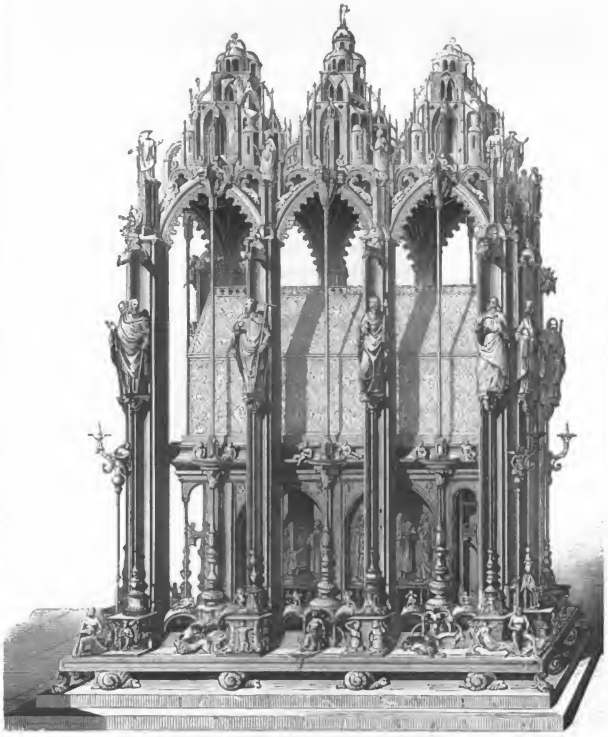
Digitized by Google

laden. Die Herren bestiegen ihre Pferde und ritten nach dem Eisenwerk des Grafen, wo sie in einem dazu hergerichteten Saal ein Frühstück einnahmen. Dann ward der Weg nach dem Schlosse zu Fuß angetreten, um noch hie und da einen Hasen zu schießen. Zwei Stunden nach Mittag langten die Herren auf dem Edelhofe wieder an. Nachdem sie sich umgekleidet hatten, begaben sie sich in den Speisesaal und setzten sich an die Tafel. Die Ereignisse des Tages wurden besprochen, auch des schlauen Fuchses nicht vergessen. Aber keiner wußte, was wir unseren Lesern von Reinecke's nächtlicher Wanderung erzählt haben, und wir hoffen, alle werden sagen: das war doch das Beste von der Geschichte.

Das Sebaldusgrab zu Nürnberg.

Peter Vischers großes Meisterwerk in Erz, das er in den Jahren 1506 bis 1519 mit seinen fünf Söhnen goß, steht in der Mitte des Chores der kleinen Sebalduskirche zu Nürnberg. Es ist von mittlerem Umfange. Seine dünnen und braunen Säulchen umschließen den Reliquienkasten des heiligen Sebaldus, der ganz mit goldenen und silbernen Platten bedeckt ist. Die Basis des Denkmals, welche von ungeheuren Schnecken getragen wird und mit Kindern geschmückt ist, die mit Insekten spielen, sein von byzantinischen Kuppeln überragtes Dach, die Säulchen, welche die Basis mit dem Giebel verbinden, sind von schönster Architektur. Kinder, die mit Hunden spielen, zieren die Console des Reliquienkastens, und Basreliefs, welche die dem heiligen Sebaldus zugeschriebenen Wunder darstellen, umsäumen den Sockel. Der heilige Sebaldus trägt seine Kirche auf der Hand. Die zwölf Apostel, welche sich an die Säulen lehnen, mahnen mit ihren Köpfen und Draperien an die besten Arbeiten der Alten; die nackten Figuren am Fuße der Säulen haben den Styl Michel Angelos, und die, welche den Giebel schmücken, die Tracht und Tournure der elegantesten Werke, welche Florenz am Ende des vierzehnten Jahrhunderts hervorbrachte. Dieses Meisterwerk, das unter allen deutschen Bildwerken nicht seines

Digitized by Google



Das Grab des heiligen Sebaldus zu Nürnberg.

Gleichen hat, verdient unsere höchste Bewunderung. Die Ausführung, obgleich in kleinen Proportionen, trägt ganz das Gepräge des Monumentalen.

Unten am Fuße stehen die Worte: „Peter Vischer, Burger zu Nürnberg, machte dieß Werk mit seinen Söhnen, ward vollbracht im

Digitized by Google

Jahr 1519, iſt allein Gott dem Allmächtigen zu Lob und St. Sebald, dem Himmelsfürſten, zu Ehren mit Hilf andächtiger Leuth von dem Almoſen bezahlt."

Der Sperling.

Von Iſidor Proſchko.

Einſt ſaß ein alter Ritter
Im Rathhausthurm zu Prag,
Ihm kündigten die Schläge
Der Uhr den letzten Tag.

Weil er die Stadt befehdet,
Liegt er in ihrem Bann;
Da wird's ihm eng im Herzen,
Er denkt, nun iſt's gethan!

Da ſchnarrt das alte Uhrwerk,
Am Thurme tritt hervor
Der Tod mit ſeiner Hippe
Und der Apoſtel Chor*).

„Ei," ruft der Ritter, „mahneſt
Du mich ſchon, Knochenmann?" —
Und der, als wollt' er ſprechen,
Hat auf den Mund gethan.

Und eh' er wieder ſchließet
Das gräuliche Gebiß,
Da huſcht ein kleiner Sperling
Ins knöcherne Verließ.

---

*) Die uralte Uhr am Prager Rathhauſe der Altſtadt. Sie zeigt ſelbſt die Sonnen- und Mondszahlen. So oft ſie ſchlug, trat, ſo lange ſie noch in gutem Stande war, der Chor der Apoſtel, zuletzt der Tod als Gerippe hervor, welcher den Knochenmund auf- und zuthat und auf dieſe Weiſe die Alles verſchlingende Zeit andeutete.

Digitized by Google

Den hält der Tod im Rachen,
Wohl eine ganze Stund',
Bis mit der nächſten Glocke
Er aufthut ſeinen Mund.

Und als nun frei der Vogel
Entſchwebt in's heit're Blau,
Da weint der Ritter leiſe,
Du armes Herz, vertrau'!

Sieh', in des Todes Rachen
Lag ja der Sperling ſchon;
Doch hat die Stund' geſchlagen,
Wo frei er flog davon.

So kann, iſt auch verfallen
Mein Haupt ſchier jetzt dem Beil,
Die Allmacht mich befreien,
Wenn es mir dient zum Heil.

Und ſo iſt es gekommen:
Zum Troſt der Ritterſchaft
Entließen frei die Prager
Den Ritter ſeiner Haft*).

* * *

Wenn Gott Dich will erretten,
So binden keine Ketten;
Lägſt Du im Todesrachen,
Er kann Dich frei noch machen.

*) Die Anekdote von dem gefangenen Sperling erzählt Profeſſor Schottky in ſeiner Beſchreibung Prags.

Anagramm.

Von Julie Ruhkopf.

Fünf Zeichen bring' ich Euch!
Forſcht drin nach allen Seiten!
Wenn Ihr ſie wißt zu deuten,
So ſind ſie weltenreich!

Schließt auf der Zeiten Thor!
Glanz, Ehrſucht und Verſchwörung,
Kraft, Trug und Neid, Verheerung —
Solch' Bild hebt ſich hervor!

Schaut in die neu're Zeit!
Wer je von Meeres Küſte
Die hohe Schönheit grüßte,
Sah ſtets nach Herrlichkeit.

Dringt überſtürzend ein!
Ihr müßt ein Kleinod finden,
Das Alles kann ergründen,
Der höchſte Glanz iſt ſein.

Schaut wieder anders hin!
Ordnung und Geiz ſteckt drin.

Auflöſung der Charade auf Seite 432:
Tauroggen.

Digitized by Google

Im schwarzen Bären zu Jena.

Erzählung von C. F. Lauckhard.

Da wo der Thüringer Wald mit seinen schön geformten Bergen die Grenzscheide zwischen dem nördlichen und mittäglichen Deutschland bildet, liegt, rechts von der Saale, links von der Weser umschlossen, das Land Thüringen, von der alten berühmten Leipziger Handelsstraße durchzogen. Auf dieser Straße wanderten in den ersten Tagen des Lenzmonats im Jahr 1522 bei einem häßlichen Wetter, welches, mit Schnee, Regen und Sonnenschein abwechselnd, das Antlitz des Himmels entstellte und die Wege, für welche man in jenen Zeiten noch wenig Sorge trug, wüst und sumpfig machte, zwei junge Studenten heiteren Sinnes und mit leichtem Gepäck dahin und schienen von den schlechten Launen des Frühlings wenig Notiz zu nehmen. Beide hatten sich die Gottesgelahrtheit zum Beruf erwählt und kamen aus der Schweiz, ihrem Vaterlande, wo man viel von den neuen Lehren und Schriften des kühnen Mönchs von Wittenberg zu reden wußte. Sie wollten auf der berühmten Hochschule, als an der lautersten Quelle, die rechte Auslegung der heil. Schrift und die unverfälschte Lehre des Evangeliums studiren. Johannes Keßler hieß der eine, ein schlanker junger Mann von hellem Haar und klaren Augen, etwas ernst für seine Jahre, weil ihn das Leben früh in seine rauhe Schule genommen und ihn genöthigt hatte, bei der Armuth seiner Eltern, die Mittel selber mühsam zu erwerben, durch welche er seinem Drang nach den Wissenschaften genügen konnte. Der andere, Johannes Reutiner, war kleiner und lebhafter als sein Gesell, voller Muthwillen, laut und rasch in seiner Rede, aber auch schnell zum Zorn gereizt, so daß unterwegs in den Herbergen oder auf der Landstraße sich nicht leicht einer an ihn wagte, sobald er die dunkeln Augen und die stämmige Gestalt in Erwägung zog, wenn etwa die fremdländische Tracht oder die breite Mundart der Schweizer zu Neckereien und Stichelreden Anlaß geben mochte.

Als die Wanderer auf einer mäßigen Höhe angelangt waren, erblickten sie durch die Lichtung des Waldes, der an den Weg stieß, in der Entfernung von einer halben Stunde die Thurmspitze des nächsten Dorfes und zu gleicher Zeit einen zerlumpten Gänsejungen, der nach

Digitized by Google

Hause zu treiben sich anschickte. Sie riefen ihn an, um zu erfahren, wie weit sie noch nach Jena hätten, denn dieses war für heute ihr Reiseziel. Aber sei es, daß der Junge sie nicht verstand, oder daß er, blöd und unwissend, wie die armen kleinen Hirten, zu denen man aller Orten die Klügsten nicht auswählt, zu sein pflegen, irgend ein Unheil oder einen Schabernack von den Fremdlingen befürchtete — er that eine Weile als hörte er nicht und riß dann plötzlich mit fabelhafter Geschwindigkeit aus, gleich einer verfolgten Katze, quer über Feld und Landstraße, versteckte sich im Wald, seine Schützlinge ihrem Instinkt überlassend, der sie auch nach dem Dorfe richtig leitete. Reutiner, sehr aufgebracht über den Gänsehirten, den er in einiger Entfernung hinter einer dicken Buche hervorlugen sah, hatte große Lust ihn mit Gewalt zu einem Bescheid zu nöthigen, aber Keßler rieth ernstlich davon ab; „denn," sagte er, „wir werden jetzt Noth genug haben, die Bauern, welche ihre Gänse ohne den Hirten heimkommen sehen und uns für diebische Bachanten nehmen, zu beschwichtigen, wenn es nicht ohnedieß gerathener ist, den Weg um's Dorf herumzunehmen; wolltest Du Dich aber gar noch an dem Knaben vergreifen, so würden wir desto früher und sicherer, wie einer, der unvorsichtig in ein Wespennest stört, in Drangsal und Ungemach kommen." Reutiner gab ungern dem Gefährten nach, und beide schlenderten hinter der Heerde drein dem Dorfe zu, der Eine guten Muthes, der Andere nicht ohne Sorge wegen der Folgen des kleinen Ereignisses. Die Sonne, welche sich zum Untergang neigte, färbte den westlichen Himmel mit dunkler Gluth; Regen und Schneegestöber hatten aufgehört, die Luft war mild und ruhig, und der schöne Abend versprach einen heitern Tag.

Als Reutiner den Gänsen zusah, wie sie nach ihrer Art gackernd und schreiend, laufend und fliegend in lustigem Durcheinander nach Hause eilten, verrauschte sein Aerger bis auf einen kleinen Rest, dessen er sich auf Kosten seines ängstlichen Gefährten zu entledigen beschloß. „Sieh," sagte er, „wie die dummen Schreihälse nun dahin stürmen, als ob wir ihnen wer weiß was zu Leide gethan; das wird dem tückischen Gänsejungen freilich recht sein, uns aber bei den Bauern einen schlimmen Willkomm einbringen. Nun so will ich denn, damit wir nicht ganz ohne Schuld büßen, durch meine gerühmte Kunst im Wurf Deine Gunst erwerben und den drei Nachzüglern zur Linken mit drei wohlgezielten Würfen die Köpfe niederlegen, daß Du Deine Lust daran sehen

ſollſt." — Keßler bat, dem Widerſtrebenden die aufgerafften Steine aus der Hand windend, bei Allem, was heilig ſei, von dem Unternehmen, das ſie in Schimpf und Unglück bringen werde, abzuſtehen. Aber Reutiner that, als wenn er nicht nachgeben werde. Wie oft, fuhr er fort, habe ich Dir von meinen Fahrten erzählt und wie ich mit den andern Schützen den Bachanten präſentiren mußte, wie wir hundertmal Gänſe warfen, die des Nachts vor den Dörfern zu einem Gericht Rüben am Spieß gebraten wurden. Freilich während die Bachanten, die uns mit dem Latein ebenſo knapp hielten wie mit der Leibesnahrung, Gänſefleiſch oder in Bier geſottene Fiſche ſpeiſten, mußten wir mit Brodrinden zufrieden ſein. Im Sommer wühlten wir uns zu Nacht in das abgemähte Gras auf dem Kirchhof ein, zur Regenzeit mußten wir in den Winkeln der Schule ſchlafen. Bei dieſen Erzählungen haſt Du immer zu meinem Aerger ungläubig dreingeſehen, und wenn ich betheuerte, daß ich in den letzten Jahren nicht einen Gänſekopf im Wurf gefehlt, haſt Du allemal ſtill gelacht, was mich verdroß. Nun da die Gelegenheit ſich bietet, meine Ehre zu retten, was willſt Du mich abhalten? Aber was gilt's, auch jetzt noch, obgleich ſie nun viel weiter von uns ſind, getrau ich mir den alten Gänſerich, der nicht nach kann, niederzulegen, und will's nur mit einem Wurf verſuchen; ſchieß ich fehl, ſo mag's dabei bewenden. Damit war er einen Rain neben dem Weg hinaufgeſprungen und holte aus, Keßler eilte ihm nach und fiel ihm mit den inſtändigſten Bitten und Vorſtellungen in den Arm. Als die Letzten der Heerde endlich um die Ecke waren und vom Dorfe her die helle Stimme der Abendglocke ertönte, heiterte ſich Keßlers Geſicht auf, beide nahmen das Barett ab und ſprachen mit Andacht ihr Abendgebet.

Vor dreihundert Jahren gab es nicht ſo viele lateiniſche Schulen in unſerem Vaterland wie jetzt, und die Gymnaſiaſten und Studenten jener Zeit ſahen anders aus als in der Gegenwart. Damals zogen die älteren Lehrlinge, fahrende Schüler oder Bachanten genannt, von einer Schule zur andern und lernten bald bei dieſem, bald bei jenem geſchickten Doktor oder Schulmeiſter das Wenige, was man damals wiſſen mußte, um ein Gelehrter zu heißen. Ihrer Obhut waren häufig jüngere Schüler, die Schützen (ABCſchützen) anvertraut, welche ihnen präſentiren, d. h. ſie bedienen und für ſie Eſſen und Trinken betteln oder ſtehlen mußten. Das Almoſen verdienten die Schützen meiſt durch

Singen vor den Thüren, sie hatten gewöhnlich eine harte Lehrzeit auszustehen, da sie schlecht gehalten und arg mißhandelt wurden, daher kam es nicht selten vor, daß sie ihren Peinigern entliefen und zuweilen von mitleidigen Bürgern in die Häuser aufgenommen und gepflegt, auch vor den Bacchanten so lange verborgen gehalten wurden, bis diese den Ort verließen.

Unsere beiden Reisegenossen waren kaum in das Dorf Hohlstedt (in der Mitte zwischen Weimar und Jena) eingetreten, als sie sich von einer Anzahl Bauern, theils mit Hellebarden, theils mit Knitteln bewaffnet, umringt sahen, welche von dem auf dem kürzern Weg vorausgeeilten Hirten aufgestachelt die fahrenden Schüler mit drohenden Reden anhielten und ihnen solange den Paß versperrten, bis die nachgezählten Gänse den Beweis erbracht hätten, daß die Fremden sich keines Friedensbruchs oder Eingriffs in fremdes Eigenthum schuldig gemacht. Keßler suchte die aufgeregten und mißtrauischen Leute, welche im Vertrauen auf ihre Uebermacht wilde Drohungen und Schimpfreden ausstießen, nach dem Sprüchwort: „Hart gegen hart, nie gut ward," mit vernünftigen Vorstellungen und freundlichen Worten, auch mit dem voraussichtlich günstigen Erfolg der Nachzählung zu beruhigen. Reutiner aber, welcher dem Grundsatz huldigte: „Auf einen groben Klotz, ein grober Keil!" oder wie er's zuweilen ausdrückte: „Bist du der Teufel, so bin ich seine Mutter," nahm kein Blatt vor den Mund und widmete dem Feind, außer einem Hagel schweizerischer Kernwörter, den er ihnen an den Kopf warf, eine musterhafte Stegreifrede, die ihm indeß, wenn die Thüringer nur den zehnten Theil davon verstanden hätten, wenig Dank eingetragen haben würde. Zwei streitende Parteien, die sich nicht verstehen, aber einmal in Eifer gerathen sind, schweben in Gefahr, wenn auch der Streitpunkt noch so klar vor Augen läge, durch die wie Pilze aus der Erde schießenden Mißverständnisse, jeden Augenblick zu Thätlichkeiten überzugehen und sich in die Haare zu gerathen, sofern nicht früh genug eine fremde Macht dazwischen tritt und unaufgefordert den Schiedsrichter macht. Eine solche Intervention ward durch einen wunderlichen Zwischenfall, den die Schüler lange nicht begreifen konnten, glücklicherweise noch im rechten Moment herbeigeführt. Ueber dem Zanken und Schreien hatte man nicht wahrgenommen, daß auf demselben Weg, den die Schüler gekommen waren, ein Trupp bewaffneter Reiter in auffallend

Digitized by Google

buntem Schmuck herannahte, bis derselbe in geordnetem Zug, einen Führer an der Spitze, durch die gellende Musik von drei Pfeifern, welche ebenfalls beritten waren, sich bemerkbar machte. Der Führer, der in einem auffallenden Anzug sich in die Brust warf und möglichst barsch zu reden bemüht war, ließ halten und fragte, was es da gäbe. Zu gleicher Zeit ritt er, als er wahrnahm, daß viele gegen zwei stunden und diese von gutem Aussehen waren, auf die Schüler zu und redete sie lateinisch an, die obige Frage wiederholend. Sehr erfreut, einen allem Anschein nach verständigen und rechtlichen Beistand gefunden zu haben, erzählten dann Beide abwechselnd, einer den andern unterbrechend, in aller Eile ihr Abenteuer und fügten die wiederholte Versicherung hinzu, daß sie sich an der Bauern Gut und Eigenthum in keiner Weise vergriffen hätten, wie auch leicht zu erweisen gewesen wäre, wenn man sie nur hätte ruhig und geduldig anhören wollen. Der Führer winkte ihnen auf die Seite zu treten und setzte den Bauern in kurzen Worten die ganze Sache auseinander, indem er hinzufügte, „da sie demnach keinen Grund zur Klage hätten, so sollten sie jetzt ruhig nach Hause gehen, die beiden jungen Männer, welche er als gelehrte und ehrbare Leute erkannt hätte, stünden unter seinem Schutz; wollten sie aber nicht gutwillig gehorchen und noch ferner ohne Ursache hier Tumult und Unfug treiben, so werde er sie mit Gewalt der Waffen auseinander treiben lassen, und wenn es dann Hiebe und Beulen absetze, so hätten sie sich's selber zuzurechnen. Uebrigens," sagte er am Schluß seiner energischen Rede, „könnt ihr euren Schulzen und den Aeltesten melden, daß ich den Hohlstedtern und Kapellendörfern, die heute in Weimar beim Stechen gewesen, auf Befehl meines gnädigen Herrn hier in der Schenke den Abschiedstrunk verehre, und daß sie die Gewinne, so den Siegern verabreicht wurden, in Augenschein nehmen können; auch ihr mögt alle mitkommen, wenn ihr wollt, aber eure Stecken und Spieße sollt ihr bei Strafe zu Hause lassen." Als Herr Heinrich Apitz, der Schösser von Kapellendorf, (denn dieß war der Anführer des Reiterhaufens) abgestiegen war, lud er die Freunde mit höflichen Worten ein, mit in die Herberge zu treten, um einen Becher Wein zu trinken, sie führten ein Fäßlein aus dem Schloßkeller von Weimar mit sich. Die Eingeladenen nahmen es gern an, und während sich Keßler mit dankbarem Herzen ehrerbietig vor dem schmucken Herrn neigte, konnte er die kurz angebundene Art im Benehmen seines

Digitized by Google

Freundes nicht begreifen, der, wie es schien, den Schösser nicht wollte für voll gelten lassen. Ein Reiter ist es nicht, sagte er später sich rechtfertigend; das sah ich bald an der Art, wie er aufsaß, und ein Gelehrter ebensowenig, was Du schon aus dem barbarischen Latein abnehmen konntest, womit er vor uns und den Bauern sich ein Ansehen geben wollte, aber der „Schreiber zu Roß" guckte ihm um so deutlicher zu allen Knopflöchern heraus. Der Schösser hatte unterdessen mit den Reitern in der Schenkstube Platz genommen, und nachdem er in anmuthiger Rede den beiden Freunden zugetrunken, erklärte er ihnen die Bedeutung und Veranlassung seines Zuges. Nach einem alten Brauch und Herkommen, sagte er, wird jedes Jahr zur heiligen Fastnacht mit den Unterthanen des Amtes Kapellendorf zu unserer und des Hofes Kurzweil ein Stechen zu Roß im Schloßhofe zu Weimar abgehalten. So haben sich denn vierzehn Personen beritten zu machen, zu üben und etliche Treffen zu thun. Dann kommen sie Dienstags in ihrer Rüstung nebst drei Pfeifern nach Kapellendorf, um gen Weimar vorzurücken. Wenn sie dort hinter dem Schloßgarten die Altenburg hineingezogen, müssen sie, um sich vor meinem gnädigen Herrn sehen zu lassen, dreimal um die Schranken reiten. Nachdem sie in der fürstlichen Hofstube die Mittagsmahlzeit eingenommen, wird dem Oberaufseher der Gehölze — dieses Jahr war es der ehrenfeste edelgesinnte Herr von Kayn — befohlen, die Stecher aufzuführen. Er reitet an der Spitze des Zuges, hinter ihm die Pfeifer, dann ich, der Amtsschösser mit meinem Beistand, und endlich die vierzehn Stecher nebst ihren Beipferden. So geht's über den Markt in's fürstliche Schloß auf die Bahn, wo das Stechen angeordnet wird, welches gemeiniglich von zwei bis fünf Uhr dauert. Nachdem die Bauern hier tüchtig auf einander getroffen, auch einige Speere und Harnische zerstoßen haben, werden die geordneten Gewinne ausgetheilt. Nach der Abendmahlzeit wird der Abschiedstrunk gereicht, wobei es wohl geschieht, daß etliche ihren unterthänigen Dank kaum vorzubringen vermögen, oder, weil sie vor Freude die Thüre nicht treffen, zum Ofen hinaus gehen wollen. In diesem Jahr wurde das Stechen schon am Vormittag abgehalten, und ist mir befohlen worden, die Bauern bis hieher nach Hohlstedt zu geleiten, daß ihnen hier der Abschiedstrunk gereicht werde.

Wenn auch unsere Bauern — so schloß der Schösser seine mit Würde und Klarheit vorgetragene Auseinandersetzung — nur rohe

Klötze und Stöcke sind, hartherzig und argwöhnisch über die Maßen, wie die Herrn ohne meine Dazwischenkunft an den Hohlstedtern nachdrücklich erprobt haben würden, so sind doch manche unter ihnen in ritterlichen Uebungen nicht unerfahren, und wenn es Ernst gilt, bei der Hand und wohl zu brauchen. Sie dienen im Krieg als wackere Mitstreiter und können allezeit, wenn sie aufgeboten werden, eintreten. Ihre Rüstungen werden in den Schlössern aufbewahrt und ausgetheilt, sobald es nöthig ist. Jedes Jahr aber müssen neben dem Mummenschanz zu Fastnacht von versuchten Hauptleuten Uebungen angeordnet und abgehalten werden.

Wenn auch der Amtsschösser Apitz wohl wußte, daß die Neugierde einem vornehmen Mann übel anstehe, so konnte er doch bei der leichten Verbeugung, die er bei den letzten Worten gegen die Fremden machte, ein lebhaftes Fragezeichen in seinen Blicken keineswegs verbergen und hielt es, da er nicht sogleich verstanden ward, oder man unschlüssig war, was man thun solle, für erlaubt geradezu zu fragen; es sei dieß keine Unbescheidenheit von seiner Seite, sagte er, auch wolle er, wenn's ein Geheimniß wäre, durchaus nicht zudringlich sein, aber die Pflicht gebiete ihm, den Herrn seinen geringen Schutz und Beistand oder guten Rath anzubieten, sofern sie sich desselben bedienen wollten, oder er ihnen von Nutzen sein könnte. Reutiner erwiederte ihm sogleich, daß sie vor einem Mann, dem sie Dank schuldig wären, und welcher, weil er der Person des Herrn Kurfürsten nahe stehe, gewiß auch mit dessen Ansichten über die neuen Händel in der Kirche aus vollem Herzen einverstanden sei, keineswegs ein Geheimniß hätten. Darauf theilte er ihm ihr Vorhaben und den Zweck ihrer Reise aufrichtig mit und fragte, ob man hier zu Land nicht wisse, wo der Doktor Luther hingekommen und ob er überhaupt noch am Leben sei. Darum, erwiederte der Schösser vorsichtig mit leiser Stimme und näher herbeirückend, wissen außer meinem gnädigen Herrn, dem Herrn von Berlepsch und mir, nur noch Zwei; denn es ist ein großes Staatsgeheimniß. Aber da ihr mich mit eurem Vertrauen beehrt und selbst zur guten Sache steht, so will ich euch so viel mittheilen, als mir zu sagen vergönnt ist, nur nicht hier, sondern draußen auf dem Weg, auf dem ich euch eine Strecke geleiten werde. Die Freunde waren sehr erfreut über diese Zusage und wollten eben noch die Frage thun, ob denn der Luther in Feindeshand gerathen und ob zu hoffen, daß

Digitized by Google

er wieder zum Vorſchein kommen werde, als ſich ein lautes Jubelgeſchrei vor dem Hauſe erhob und die verſammelte Gemeinde ankündigte, welche den Schöſſer an's Fenſter zu treten veranlaßte.

Schweigt, ihr Bauern, rief er hinaus, wenn ich zu euch reden ſoll: Ruhe und Ordnung! im Namen meines gnädigſten Herrn! Auf dem Stechen zu Weimar haben Gewinne erhalten folgende ſieben:

1) Hans Knenffel aus Hohlſtedt, der ſeinen Gegenpart, Georg Regen, ſogleich im erſten Rennen mit Roß und Mann gefällt, als Preis eine große Fuhrmannstaſche nebſt einem Löſſer (Abzeichen der Auszeichnung) und vier Thalern.

2) Joſeph Fiſcher aus Kapellendorf, ſechs Ellen gelben Atlas, dieweil er acht Perſonen gefällt.

3) Ulrich Wetzel aus Hermſtädt, ein preußiſches Fuhrmannsleder, darum, daß er fünf Perſonen abgeritten.

4) Melchior-Linde aus Frankendorf, einen ſchwarzen ſeidenen Hut mit gelben und ſchwarzen Binden und Federn, weil er im dritten Rennen ſeinen Gegenpart, Hans Sandern, gefällt.

5) Hans Klingner aus Hammerſtädt, einen grauen Hut mit gelben und ſchwarzen Federn und Binden, dieweil er Barthel Ludwigen im vierten Rennen abgeritten.

6) Jakob Egendorf aus Großſchwabhauſen, einen aſchfarbenen Hut mit gelben und ſchwarzen Federn und Binden, darum, daß er im fünften Rennen Nickel Egendorfen gefällt.

7) Kroms Scheibe aus Stobra, einen grauen Hut mit einer ſchwarzen und gelben Binde mit Hahnenfedern, dieweil er erſt im neunten Rennen Matthes Neubauern gefällt.

Ihr mögt die Gewinne nun in Augenſchein nehmen und mit den Siegern und ihren Genoſſen fröhlich ſein, aber bei'm Nachtläuten ſoll Jedermann ſtill nach Hauſe gehen, und die Auswärtigen ſollen ſich ſodann nach ihrer Heimath verfügen.

Das Gedränge der unter wildem Jubel Hereinſtürmenden machte es dem Schöſſer und den beiden Studenten unmöglich, durch die vordere Hausthüre hinaus zu gelangen. Nach einigen vergeblichen Verſuchen des Erſteren, ſein amtliches Anſehen geltend zu machen, wandte er ſich mit den beiden andern nach dem Hofe, wo ſein Pferd bereits geſattelt ſtand. Zwei Fackelträger wurden zurückgewieſen und angeblich aus Höflichkeit, vielleicht aber auch aus natürlicher Vorſicht des

Digitized by Google

ungeübten Reiters, wurde das durch den Tumult unruhig gewordene Roß am Zügel nachgeführt.

Was den Doktor Luther betrifft, ſagte der Schöſſer, als ſie das Dorf hinter ſich hatten, ſo dürft ihr wegen ſeiner Sicherheit außer Sorge ſein. Er befindet ſich wohl und geſund — hier wurde ſeine Stimme leiſer — auf der Wartburg, wohin ihn unſer Herr nach dem Reichstag bringen ließ. Davon hab' ich ſichere Kunde von meiner Schweſter Sohn, einem Schreiber, der's nach Torgau an ſeine Mutter geſchrieben hat. Von Worms nahm der Doktor über Frankfurt ſeinen Rückweg und ſuchte von Eiſenach aus ſeine Anverwandten in Möhra heim. Als er am vierten Mai von Möhra ab und mit Herrn Amsdorf und ſeinem Bruder Jakob gen Schweina fuhr, da ſprengten plötzlich, nicht fern von einer wüſten Kirche, Glißbach genannt, aus einem Hohlweg fünf Reiſige hervor, darunter zwei Edle, der Herr Schloßhauptmann von der Wartburg, Hans von Berlepſch und Burkhard von Altenſtein, hießen den Fuhrmann halten und zogen Luthern aus dem Wagen. Der eine von den Knechten bläut den Fuhrmann und treibt ihn fort, (Jakob Luther war gleich Anfangs entſprungen). Dem Doktor that man ein Reitergewand um und half ihm aufs Pferd. So ging's fort und in ſolcher Eile, daß einer den ihm entfallenen Hut zurück laſſen müſſen, nach Broterode zu, dann im Walde hin und her, bis es Nacht wurde, endlich nach der Wartburg, wo ſie um die Mitternachtszeit ankamen. Dort lebt Luther bis auf den heutigen Tag verborgen, führt den Namen Junker Görg und ſieht wie ein Reiter aus, da er Bart und Haar wachſen läßt und einen Waffenrock trägt, mit einem Schwert umgürtet. Er ſoll ſich vielerlei mit Büchern und Schreiben zu thun machen, geht auch zuweilen mit auf die Jagd, die ihm aber wenig Kurzweil machen ſoll.

Dieß iſt's, ſchloß der Schöſſer ſeine Rede, was ich euch von dem Doktor Luther mittheilen kann. Daß er auf Veranſtalten meines gnädigen Herrn, der ihn vor dem Grimme ſeiner Widerſacher ſicher ſtellen wollte, aufgehoben wurde, könnt ihr euch wohl denken; was aber mein Herr weiter zu thun gedenkt, darf ich euch freilich nicht offenbaren; aber ich hoffe, daß Alles, wenn auch mit großer Mühe und Noth, zuletzt an ein fröhliches Ende kommen werde; das walte Gott! Amen, ſprachen die beiden Freunde und ſchüttelten Herrn Apitz, der nun an dem Wege, welcher ihn von der Landſtraße abführte, an-

Digitized by Google

gekommen war, mit herzlichen Dankſagungen die Hand. Das Pferd des Reiters hatte indeß noch keine Neigung, wie es ſchien, die Geſellſchaft zu verlaſſen oder überhaupt von der Landſtraße abzubiegen, und der Schöſſer konnte von Glück ſagen, daß, nachdem er unter Keßlers und Reutiners Beiſtand in den Sattel gekommen, ſein Ungeſchick nicht allzu deutlich hervortrat.

Die Nacht war nicht ſehr dunkel und der deutlich beſchriebene Weg leicht zu finden. Nur noch eine kleine Weile lief er auf der Höhe fort, dann führte er in das Thal hinab, welches von kahlen Bergen umſtanden, nach einer Stunde Wanderns die Lichter von Jena ſehen ließ. Leider fing es, als die Schüler eben durch das Thor traten, wieder ſo heftig zu regnen an, daß ſie bald ganz durchnäßt waren. Zu dem einen Uebel ſollte ſich aber noch ein zweites und ſchlimmeres geſellen. Sie trafen in der von Luſt und Jubel erfüllten Stadt zwar Wirthshäuſer genug, aber auch ſo viel fremde Gäſte, die wegen des Faſchings nach Jena gekommen waren, daß nirgendwo ein Unterkommen zu finden war und ſie nach vielen vergeblichen Nachfragen den Entſchluß faßten, naß und müde wie ſie waren, zum andern Thor der Stadt wieder hinaus zu wandern, um auf dem nächſten Dorf ein Quartier zu ſuchen. — Beim Ausgang aus der Stadt begegnete ihnen ein ehrbarer Mann, dem ihre äußere Erſcheinung auffallen und wegen der üblen Verfaſſung, in welcher ſie waren, Mitleid erregen mochte, daher er freundlich grüßend die Frage an ſie richtete, wo ſie ſo ſpät noch hin wollten? Als ſie ihm ihr Vorhaben und den Grund davon offenbart, verſicherte er, daß nach dieſer Richtung weithin kein Dorf und die Wege ſchwer zu finden wären, fragte, ob ſie denn im ſchwarzen Bären auch Herberge verlangt hätten? Sie verneinten dieß, und da der Fremde die Hoffnung ausſprach, daß ſie dort würden aufgenommen werden, folgten ſie mit leichterem Herzen ihrem Führer, welcher ſie nach einem anſehnlichen, etwas vor der Stadt gelegenen Hauſe begleitete, das einen großen ſchwarzen Bären, der ein vergoldetes Halsband trug, im Schilde führte. Ihre Hoffnung wurde in der That erfüllt, und es traf ſich ſogar, daß ihnen der Wirth freundlich aus der Einfahrt entgegentrat und die Ermüdeten in die Gaſtſtube führte. Beim Eintreten fielen ihre Blicke ſogleich auf einen Ritter von ſtattlichem Anſehen, der allein am Tiſche ſaß. Weil nun ihre Kleider vom Regen und ihre Schuhe von dem ſchmutzigen Weg

übel zugerichtet waren, so schämten sie sich, näher an die Lichter, die auf dem Tische standen, heranzutreten, setzten sich, nachdem sie ihren Gruß angebracht, schüchtern auf ein Bänkchen neben der Thüre nieder und legten ihre Reisebündel darunter. Der Fremde aber erwiederte ihren Gruß mit lauter, helltönender Stimme gar freundlich, forderte sie auf, sich zu ihm an den Tisch zu setzen, und bot ihnen zu trinken an. Da sie dieß nicht verweigern durften, traten sie hinzu, thaten Bescheid, ließen auch eine Maas Wein kommen und hatten, nachdem sie Platz genommen, Zeit und Gelegenheit genug, den Mann, der gegen zwei arme Schüler so gütig war, näher zu betrachten, und machten fleißigen Gebrauch von der Gelegenheit, besonders Reutiner, der sich nicht satt sehen konnte an dem Fremden, zumal er von Nahem viel anziehender und merkwürdiger aussah als aus der Ferne. Der fremde Gast, der sich über Reutiners stummes Anstarren, welches länger, als die gute Sitte vorschreibt, gedauert haben mag, eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte, war von mittlerer Statur und lebhafter Gesichtsfarbe. Seine Nase war etwas breit und stumpf, die Lippen aufgeworfen, das Haar kurz und kraus; eine kleine Warze auf der rechten Wange entstellte ihn nicht; am schönsten waren aber seine hellen scharfen Augen, die mit nichts Anderem als mit Falkenaugen verglichen werden konnten. Er trug ein rothes Barett, Wams und Hosen wie die Ritter jener Zeit und stützte sich, als die Schüler eintraten, mit der rechten Hand auf den Knauf seines Schwertes, dessen Heft er mit der andern Hand umfing, während er in einem Buche las, welches aufgeschlagen vor ihm auf dem Tische lag.

„Weß Landes seid ihr," fing der Ritter mit dem nämlichen hohen Ton der Stimme, mit welcher er sie begrüßt hatte, zu fragen an, antwortete aber gleich selbst: „ich höre schon an der Sprache, daß ihr Schweizer seid, aber von waunen im Schweizerland?"

„Von St. Gallen, mein Junker," antwortete Keßler, welcher in Worten geschickter war als sein Gefährte, daher er auch auf der Wanderung überall zuerst die Rede anbrachte und den Bescheid gab.

„Und wohin gedenkt ihr," fuhr der Ritter fort?

„Nach Wittenberg auf die hohe Schule."

„Dort werdet ihr gute Landsleute finden, den Hieronymum Schürpfen und seinen Bruder Doktor Augustin."

„Wir haben Briefe an sie."

Digitized by Google

„Könntet Ihr uns nicht bescheiden," nahm Rentiner nach einer Weile das Wort, „ob Martin Luther dermalen in Wittenberg ist, oder bald dahin kommen wird?"

„Ich hab gewissen Bescheid, daß der Luther jetzt nicht zu Wittenberg; er soll aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon ist dagegen da; er lehrt das Griechische und Andere das Hebräische, welche Sprachen ich euch gründlich zu studiren rathe, wenn ihr die heilige Schrift verstehen lernen wollt."

Gott sei gelobt, daß wir die Aussicht haben, den Martin Luther in Wittenberg zu finden, denn um seinetwillen haben wir diese Fahrt unternommen. Er will, wenn wir's recht verstehen, das Priesterthum und die Messe umstoßen, als einen ungegründeten Gottesdienst. Da wir nun von unsern Eltern zum geistlichen Stand bestimmt und von Jugend auf dazu erzogen sind, so möchten wir gern hören, was der Luther uns für Unterricht darüber geben werde, und mit welchem Fug er sein Fürhaben wolle zu Wege bringen.

„Wo habt ihr vormals studirt?"

„Zu Basel."

„Wie steht es zu Basel? Ist der Erasmus Roterdamus noch daselbst? Was thut er?"

„Es ist uns nichts anderes bewußt, als daß es wohl dort stehe. Was Erasmus thut, weiß Niemand, er hält sich still und zurückgezogen."

Der Ritter sah auf diese Antwort eine Weile nachdenkend vor sich hin, dann blickte er wieder in sein Buch und schien weiter zu lesen. Den schweizerischen Studenten aber gemahnte es sonderbar, daß ein Junker über Schürpf, Melanchthon und Erasmus Bescheid wußte und vom Studium und Nutzen der griechischen und hebräischen Sprache redete, auch hin und wieder ein lateinisches Wort mit unterlaufen ließ; sie meinten, das komme doch bei einem Ritter sonst nicht vor. Inzwischen klappte der Fremde sein Buch zu, schob es von sich weg und fuhr, sich an Keßler wendend, zu fragen fort: „Lieber, was hält man von dem Luther im Schweizerland?"

„Es sind, wie allenthalben, so auch bei uns mancherlei Meinungen. Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er die Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat; etliche aber verdammen ihn als einen verhaßten Ketzer und absonderlich die Geistlichen."

Digitized by Google

Im schwarzen Bären zu Jena.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ja die Pfaffen, das dacht' ich wohl."

Da die jungen Leute durch die Reden des Fremden immer beherzter und zutraulicher wurden, so nahm Reutiner, welcher bisher das Wenigste zur Unterhaltung beigetragen hatte, das kleine Buch, welches nicht weit von ihm lag, und schlug es auf, zu sehen, was es wäre. Es war aber hebräische Schrift, darum legte er's wieder hin und fragte, was dieses Buch enthielte.

„Es ist der hebräische Psalter," sagte der Fremde und nahm das Büchlein zu sich.

„Ich wollte einen Finger meiner Hand darum geben," sagte Reutiner, „daß ich Hebräisch verstünde."

„Das könnt ihr wohl erlernen, wenn ihr Fleiß darauf verwendet; ich lerne auch noch daran und übe mich täglich."

Nun waren die beiden Studenten noch neugieriger geworden zu wissen, wer der Fremde sein möge. Inzwischen trat der Wirth, welcher ab- und zugehend ihre Begierde erfahren hatte, den Luther zu kennen, an den Tisch und sprach: „Liebe Gesellen, euch wär's gelungen den Doktor zu sehen, wenn ihr zwei Tage früher gekommen wäret, denn er war hier und hat an diesem Tisch gesessen, dort auf dem Stuhle zur Linken." Darüber geriethen die Studenten in große Aufregung und beklagten laut, daß sie's versäumt hätten, und Reutiner schalt mit Flüchen und harten Reden auf die schlechten Wege dieses Landes, die sie abgehalten eher zu kommen, und wurde so hitzig, daß ihn Keßler ängstlich unter dem Tische anstieß und ihm auf die Füße trat, sich zu mäßigen, um nicht übel anzukommen mit seiner wilden Art. Aber dieser, welcher die Warnung nicht sogleich verstand, fuhr aus mit den Worten: „Warum willst Du nun fortfahren an mir Deine Schuhe zu wischen, da ich doch selbst schon eine halbe Jucharten sächsisches Land an den Beinen trage?" worüber der Ritter, welcher Keßler's Absicht verstand, in lautes Lachen ausbrach, welches noch ärger wurde, als Reutiner, der ihm je länger desto mehr gefiel, im Unmuth ihr jüngstes Abenteuer mit dem Gänsejungen, dem Mummenschanz der Kapellendörfer und alle Reden des Amtsschössers erzählte, worüber Keßler, welcher glaubte das Geheimniß ihres Beschützers sorgfältig bewahren zu müssen, in neue Verlegenheit gerieth. Als ihn daher der Wirth jetzt ersuchte, ein wenig zu ihm hinauszutreten in die Küche, glaubte er, dort seinen Gesellen entschuldigen zu müssen, daß er unge-

Digitized by Google

ſchickt geredet habe, aber der Wirth ſprach: „Das iſt's nicht, warum ich Euch gerufen habe, ich wüßte nicht, daß Euer Freund etwas Unebenes gethan hätte; was aber das Geheimniß anlangt, ſo dürft Ihr's jenem Manne ſchon verrathen, da er Niemand anders als der Martin Luther ſelber iſt. Das iſt's, was ich Euch in's Geheim ſagen wollte, nur ſollt Ihr nicht ſo thun, als ob Ihr ihn erkannt oder ich Euch etwas offenbart hätte.“ Keßler war Anfangs freudig überraſcht und beſtürzt, aber darnach glaubte er, daß der Wirth, welcher ſein Verlangen, den Luther zu ſehen, kannte, ſeinen Spott mit ihm haben wollte. Als er wieder in die Gaſtſtube trat und bemerkte, daß der Ritter, welcher ſein Schwert in eine Ecke gelehnt, nachdenkend, die Hände auf dem Rücken, auf- und nieder ging, nahm er ſeinen Freund bei Seite und machte ihm von der Rede des Wirths Mittheilung. Der iſt's! rief Reutiner aus, gewiß und wahrhaftig, es kann kein Anderer ſein! — oder, ſetzte er, auf die Ermahnung ſeines Freundes etwas leiſer redend und nach dem Gaſt hinüber blickend, hinzu, oder, ſollteſt Du's nicht mißverſtanden und der Wirth vielleicht den Ulrich ab Hutten genannt haben? Nein, gewiß nicht, nach der Stellung ſeiner Rede iſt's nicht möglich. Aber für den Luther kann ich den Mann nicht halten, da dieſer ein Mönch und ſtiller Kloſterbruder, der von einem Reiter gewiß nichts an ſich hat.

Und doch entweder der Eine oder der Andere, deß bin ich feſt und ſicher; hab's auch bald gemerkt, ſo daß ich die Augen ſchier nicht von ihm abwenden konnte. Es iſt eine große Gewalt in ihm, beides in ſeinen Worten und Blicken, vor denen man ſich fürchten möchte, wenn die Holdſeligkeit ſeiner Stimme Einem nicht das Herz erſchlöſſe. Du biſt immer nur in der Schule und über den Büchern geweſen und nicht zur Stadt hinausgekommen; ich habe ein Theil Welt und viele Menſchen geſehen, und gleichwie ich in dem Amtsſchöſſer, der dir ein Vornehmer und Edler geſchienen, alsbald den gemeinen Schreiber erkannt, alſo iſt mir dieſer von Stund an erſchienen als von Gott geadelt, wenn auch ſeine Eltern geringe Leute wären, groß und gewaltig wie wenig Andere in dieſer Zeit.

Als Reutiner noch ſo zu ſeinem Geſellen redete, in großer Erregung, kamen zwei Kaufleute herein, die auch im ſchwarzen Bären übernachten wollten, und thaten ihre Mäntel und Sporen ab, der Eine aber zog ein ungebundenes Büchlein hervor und legte es auf den

Digitized by Google

Tiſch. Wie der Fremde hinzutrat und fragte, was das für ein Buch wäre, antwortete der Kaufmann, es ſei Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Epiſteln, die erſt neu gedruckt und ausgegeben worden, und fragte, ob er es nicht kenne. Da ſagte der Andere: „Es ſoll mir auch bald werden.“

Wie nun der Wirth anzeigte, daß das Abendeſſen bereit wäre, wollten die Schüler, ihrer Reiſekaſſe wegen, ſich mit etwas Wenigem begnügen und verlangten beſonders zu eſſen, aber der Ritter lud ſie ein, an dem gemeinſamen Mahl Theil zu nehmen und wegen der Zehrung ohne Sorge zu ſein, da er für ſie bezahlen werde. Das freute die jungen Leute ungemein, nicht der Zeche wegen, ſondern weil ein ſolcher Mann ihnen die Ehre erwies und ſie zu Gaſt haben wollte. Während der Mahlzeit ſprach der Fremde viel von den unruhigen Zeiten und der neuen Lehre und mit ſolcher Weisheit und Kraft, daß Alle aufmerkſam zuhörten und faſt Eſſen und Trinken vergaßen über ſeinen Worten. Er klagte über die Fürſten und Herrn, die zu Nürnberg auf dem Reichstag wegen Gottes Wort, der ſchwebenden Händel und Beſchwerden deutſcher Nation halber verſammelt wären, aber nur daran dächten, wie ſie die Zeit mit Turniren, Schlittenfahrten und allerlei Hoffarth hinbrächten. Als hierauf einer der Kaufleute über die Fürſten loszog, daß ſie zu verzagt und furchtſam wären, ſich für Luthers Lehre zu erklären und das Papſtthum mit einem Male auszurotten, wie die Auguſtiner in Wittenberg angefangen und Storch und Stübner in Zwickau gethan hätten, da wies ihn der Fremde ernſt zurecht und ſagte: „Obrigkeit ändern und Obrigkeit beſſern ſind zwei Dinge, ſo weit von einander wie Himmel und Erde. Aendern mag leicht geſchehen, Beſſern ſteht nicht in unſerer Hand. Der tolle Pöbel fragt nicht viel, wie es beſſer werde. Wenn es aber darnach ärger wird, ſo will er abermals ein Anderes haben. So bekommt er denn Hummeln für Fliegen und zuletzt Horniſſen für Hummeln. Als die Fröſche vor Zeiten den Klotz nicht mehr zum König haben wollten, ſo erhielten ſie den Storch, der ſie auf den Kopf hackte und verſchlang. Darum ſei Jeder, der nach Recht und Gewiſſen leben will, zufrieden mit der weltlichen Obrigkeit und vergreife ſich nicht an derſelben; denn weltliche Obrigkeit kann der Seele nicht Schaden thun, wie die falſchen Propheten lehren.“

„Wenn aber die Obrigkeiten Tyrannen ſind?“ meinte der Kaufmann.

Digitized by Google

„So sage ich dennoch, daß der Obrigkeit mit Frevel und Aufruhr nicht zu wehren ist. Man liest von einer Wittwe, die stand und betete aufs Andächtigste für ihren Tyrannen, daß ihn Gott wollte segnen und lange leben lassen. Der Tyrann hört's und verwundert sich, weil er recht wohl wußte, daß er ihr viel Leids gethan und daß das Gebet für Tyrannen anders zu lauten pflegt. Als er sie daher vor sich forderte und fragte, warum sie also für ihn bete, antwortete sie: ‚Ich hatte zehn Kühe, als Dein Großvater lebte; der nahm mir zwei, da betete ich wider ihn, daß er stürbe und Dein Vater Herr würde. Da das geschah, nahm mir Dein Vater drei Kühe. Und ich betete abermals, daß Du Herr würdest und er stürbe. Als dieß geschehen war, hast Du mir vier Kühe genommen; darum bitte ich nun für Dich, denn ich fürchte, der nach Dir kommt, nimmt mir auch die letzte Kuh mit Allem, was ich habe.'"

Die Gäste lachten, und der Fremde fuhr nach einer Weile fort: „Es ist nicht zum Heil, was die Augustiner zu Wittenberg gethan haben, welche die Messe abgeschafft und in den Kurfürsten gedrungen, daß er ein Gleiches im ganzen Lande befehlen möge. Denn das Wort des Evangeliums wird nicht mit Gewalt und äußern Dingen begonnen, die schon von sich selber fallen werden, sondern innerlich mit der rechten Erkenntniß und dem wahren Glauben. Wenn daher der Karlsstadt zu Wittenberg von sich ausgehen läßt, er wolle keinem Menschen mehr gehorchen, und mit einem Haufen von Studenten und Bürgern die Schloßkirche stürmt, die Bilder vernichtet, die Altäre umwirft und das heil. Sakrament unter beiderlei Gestalt austheilt auch an solche, die nicht zuvor gebeichtet haben, so hat er das Werk des Herrn zum Aergerniß gemacht, und es ist von ihm geschrieben, was St. Paulus im 2. Kor. sagt: ‚Der Satan verstellt sich in Einigen zum Engel des Lichts.' Denn die rechte Lehre geht einen andern Weg. Sie will zuerst der Leute Herzen fahen, welches dadurch geschieht, daß man das Evangelium predigt, Gottes Wort verkündigt und die Irrthümer zeigt. Das Wort hat Himmel und Erde und alle Dinge geschaffen; das selbige Wort muß es auch hier thun und nicht wir armen Sünder. In Summa predigen müssen wir, schreiben und reden, aber zwingen und drängen mit Gewalt darf Niemand; denn der Glaube will willig und ungenöthigt sein und ohne Zwang angenommen werden. Der Luther ist dem Papst, dem Ablaß und allen Papisten entgegen

Digitized by Google

gestanden, aber mit keiner Gewalt, keinem Frevel, keinem Stürmen, sondern er hat allein Gottes Wort geprediget und geschrieben; sonst hat er nichts dazu gethan, das Wort hat alles zu Wege gebracht."

Der Fremde war gegen Ende seiner Rede wärmer geworden und hatte zuletzt mit lauter erhobener Stimme so schön gesprochen, daß Alle noch eine Weile im tiefen Schweigen versunken saßen, Keßler mit gefalteten Händen, sein Gesell mit strahlenden Blicken, die Kaufleute aber in Staunen und Verwunderung. Nach einer Weile sagte der Fremde in sanfterem Ton: „Ich lebe der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit dereinst bei unsern Kindern und Nachkommen bessere Frucht bringen werde, da sie nicht von dem päpstlichen Irrthum vergiftet sind, sondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, während der Irrthum in den Herzen der Eltern so tief eingewurzelt ist, daß er nicht leicht mag ausgereutet werden."

Hierauf sagte der zweite Kaufmann (nicht derselbe, welcher das Büchlein von Luther mitgebracht hatte), weil er doch auch seine Meinung dazu geben wollte: „Ich bin nur ein einfältiger schlichter Laie und verstehe nichts von diesen Händeln, aber das behaupte ich, wie mich die Sache ansieht, so muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein: aber ich gäbe zehn Gulden drum ihm zu beichten, denn ich glaube, daß er mein Gewissen wohl erleichtern und unterrichten könnte."

Als die Kaufleute hinaus gingen, nach ihren Pferden zu sehen, dankten die Schüler dem Fremden, daß er die Zehrung für sie bezahlt, und ließen dabei merken, daß sie ihn für Ulrich ab Hutten hielten. Er aber sagte: „ich bin's nicht" und darauf zum Wirth gewandt: „heute Abend bin ich zu einem Edelmann worden, diese Schweizer halten mich für Ulrich ab Hutten." Der Wirth erwiederte: „Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther." Da lachte er und sprach: „Diese halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther; ich soll wohl bald Martinus Marcolfus heißen." Hierauf nahm er ein hohes Bierglas und sprach nach des Landes Brauch: „Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen." Und als Reutiner das Glas nehmen wollte, vertauschte er's mit einem Krug mit Wein, indem er sagte: „Trinket lieber dieses, Ihr seid das Bier unseres Landes nicht gewohnt."

Nun nahm er seinen Wappenrock über die Schultern, bot den

Schweizern die Hand zum Abſchied und ſprach: „Wenn ihr nach Wittenberg kommt, dann grüßet mir den Doktor Hieronymus Schürpfen.“ Sie antworteten, ſie wollten's gern thun, wüßten aber nicht, von wem ſie den Gruß beſtellen ſollten. Der Fremde erwiederte: „Sagt nur, der da kommen ſoll, läßt Euch grüßen, da wird er den Gruß ſchon verſtehen.“ Damit begab er ſich zur Ruhe, Reutiner aber wandte ſich an ſeinen Gefährten mit den Worten: „Iſt Dir nun noch ein Zweifel geblieben, wer dieſer Ritter ſei? Kann es auch Jemand anders ſein, als der Junker Görg von der Wartburg, der gegen den Lindwurm des Aberglaubens anreitet und dem ſein heiliger Schutzpatron, der Drachentödter, Schwert und Speer ſegnen wird, auf daß er dem Ungethüm, das unter dem Schirm der Nacht und des Irrthums in ſeinem Sumpfe groß und fett geworden, den Garaus macht? Das war der Luther, mein Geſell, und kein anderer; und ſollſt Du Dir ihn nicht als einen blöden, ſcheuen Mönch einbilden, ſondern als mächtigen Kämpen und Bannerherrn, dem wir uns anſchließen als treue Knappen und Knechte im großen Kampf des Lichtes gegen die Finſterniß, — welcher nun anhebt; — aber wann derſelbe enden werde, das iſt dem Herrn im Himmel allein bewußt.“

Voll Verwunderung hörten die Kaufleute, welche wieder hereinkamen und ſich noch einen Trunk geben ließen, dieſe Worte und glaubten nun auch feſt und gewiß, daß es der Doktor Martin geweſen, der mit ihnen geredet hatte. Aber ſie ſchämten und bekümmerten ſich, daß ſie ſo ungeſchickt vor ihm geſprochen, und beſchloſſen, den andern Tag früh aufzuſtehen, damit ſie ihn noch antreffen und ihn um Nachſicht bitten könnten wegen ihrer Reden. Sie fanden den Fremden wirklich am folgenden Morgen im Stall, wie er ſein Pferd aufzäumte, und brachten ihre Entſchuldigungen vor mit dem Bemerken, daß ſie ihn für den Luther nähmen. Er erwiederte: „Einer von euch ſagte geſtern über dem Eſſen, daß er viel daran ſetzen werde, um dem Luther zu beichten. Nun, wenn ihm dies gelungen ſein wird, was leicht geſchehen kann, ſo wird er ja ſelber ſehen, ob ich jener Mann ſei oder nicht.“ Damit war er aufgeſeſſen und ritt davon. Die Schweizer ließen ſich von dem Wirth vor die Stadt geleiten auf dem Weg nach Wittenberg. Er führte ſie über den Markt, damit ſie das Wahrzeichen von Jena nicht ungeſehen ließen, von dem auch der Fremde geredet, nämlich den Schnapphans über der Uhr am Rathhaus. Es war ein

Digitized by Google

künſtliches Werk. Ueber dem Zifferblatt der Uhr befand ſich ein aus Erz gegoſſener Kopf mit ernſthafter Miene, welcher allemal den Mund ſo aufſperrte, wenn die Stunde ſchlug, und jedesmal reichte ihr eine zur Rechten ſtehende Figur, einen alten Mann vorſtellend, einen goldenen Apfel auf einer Stange, welchen derſelbe aber auch ſtets wieder zurück zog, ſo oft Hans darnach ſchnappte. Auf der andern Seite ſtand die Figur eines ſingenden Engels, welcher beim Schlag der Glocke ein Notenblatt erhob, oder auf eine Laute ſchlug (genau konnte man's von unten nicht unterſcheiden). Die etwas rappelige und doch nicht unnatürliche Mechanik machte einen komiſchen Eindruck. Keßler konnte vor Bewunderung nicht zu ſich kommen, und Reutiner wollte ſich ausſchütten vor Lachen. Der Wirth erzählte, daß der Kopf, welcher nach dem Apfel ſchnappte, das Conterfei des Luſtigmachers und Hofnarren Klaus wäre, der nach dem Tod eines Kurfürſten von Sachſen unter den Erben, die ihn alle gern haben wollten, auf 80,000 Thaler angeſchlagen worden; denn er habe neben ſeinen luſtigen Einfällen manchen weiſen und guten Rath gewußt „alſo, daß die Hochweiſeſten und Verſtändigſten hätten bei ihm in die Schule gehen können".

Unſere Freunde, welche ihren Weg über Kamsdorf und Kunitz nahmen, ſollten an dieſem Tage nicht ſehr weit kommen. Denn bei Raſchhauſen hatte die Saale die Brücke weggeriſſen und, über die Ufer tretend, das enge Thal überſchwemmt. Hier trafen ſie daher auch wieder mit den Kaufleuten zuſammen, welche mit ihnen in dem Orte übernachteten und ſie, der guten Bekanntſchaft wegen, zechfrei hielten. Zwei Tage nachher trafen die Schweizer in Wittenberg ein, und als ſie bei Doktor Schürpfen eintraten, um ihren Brief abzugeben, fanden ſie den Luther ſchon dort, derſelbe, den ſie als Junker im ſchwarzen Bären zu Jena geſehen, außer dem Juſtus Jonas, Amsdorf und Melanchthon. Auf dieſen wies Luther, nachdem er ſie lächelnd begrüßt hatte, mit dem Finger hin und ſagte: „Dieß iſt der Magiſter Philipp, von dem ich euch geredet habe."

Die beiden Schweizer blieben ein Jahr in Wittenberg und wurden ſpäter eifrige Beförderer der Reformation in ihrem Vaterlande. Von Johannes Keßler wiſſen wir, daß er, um zu Hauſe nicht Meßprieſter zu werden, zuerſt noch das Sattlerhandwerk erlernte und daneben vielen Bürgern Vorträge über die neue Lehre hielt. Zwölf Jahre nachher wurde er Prediger und Lehrer an der lateiniſchen Schule

Digitized by Google

zu St. Gallen. In seinem achtundfünfzigsten Jahre konnte er nur selten predigen, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, wurde aber zweiundsiebenzig Jahre alt.

Wenn du, junger Leser, einmal nach Jena kommst, so vergiß nicht, den Gasthof zum Bären aufzusuchen; du findest ihn leicht in der kleinen Stadt, denn er ist jetzt ein viel besuchtes Hotel, steht auch noch auf dem alten Fleck, obgleich mancherlei Reparaturen an dem Hause stattgefunden haben. Vom alten Schild ist nur noch das vergoldete Halsband des Bären übrig; aber ein Porträt Luthers in der unteren Gaststube wird dir sogleich den großen Reformator und sein Nachtquartier im schwarzen Bären in's Gedächtniß zurückrufen. Auch Schnapphans über der Rathhausuhr ist noch zu sehen und heute noch so beweglich wie vor 300 Jahren, als Keßler und Reutiner davorstanden und ihn belachten und bewunderten.

Margarethens Kreuzzug (1196).

Der dritte Kreuzzug hatte der christlichen Herrschaft nicht mehr als das Küstenland gesichert und den Pilgern Jerusalem geöffnet. Der Papst arbeitete daher an Heinrich VI., bei dem er geneigtes Ohr fand. Dieser versprach 1500 Ritter und ebensoviele Dienstleute auf ein Jahr wohlausgestattet nach Palästina zu senden und ließ auch in Deutschland das Kreuz predigen. Die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Bremen, die Bischöfe von Halberstadt, Naumburg, Verden, Regensburg, Würzburg und Prag, die Herzoge von Meran, Brabant, Kärnthen und Oesterreich, der Pfalzgraf Heinrich, der Landgraf von Thüringen und viele andere Grafen, Edle und Geringe legten das Gelübde ab. Ein Theil der Kreuzfahrer zog durch Ungarn. An ihre Spitze trat eine der heroischesten Frauen dieses ritterlichen Jahrhunderts, die Wittwe des Königs Bela von Ungarn, Ludwigs VII. von Frankreich Tochter, Margarethe, die schon früher, als Barbarossa beim dritten Kreuzzuge die Donau hinunterfuhr, ihr Interesse für die Sache durch ein prachtvolles Zelt kundgegeben, das sie dem deutschen Kaiser übersandte. Die muthige Fürstin starb jedoch noch im selben Jahre in St. Jean d'Acre,

Digitized by Google

Digitized by Google

ein schlimmes Vorzeichen für den Kreuzzug, der völlig erfolglos blieb, wozu namentlich auch der Tod Heinrich VI. beitrug, welcher mit seinem Heere nach Italien gezogen war, wo er in Messina starb.

Wenn das Laub fällt.

Von Anna Waise.

Wenn das Laub fällt, dann sendet auch die Sonne ihre glänzenden Strahlen seltener und weniger wärmend auf die Erde herab. Sie verbirgt sich hinter dichten Wolkenschleiern und zeigt ihr freundliches Antlitz nur ab und zu, und dann auch nur immer auf eine kurze Zeit. Sie wird durch lange anhaltende Regengüsse verdrängt. Es ist, als wolle die Sonne durch ihr seltenes Erscheinen darauf hindeuten, daß ihre Gegenwart jetzt minder nothwendig als im Sommer sei, denn ihre Kinder, die Pflanzen, haben ja schon fast alle die Erde verlassen, vorzüglich die zarten Blumen, die ihrer Pflege ganz besonders bedürfen und die rauhe Witterung nicht vertragen können. Aber nicht nur die Gärten, sondern auch die Felder stehen öde und kahl. Die wogenden, goldigen Saatfelder haben nackten, rauhen Stoppeln Platz gemacht, und ein scharfer, schneidender Wind pfeift über die kahle Fläche dahin. Auch die Bäume haben ihr frisches, grünes Kleid abgelegt und sich mit bunten Gewändern geschmückt; wenn wir sie anschauen, so bemächtigt sich unser unwillkürlich ein recht wehmüthiges Gefühl, denn wir wissen ja, daß dieß Gewand gleichsam als ein solches zu betrachten ist, mit welchem sich die Bäume noch einmal vor ihrem Tode schmücken. Wenn dieser vergängliche Glanz abgelegt ist, dann kommt der Winter mit seinem Schnee und Eis und hüllt die zitternden Bäume in sein großes weißes Leichentuch, welches er auch über die ganze übrige Natur ausbreitet. Aber erscheinen uns auch die Gärten im Vergleich mit dem Sommer sehr leer und traurig, so wird doch diese Oede ein wenig gemildert, wenn wir hier und dort noch einige liebe Blumen erblicken. Zwar sind die Kinder des Herbstes nicht von so zarter Natur wie diejenigen des Sommers, denn ihr Erzeuger hat ein rauhes Wesen und versteht sich nicht auf zarte Behandlung; doch dafür dauern sie um so

Digitized by Google

länger. Wir blicken wieder in den Feldern umher. Auf den Wiesen und den Stoppeln liegt ein zartes Netz von silbernen Fäden ausgespannt; da kommt ein rauher Windstoß, — er zerreißt die fleißige Arbeit der kleinen, emsigen Spinnen und führt sie in langen Fäden hinfort, welche die Kinder zu haschen suchen. — Jedoch erblickt unser Auge, das trostlos über das Bild der Vergänglichkeit dahinschweift, auch wieder hie und da ein grünendes Saatfeld, auf welchem es dann gern eine Zeitlang verweilt; denn die aufkeimende, junge Saat leitet unsere Gedanken auf den kommenden Frühling hin, welcher unsere Seele mit froher Hoffnung erfüllt, wenn das Laub fällt!

Wenn das Laub fällt, verlassen auch die Vögel ihre Nester und ziehen weit, weit fort, in fremde, schönere Länder, wo es keinen Herbst gibt, welcher mit rauher Hand den zierlichen Bau ihrer Wohnungen zerstört und mit seinem Regen und seinen Stürmen ihr zartes Gefieder durchnäßt und durchkältet. Wir hören nicht mehr das traurliche Gezwitscher der Schwalbe, nicht mehr das frohe Klappern des Storches; keine singende Lerche steigt jetzt noch zur Sonne empor, und keine Nachtigall entzückt unser Herz mit ihrem süßen, reizenden Gesange! Ach! Alles ist öde und still, nur manchmal durchschneidet ein Zug Kraniche den kalten, blauen Aether, um als Nachzügler den anderen Vögeln in wärmere Gegenden zu folgen. Dafür ist es jetzt aber im Walde um so lebendiger, und der Jäger, diese günstige Zeit benützend, zieht hinaus mit Jagdtasche und Flinte, um reichbeladen wieder heimzukehren. „Du armes Häslein! naschtest eben noch so unbefangen von dem leckeren Braunkohl auf dem Felde und liegst jetzt, von des Jägers Blei tödtlich getroffen, blutend am Boden!“ Das schlanke Reh und der stattliche Hirsch eilen flüchtig durch das Gebüsch, aber des unbarmherzigen Weidmanns Kugel erreicht sie im schnellen Laufe und macht ihrem freien Leben ein Ende. Auch im Garten summen keine fleißigen Bienen mehr und tragen geschäftig die süße Speise in ihre Wohnungen; keines von den vielen kleinen Insekten, welche während des Sommers im warmen Sonnenschein spielten, läßt sich sehen, kein buntfarbiger Schmetterling flattert jetzt noch von Blume zu Blume, kein glänzender Käfer ruht auf den dürren Blättern, Alles ist verödet. Die Millionen der kleinen Geschöpfe, welche der Sommer hervorbrachte, hat der Herbst mit seinem eisigen Hauche getödtet, und nur das widrige Geschrei der Sperlinge läßt sich noch hören, wenn das Laub fällt!

Digitized by Google

Wenn das Laub fällt, dann ist auch der Mensch düster und traurig gestimmt; der Anblick der allmälig erstarrenden Natur erfüllt ihn mit Wehmuth. Er hat im Frühling und Sommer in so vertrautem Umgange mit ihr gelebt, daß er nur zur Nacht seine Wohnung aufsuchte; jetzt tritt er wieder in nähere Berührung mit anderen Menschen, er verläßt selten das schützende Obdach, denn draußen in der Natur erwartet ihn nichts, als feuchter Nebel und kalter Wind. Der Mensch sucht mehr nach Geselligkeit, er denkt auf Vergnügungen, durch welche er sich am besten die langen Abende verkürzen kann. Während draußen der Sturm heult und der Regen klirrend gegen die Scheiben schlägt, versammelt sich die Familie im traulichen Kreise, um „des Lichts gesellige Flamme", Mutter und Töchter sind darauf bedacht schützende Kleidung für den Winter anzufertigen, während sie aufmerksam den anmuthigen Erzählungen des Vaters lauschen. Oft rasselt ein Wagen durch die schmutzigen Straßen, er führt seinen Insaßen in fröhliche Gesellschaft oder in das hell erleuchtete Theater, denn dieß muß uns jetzt die Sommervergnügungen ersetzen. Doch siehe! Heute lächelt ja die Sonne so freundlich vom Himmel herab, wie wenn es Sommer wäre; wir wollen noch einmal in's Freie gehen und die frische Luft genießen, was uns ja so selten zu Theil wird, wenn das Laub fällt!

Wenn das Laub fällt, erntet auch der Mensch, was er im Schweiße seines Angesichts gesäet und gepflanzt hat. Der letzte, schwerbeladene Erntewagen schwankt der schon gefüllten Scheune zu; ihm folgen die fröhlichen Schnitter und Schnitterinnen in bunten Reihen, um nach beendeter Arbeit ein lustiges Erntefest zu feiern. In den Weinbergen erschallt der muntere Gesang der Winzer und Winzerinnen, welche den Lohn für ihre Mühe erhalten, denn sie haben ihren Schweiß nicht sparen dürfen, um auf eine gesegnete Ernte zu hoffen. Freilich, wenn der Herr nicht seinen Segen dazu gibt, so hilft kein Sorgen und kein Schaffen, ohne seine Hülfe ist alle Arbeit vergeblich. Doch nur der gesäet hat, kann ernten, und im Schweiße seines Angesichts soll der Mensch sein Brod essen. Der Herbst predigt zu uns mit beredter Zunge, er weist uns auf unsern Lebensabend hin und mahnet uns, die uns geschenkte Frist nicht unbenützt vorüber gehen zu lassen. Ach, der Mensch geht oft so sorglos dahin und denkt gar nicht an die Zukunft; aber dann klopft wohl plötzlich der Tod an und will den Unbekümmerten mit sich führen, welcher dann aus seinem

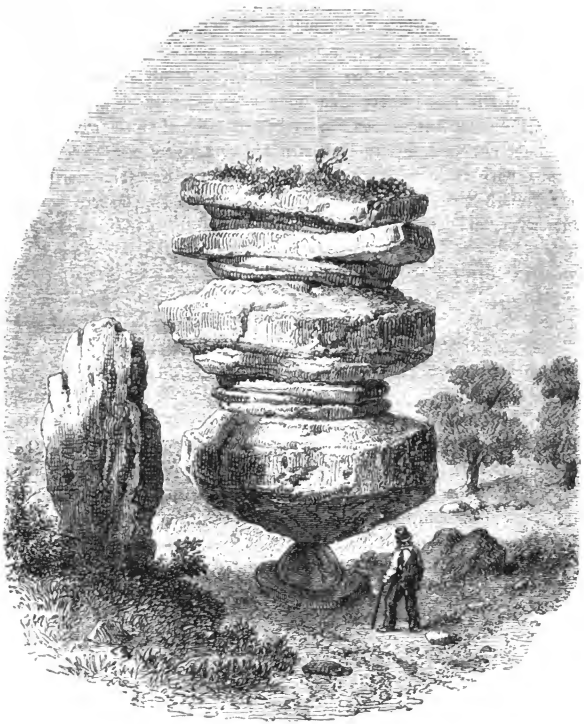
Digitized by Google

Schlafe aufſchreckt und nun anfangen will zu ſäen, um jenſeits davon zu ernten. Aber ach! es iſt zu ſpät! Die Gnadenfriſt iſt abgelaufen, und der unerbittliche Schnitter ſchwingt die Senſe, um das zitternde Rohr zu fällen. Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen! Hilf, daß wir die Zeit der Saat nicht unbenützt vorüber gehen laſſen und als unnütze Knechte von Dir verdammt werden! Doch wir wollen uns nicht gar zu traurigen Gedanken hingeben; nach dem Herbſt und Winter wird es ja wieder Frühling, und auf den Tod folgt eine herrliche Auferſtehung, darum wollen wir nicht verzagen, ſondern harren und hoffen, auch wenn das Laub fällt!

Die Felſen von Brimham.

In Yorkſhire, einige Meilen von Ripley, auf dem Wege, der nach Patley-Bridge führt, ſieht man Gruppen von wunderbaren Felsbildungen, welche unter dem Namen Brimhamrocks bekannt ſind. Dieſe auf einem Raum von ungefähr vierzig Ackern zerſtreuten Felsgruppen ſind die unzweideutigen Zeugen einer großen Natur-Revolution. Gewiſſe Archäologen betrachten die koloſſalen Steinmaſſen noch immer als celtiſche Denkmale. Dieſe Annahme ſtreitet jedoch mit der allgemein beglaubigten Thatſache, daß die Druidenſteine von fernher nach den Orten gebracht wurden, wo ſie gegenwärtig ſtehen: es war dieß eine weſentliche Bedingung ihrer Weihe. Auf der andern Seite bieten die Brimhamrocks ſowohl nach ihrer Form als nach ihrer Lage zu einander auch nicht Ein Merkmal, das ſie mit jenen Monumenten gemeinſchaftlich hätten. Es iſt nur ſoviel wahr, daß dieſe Steine mit groben Werkzeugen behauen worden ſind. Der Fels, welchen unſer Bild darſtellt, und in dem Hayman Rooke ein Idol zu erkennen glaubt, ruht auf einem Piedeſtal von zwei Fuß Breite, das an der Spitze in Form eines Sechsecks gehauen iſt. Ein anderer Fels, der den Namen: die große Kanone trägt, gibt hohle Töne von ſich, wenn man mit tiefer Stimme in eine ausgehöhlte Niſche ſpricht. Ein dritter Fels endlich, der auf einem ziemlich hohen Hügel liegt und der Mittagsſtein heißt,

Digitized by Google



Felsen von Brimham.

wirft am hohen Mittag seinen Schatten auf eine nahe Hütte. Alle Jahre zündet man in der St. Johannisnacht ein Feuer bei dem Felsen an, und dieser Gebrauch gilt dem Archäologen als ein nicht unwichtiges Zeugniß, daß die Brimhamrocks in alten Zeiten eine religiöse Bedeutung hatten.

Digitized by Google

Bilder aus Daniel Boone's Leben.

1.

Unter den nordamerikaniſchen Hinterwäldlern, d. h. den Anſiedlern in der Wildniß, hat Daniel Boone durch ſeinen Muth und Unternehmungsgeiſt, womit er der europäiſchen Einwanderung Bahn brach, eine nicht geringe Berühmtheit erlangt. Er war im Jahre 1731 in Pennſylvanien geboren und ſchon als Knabe mit ſeinen Eltern nach Nord-Karolina gewandert. Hier lebte er mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern auf der von ſeinem Vater ererbten Pflanzung, überließ aber die Beſorgung der Landwirthſchaft einem jüngeren Bruder und ſchweifte den größten Theil des Jahres in den Wäldern umher, in die ihn von Jugend auf eine unwiderſtehliche Neigung gezogen hatte. In den Kämpfen mit den benachbarten Indianern zeichnete er ſich als Offizier der Grenzmiliz durch Muth und Scharfſinn aus, und wenn eine Unternehmung ausgeführt werden ſollte, welche beſondere Kühnheit und Klugheit verlangte, ſo wurde ihm ſtets die obere Leitung übertragen. Mit dieſen Eigenſchaften verband er eine ungewöhnliche Körperkraft und eine Sicherheit in der Handhabung der Büchſe, die ſelbſt unter den Hinterwäldlern, dieſen ausgezeichneten Schützen, allgemeine Bewunderung erregte. Dabei war er von Herzen ſanft und gutmüthig und ohne jene Derbheit der Sitten, welche faſt allen Hinterwäldlern eigen war und bei den meiſten in Rohheit ausartete.

Einſt erſchien ein Jäger auf Boone's Pflanzung und erzählte von einem weſtlich gelegenen Lande, welches einen ſelbſt für Amerika ungewöhnlichen Reichthum an Wild beſäße. Er meinte das heutige Kentucky, welches jetzt einen der angebauteſten und wohlhabendſten Staaten der Union ausmacht, damals aber noch von keinem Anſiedler betreten worden war. Auch die Indianer hielten ſich meiſt von dieſem Lande fern, da es ein ſtreitiges Grenzgebiet zwiſchen feindlichen Stämmen war und Jeder, der es betrat, ſich auf einen blutigen Kampf gefaßt machen mußte. Deßhalb hatte ſich das Wild vermehrt, daß die Hirſche in Rudeln von drei- bis vierhundert Stück gefunden wurden, während die Büffel in Heerden von vielen Tauſenden das Land durchzogen. Winters und Sommers, meinte der Jäger, ſei das

Land in das friſcheſte Grün gekleidet. Das grüne Rohr, die Lieblingsnahrung der Pferde, Rinder und Hirſche, erreiche dort die Höhe eines Mannes und bedecke meilenweit den fruchtbaren Boden; wo es fehle, wachſe ſaftiges, mit Blumen untermiſchtes Gras, und die Wälder ſeien nicht mit Unterholz bewachſen, ſondern glichen prächtigen Parken, da die ſtattlichen Bäume ſtets von ſchönen Raſenflächen umgeben wären.

Boone war ſogleich entſchloſſen, dieſes Paradies der Jäger aufzuſuchen, und machte ſich im Mai 1769 mit fünf Begleitern auf den Weg. In dem gebirgigen Lande, das ſie zuerſt durchwandern mußten, fehlte es ihnen oft an Nahrung, bisweilen auch an Waſſer; ſobald ſie aber in die waldigen Gegenden jenſeits der Berge hinabſtiegen, belebte ſich das Land von jagdbaren Thieren aller Art, und einige Tage ſpäter wurden ſie durch den Anblick einer unüberſehbaren Büffelheerde überraſcht. Sie näherten ſich mit der nöthigen Vorſicht einem am Rande der Heerde weidenden Stier, und als dieſer, durch die Witterung der Nahenden aufmerkſam gemacht, den zottigen Kopf emporhob, wurde ſeine Bruſt von einer Kugel aus Boone's Büchſe durchbohrt. Während das gewaltige Thier zuſammenbrach, ergriff die Heerde mit lautem Brüllen die Flucht und war nach wenigen Minuten verſchwunden. Die Jäger ſchnitten jetzt dem erlegten Thiere die Zunge und den Buckel aus, zogen ihm das Fell ab und überließen das Uebrige den Geiern, die in großen Schaaren herbeiflogen, um die ſeltene Beute in Empfang zu nehmen.

Je tiefer die Reiſenden in das Land eindrangen, deſto größer wurde die Menge des Wildes, und dabei ſchritten ſie auf den breiten, von den Büffelheerden getretenen Pfaden mit einer Bequemlichkeit einher, als ob ſie ſich auf einer Kunſtſtraße fortbewegten. Als es ſich um die Wahl der Stelle handelte, wo die Lagerhütte aufgeſchlagen werden ſollte, entſtand unter den fünf Männern ein Streit, der ſo heftig wurde, daß ſie ſich trennten. Drei von ihnen blieben am Ufer eines Fluſſes, an dem ſich das Wild in großen Schaaren zur Tränke einzufinden pflegte; Boone aber und einer ſeiner Gefährten hielten den Platz für zu gefährlich, da er vor den Blicken aller Ankommenden offen da lag, und wählten eine in einer tiefen Schlucht am Ufer eines Baches gelegene Höhle zum Lagerplatz. Es zeigte ſich bald, daß ſie vollkommen Recht gehabt hatten, ſo vorſichtig zu verfahren; denn als ſie nach einigen Monaten zum Lagerplatz ihrer unbeſonnenen Gefährten

Digitized by Google

kamen, fanden sie diese erschlagen und skalpirt und ihre reichen Vorräthe an Fellen geraubt.

Boone und sein Gefährte setzten den Winter über ihre Jagdzüge fort und hatten bereits, ohne je mit einem menschlichen Wesen zusammenzutreffen, eine Menge werthvoller Felle in ihrer Höhle angesammelt, als ihr Jägerleben auf eine schreckliche Weise unterbrochen wurde. Sie lagen eines Abends, von einem anstrengenden Marsche ermüdet, in einem Rohrdickicht und wollten sich eben dem Schlafe überlassen, als acht Indianer sich heranschlichen und plötzlich mit gellendem Kriegsgeschrei auf sie zusprangen. Widerstand wäre vergeblich gewesen; die beiden Männer übergaben daher den Feinden ihre Flinten und folgten ihnen, nachdem man ihnen die Hände mit Riemen auf den Rücken gebunden hatte, zu dem indianischen Lager, wo bereits eine Anzahl rother Männer versammelt war. Am andern Morgen mußten sie unter starker Beaufsichtigung Bäume fällen, Holz tragen und andere Arbeiten verrichten, und dabei wurden sie fortwährend mit Faustschlägen und Fußtritten gemißhandelt. Sie ertrugen dieß mit Gleichmuth und Ergebung, und dadurch gelang es ihnen, den Argwohn der Indianer dermaßen einzuschläfern, daß diese mit jedem Tage in ihrer Wachsamkeit nachließen. Inzwischen hatten sich noch andere Indianerhaufen mit ihrer Jagdbeute eingefunden, und Alles ließ vermuthen, daß die ganze Schaar nächstens den Rückzug in ihre Heimath antreten würde. Wenn ein Fluchtversuch gelingen sollte, so durfte keine Zeit verloren werden, und Boone gab daher beim Holzfällen seinem Gefährten ein Zeichen, daß er aufmerksam sein möchte. In der Nacht, als alle Indianer in tiefem Schlafe lagen, gelang es dem kühnen Jäger, die Bande seiner Arme durch eine gewaltige Anspannung seiner Muskeln zu sprengen; dann machte er mit äußerster Vorsicht seine Füße frei, löste die Fesseln seines Freundes und schlich mit ihm in größter Stille an den Platz, wo ihre Waffen lagen. Sie bemächtigten sich derselben und zugleich eines bedeutenden Pulvervorraths, erreichten, jedes Geräusch vermeidend, glücklich das nächste Dickicht und eilten auf einem Büffelwege in gestrecktem Laufe davon. Als der Morgen anbrach, hatten sie schon einen Vorsprung von mehreren Meilen, und da ihnen die Gegend bekannt war, so wurde es ihnen nicht schwer, den Bach aufzufinden, der an ihrer Höhle vorbeifloß. Jetzt waren sie gerettet, denn sie konnten nun ihre Flucht im Bette desselben fortsetzen, ohne den sie

Digitized by Google

verfolgenden Feinden irgend eine Spur zu hinterlassen. Zwar war ihr Marsch mit großen Beschwerden verbunden, da das Wasser in Folge eines starken Regens so bedeutend anschwoll, daß es ihnen oft bis an die Schultern reichte; indessen gelangten sie doch noch an demselben Abend wohlbehalten in ihre Höhle und konnten nun in Sicherheit von den überstandenen Drangsalen ausruhen.

Boone und sein Gefährte dachten jetzt ernstlich an die Rückkehr nach ihrer Heimath, um hier die nöthigen Vorbereitungen zu einer Uebersiedelung nach Kentucky zu treffen; zuvor aber machten sie sich noch einmal in nördlicher Richtung auf den Weg, um das Land seiner ganzen Ausdehnung nach kennen zu lernen. Nach einer vierzehntägigen Wanderung wurden sie durch den Anblick eines prächtigen Flusses überrascht, so breit und wasserreich, wie sie noch keinen gesehen hatten. Es war der Ohio, der schöne Strom, wie er später mit Recht genannt wurde, dessen heller, klarer Wasserspiegel vom majestätischen Urwald bekränzt und hier und dort von lieblichen Inseln unterbrochen war. Sie folgten dem Laufe des Flusses bis zu seiner Mündung in den Mississippi und gingen dann noch einige Tage am Ufer dieses Riesenstromes hin. Hier trafen sie mit einem kanadischen Jäger zusammen, der schon mehrmals das ganze Mississippi-Gebiet durchwandert hatte. Er gehörte zu den sogenannten Waldläufern, welche sich als Jäger und Kaufleute im Indianerlande umhertrieben und durch ihre Neigung zum Trunk und Spiel, sowie durch ihr halbwildes Leben übel berüchtigt, dabei aber als Führer außerordentlich brauchbar waren, da sie es jedem Indianer in der Kunst, die Wildniß zu durchforschen und eine Spur aufzufinden und zu verfolgen, gleich thaten.

In Begleitung dieses Mannes, der zu den ehrenwertheren Mitgliedern seiner Klasse gehörte, kehrten die beiden Reisenden ohne weiteres Abenteuer nach Boone's Pflanzung zurück, wo sich bald eine Anzahl Hinterwäldler ansammelte, die ihm nach Kentucky folgen wollten; wegen des großen Krieges mit den Indianern, der im Jahre 1774 im ganzen Grenzgebiet wüthete, mußte indeß die Ausführung des Planes verschoben werden.

2.

Nach Abschließung des Friedens verkaufte Daniel Boone seine Pflanzung in Karolina, versammelte die Männer, welche sich ihm zur

Digitized by Google

Ueberſiedelung nach Kentucky anſchließen wollten, und ſandte einige derſelben voraus, um die Häuptlinge der den ſüdlichen Theil von Kentucky bewohnenden Indianerſtämme zu einer Unterredung einzuladen. Als die Häuptlinge an der Grenze ihres Landes erſchienen, theilte ihnen Boone ſeine Abſicht mit und bot ihnen eine Summe von 10,000 Pfd. Sterling, wenn ſie ihm und ſeinen Freunden das ſtreitige Grenzgebiet im Norden ihres Landes bis zum Ohio und Miſſiſſippi hin überlaſſen wollten.

Die Indianer waren hiezu gerne bereit, empfingen das Geld und unterzeichneten den Vertrag, indem jeder von ihnen ſein Zeichen (in der Regel eine Abbildung des Thieres, nach dem er benannt wurde) auf das Pergament malte. Beim Abſchied ſagte ein alter Häuptling zu Boone: „Bruder, wir haben Euch ein vortreffliches Land verkauft; aber ich glaube nicht, daß Ihr Euch darin behaupten werdet.“ — „Bruder,“ antwortete Boone lächelnd, „ſei darüber ohne Sorge! Was die weißen Männer einmal in Händen haben, das laſſen ſie niemals wieder los.“

Nach Abſchluß des Vertrags traten die Anſiedler ihren Zug in das Innere des ſchönen Landes an, welches ihre neue Heimath werden ſollte. Es waren im Ganzen vierzig kräftige und wohlbewaffnete Männer, von denen zehn beritten waren. Da es ſich zunächſt nur um die Auswahl der Plätze handelte, an denen ſie ſich niederlaſſen wollten, ſo hatten ſie ihre Weiber und Kinder und ihr ganzes Gepäck zu Hauſe gelaſſen. Nur dasjenige Handwerkszeug, welches zum Bau des gemeinſchaftlichen Forts nöthig war, führten ſie auf ſechs Packpferden mit ſich, außerdem hatten ſie eine Anzahl großer Hunde mitgenommen, welche ihnen ſowohl auf der Jagd als auch im Kampfe mit den Wilden von Nutzen ſein konnten.

In den erſten achtzehn Tagen wurde die Reiſe durch keinen Unfall unterbrochen; dann aber, als man ſich ſchon dem Ziele näherte, berichteten die zum Spähen vorausgeſchickten Männer, daß Spuren von Indianern ſich blicken ließen. Es währte nicht lange, ſo wurde die ganze Geſellſchaft mit einem Kugelregen überſchüttet, der jedoch, da er aus zu großer Entfernung kam, nur geringen Schaden anrichtete. In einem Augenblick hatten ſich die Reiſenden hinter Bäumen aufgeſtellt und eröffneten nun ein ſo wirkſames Feuer auf die anrückenden Feinde, daß dieſe mit Zurücklaſſung von acht Todten die Flucht ergriffen.

Digitized by Google

Am folgenden Tage wurde wieder eine Abtheilung von Spähern vorausgeschickt und kam bald mit der Nachricht zurück, daß eine noch viel größere Anzahl von Feinden heraurücke, als Tags zuvor. Einer der Späher war fast von den Wilden eingeholt worden, hatte sich aber durch seine außerordentliche Schnelligkeit im Laufen gerettet. Als er schon seinen Gefährten nahe war, kam er, noch immer von einigen Wilden verfolgt, plötzlich an einen umgefallenen Baum, welcher sich acht bis neun Fuß über den Erdboden erhob. Wenn er auch nur einen Augenblick stehen blieb, war er unrettbar verloren, denn die ersten unter seinen Verfolgern hatten bereits die Streitärte erhoben, um sie nach ihm zu werfen. Ohne zu zaudern, schwang er sich empor und setzte mit einem gewaltigen Sprunge über den Stamm und das ihn umgebende Strauchwerk. Seine Verfolger konnten einen lauten Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken; keiner von ihnen wagte es, den Sprung nachzumachen, und einige Augenblicke später hatte sich der Flüchtling mit seinen Gefährten vereinigt.

Der Tag verging, ohne daß der erwartete Angriff erfolgte; in der Nacht aber näherten sich die Wilden in aller Stille dem Lager und würden vielleicht, trotz der Wachsamkeit der weißen Männer, bis an die aus Baumstämmen errichtete Verschanzung vorgedrungen sein, wenn die Unruhe der Hunde nicht ihre Annäherung verrathen hätte. In einem Augenblick hatten die sämmtlichen Reisenden ihre Büchsen ergriffen, und als die Indianer zwischen den Bäumen sichtbar wurden, lagen auch schon ein Dutzend von ihnen, von den Kugeln der Reisenden getroffen, am Boden. Die Uebrigen entflohen mit lautem Geheul und verließen die Gegend, in der sie eine reiche Beute erwartet, aber die schwersten Verluste erlitten hatten.

Boone konnte jetzt in Ruhe einen geeigneten Platz zu dem Fort aussuchen und den Bau selbst beginnen lassen. Zuerst wurde der Wald gelichtet und der ganze Raum in der Gestalt eines länglichen Vierecks mit Pallisaden eingeschlossen, und dann wurde an jeder Ecke ein zweistockiges Blockhaus errichtet, während jede lange Seite noch zwei, jede kurze noch ein einstöckiges Haus erhielt. Auf der östlichen Seite floß ein Bach mit herrlichem Trinkwasser, auf der nördlichen der Kentucky-Fluß an den Pallisaden hin. Nach Süden und Westen war Wald; dieser wurde allmälig gelichtet, sowohl um den Wilden kein Versteck zu lassen, als auch um Raum für die Felder zu gewinnen. Der Ort

Digitized by Google

erhielt, nachdem der Bau vollendet war, durch gemeinsamen Beschluß den Namen Boonesborough.

So vortheilhaft auch der Platz in jeder Beziehung war, so gab es doch Einige, welche mit der Wahl desselben nicht zufrieden waren und sich von der Gesellschaft trennten, um sich an einer andern, mehr nach Süden gelegenen Stelle anzusiedeln. Zugleich kamen gegen sechzig Einwanderer aus Virginien und gründeten im nördlichen Theile des Landes in der Nähe des Ohio eine Niederlassung. So entstanden gleich im ersten Jahre drei verschiedene Forts, um welche herum die Hütten der Ansiedler lagen, und die geräumig genug waren, um diesen allen im Fall eines Krieges Schutz zu gewähren. Im folgenden Jahre holte ein Theil der Männer die zurückgebliebenen Frauen und Kinder, und da sich ihrem Zuge eine Anzahl neuer Ansiedler anschloß, so belief sich am Ende des Jahres die Zahl der weißen Einwohner von Kentucky schon auf mehr als tausend Seelen.

Das Hauptgeschäft der Ansiedler während des Winters war die Jagd und der Ertrag ein so bedeutender, daß in jedem Fort ein besonderes Vorrathshaus für das Pelzwerk erbaut werden mußte. Zugleich aber nahm die Masse des Wildes in der Nähe der Ansiedelungen sichtlich ab, denn die Büffelheerden und die Biber verschwanden gänzlich, und auch die Bären und Hirsche wurden immer seltener. Die Jäger mußten daher schon größere Streifzüge unternehmen, auf denen es nicht an Abenteuern fehlte. Auch in den Ansiedelungen wurden sie durch einige Ereignisse erschreckt, welche ihnen bewiesen, wie gefahrvoll ihre Lage war. So spielte eines Abends, während die meisten Bewohner von Boonesborough auf dem Felde beschäftigt waren, Boone's dreizehnjährige Tochter mit zwei andern Mädchen an dem Bache neben dem Fort, als plötzlich acht Indianer, welche sich unbemerkt herangeschlichen hatten, die Mädchen überfielen und als Gefangene fortschleppten. Der Hülferuf der Kinder wurde sowohl im Fort als auf dem Felde gehört; die Bewegungen der Indianer waren aber so schnell gewesen, daß eine alsbaldige Hülfeleistung unmöglich war. Sogleich wurden die Männer durch die verabredeten Lärmzeichen zusammengerufen, und eine Abtheilung von zwanzig Mann setzte sich unter Boone's Anführung zur Verfolgung der Räuber in Bewegung. Die Dunkelheit unterbrach schon nach kurzer Zeit ihren Marsch, da die Spur der Wilden sich nur bei Tage erkennen ließ. Die geängstigten Väter verlebten in äußerster

Bekümmerniß eine ſchlafloſe Nacht, denn ſie wußten, daß ihre Entfernung von den geliebten Kindern ſich mit jeder Minute vergrößerte, auch kannten ſie die Gewohnheit der Wilden, beim Ausbruch eines Streits über den Beſitz eines Gefangenen durch die Tödtung deſſelben die Einigkeit wieder herzuſtellen und auch im Fall einer Verfolgung die Geraubten lieber niederzuhauen, als herauszugeben. Mit der erſten Morgendämmerung wurde die Verfolgung mit außerordentlicher Schnelligkeit fortgeſetzt, obgleich die von den Wilden ſorgfältig verſteckte Spur kaum zu erkennen war. Erſt am Nachmittage wurde nach einem Marſch von zehn Meilen auf einem Büffelwege eine deutliche Spur entdeckt und gleich nach Sonnenuntergang erblickte Boone's ſcharfes Auge die Indianer, welche eben im Begriff waren, ihr Feuer für das Nachtlager anzuzünden. Als er ſich mit ſeinen Gefährten nahe genug herangeſchlichen hatte, gaben Alle zu gleicher Zeit Feuer und machten dann einen ſo ungeſtümen Angriff auf das Lager, daß die Indianer nicht einmal zur Tödtung ihrer Gefangenen Zeit behielten, ſondern in größter Verwirrung die Flucht ergriffen. Zwei von ihnen lagen todt auf dem Platze, und zwei andere waren, wie ſich aus den Blutſpuren ergab, ſchwer verwundet; die Mädchen dagegen waren unbeſchädigt und befanden ſich, mit Ausnahme der Erſchöpfung und der erlittenen Angſt völlig wohl. Die Freude der Väter über die Wiedererlangung ihrer Kinder war ſo groß, daß ſie die Räuber nicht weiter verfolgten, ſondern augenblicklich den Rückweg nach dem Fort antraten, wo ſie am folgenden Abend wohlbehalten ankamen.

3.

Im Februar 1778 befand ſich Boone in den weſtlich von ſeiner Anſiedelung gelegenen Wäldern auf der Jagd, als er ſich plötzlich von Indianern umringt ſah, welche ihre Flinten auf ihn anlegten, während ihr Häuptling ihn in gebrochenem Engliſch aufforderte, ſich zu ergeben. Boone erkannte in ihm einen Mann, dem er vor mehreren Jahren das Leben gerettet hatte, und legte, da jeder Widerſtand ſeinen augenblicklichen Tod zur Folge gehabt haben würde, ſein Gewehr nieder.

Schwarzfiſch, dieß war der Name des Häuptlings, machte ſich ſogleich mit ſeiner ganzen Schaar auf den Weg, um den Gefangenen in Sicherheit zu bringen. Boone merkte aus der Art, wie er behandelt wurde, daß der Häuptling die Abſicht habe, ihm die empfangene Wohl-

Digitized by Google

that zu vergelten; die übrigen Indianer aber konnten ihre feindselige Gesinnung gegen ihn nicht verbergen und behandelten ihn, wenn sie Gelegenheit dazu hatten, mit der ihnen eigenen Rohheit. Einst hatte sich Schwarzfisch entfernt, um die Gegend zu durchspähen, als zwei von den Kriegern den Gefangenen aufforderten, schneller zu gehen, und diese Worte mit Faustschlägen begleiteten. Boone wußte, daß er, wenn diese Beleidigung unbestraft blieb, fortwährenden Mißhandlungen ausgesetzt sein würde; er ergriff daher die beiden Männer, hob jeden mit einem Arm in die Höhe und stieß sie mit dem Rücken mehreremal so heftig aneinander, daß ihre Glieder krachten. Diese That, welche leicht seinen Tod hätte herbeiführen können, hatte den besten Erfolg, denn er war jetzt wegen seines Muths und seiner ungewöhnlichen Körperkraft der Gegenstand allgemeiner Verehrung, während die beiden Krieger vom Häuptling einen Verweis erhielten. Als Boone im Dorfe der Indianer anlangte, bemühte er sich, den Wilden allerlei nützliche Kenntnisse beizubringen, welche geeignet waren, ihre Lage zu verbessern und die Annehmlichkeiten ihres Lebens zu erhöhen. So zeigte er ihnen, wie sie ihre Hütten zweckmäßiger bauen, den Acker vortheilhafter bestellen und aus den salzhaltigen Quellen, deren es in ihrem Lande eine große Menge gab, Salz gewinnen konnten. Auf diese Weise erwarb er sich allmälig die Zuneigung der Leute, unter denen er wohnte; es entging ihm aber nicht, daß in den übrigen Dörfern die feindlichste Stimmung gegen ihn herrschte, und daß von Zeit zu Zeit Abgesandte aus anderen Stämmen eintrafen, welche seine Hinrichtung verlangten. Endlich mußte sich Schwarzfisch entschließen, seinen Gefangenen an die Engländer auszuliefern, mit welchen die Indianer damals ein Bündniß gegen die Amerikaner geschlossen hatten; denn dieß war das einzige Mittel, sein Leben zu retten.

So wurde denn Boone von Schwarzfisch und einigen seiner tapfersten Krieger nach Detroit gebracht. Der Gouverneur dieser Festung, Oberst Hamilton, war ein menschenfreundlicher Mann, der den unangenehmen Auftrag hatte, die Verbindung mit den indianischen Bundesgenossen der Engländer zu unterhalten, die bedungenen Geschenke an Geld, Branntwein und Waffen unter die Häuptlinge zu vertheilen und ihnen für jeden amerikanischen Gefangenen eine bestimmte Summe zu zahlen. Als Boone in der Festung eintraf, empfing ihn Hamilton auf das Freundlichste und gab sich die größte Mühe, ihn von den

Indianern loszukaufen; Schwarzfisch erklärte jedoch, daß er für einen Gefangenen von solcher Bedeutung kein Lösegeld annehmen könne, und daß er nur die Absicht habe, ihn so lange in der Festung zu lassen, bis er ihn ohne Gefahr wieder zu seinem Stamme zurückbringen könne.

Boone verlebte nun einige glückliche Monate in der Gesellschaft der englischen Offiziere, die ihn mit der größten Achtung behandelten; dann aber erschien Schwarzfisch wieder, um seinen Gefangenen abzuholen. Vergebens bot ihm der Gouverneur ein Lösegeld von hundert Pfund Sterling; vergebens fügten die Offiziere der Besatzung noch hundert Pfund hinzu, um die Befreiung eines Mannes zu bewirken, den sie lieb gewonnen hatten. Schwarzfisch wies alle diese Vorschläge zurück und machte sich mit Boone auf den Weg nach dem Dorfe. Unterwegs eröffnete er diesem, daß es seine Absicht seie, ihn in seinen Stamm aufzunehmen, daß sich eine Familie bereit erklärt habe, ihn als ihr Oberhaupt anzuerkennen, und daß die Indianer hofften, durch die Hülfe eines so tapferen und klugen Mannes zu Macht und Ansehen zu gelangen.

Bei der Ankunft in dem Dorfe wurde Boone in eine Hütte geführt, deren Besitzer kurz zuvor im Kampfe gefallen war; man gab ihm seine Waffen zurück und bat ihn, während zur Feier seiner Aufnahme ein großes Gastmahl veranstaltet wurde, die Sitten und die Lebensweise des rothen Mannes anzunehmen. So schwer es ihm wurde, so mußte der Arme, wenn er sein Leben retten wollte, den Schein annehmen, als ob er mit Freuden auf den Vorschlag einginge; doch vermochte er kaum den Ekel zu überwinden, den die Gefräßigkeit und Trunkenheit seiner neuen Verwandten ihm einflößte. Mehr als je ergriff ihn jetzt das Verlangen, zu seinen Landsleuten zurückzukehren, und wenn er sich nach den Anstrengungen des Tages auf seine Matte niederwarf, so ließ ihn die Sehnsucht nach seiner Familie nicht schlafen. Endlich ereignete sich ein Vorfall, welcher den Entschluß, einen Fluchtversuch zu wagen, in ihm zur Reife brachte.

Auf einem Jagdzuge, den er mit Schwarzfisch und mehreren andern Kriegern unternommen hatte, gerieth er in das Lager von fünfhundert fremden Indianern, welche sich zum Zeichen, daß sie in den Krieg zogen, schwarz bemalt hatten. Seine Begleiter mischten sich unter die Krieger und so hatte er Gelegenheit, die Gespräche derselben zu belauschen. Zwar verstand er nichts von der Sprache, in der die Unterredung stattfand; doch unterschied er deutlich das Wort Boones-

Digitized by Google

borough, welches mehrmals ausgesprochen wurde. Er zweifelte keinen Augenblick, was die Wilden vorhätten, und beschloß in der nächsten Nacht zu entfliehen. Am Abend stärkte er sich durch eine reichlichere Mahlzeit, als er sonst zu sich zu nehmen pflegte, ergriff um Mitternacht, als Alles um ihn her in tiefem Schlafe lag, seine Waffen, schlich behutsam aus der Hütte und erreichte, ohne bemerkt zu werden, den Wald. Hier kannte er von seinen Jagdzügen her alle Wege und Stege, und er konnte daher seine Flucht in der größten Schnelligkeit fortsetzen. Als der Morgen graute, hatte er schon fünf Meilen zurückgelegt; dennoch gönnte er sich keine Ruhe, sondern lief den ganzen Tag in gerader Richtung nach dem Ohio zu. Am Abende lehnte er sich an einen Baum, um nach der Sitte der Indianer einige Stunden stehend zu schlafen; dann machte er sich wieder auf und lief, durch den Genuß einiger Schnepfeneier gestärkt, die ganze Nacht und den folgenden Tag, bis er kurz vor Sonnenuntergang die Ufer des Ohio erreichte. Hier schälte er die Rinde von einer Pappel, verfertigte sich aus derselben nach indianischer Weise ein Canoe, machte aus einem Zweige des Baumes ein Ruder und schwamm bald nach Einbruch der Nacht den Strom hinab. Jetzt war er in Sicherheit, denn wenn auch anzunehmen war, daß die Wilden seine Spur bis zum Flusse verfolgen würden, so blieb ihnen doch die Stelle unbekannt, wo er wieder ans Land gehen wollte, und er konnte daher seinem erschöpften Körper einige Ruhe gönnen. Während das gebrechliche Fahrzeug von der Strömung schnell den Fluß hinabgetrieben wurde, genoß er, auf dem Rücken liegend, eines erquickenden Schlummers. Am Morgen stieg er ans Land, setzte dann seine Wanderung wieder fort und erreichte am Abend des vierten Tages, nachdem er einen Marsch von mehr als dreißig Meilen zurückgelegt hatte, wohlbehalten seine Heimath, in der er von seiner Familie und seinen Freunden wie ein vom Tode Auferstandener empfangen wurde.

4.

Als Boone seine Abenteuer berichtet hatte, wurden sogleich alle auf den Feldern beschäftigten Männer durch Lärmzeichen zusammenberufen, die Palliſaden und Thore ausgebessert und die im Walde zerstreut liegenden Jägerfamilien in die Festung geholt. Kaum waren diese Vorbereitungen zum Kampfe vollendet, als das Heer der Wilden

heranrückte. Bei ihnen befand sich ein französischer Offizier aus Kanada, welcher sie als Agent der englischen Regierung begleitete. Dieser näherte sich mit einer weißen Fahne dem Thore und versprach den Ansiedlern freien Abzug mit aller ihrer Habe, wenn sie das Fort übergeben würden, während im Fall einer Erstürmung alle in demselben befindlichen Menschen niedergehauen werden sollten. Boone berieth sich mit seinen Gefährten und theilte dann dem Offizier den einstimmig gefaßten Beschluß mit, daß man sich bis zum letzten Athemzuge vertheidigen würde. „Nun wohl," erwiederte der Offizier, in dessen Mienen sich der Mißmuth über die Ablehnung seines Antrags deutlich aussprach, „so habe ich euch im Namen der englischen Regierung und der hier versammelten Indianer einen noch vortheilhafteren Vorschlag zu machen. Um ihn zu prüfen, müssen aber eure Anführer zu uns herunterkommen; sie sollen unbeschädigt zu euch zurückkehren, im Fall die Unterhandlungen sich zerschlagen."

Die verrätherische Absicht bei diesem Vorschlag war offenbar, da man sich auch vom Fort aus mit den Belagerern bequem unterreden konnte; um jedoch zu zeigen, wie wenig die Indianer zu fürchten seien, beschloß Boone, mit acht Männern die Festung zu verlassen und den Feinden entgegenzugehen. Von der andern Seite näherte sich der Offizier mit dreißig bis vierzig Wilden und hielt eine Rede, die er mit der Versicherung schloß, die rothen Männer wollten mit ihren weißen Brüdern fortan in Frieden leben und würden ihnen zum Zeichen ihrer Freundschaft jetzt die Hand reichen. Bei diesen Worten traten etwa zwanzig Wilde vor und ergriffen die ihnen entgegengestreckten Hände der Amerikaner, hielten sie aber mit Gewalt fest und suchten die Männer mit sich fortzureißen und zu ihren Gefährten hinzuschleppen. Boone warf den einen der Wilden, die ihn festhielten, mit einem Fußtritt zu Boden, und ein Faustschlag befreite ihn von dem andern; seine Gefährten machten sich in ähnlicher Weise los, und Alle liefen schnell zum Thore zurück. Sie erreichten die Festung trotz eines Kugelregens, der ihnen nachgesandt wurde, jedoch nur einen von ihnen leicht verwundete.

In dem Augenblick begann das Feuern aus der Festung und streckte manchen Indianer todt zu Boden, während die Kugeln der rothen Männer in den Verschanzungen stecken blieben, ohne Schaden anzurichten. Die Bitten des Offiziers, daß seine Verbündeten ihm bei

Digitized by Google

der Anfertigung von Sturmleitern behülflich sein möchten, blieben ohne Erfolg, da die Indianer zu einer so mühsamen Arbeit viel zu träge waren, und sein Versuch, durch eine Mine in die Festung einzudringen, wurde durch eine Gegenmine der Belagerten vereitelt. So mußten denn die Indianer, nachdem sie zehn Tage lang eine ungeheure Masse von Pulver und Blei nutzlos verschwendet hatten, die Belagerung aufheben.

Indessen ergoß sich der Strom der Einwanderung immer mächtiger in die fruchtbaren Gefilde von Kentucky; die ersten Niederlassungen wuchsen zu volkreichen Städten und blühenden Dörfern an, und während hier die Blockhäuser verschwanden und steinernen Häusern Platz machten, wurden im westlichen Theile des Landes neue Ansiedelungen gegründet, deren Besitzer ähnliche Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen hatten, wie Boone und seine Gefährten. Es währte nicht lange, so gingen die kühnen Jäger auch über den Mississippi, und nun begann in Missouri und Arkansas der Kampf zwischen der weißen und rothen Bevölkerung, um, wie in den östlichen Staaten, mit der Ausrottung der Wilden zu endigen.

5.

Unter denjenigen, welche sich vor der zunehmenden Bevölkerung immer tiefer in die Wildniß zurückzogen, befand sich auch Daniel Boone. Unbekannt mit den Formen des Geschäftslebens hatte er sich durch betrügerische Kaufleute aus seinen Besitzungen verdrängen lassen und war dann wieder zu seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, zurückgekehrt. Kaum aber hatte er in einem Walde seine Blockhütte aufgeschlagen, so folgten ihm andere Männer, welche in der Nachbarschaft Pflanzungen anlegten und ihn durch die Vertreibung des Wildes zwangen, wieder weiter nach Westen zu ziehen.

So blieb sein Leben eine ununterbrochene Wanderung, bis er endlich auch den Mississippi überschritt und die letzten Jahre seines Lebens in den Wäldern Missouris zubrachte. Zugleich aber war sein Leben eine lange Kette gefahrvoller Abenteuer, von denen zwei zur Charakterisirung des eben so muthigen als starken Mannes hier Platz finden mögen.

Auf einem seiner Jagdzüge übernachtete Boone in einer einsamen Hütte, als er in seiner Stube die Tritte eines Menschen zu hören glaubte. Gleich darauf vernahm er einen Laut, welcher dem Gestöhn eines Verwundeten glich, und da er auf seine Frage, ob Jemand da

Digitized by Google

ſeie, keine Antwort erhielt, ſo ſtand er auf und tappte im Finſtern umher, um die Urſache des Geräuſches zu ergründen. Zu ſeiner Ueberraſchung erfaßte er den Pelz eines Bären, und gleich darauf ſchleuderte ihn ein furchtbarer Schlag mit der Tatze zur Thüre hinaus. Boone hätte entfliehen können; ſtatt deſſen kehrte er aber in die Stube zurück, ergriff ſein Meſſer und ſeinen Tomahawk und theilte mit gewaltigem Arme ſeine Schläge aus. Der Tomahawk that jedoch auf den zottigen Pelz keine Wirkung; vielmehr preßte ihn das Thier in eine jener furchtbaren Umarmungen, denen nur ein Rieſe wie Boone widerſtehen konnte. Ein Schlag auf die Schnauze des Thieres machte ihn wieder frei; als er aber nun zur Thüre hinausſprang, folgte ihm der Bär und holte ihn nach wenigen Schritten ein. Zum Glück trat der Mond in dieſem Augenblick hinter einer Wolke hervor; Boone erblickte am Boden eine Stange, ergriff dieſe erwünſchte Waffe und ſchlug mit aller Kraft der Verzweiflung auf den Bären los. Zwei- oder dreimal wurde dieſer zu Boden geworfen; endlich aber packte er die Stange und zog ſie mit ſolcher Gewalt an ſich, daß Mann und Thier zu Boden fielen. In demſelben Augenblick ſtand Boone wieder aufrecht da, ſchmetterte ſeinen Tomahawk tief in die Schnauze ſeines Feindes, ſprang in die Hütte, warf die Thüre hinter ſich zu und ſtemmte ſich mit den Schultern dagegen. Sein Widerſtand war jedoch der Kraft des furchtbaren Thieres nicht gewachſen, denn es ſtieß beim erſten Anlauf die Thüre ein und ſtürzte mit den Trümmern derſelben in die Stube. Was weiter geſchah, vermochte Boone nicht zu berichten; nach Sonnenaufgang aber fand ihn ſein Schwiegerſohn, welchen ein glücklicher Zufall in die Hütte geführt hatte, beſinnungslos am Boden, und neben ihm lag der Leichnam des Bären. Der wackere Jäger erholte ſich bald und konnte ſchon nach einigen Wochen wieder ſeiner Beſchäftigung nachgehen.

Einige Jahre ſpäter fiel Boone bei der Verfolgung eines Bären durch eine Felsſpalte in eine Höhle und zerbrach im Fallen den Schaft ſeines Gewehrs. Er ſelbſt war unverletzt; doch gewahrte er zu ſeinem Schrecken in einem Winkel zwei Jaguars, welche ihn mit leuchtenden Augen betrachteten. Es waren Junge; während er aber noch überlegte, was er mit ihnen anfangen ſollte, vernahm er ein Geſchrei, welches ihm die Annäherung der Mutter verkündigte. Er hatte gerade noch Zeit, einen loſen Felsblock vor die Oeffnung zu wälzen und zur

Digitized by Google

Befestigung desselben einige kleinere Steine unterzuschieben. Nach einigen Minuten sprang ein ungeheurer Jaguar mit solcher Gewalt gegen den Felsen, daß Boone seine ganze Riesenstärke anwenden mußte, um den Eingang zu vertheidigen. Die Sprünge des wüthenden Thieres wiederholten sich, und zugleich warfen sich die Jungen auf Boone und zerkratzten ihn mit ihren scharfen Krallen, bis dieser dem Jaguar mit seinem Messer, das er an den Flintenlauf gebunden hatte, einen Stich in der Schulter beibrachte. Da Boone bemerkt hatte, daß das Geschrei der Jungen die Mutter immer mehr in Wuth versetzte, so schlug er ihnen mit seinem Büchsenlauf die Schädel ein; die Angriffe der Alten hörten aber darum nicht auf, sondern wurden nur in einer andern Weise erneuert. Statt der Sprünge gegen den Felsen erfolgte nämlich ein Scharren und Kratzen, in Folge dessen die Steine am Eingang immer lockerer wurden, bis einzelne Stücke in die Höhle rollten und der große Felsblock zu wanken begann. Boone sah mit Entsetzen, daß die Oeffnung immer größer wurde, und nach kurzer Zeit erblickte er den Jaguar, der bereits den Kopf und die Schultern durch die Oeffnung gezwängt hatte. Er sprang empor, faßte den schweren Büchsenlauf mit beiden Händen, und indem er seine ganze Kraft zu einem entscheidenden Schlage zusammenraffte, zerschmetterte er den Schädel der Bestie, daß sie augenblicklich verendete.

Unter solchen Abenteuern lebte der kühne Jäger über dreißig Jahre in den Urwäldern von Missouri, bis er im September 1820 auf der Besitzung seines Schwiegersohnes Finn in seinem neunundachtzigsten Jahre starb. Die Regierung von Missouri ehrte sein Andenken durch eine dreiwöchige Trauer; die gesetzgebende Versammlung von Kentucky aber ließ seinen Leichnam nach der Hauptstadt bringen, ihn feierlich bestatten und Boone's Bildniß neben dem von Washington über dem Stuhle des Präsidenten aufhängen.

Die deutschen Nadelbäume.

Von K. Hofmann von Nauborn.

Der heitere Sonnenschein lockt uns hinaus durch Wiesen und Fluren in die grüne Blätterpracht des Waldes, woher uns der Vögelein

frohe Jubellieder entgegen tönen. Wir folgen gerne und stimmen auch unser Lied mit an:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?"

Aber nicht in den grünen Blätterdom der Eichen und Buchen, sondern unter die schlanken Säulen und in die luftigen Hallen des Nadelwaldes geht heute unser Weg. Da lauschen wir dem ernsten Rauschen der hohen Wipfel und hören wie die Tanne „guten Muths" spricht:

„Ob auch an Blüthen ich darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit;
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe!"

Die Nadelhölzer, welche in unseren Wäldern wachsen, und von solchen soll hier nur die Rede sein, haben in ihrer äußeren Erscheinung soviel Gemeinsames, daß sie im gewöhnlichen Leben oft nicht einmal unterschieden werden. Unter dem Namen „Tanne" oder „Tannenwald" begreift man in den meisten Gegenden Deutschlands alle Nadelholzbäume. Die auffallendsten gemeinsamen Eigenschaften der Nadelhölzer sind aber eben ihre eigenthümliche Blattform, ihr schlanker Wuchs und das dauernde Grün der Nadeln oder Blätter, das uns auch selbst im starren Winter von dem fortdauernden Leben der Natur Zeugniß gibt und uns den künftigen Frühling ahnen läßt.

Hauptsächlich sind vier Arten Nadelbäume in unseren deutschen Wäldern heimathlich: die Kiefer, die Fichte, die Tanne und die Lerche. Führen wir uns zunächst die allgemeinen Unterscheidungszeichen der verschiedenen Arten vor, um alsdann die Lebensgeschichte der Nadelbäume kennen zu lernen.

Die Kiefer ist wohl der am weitesten verbreitete unter unseren Nadelbäumen; sie ist durch ihre rauhe, zerrissene, rothbraune Rinde, durch ihre starr nach oben stehenden Aeste, sowie durch ihre beinahe zwei Zoll langen Nadeln, von denen je zwei zusammen stehen, leicht kenntlich. Es liegt etwas Rauhes und Finsteres in ihrem Wesen.

Die Fichte ist schon feiner gebaut; die Rinde des nach oben hin sichtlich dünner werdenden Stammes ist mehr braungrau und nicht so rauh,

Digitized by Google

wie bei der Kiefer; die Aeſte hängen maleriſch nach unten; die Nadeln ſind etwa einen halben Zoll lang und ſtehen ſehr dicht, aber einzeln rund um die Zweige. Durch die dichte Zweig- und Nadelbildung werden die nicht ſehr ſtarken Aeſte nach unten gebogen, was dem Charakter des Baumes etwas Schwermüthiges gibt.

Die Tanne, auch Edeltanne, Weißtanne, von der weißen Rinde des Stammes ſo genannt, bildet einen geraden ſtarken Stamm, deſſen Aeſte und Zweige ſich weit ausbreiten und faſt wagrecht von demſelben abſtehen. Die Nadeln ſind wohl gegen einen Zoll lang, aber ziemlich breit, oben glänzend dunkelgrün und unten mit einer faſt blaugrünen Färbung, durch welche eine dunkelgrüne Linie geht, verſehen. Die Tanne iſt der ſtolze, kühne Baum der Gebirge, der wie ein König über die Lande ſchaut.

Die Lerche unterſcheidet ſich leicht von den übrigen Nadelbäumen durch die unregelmäßige Aſt- und Zweigbildung und durch den eigenthümlichen Nadelſtand. Es finden ſich nämlich in kleinen Entfernungen rund um die Zweige herum Büſchel von ſechzig, ſiebzig bis achtzig, etwa einen halben Zoll lange Nadeln, welche ſehr zart und zierlich ausſehen. Die ſtärkeren Zweige und Aeſte ſtehen wagrecht vom Stamme ab, während die ſchwächeren ſich ſanft nach unten neigen. Die Rinde der Lerche iſt rothbraun und wird eben ſo riſſig, wie diejenige der Kiefer.

Beginnen wir nun die Geſchichte des Baumes mit dem leichten, geflügelten, kleinen Samenkörnlein, aus dem die rieſige Größe des einſtigen ſtolzen Baumes ſich entwickeln ſoll. Die kleinen, braunen Samenkerne, welche nach der einen Seite hin eine Art Flügelhaut haben, vermöge welcher ſie leicht vom Winde fortgeweht werden, bilden ſich in den ſogenannten Zapfen, die an den Zweigen wachſen und ohne Mühe an den Bäumen hangend oder auch bereits abgeworfen auf dem Boden gefunden werden können. Wir fügen hier noch hinzu, daß die kegelförmigen Zapfen in der lateiniſchen Sprache Conus heißen und hiernach alle zapfentragende Bäume Coniferen, d. h. Zapfenträger genannt werden. Iſt der Samen in den Zapfen reif geworden, ſo fällt er aus und der Macht des Windes anheim, die ihn an ſeine zukünftige Wohnſtätte führt. Eine ſolche natürliche Beſamung nennt der Forſtmann „Anflug“. Meiſtens wird jedoch zur Anlage von Nadelholzwaldungen der Samen geſammelt und mit ihm eine Strecke Landes beſäet.

Digitized by Google

Hat der Samenkern ein geschütztes Plätzchen gefunden, so beginnt alsbald im Frühling seine wachsende Thätigkeit. Ein jeder Samenkern hat im Mittelpunkt eine sogenannte Achse, von welcher zwei Keime ausgehen, und zwar der Keim zum Stamm, nach oben zum Lichte, und der Keim zur Wurzel, nach unten in die Erde.

Den eigentlichen Samenkern umgibt eine aus Sameneiweiß bestehende Schale, welche zunächst von dem Wurzelkeim durchbrochen wird, die aber auch dem jungen Keime noch Nahrung spendet. Durch das Hervorbrechen des Wurzelkeims wird ein fester Halt für die zukünftige Pflanze im Boden gewonnen, und es kann alsdann der Stammkeim seine Licht erstrebende Thätigkeit beginnen. Die Nadelhölzer keimen gewöhnlich mit fünf bis sieben Samenlappen und nach diesen folgt eine ebenso große Anzahl weicher Nadeln, zu welcher Entwickelung jedoch fast ein ganzes Jahr nöthig ist. Die jungen Pflänzchen wachsen überhaupt in den ersten Jahren verhältnißmäßig sehr wenig nach oben, während die Wurzel immer mehr sich ausbreitet und festen Halt zu gewinnen sucht. Im dritten und vierten Jahre erst beginnt die Zweigbildung, und das kleine Bäumchen wird mit einer zarten, grünen Nadelkrone geschmückt. Bei der Tanne namentlich ist das Längenwachsthum bis zum zehnten oder zwölften Jahre sehr gering, so daß ein Bäumchen in diesem Alter oft nicht über zwei Fuß hoch ist, seine Zweige aber schon in weitem Umkreis ausstreckt. Alljährlich wird ein neuer Kreis von Astanlagen um den Stamm herum, der sogenannte Quirlansatz, gebildet und nach der Zahl der Quirlansätze, welche in der Regel aus fünf bis sechs Zweigen bestehen, ist es leicht, das Alter des Baumes zu bestimmen. Vom zwölften Jahre beginnt bei der Tanne und Fichte das eigentliche Höhenwachsthum, während nunmehr die Zweigbildung sich beschränkt. Die Krone strebt majestätisch in die Luft, die oberen Aeste und Zweige breiten sich wagrecht aus, und die unteren beschatteten Quirlansätze werden nach und nach abgeworfen, so daß die schlanke Säule beinahe bis zur Krone sichtbar wird. Die Kiefern und Lerchen beginnen ihr Höhenwachsthum früher; sie sind in ihrem zehnten Jahre wohl doppelt, ja nicht selten dreimal so hoch als Tannen und Fichten, indessen holen die letzteren reichlich das Versäumte nach.

Das Wachsthum überhaupt bei den Bäumen geschieht durch die Knospen, deren wir dreierlei Arten unterscheiden. Durch die Haupt- oder Endknospen, welche an den Enden der Aeste und Zweige sich

Digitized by Google

bilden, entsteht die Verlängerung des Stammes, der Aeste und Zweige. Durch die Achsel- und Nebenknospen werden neue Zweige gebildet. Die Knospen, welche das kommende Frühjahr die neuen Ansätze und Zweige entwickeln sollen, bilden sich schon im Herbst vorher, gleichsam wie sich der zukünftige Charakter des Menschen schon in der Jugend bildet, sich aber erst später im reiferen Alter entfaltet.

An den Haupt- oder Nebenzweigen entwickelt sich noch eine Art Knospen, welche dazu bestimmt sind, Blüthenkätzchen oder samentragende Zapfen zu bilden, und daher Blüthen- oder Samenknospen heißen. Im lustigen Mai, wenn im Reiche der Natur sich alles neu zu beleben beginnt, schwellen auch die Knospen der Nadelhölzer, durchbrechen ihre winterlichen Hüllen und schießen, bei der Kiefer als silberweiße, bei der Fichte, Tanne und Lerche als hellgrüne, zarte Sprossen, die sich wunderbar schön von den dunkelgrünen alten Nadeln unterscheiden, hervor.

Bei der Tanne und Kiefer gruppiren sich die Knospen zu vier oder fünf um die Endknospe eines Triebes; die Endknospe verlängert den Stamm oder Ast, und die übrigen bilden den neuen Quirlansatz. Da die Kiefer keine Nebenknospen, d. h. solche Knospen, welche an jedem beliebigen Ort der Aeste und Zweige entstehen, bildet, so ist ihr Wuchs, wenn nicht andere Hindernisse in den Weg treten, ein sehr regelmäßiger. Gewöhnlich aber sind mehrere Insektenarten die Hauptfeinde dieser Regelmäßigkeit; sie nisten sich in dem jungen vollsaftigen Haupttriebe an und zerstören denselben, so daß einer der Seitentriebe den Haupttrieb ersetzen muß. Da dieses nicht selten geschieht, so sehen wir die Kiefer namentlich im Alter oft mit einer sehr unregelmäßigen Krone, im Gegensatz zu dem gleichmäßigen Wuchs der Tanne. Durch die vielen Nebenknospen der Fichte, welche selbstständige Zweige bilden, wird die Regelmäßigkeit des Wuchses sehr beeinträchtigt. Die Zweigbildung der Lerche ist ganz unregelmäßig, da allenthalben Knospen entstehen, die neue Zweige bilden können. Die Lerche ist auch der einzige unserer Nadelbäume, der alljährlich im Spätherbst seine Nadeln abwirft und im Frühling sich wieder mit neuen Büscheln bekleidet. Die Nadeln der Kiefer bleiben drei bis vier Jahre hängen, während die Nadeln der Tanne und Fichte zehn bis zwölf Jahre den Baum zieren, bevor sie von neuen ersetzt werden.

Nicht selten kommt es bei Tannen, auch bei Fichten vor, daß

Digitized by Google

eine Menge Knospen auf einem kleinen Raum eines Astes hervorbrechen und ein dichtes Gewirr von kleinen Zweigen bilden. Der Volksmund hat dieser absonderlichen Erscheinung, von der der Forstmann sagt, daß sie von Insektenstichen herrühre, den Namen „Hexenbesen" oder „Wetterbusch" gegeben, da man thörichterweise glaubt, der Blitz werde davon angezogen. Aus diesem Grunde fürchtet sich auch der abergläubische Holzhauer, den Hexenbesen nach Hause zu tragen.

Während der schlanke Nadelholzbaum hinauf in die blauen Lüfte steigt, strebt seine Wurzel immer tiefer in den dunklen Grund der Erde, um für den stolzen Höhenwuchs festeren Halt zu gewinnen. Die Haupt- oder Pfahlwurzel geht senkrecht in die Tiefe, die Seiten- und Nebenwurzeln breiten sich mehr wagerecht aus. Das Höhenwachsthum eines Baumes steht mit dem Wachsthum der Wurzel in einem gewissen Verhältniß, so daß, je nachdem der Baum in die Höhe steigt und seine Krone ausbreitet, auch die Wurzel sich tiefer in die Erde senkt und die Nebenwurzeln weiter aussendet.

Die Kiefer bildet eine starke Pfahlwurzel und kräftige Wurzeläste, sie gedeiht daher nicht wohl in steinigtem Boden. Aehnlich ist es bei der Tanne; obgleich diese auf den Höhen der Gebirgsrücken ihre luftige Heimath hat, greift sie doch mit ihren Wurzeln tief in die Erde trotz des felsigen Bodens, oder die Wurzeln umklammern das Gestein, um sich neue Spaltöffnungen zu suchen.

„Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne schlank und grün,
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn."

Die Fichte hat eine minder starke Pfahlwurzel; ihre Seitenwurzeln bilden sich schon frühe aus, gehen aber selten tief. Daher kommt es auch, daß die Fichte leicht vom Sturmwind entwurzelt wird, während die stolze Tanne kühn den Stürmen Trotz bietet. Die Eigenschaft, Wurzelausschläge zu bilden, wie dieses bei den Laubhölzern häufig vorkommt, besitzen die Nadelhölzer nicht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Schlangenvogel.

Digitized by Google

Dieſen wunderbaren Vogel hat Buffon richtig beſchrieben, wenn er ſagt: „Der Anhinga hat die Geſtalt eines Reptils auf dem Leibe eines Vogels.“ Die, welche den langen Hals eines Anhinga geſehen, wenn er aus dem Waſſer oder zwiſchen dem Schilfe hervorſchaut, ſagen, daß er leicht für eine Schlange gehalten werden könne. Le Vaillant behauptet ſogar, der Hals dieſes Thieres mache immer ſchlangenförmige Bewegungen, wenn es auf dem Baume ſitze. Dieß iſt in der That der Fall und zwar nicht nur, wenn es auf Bäumen ſitzt, ſondern auch wenn es ſchwimmt. Dagegen wenn der Schlangenvogel fliegt, ſtreckt er den Kopf vorwärts und bildet mit dem Schwanze eine gerade horizontale Linie; ſein langer Schwanz, aus ſtarken und elaſtiſchen Federn, dient ihm als Ruder, wenn er unter dem Waſſer ſchwimmt, um Fiſche, ſeine Hauptnahrung, zu fangen. Kleinere Fiſche verſchlingt er auf einmal; größere trägt er ans Land, ſtellt einen Fuß darauf und zerhackt ſie mit dem Schnabel. Er baut ſein Neſt auf Bäumen oder Felſen in der Nähe des Waſſers. Er iſt ausnehmend wild und ſchwer zu greifen, namentlich wenn er ſchwimmt. Er taucht beſtändig unter und kommt erſt in großer Entfernung wieder zum Vorſchein. — Er gehört zum Geſchlecht der Pelicane und wird in Amerika und Afrika gefangen.

Sechsſylbige Charade.

Von Julie Ruhkopf.

Diebe ſind die erſten Beiden,
Und die Dritt' und Viert' ein Mädchen.
Mit den Letzten kann viel Leiden
Dir der kecke Schütz' bereiten,
Und das Ganze iſt ein Städtchen.

Auflöſung des Anagramms auf S. 480:
Genua, Auge, genau.

Die Burggräfin von Achtershofen.

Erzählung von Clara Jäger.

In einer elenden, halb zerfallenen Hütte, durch deren ſchadhaftes Strohdach der Wind von Zeit zu Zeit den aufgewirbelten Schnee herabſandte, ſaßen zwei Frauen, emſig am Spinnrad beſchäftigt. Zu den Füßen der jüngeren von ihnen kauerte ein kleiner Knabe, der an einer harten Brodrinde nagte und mit ſeinen großen hohlen Augen gierig das Schwinden derſelben verfolgte, ohne doch eine Abnahme ſeiner übergroßen Eßluſt zu bemerken, die man wohl auch mit dem rechten Namen „Hunger" bezeichnen kann.

Der kleine niedrige Raum ward ſpärlich von dem flackernden Schein eines mehr dampfenden als leuchtenden Kienſpanes erhellt, und die geringe Wärme, welche am Morgen hier geherrſcht haben mochte, nachdem der alte Lehmofen ſeine karge Nahrung erhalten, die ganz im Verhältniß zu den Portionen ſtand, welche den menſchlichen Inſaßen zu Theil wurden, war längſt durch die vielen Lücken in Dach und Wänden des Häuschens hinaus und in die kalte Winternacht geflogen. Die Frauen drehten ſchweigend ihre Räder, und raſtlos glitt der ſilbergraue Faden durch ihre froſtſteifen Finger. Keine ſprach ein Wort, und doch ſah es die Eine auf den Zügen der Anderen, daß ihre Gedanken dieſelben waren. Was bedurfte es da noch des Ausſprechens? Sie froren, ſie hungerten, ſie dachten mit banger, Herz und Kehle zuſchnürender Sorge des kommenden Tages, denn das Stückchen Brodrinde, das jetzt in den Händen des kleinen Buben zu einem Atom zuſammenſchrumpfte, war das letzte Reſtchen von Nahrungsmitteln, das ſich in der Hütte vorfand; und wer ſich auch die Mühe hätte geben wollen, jeden Winkel, ja ſelbſt das kleine Aſchenhäufchen im Lehmofen zu durchſuchen, er würde auch nicht die allerkleinſte Münze entdeckt haben, die es den Frauen möglich gemacht hätte, für neues Brod zu ſorgen.

Bis heute hatten ſie immer noch guten Muths jedem kommenden Tage entgegengeſchaut, denn wenn auch das Brod ſchon oft recht knapp geweſen war, ſo meckerte doch im Stall, dicht neben der Stube, eine Ziege, die ſie mit köſtlicher Milch verſorgte.

Dieſer Ziege erging es vortrefflich; ſie war die bevorzugte Bewohnerin des ganzen Hauſes, denn ſelbſt das Bübchen konnte ſich ſo ſorgfältiger Pflege nicht rühmen, wie der langbärtige Hans im Stalle. Dieſer hatte ſtets ein weiches Mooslager, und da die Frauen während des langen Sommers fleißig das Gras an den Grabenborden für ihn geſchnitten und getrocknet hatten, ſo hielt er täglich gar köſtliche und reichliche Mahlzeiten, denen der kleine Bube ſchon oft mit einem Gefühl von Neid, wenn auch unbewußter Art, zugeſchaut hatte, nachdem er vergeblich verſucht, an dem leckeren Mahle Theil zu nehmen. Er wußte nicht, wie das zuging, dem Hans ſchmeckte das duftende Heu ſo überaus gut, und er konnte demſelben gar keinen Geſchmack abgewinnen, obgleich er doch nicht minder hungrig war, als das Thier.

Heute war's nun freilich gar nicht hungrig, es meckerte auch nicht wie ſonſt; ſprang auch nicht umher im kleinen Stalle; denn es lag lang ausgeſtreckt, ſteif und ſtarr auf ſeinem Moosbette. Es war todt und mit ihm die letzte Quelle für die armen Bewohner der Hütte verſiegt, denn woher nun die Mittel zur Friſtung ihres Lebens nehmen? Die alte Frau mußte wohl eben von dieſem Gedanken überwältigt worden ſein, denn ſie ließ die Hände matt auf ihren Schoß ſinken und murmelte: „Großer Gott, wenn auch das Kind den Hungertod ſterben müßte, es wäre zu entſetzlich! Gibt es denn gar kein Mittel zu ſeiner Errettung wenigſtens?"

„Keines, Mutter!" ſagte die junge Frau dumpf, und obgleich der Ton dieſer wenigen Worte faſt wie in ſtumpfer Gleichgültigkeit geſprochen ſchien, ſo ſtraften doch die heißen Zähren dieſe Stimmung Lügen; Zähren, die in großen, ſchweren, brennenden Tropfen über die bleichen eingefallenen Wangen der Frau rollten, während ſie in raſtloſer Haſt den flächſenen Faden zog und auf die Spule drehte. Dieſe Arbeit war ja ihr einziger Troſt, ihre einzige Hoffnung.

„Alſo doch noch eine Hoffnung?" werdet ihr aufathmend ſagen, liebe Leſer. „So gab es alſo doch noch ein Mittel, die Armen vom Hungertode zu erretten!"

Ja, vielleicht! wenn nämlich das letzte Stündlein ihnen nicht eher ſchlug, als das letzte Stückchen Garn fertig geſponnen war, dazu war aber nicht viel Ausſicht vorhanden. Der Leinweber nahm und bezahlte nur zehn Stück auf einmal, denn mit dem kleineren Detailgeſchäft könne er ſich nicht einlaſſen; das ſei zu unbequem und auch

zu zeitraubend, hatte er gemeint, als Frau Martha, die Mutter des kleinen Knaben, ihn dringend gebeten, doch mit ihr, der armen Wittwe, eine Ausnahme zu machen. Nur einen ganz kleinen Vorschuß hatte er ihr bewilligt, der natürlich in Abrechnung kam, sobald die nächsten zehn Stücke Garn ihm überliefert wurden. Als dieß das letzte Mal geschah, war Frau Martha mit ihrem kleinen Geldvorrath, der ihr wie ein Schatz vorkam, obgleich er doch nur wenige Groschen betrug, glückselig nach Hause gewandert und hatte schon berechnet, daß sie und ihr altes Mütterlein bei angestrengtem, unausgesetztem Fleiß doch noch würden auf bessere Tage hoffen dürfen! Der Leinweber hatte ihr schönes, gleichmäßig gesponnenes Garn von auserlesener Feinheit zwar nicht gelobt, allein sie hatte deutlich gesehen, daß er zufrieden mit der gelieferten Waare war, die er schmunzelnd an einen besonderen Nagel an der Wand seiner Vorrathskammer befestigt hatte. Und auf dieß wohlgefällige Betrachten und Schmunzeln des reichen Mannes gründete Martha einen ganzen Berg voll Hoffnungen.

„Liebe Frau," sagte der Leinweber, „Sie spinnt einen guten, festen Faden. Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und die bessere Arbeit muß auch besseren Lohn erhalten. Deßhalb werde ich von jetzt an den Preis, den ich Ihr bisher zahlte, um die Hälfte erhöhen."

Sie hörte diese Worte so deutlich vor ihren Ohren, als sie heim wanderte, daß sie unwillkürlich laut ausrief: „O, Gott lohne es Euch!" — aber der Klang ihrer eigenen Stimme rief sie wieder in die Gegenwart zurück. Sie lächelte über die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, die ihr schon die Gewißheit einer kaum gekeimten Hoffnung vorspiegelte, aber gern verweilten ihre Gedanken bei dieser Hoffnung, die ihr wie ein helles Morgenroth schönerer Tage vorschwebte. Konnte sie es nur erst wieder so weit bringen wie damals, als ihr guter Christoph noch lebte, wo sie zwei Ziegen im Stall hatten, die unausgesetzt für Milch sorgten, wo sie noch ein gutes Bett und ein festes, warmes Häuschen hatten; ach, wie köstlich müßte es sein, sich das Alles wieder zu erringen und vor allen Dingen den kleinen Buben mit dicken rothen Backen vor sich zu sehen, heiter, ja ausgelassen lustig, in einem warmen, neuen Kittel, mit einer Ohrenmütze und wollenen Fausthandschuhen, die sie ihm selbst stricken wollte. Und das liebe Mütterlein sollte nicht vergessen werden; o gewiß nicht! Sie wußte ganz genau, womit sie ihr eine Freude machen wollte, und die Alte

sollte so überrascht sein, daß sie kein Wort hervorbringen könnte. Es ist ja so leicht Glückliche zu machen, und Frau Martha war überzeugt, sie verstehe das aus dem Grunde, und wünschte nichts sehnlicher, als ihr Talent auf die Probe gestellt zu sehen.

Dazu war aber gar geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden; denn als sie nach langer, beschwerlicher Wanderung bergauf, bergab über steinige, steile Gebirgspfade endlich ihr ziemlich einsam gelegenes Hüttlein erreichte, fand sie daselbst neben den altgewohnten Hausgenossen, dem Kummer und der Sorge, noch einen neuen vor, der sie bisher verschont hatte: es war die Krankheit. Das Bübchen war es, den sie ergriffen hatte! Er lag ächzend und stöhnend auf seiner Strohschütte, und obgleich die Großmutter ihn so warm wie möglich eingepackt, ja sogar den Ofen geheizt hatte, obgleich draußen noch eine milde Herbstluft wehte, so schüttelte er sich doch unaufhörlich vor Frost, so daß die kleinen Zähne klappernd an einander schlugen. Frau Martha's Herz stand still bei dem Anblick ihres Lieblings, und wie sie eben Alles von der Zukunft gehofft, so wollte sie nun fast verzweifeln, denn sie glaubte nicht anders, als das Kind werde sterben, und dann, was sollte ihr das Leben, das öde, traurige, lange Leben?

Aber das Bübchen erholte sich wieder, denn die Großmutter, ihres Alters und ihrer Gebrechlichkeit nicht achtend, war sofort nach der Tochter Zurückkunft zur Stadt geeilt und hatte dort einen heilsamen Trank geholt, der das Fieber vertrieb und die Kräfte des Kindes allmälig wieder zurückrief. Aber der Apotheker hatte sich den Trank theuer bezahlen lassen. Die wenigen Groschen, welche Frau Martha damals nach Hause brachte, hatten gar nicht einmal ausgereicht, und erst als abermals zehn Stück Garn abgeliefert worden waren, konnte die Restschuld für die Medikamente getilgt werden.

Von einer Erhöhung des Spinnerlohnes war aber gar nicht die Rede gewesen, so viel auch Frau Martha die Züge des Leinwebers beobachtete und immer hoffte, er werde das entscheidende Wort aussprechen. Ja, als sie sich einmal ein Herz faßte und mit stockendem Athem von der großen Theurung aller Lebensmittel sprach, von der langen Krankheit ihres Kindes und von dem geringen Verdienst, da sagte er ärgerlich: „Glaubt Sie denn, daß die Theurung nur Sie allein trifft? Unsereins hat eben so gut seine Sorgen und Mühen als Sie, und was den geringen Verdienst betrifft, von dem Sie da spricht, so

liegt es ja in Ihrer Macht, denſelben zu erhöhen. Spinne Sie nur fleißiger, dann wird Sie ſchon mehr verdienen, denn daß ich immer baar bezahle, das weiß Sie ja."

Das klang wie Hohn in Frau Martha's Ohren. „Spinne Sie nur fleißiger!" hatte der Mann geſagt. Du lieber Gott, als ob es möglich wäre, jede Minute noch mehr auszunützen, als ſie es that. Spann ſie nicht oft die langen, langen Nächte hindurch, wenn Mutter und Kind in ſüßem, Vergeſſen bringendem Schlummer lagen, und netzte ſie dann nicht den Faden mit dem bitteren Salz ihrer Thränen?

Doch genug. Wir haben dem lieben Leſer ein deutliches Bild von den Verhältniſſen der kleinen Familie gegeben, welche ſo mühſam und kümmerlich ihr Leben friſtete. Kehren wir nun zu dem Abend zurück, an dem wir ſie verließen, um einen Blick auf ihre Vergangenheit zu werfen.

Das Bübchen hatte eben ſeine beſchwerliche Arbeit vollbracht: die Rinde war aufgenagt; da es ſich aber keineswegs geſättigt ſah, ſo rief es jetzt nach mehr und verlangte beſonders mit heftigem Ungeſtüm nach Milch, eine Forderung, die ihm bisher nie verweigert worden war, und deren Nichterfüllung es jetzt ebenſo befremdete, als kränkte. Vergebens bemühte ſich Frau Martha, ihm gut zuzureden, ihn mit allen erdenklichen Verſprechungen zu tröſten; obgleich es ſehr wohl verſtand, was ſie ſagte, wollte es ſich doch nicht zufrieden geben, und ſeine Thränen ſtrömten reichlich, vom heftigſten Schluchzen begleitet. Endlich aber ließ der Sturm nach; Müdigkeit hatte im Kampf mit dem Hunger geſiegt; der Kleine ſenkte das Köpfchen tiefer und tiefer und lag bald in feſtem Schlummer, gut eingehüllt auf ſeinem Lager dicht am faſt erkalteten Lehmofen, gegen den er im Schlafe die roth gefrornen Händchen ſtemmte, als wolle er ihn zwingen, noch einen heimlich verborgenen Reſt von Wärme herauszugeben.

Nachdem das Weinen des Kindes aufgehört hatte, war es wieder todtenſtill im kleinen Raume, nur das Schnurren und Surren der Spinnräder hörte man und dann und wann einen Seufzer aus der Bruſt einer der beiden Frauen. Da klangen plötzlich feſte Männertritte draußen auf dem ſtark gefrornen, kniſternden Schnee, und ein Tappen nach der Thürklinke, ein Scharren mit den ſchweren, nägelbeſetzten Stiefeln ließ keinen Zweifel, daß die Hütte Frau Martha's das Ziel des nächtlichen Wanderers war. Als ſich die Thüre geöffnet hatte,

Digitized by Google

erkannten die Frauen bei dem hoch erhobenen Kienspan den Eintretenden. Es war Klaus, der Kohlenbrenner, der hier oben im Gebirge seinen Meiler und seine Hütte hatte und sich gern Nachbar nennen ließ, obgleich seine Behausung von dem Häuschen der Frau Martha wohl eine gute Viertelstunde entfernt lag. Aber gewissermaßen war er auch ihr Nachbar, wenn man nämlich diese Benennung von „nach" und von dem „Nächsten" ableitet, denn zwischen seinem Wohnort und dem der Frau Martha lag allerdings nicht das kleinste Hüttchen, und somit war er ihr unzweifelhaft der „Nächste".

Klaus war ein braver, ehrlicher Mensch, aber auch blutarm und kaum im Stande, sich und seine zahlreiche Familie zu ernähren. Und doch hatte er in den Zeiten der höchsten Noth noch immer eine Kleinigkeit für seine Nachbarn übrig gehabt und lieber selbst einmal gedarbt, als Andere darben gesehen.

Heute kam er auch mit einem Töpfchen Milch und einem halben Brod, denn er hatte zufällig gehört, daß die Ziege gestorben sei, und sein Mitgefühl ließ ihn nicht zurückschrecken vor der kalten, unfreundlichen Witterung; vor dem rauhen, beschwerlichen Wege, den zu so später Abendstunde zurückzulegen wahrlich ein warmes, opferbereites Herz erforderte. Aber wie reich fand er sich auch belohnt durch die freudig strahlenden Gesichter der Frauen, die nun, gleich dem Ertrinkenden, der den Strohhalm als Möglichkeit zu seiner Rettung ergreift, ihr Leben wiederum für einen Tag und länger gefristet sahen und mit schnell erstarkter Hoffnung drüber hinausblickten, als müsse auch dann sich Gottes Hülfe an ihnen mächtig erweisen. Sie drückten dem braven Klaus so warm und herzlich die Hand, daß es ihm geradeswegs bis ins eigene Herz drang und er sich mit einem so behaglichen Gefühl auf den angebotenen Holzschemel niederließ, als sinke er weichen Polsterkissen in die Arme. Auf seinen wettergebräunten, recht unschön geformten Zügen schwebte zudem ein so zufriedenes, glückseliges Lächeln, daß er ordentlich malerisch aussah in seinem derben Wollenwams, den weiten Hosen und plumpen Gebirgsschuhen.

„Hört nur, Frau Martha," sagte er pfiffig lächelnd, „ich kam besonders, um Euch einen Vorschlag zu machen, der, will's Gott, gute Früchte tragen soll. Es kann so nicht mit euch bleiben, Kinder! Ihr und die Alte quält euch mehr ab, als das erbärmlichste Lastthier, und habt dann nicht einmal Futter in der Krippe."

Digitized by Google

„Ei," rief die alte Frau, welche ſchon durch den Anblick des Nachbarn, ganz beſonders aber durch einige Schluck Milch und eine Schnitte Brod, wie ſie auch Frau Martha zu ſich genommen hatte, in die beſte Laune verſetzt worden war. „Ei, ei, Klaus, geht's Euch denn beſſer? Ihr legt doch auch die Hände nicht in den Schoß und thut, als ob Ihr immer vollauf hättet."

„Je nun, genug iſt's auch, Gott ſei Dank, bisher immer noch geweſen," ſagte Klaus und fuhr lachend fort: „Ich ſprach da vorhin von ‚Futter' und von ‚Krippe', und um bei ſolchem Gleichniß zu bleiben, ſo muß ich zwar ſagen, daß wir auch nur ſelten Hafer in der Krippe haben, aber Heu, Heu, liebe Kinder, Heu! Und das iſt's eben, was euch zuweilen fehlt und doch nicht fehlen darf."

„Es iſt mit dem Spinnen gar zu wenig zu verdienen!" ſagte Frau Martha wehmüthig, „und doch können wir Beide keine andere Arbeit verrichten. Die Mutter ihres hohen Alters wegen, und ich, weil ich mir, vor Jahren ſchon, bei einem unglücklichen Fall die linke Hand verrenkte."

„Ich weiß, ich weiß," rief Klaus. „Es war ein harter Schlag für Euch, doch wer hätte damals, als Euer Mann noch lebte, gleich daran gedacht, daß jener Fall ſo traurige Folgen für Euch haben würde! Aber nun zur Sache, liebe Kinder."

Die Alte lächelte über dieſe oft wiederholte Anrede des Nachbarn und dachte im Stillen, daß derjenige, der ſie ausſprach, doch wohl noch um ein gut Theil jünger ſein möge, als ſie ſelbſt, aber ſie äußerte ſich nicht darüber, ſondern ſagte nur: „Ja, ja, nennt nur den Vorſchlag, den Ihr uns zu machen habt. Er iſt gewiß gut."

„O gewiß," ſagte Klaus, „darauf könnt ihr euch verlaſſen, Kinder! Aber ich muß ein bischen weit ausholen, ehe ich zu dem Vorſchlag ſelbſt komme."

Er rückte auf ſeinem Schemel, die Hände unter die Beine geſteckt, einen Augenblick unruhig hin und her, dann begann er: „Als ich heute Morgen nach Flechſingen ging, um mir ein paar neue Kohlenſchaufeln zu beſtellen, da hörte ich, daß im Städtchen gar große Vorbereitungen gemacht werden, um die reiche Burggräfin von Achtershofen würdig aufzunehmen, die morgen dort mit großem Gefolge Nachtquartier machen will. Sie geht nach Trier zur Hochzeit ihres Bruders, — oder, was weiß ich."

Digitized by Google

„Nun, und was soll das für uns?“ fragte die Großmutter, die ihre Ungeduld kaum zu zügeln vermochte, bei der, wie es ihr erschien, allzuweitschweifigen Rede des Nachbars Klaus. „Ihr spracht doch von einem Vorschlag?“

„Ei, wie ungeduldig die alte Frau ist!“ rief Klaus lustig und fügte dann hinzu: „Kind, Kind, das mußt Du Dir abgewöhnen!“ worüber sie Alle, die alte Frau nicht ausgenommen, herzlich lachen mußten.

„Ihr wißt,“ fuhr dann Klaus fort, „die Burggräfin von Achtershofen ist die reichste Frau im Lande. Sie geht köstlich gekleidet in Sammet und Seide, und Hals und Arme funkeln von köstlichem Geschmeide. Ein einziger Stein aus demselben, eine einzige ihrer vielen Armspangen ist mehr werth, als Alles zusammen genommen, was ich und ihr besitzt.“

„Ich glaub's wohl,“ sagte die Alte, einen trüben Blick auf ihre überaus armselige Umgebung werfend. „Wir besitzen eben keine Kostbarkeiten!“

„O doch,“ rief Frau Martha, „sieh nur, Mutter, dort mein Bübchen, ist das nicht der köstlichste Schatz, der die Hütte zum Palast macht, und der, wo er fehlt, das schönste Schloß öde und leer läßt?“

Klaus nickte mit dem Kopfe und wischte sich mit den Fingerspitzen die Thränen aus den Augen. „Hast Recht, Kind,“ sagte er dann, „solche kleine Menschenkinder sind besser, als alles Geld und Gut, und ich sage auch: was helfen der Burggräfin alle ihre Diamanten, ihr Gold, ihr Silbergeschirr, da sie keinen solchen Schatz besitzt, wie wir ihn besitzen; da sie nicht Kind noch Kegel hat.“

„Ach, die arme Frau!“ sagte die Großmutter mitleidig. „Ja, da ist sie freilich zu beklagen, und ich glaube, sie möchte wohl ihre schöne Burg, oder ihr kostbares Kleinod hingeben, wenn sie unser Bübchen dafür haben könnte.“

„Aber ich würde es nicht fortgeben,“ rief Frau Martha. „Nicht um Alles, was sie besitzt, ja nicht um die Schätze der Welt.“

„Recht so, Kind!“ sagte Klaus. „Ich tauschte auch nicht, obgleich ich ein halbes Dutzend solcher kleiner Bürschchen und Mädel zu Haus habe. Aber nun hört meinen Vorschlag. Die Burggräfin muß unfern meiner Hütte vorüberkommen, dort an der Stelle, wo die riesigen Felskegel stehen. Da stellen wir uns Alle auf, das Bübchen natürlich auch, und wenn's euch genehm ist, rede ich die hohe Frau ehrerbietig

an, ſchildere ihr mit ein paar Worten euer Elend, eure Noth, na, wenn ſie Augen im Kopf hat, muß ſie ſchon die Wahrheit derſelben bei eurem Anblick herausfühlen, und bitte ſie, ſich eurer hülfreich anzunehmen. Gebt Acht, das wird ſie thun, und wie will ich mich freuen, wenn beſſere Tage für euch kommen!"

„Wie gut Ihr ſeid, Nachbar Klaus," ſagte Frau Martha tief gerührt, die Großmutter rief: „Ja, ja, er iſt der beſte Mann von der Welt, und hätte er das Geld der Burggräfin, wir würden gewiß nimmer gedarbt haben!"

„Möcht's auch glauben, Kinder," ſagte Klaus, „und nun Gott befohlen! Alſo morgen früh um ſieben! Hört ihr? Seid hübſch pünktlich."

Damit verabſchiedete er ſich, und bald hörten die Frauen ſeine Schritte in der Ferne verhallen.

Am andern Morgen, als die Erde noch in tiefem Schlummer lag, wanderten die Bewohner der Hütte ſchon der von Klaus bezeichneten Stelle zu, woſelbſt der Nachbar Köhler bereits ihrer harrte. Die Kälte hatte bedeutend nachgelaſſen, ſo daß das Bübchen auf der Mutter Arm nicht ſtärker fror, als geſtern im Zimmer, und, da es ſich an warmer Milch und eingebrocktem Brod heute gütlich gethan hatte, ordentlich friſch und roſig ausſah, woran freilich die winterliche Luft ihren größten Antheil hatte; denn ſie verſteht das Schminken beſſer, als alle „Hoftheaterwangenmaler" der ganzen Welt. Als die Sonne ſich jetzt langſam im Thale erhob und goldene Streiflichter auf die Felskuppen rings umher warf, da lachte das Bübchen laut auf vor Freude, und die Mutter hatte ihre Noth, ihn auf dem Arm zu erhalten, ſo lebhaft haſchte er die blendenden Strahlen mit ſeinen kleinen Fingern und wunderte ſich, wenn ſie ihm immer wieder entglitten. Bald aber achtete er nicht mehr auf die Sonnenſtrahlen ſelbſt, ſondern auf das köſtlichſte Funkeln und Flimmern, das er je geſehen, und das ſich langſam immer mehr und mehr näherte. Ei, ſah das prächtig aus! Selbſt die Erwachſenen konnten ihre Blicke kaum von dem ſchönen Schauſpiel abwenden, das ihnen auch neu und überraſchend war.

Voran von zwei pechſchwarzen Rappen gezogen, die gerade ausſahen, als ſtammten ſie aus Nachbar Klaus' Meiler, fuhr die Burggräfin mit einer ihrer Damen in einem köſtlich verzierten, mit Tigerfellen bedeckten Schlitten. Das Geſchirr der Pferde blitzte wie

Digitized by Google

eitel Gold, und die bunten Federn auf ihren Köpfen, die hellen Glöckchen auf ihren Rücken führten einen gar luſtigen Tanz auf. Der Kutſcher auf dem Vorderſitz in ſeinem großen Pelz mit der rieſigen Pudelmütze ſah ſelbſt wie ein Burggraf aus, und ich bin überzeugt, mancher vornehme Herr würde ganz zufrieden geweſen ſein, wenn er das ſtattliche Ausſehen dieſes burggräflichen Roſſelenkers beſeſſen hätte.

Die beiden Frauen im Schlitten waren ſo tief in ihre Mäntel gehüllt und ſo dicht verſchleiert, daß man ihre Geſichtszüge nicht erkennen konnte; auch ſahen ſie nicht eben ſo überaus prächtig aus, und Frau Martha ſagte leiſe zu Klaus: „Das wird die Burggräfin noch nicht ſein, denn keine von dieſen Beiden trägt Gold oder Edelgeſtein an ſich. Seht nur, da kommen ja noch ſechs, acht andere Schlitten! In einem derſelben ſitzt ſie gewiß!“

Aber Klaus ſagte: „Nein, nein. Ich weiß es ganz beſtimmt. Sie ſitzt rechts im erſten Schlitten!“ Und als er kaum dieſe Worte geſagt hatte, war auch das herrliche Fuhrwerk dicht bei ihnen angelangt.

Klaus riß den Hut vom Kopfe, verbeugte ſich, ſo tief es ſeinem arbeitsgewohnten Rücken möglich war, und rief mit lauter flehender Stimme: „Mit Verlaub, hohe Frau, leiht mir einen Augenblick Euer Ohr und fahrt nicht ſo vorüber, wo Ihr Euch den Segen Gottes, den Dank Eurer Mitmenſchen erwerben könnt!“

Der Kutſcher hatte unwillkürlich die Pferde zum Stehen gebracht, als er Klaus' Geberde ſah und ſeine Worte hörte; aber die Burggräfin rief: „Was fällt Euch ein, Mann, mich hier auf offener Straße anzuhalten? Iſt man nicht ſchon daheim genug geplagt von unverſchämtem Bettelvolk; ſoll man denn nicht einen Augenblick verſchont bleiben? Fahr' zu, Erasmus!“

Aber entweder hatte der Kutſcher den Befehl nicht vernommen, oder er wagte es, demſelben zu trotzen, weil ſein Blick auf eine Gruppe gefallen war, die noch manch' anderes Herz als das ſeine gerührt haben möchte. Da ſtanden ſie dicht an einander geſchmiegt, die zitternde Greiſin und ihre junge, von Gram und Sorgen frühzeitig welk gewordene Tochter mit dem Bübchen auf dem Arme, das ſeine Hände verlangend nach dem ſchönen Schlitten ausſtreckte, mit einem ſo flehenden Ausdruck in den kleinen, weichen Zügen, daß es faſt ausſah, als verſtehe es, um was es ſich hier handle, und als müſſe es Nachbar Klaus unterſtützen in ſeinem Bemühen, das Herz der Burggräfin zu rühren.

Die Burggräfin von Achtershofen.

Digitized by Google

„Hohe Frau," fuhr jetzt Klaus fort, „ich bitte nicht für mich! Seht jene Drei! Ihr könnt sie aus größtem Elend herausreißen, ohne daß es Euch nur ein bemerkenswerthes Opfer kostet. Gebt ihnen einen einzigen Stein aus einer Eurer kostbaren Armspangen, einen einzigen Ring von Eurem Finger, und diese Armen sind reich und glücklich."

Die Burggräfin lachte so laut und höhnisch, daß Frau Martha's Herz erbebte.

„Allerliebst," sagte sie, „es fehlte nur, daß dieser edle Fürbitter Gewalt brauchte, um mir das zu entreißen, was er seinen Schützlingen zugedacht hat. Ein zweiter heiliger Crispinus fürwahr, der dem Reichen die Leinwand stahl, um für die Armen Hemden daraus zu fertigen."

Klaus zitterte am ganzen Leibe bei diesem herzlosen Spott, und obgleich sich seine Hände unwillkürlich ballten, sagte er doch mit erzwungener Ruhe und ehrerbietiger Geberde: „Nicht so, Frau Gräfin. Behüte mich Gott, daß ich Euch berauben sollte! Ich wollte Euch im Gegentheil noch reicher machen, als Ihr seid, denn eine Gutthat, wie ich sie von Euch erbitte, ist doch wahrlich mehr werth, als der köstlichste Edelstein; Ihr könnt doch das Bewußtsein einer solchen mit in den Himmel nehmen, während Eure Kostbarkeiten ...."

„Genug, genug!" rief die Gräfin ungeduldig. „Was zögerst Du, Erasmus? Laß uns schnell diesen Ort verlassen, der überdieß mit seinen starrenden Felswänden so schaurig öde ist."

Dießmal wollte Erasmus, obgleich mit einem wehmüthigen Blick auf Klaus und die Gruppe hinter demselben, dem Befehl seiner Gebieterin Folge leisten, allein jetzt verhinderte ihn diese selbst daran, denn laut und heftig rief sie: „Halt, was ist das? Claudia, Du wagst es, den kostbaren Ring so zu verschleudern, den ich Dir als letzte Weihnachtsgabe bescherte? Gib her, Du Undankbare, die Du meiner Liebe und Freundschaft so wenig werth bist."

Damit entriß sie der neben ihr Sitzenden einen Diamantring, der eben heimlich in Klaus Hände übergehen sollte, und warf ihn hohnlachend in den jähen Abgrund, der wenige Schritte seitwärts, wie ein riesiger Schlund, gähnte.

„Da seht, wie er blitzt und funkelt!" rief sie dabei. „Die Hexen unten im schauerlichen Grunde werden ihre Freude daran haben;

Ihr aber, die Ihr, wie es scheint, der Ansicht seid, der Reiche habe die Pflicht, jedem Bettelvolk zu geben, was es wünscht, Ihr mögt Euch an den Steinen genügen lassen, die hier rings herum liegen und stehen; versucht nur, vielleicht gibt Euch der Jude auch einen Batzen dafür."

„Großer Gott im Himmel, hörst Du's und zürnst Du nicht so maßlosem Uebermuth, so furchtbarem Spott?" rief Klaus, die erhobenen Hände wie flehend in einander schlagend. „O, das Herz dieser Frau ist selbst ein harter, harter Stein, den nichts zu Mitleid bewegen kann. So fahre denn hin in Deinen Sünden, Du eitles, prunksüchtiges Weib, Du Schande Deines Geschlechtes, Du Schmach Deines edlen Namens und hohen Standes. Fahre hin, fahre hin und wohl dem, der nie in Deine Nähe kommt."

Die letzten Worte hatte die Burggräfin nicht gehört, denn Erasmus hieb jetzt unbarmherzig auf die Pferde ein, die in gestrecktem Trabe mit dem leichten Fuhrwerk von dannen eilten, gefolgt von den anderen Schlitten, deren Insaßen verwundert über den unerklärlichen Aufenthalt, jetzt beim Vorüberfahren theils neugierige, theils mitleidige Blicke auf die Gruppe unserer armen Freunde richteten, die tief bewegt dem traurigen Ausgang dieser Scene nachdachten.

Was aber war das? Welch' sonderbarer polternder Ton, welch' verzweiflungsvolles Angstgeschrei erfüllte die Luft? Hilf Himmel, die Rappen der Burggräfin waren vor einem hart am Wege stehenden, sonderbar geformten Felskegel scheu geworden und durchgegangen. Erasmus hatte alle Kraft aufgewendet, die Thiere in ihrem rasenden Laufe aufzuhalten! Vergebens! Sie rissen ihn vom Bock herab und schleuderten ihn seitwärts auf einen vom Wind zusammengefegten Schneehaufen. Claudia, die Begleiterin der Gräfin, sah sich durch einen gefahrvollen Sprung aus dem Schlitten ebenfalls gerettet, aber kaum war das geschehen, als der, wie ein den Wellen preisgegebenes Schiff, hin und her geschleuderte Schlitten einem Abgrund zu nahe kam. Die Burggräfin fühlte, wie sie rückwärts hinabglitt; ein gräßlicher Schmerz durchwühlte ihre Brust, doch hoffte sie immer noch, die Pferde würden mit einem kräftigen Ruck den Schlitten wieder auf die Oberfläche bringen. Aber vergebens! Tiefer und tiefer glitt das Fuhrwerk an der abschüssigen, von Eis und Schnee geglätteten Gebirgswand dahin und riß die Pferde unaufhaltsam mit sich hinab. Sie sträubten sich

Digitized by Google

wohl, sie bäumten sich, sie bissen knirschend in ihre Zügel, aber für sie, wie für die vor Todesangst schreiende Gräfin war Rettung unmöglich. Ein Augenblick noch, und sie lagen zerschmettert im tiefen, grausigen Abgrunde!

Die ganze Erzählung ist Thatsache; im Volksmunde aber klingt noch heute die Sage, daß die Burggräfin nicht zerschmettert, sondern zu Stein verwandelt worden sei, und ein Felsen, der allerdings fast wie eine Frauengestalt anzusehen ist, gilt für die versteinerte Burggräfin von Achtershofen und wird in dortiger Gegend allgemein mit diesem Namen bezeichnet.

Für Frau Martha und die Ihrigen wurde aber doch, wenn auch anders als sie geglaubt, dieser Schreckenstag ein Tag, der ihrer Noth ein Ende machte, denn die Begleiter der Burggräfin, theils, wie Claudia, aus innigstem Mitgefühl, theils aus banger Furcht, es könnte ihnen ergehen, wie ihrer hohen Gebieterin, ließen es nicht an reichlichen Spenden fehlen, über die sich der brave Klaus von Grund seines Herzens freute.

Reisen in Rußland.

Die Wege in der nächsten Umgebung der russischen Edelsitze sind ausgezeichnet. Sie gleichen den Alleen eines Parks, mit Rasen und grünen Bäumen umsäumt, ein Luxus, dessen sich der russische Edle nicht entschlagen würde. Diese gute Unterhaltung der Wege dehnt sich jedoch nicht auf weiter, als drei bis vier Dörfer in der Umgegend aus. Auf die Landstraßen wird erst neuerdings größere Sorge verwandt. Drei kaiserliche Straßen sind jedoch schon lange im besten Zustande: die von Petersburg nach Moskau, die von Moskau nach Nischni-Nowgorod und die von Moskau nach Tula. Die übrigen Wege sind meistens mit tiefem Sande bedeckt, so daß oft kaum acht Pferde genügen, um die leichte Kalesche vorwärts zu bringen. Dagegen ist die Sicherheit erstaunlich, der man sich auf diesen öden Straßen erfreut; noch mehr die Gewißheit, mit der man beinahe immer auf Hülfe in der Noth zählen darf. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, sobald dem Reisenden ein Unfall mit Wagen oder Pferd begegnet, braucht er nur einen

Digitized by Google

Schrei auszustoßen, und im Augenblicke erscheinen, wie wenn sie aus der Erde kämen, fünf bis sechs Bauern, welche mit Hacken bewaffnet

Russen auf der Reise.

sind und sich beeilen, ihm mit der größten Zuvorkommenheit behülflich zu sein. In jedem Posthause trifft man einige Betten und Erfrischun-

gen, wobei man freilich keine großen Ansprüche machen darf. Von einer Station zur andern findet man an den Straßen eine Reihe von Pfählen mit den Farben des Reichs, welche eine doppelte Inschrift tragen: auf der einen Seite die Zahl der Werften, die man zurückgelegt, auf der andern die Zahl der Werften bis zur nächsten Station. Der arme Russe reist zwar nicht so leicht, wie der mit einem Regierungsausweis versehene Vornehme, aber seine der größten Anstrengungen fähigen Pferde, sein einfacher Wagen und die geringen Bedürfnisse des Russen an und für sich erleichtern ihm doch das Reisen ungemein.

Der Kaiser und die arme Frau.

Nach dem Norwegischen von Julie Ruhkopf.

Vor Zeiten ließ ein Kaiser Gott einen Tempel bauen,
Zweihundert Marmorsäulen waren daran zu schauen.

Es sollten Engel von Silber zieren das hohe Dach,
Es ward gemauert am Tempel manch' Jahr und mancher Tag.

Es trotzt das stolze Bauwerk wohl aller Zeiten Sturm,
Hoch auf zur Sonne steiget der majestät'sche Thurm.

Fast scheint des Bleidachs Decker, dort hangend an der Spitze,
Zu rühren an den Himmel von seinem hohen Sitze.

Wenn der von seinem Platze zur Erde niedersah,
Wie klein erschien das Völklein ihm auf der Gasse da!

Der Kaiser selbst schien winzig, so angeschaut vom Himmel,
Kaum konnt' ihn der von Oben entdecken im Gewimmel.

Der mächt'ge, große Kaiser, der Herrscher aller Lande,
Er scheint von Thurmes Spitze ein Ameislein im Sande.

Er ſaß vor dieſem Tempel auf ſeinem prächt'gen Throne,
Hell blitzte in der Sonne die reiche, gold'ne Krone.

Da ſchaut der mächt'ge Kaiſer und freute ſich zur Stelle,
Wie Schmied den Hammer rührte, der Maurer ſeine Kelle.

Es freut' ihn, wie die Ochſen ſo keuchten und ſo ſchnoben,
Es freut' ihn, wie die Mauern ſich immer höher hoben.

Der ſchöne Tempel, dachte er, erſtand auf mein Gebot,
Ich hab's daran gewendet zur Ehre meinem Gott.

So ließ er an die Mauer 'ne gold'ne Inſchrift ſchlagen,
Sein rühmlich Thun und Wirken der ganzen Welt zu ſagen.

Und Jedem zu verkünden mit nichtig eitelm Schein,
Der ganze Ruhm des Tempels gehöre ihm allein.

Doch glänzte kaum am Tempel der Inſchrift gold'ne Pracht,
Da trug ſich zu ein Wunder in der verſchwieg'nen Nacht.

Es konnt' am nächſten Morgen voll Staunen Jeder ſeh'n,
Hoch über Kaiſers Namen noch einen Namen ſteh'n.

Ja, über Kaiſers Namen mit gold'ner Krone Prangen,
War der 'nes Bettelweibes dort plötzlich aufgegangen.

Man glättet weg den Namen, daß nichts zu ſehen ſei,
Doch nächtlich ſchrieb ein Engel ihn wieder hin auf's Neu'.

Kaum hat der hohe Kaiſer, was da geſchah, vernommen,
So läßt das alte Weiblein vor ſeinen Thron er kommen.

„Weh' D'r, Du garſt'ges Weib Du! Wie haſt Du das gemacht?
Haſt Du durch Hexenkünſte das Wort dahin gebracht?

Willſt Du mit Hexenkünſten mir meinen Ruhm entwenden,
Sollſt Du, bei meiner Krone, auf einem Holzſtoß enden!"

„Ach," flehte ſanft die Alte, „Herr Kaiſer, gnädig ſei!
Gott kennet mein Vergehen, und ich bekenn' es frei:

Ich wollte, Gott zu ehren, befolgen Dein Exempel,
Du haſt ſo große Schätze, Du bauteſt ihm den Tempel.

Du haſt von Deinem Reichthum, ich weiß es, nichts geſpart,
Nun ſollt' auch Niemand theilen dieß Opfer heil'ger Art.

Du wollteſt, o Kaiſer, bleiben der Einz'ge unter Allen —
Nun glaubſt Du, daß ich, Arme, ins Amt Dir könnte fallen.

Das kommt mir nicht zu Sinne, das fällt mir gar nicht ein,
Doch brächt' ich, Gott zur Ehre, gern meine Gabe klein.

Ich aber, arme Wittwe, die ſelbſt kaum hat zu leben,
Was hätt' in aller Welt noch ich irgend zu vergeben?

Ich dacht' in meiner Hütte gar lange traurig ſo,
Und ging dann auf den Weg hin und ſucht' ein wenig Stroh.

Ja, Korn und Stroh ich faßte, das von dem Wagen fiel,
Den Tempelochſen bracht' ich es all' mit Halm und Stiel.

Die Ochſen, Marmorblöcke hinſchleppend, ſchwer im Zug,
Sie fraßen's aus der Hand mir, ſie hatten nie genug.

Mit dieſer armen Gabe wollt' ich den Herrgott ehren,
Nichts Beſſ'res für den Tempel hatt' ich ja zu beſcheren.

Zu Gottes Ehre gab ich gern meinen Beitrag klein,
Doch ſchrieb ich meinen Namen nie über Deinen ein!"

Es hörte ſtill der Kaiſer des greiſen Weibes Wort, —
Da brach er aus in Thränen, kniet auf die Erde dort.

Und ſtreckte ſeine Hände gen Himmel aus und bat:
„Vergib, o Gott, Allmächt'ger, was ich in Hochmuth that!"

Ich bot Dir meinen Reichthum, den prahlerischen, leeren,
Da muß ein armes Weib mich beschämen, Demuth lehren!

Es hat viel höher'n Werth Dir der Halm, den sie gebracht,
Als dieser hohe Tempel mit seiner stolzen Pracht.

Du läß'st Dich nicht verblenden durch eiteln Schein der Welt,
Ein Herz voll frommer Demuth Dir ganz allein gefällt.

Nun faß' ich, wie der Name von einem armen Weibe
Viel höher als mein Name bei Dir geschrieben bleibe!

Dein Engel schrieb den Namen auf dieses Tempels Wand!
In Gold laß' ich ihn fassen, er halte ewig Stand!

Wohl baute ich den Tempel, allein sie that viel mehr,
Als sie die Strohehälmchen hertrug zu Deiner Ehr'!"

Die Wässerungen in Indien.

In dem brennend heißen Clima Indiens könnte der Ackerbau nicht existiren ohne die reichlichsten und zu bestimmten Zeiten wiederholten Wässerungen: deßhalb scheinen dieselben auch mit der ersten Cultur jenes Landes gleichzeitig eingeführt worden zu sein. Ihnen verdankt der Boden seinen Reichthum an Fruchtbäumen, Reis, Zucker u. s. w. Die älteren Schriftsteller, besonders Diodor von Sicilien, verbreiten sich weitläufig über die Art und Weise der Bewässerung jener Zeiten.

Die Bewässerung des Bodens geschieht theils durch Canäle, welche das Wasser aus den Flüssen herbeiführen, theils aber auch durch die bei jeder Pagode befindlichen Behälter, in welchen die Reinigung vollzogen wird. Aus einem dieser Behälter ist ohne Zweifel durch unterirdische Gänge das Wasser in das kleine Becken geleitet, das wir hier

Digitized by Google

abbilden. Mit einem einfachen Korbe vom dichteſten Geflechte, der an zwei Stricken hängt, holen die beiden Ackerbauer das koſtbare Naß für ihr Feld. Einfacher noch und beſſer wäre es freilich, wenn ſie Gräben durch das Feld zögen; aber Indien hält ſtarr an ſeinen Gewohnheiten,

und wenn wir bedenken, wie ſchwer es bei uns, die wir uns ein aufgeklärtes Volk heißen, oft hält, die einfachſten Verbeſſerungen zur Geltung zu bringen, ſo werden wir den Indier nicht mehr tadeln, der ſeinem Felde auf ſo unbeholfene und mühſame Weiſe das nöthige Waſſer zuführt.

Die erſte Schule auf der Südſee.

Von Charlotte Späth.

Wäret ihr, meine lieben jungen Leſer, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch die Hauptſtraßen der prächtigen Weltſtadt London gegangen, ſo hättet ihr zuweilen einen zehn bis zwölfjährigen,

sehr ärmlich gekleideten Jungen beobachten können, der mit großer Aufmerksamkeit die mächtigen Anschlagzettel betrachtete, die sich da und dort an den Häusern angeklebt fanden. Aber nicht heftete er seine Blicke darauf, um etwa an den Belustigungen oder Verkäufen, die deren riesige Buchstaben den Vorübergehenden anzeigten, Theil zu nehmen, sondern er benützte sie als eine seltsame Schule. Kam nämlich ein Kamerad, der es in der edlen Kunst des Lesens weiter gebracht hatte, als er, des Wegs, oder sonst Einer, dem er ein mitleidiges Herz zutraute, so bat der wißbegierige Junge um einige Anleitung im Buchstabiren. Nicht leicht wurde ihm seine Bitte abgeschlagen, und so brachte er es wirklich dahin, daß er fertig lesen konnte.

Dieß war nun aber auch der einzige Unterricht, den der arme Johann Adams erhielt. Ein Kind ganz armer Eltern, diente er um geringen Lohn als Laufbube, und von einem Schulbesuche oder sonst irgend einer nützlichen Anweisung war keine Rede. Ob dem jungen Johann von seiner Mutter je und je ein gutes Wort vom lieben Gott oder überhaupt von göttlichen Dingen gesagt wurde und er dadurch gute Eindrücke bekam? Es mag sein, doch finden wir diese jedenfalls bald tief unter dem Schutt einer ungezügelten Jugendlust und Jugendsünde begraben.

Vom Laufbuben nach einiger Zeit zum Schiffsjungen avancirt hatte Johann zwar einen sehr strengen Dienst und war vielen, oft grausamen Mißhandlungen ausgesetzt, aber vernünftig erzogen wurde er auch da nicht. Täglich das schlechte Beispiel der rohen, ausschweifenden Matrosen vor Augen, sehnte er sich nur nach der Zeit größerer Freiheit, die er zu erlangen hoffte, wenn er einmal selbst Matrose sein würde.

Dieses ersehnte Ziel war endlich erreicht, und nun theilte Johann Adams mit Wohlbehagen die rohen Genüsse seiner Freunde, Genüsse, mit denen sich der Seemann leider so oft die beschwerliche und gefahrvolle Arbeit zu versüßen sucht, ohne zu bedenken, wie er auf dem unsichern Elemente jeden Augenblick dem Tod noch, so zu sagen, näher steht, als der auf festem Boden Wohnende, und daß auf die kurze Zeit eine lange Ewigkeit folgt, ein schreckliches Erwachen, wenn das Leben nur einem wüsten Rausche glich.

Nach einigen Jahren begegnen wir unserem jungen Matrosen auf einer großen Reise in den weiten Gewässern der damals noch

Digitized by Google

ziemlich unbekannten Südsee. Auf dem Schiffe Bounty, unter den Befehlen des Kapitäns Bligh stehend, befand er sich hier nicht eben in der erwünschtesten Lage. Kapitän Bligh war ein finsterer Mann, der seine Schiffsmannschaft mit übermäßiger Strenge behandelte und die kleinsten Nachlässigkeiten oft mit ungerechter Härte bestrafte. Dieses Verfahren hatte ihm die Herzen seiner Untergebenen längst gänzlich abgewandt, und in den meisten derselben bewegten sich Gedanken des bittern Grolls und der Rache. Auch Johann Adams war unter diesen. Im Dienste fleißig und treu, mußte er öfters, wo er Lob und Anerkennung erwartet hatte, scharfen Tadel, ja oft sogar Strafe erdulden, das ruhig zu ertragen war nicht sein Geschmack. Es kann dieß der Mensch von Natur auch nicht, denn wir haben alle ein stolzes Herz, das sich schon bei einem Schein von Unrecht, das uns von Andern widerfährt, wild empört und sich zu rächen sucht. Die Gnade Gottes allein kann uns wahrhaft sanftmüthig und demüthig machen, so daß wir auch unverdiente Kränkungen ertragen und sogar für die, welche uns beleidigen, beten können. Wo sollte Johann Adams das gelernt haben? Leicht ließ er sich daher für einen geheimen Plan gewinnen, der, von dem jungen Steuermann, Christian Fletscher, ersonnen, sich immer mehr unter der Schiffsmannschaft ausbreitete. Es war dieß nichts anderes, als eine förmliche Empörung gegen den Kapitän.

Fletscher, weder durch seine gute Herkunft, er stammte aus einer angesehenen Familie, noch durch seine hervorragende geistige Begabung vor den Beleidigungen des rauhen Kapitäns geschützt, glühte in Haß gegen diesen und schwur ihm Rache. Den oft wiederkehrenden Unmuth der Matrosen benützend, wußte er die Mehrzahl derselben auf seine Seite zu ziehen, und der Untergang des verhaßten Kapitäns ward beschlossen.

Die Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens schien gekommen, als das Schiff, das von Otaheiti ausgefahren war, um nach den westindischen Inseln zu segeln, an einem herrlichen Aprilmorgen auf den unermeßlichen Wasserwogen des weiten Oceans ruhig und majestätisch dahin glitt. Prachtvoll war an diesem Tage die Sonne aufgegangen, aber welche ruchlose That sollten ihre goldenen Strahlen heute bescheinen! Alles schien in tiefem Frieden. Plötzlich ergriffen die Meuterer den nichts ahnenden Kapitän nebst den wenigen ihm treu gebliebenen Leuten, setzten diese unglückliche Gesellschaft mit Gewalt in ein kleines Boot,

Digitized by Google

das sie ins Meer hinab gelassen hatten, fügten noch einen geringen Vorrath von Lebensmitteln dazu und überließen dann das schwache Fahrzeug seinem Schicksal in Wind und Wellen. Umsonst verschwendete der unglückliche Kapitän die flehendlichsten und rührendsten Bitten um Erbarmen an Fletscher und seine Genossen. Die Hartherzigen blieben taub dafür, und Fletscher schrie nur immer in der Heftigkeit seiner Aufregung: „Ich bin in der Hölle, Kapitän! ich bin in der Hölle!" Was er damit sagen wollte, wußte er eigentlich selbst nicht; aber während er diese Worte sprach, stieß er das schwankende Boot, das nur wenige Zoll übers Wasser hervorragte, vom Schiffe hinweg.

Die That war vollbracht, die ersehnte Freiheit schien erreicht. Allein indem sich die Meuterer von dem herrischen Kapitän losgemacht hatten, schlugen sie sich selbst in viel härtere Bande: in die Sklavenketten ihrer eigenen Sünde und des bösen Gewissens. Die „Bounty" wurde jetzt umgewandt, um ihren Lauf wieder zurück nach Otaheiti zu nehmen.

Dort angekommen gelang es ihnen leicht, das Erstaunen der Insulaner über ihr Wiederkommen ohne den Kapitän durch ein glaubhaftes Märchen zu beschwichtigen, und bald sahen sie sich mit alter Freundlichkeit und Herzlichkeit von dem harmlosen Völkchen bewillkommt. Nun aber wollten die Thoren auch die Früchte ihrer vermeintlichen Freiheit genießen und stürzten sich rückhaltslos in den Strom der wildesten Lust und endloser Schwelgerei. Die Einwohner der Inseln waren damals noch Heiden, aber diese sogenannten Christen überboten sie weit an schandbaren Gräueln und lehrten die armen Naturmenschen Laster, welche diesen bis dahin unbekannt gewesen.

Befanden sich aber die Verbrecher bei all' diesem üppigen Sinnengenuß glücklich? Nichts weniger! Mitten in ihren lasterhaften Vergnügungen fühlten sie sich von ihrem bösen Gewissen gepeinigt. Bald malte ihnen die Phantasie ihren Schiffshauptmann mit seinen unglücklichen Begleitern verschmachtet, verhungert, ins Meer versunken, oder sie sahen ihn, was ihnen noch schlimmer däuchte, wunderbar gerettet und als Ankläger gegen sie auftretend, um die gerechte Strafe über ihre Häupter zu bringen. Schon glaubten sie die nahenden Fußtritte derer zu hören, die kamen, um sie in Ketten zu legen und dem Bluträcher zu übergeben. Ach, die Gottlosen haben keinen Frieden! Die quälende Angst vor Entdeckung stieg in Otaheiti mit jedem Tag,

Digitized by Google

und man beſchloß, eine ſicherere Zufluchtsſtätte aufzuſuchen. Nachdem man ſechs Tahitier und zwölf Tahitierinnen, von denen neun an die Meuterer und drei an die Eingeborenen verheirathet waren, aufs Schiff genommen hatte, wurden die Anker gelichtet, die Segel entfaltet, und die „Bounty" zog wieder hinaus in die weite Waſſerwüſte, um irgend einen recht abgeſchiedenen Fleck auf der Erde zu finden. Unter den Meuterern ſelbſt gab es täglichen Zank und Streit, nirgends fand man Ruhe und Frieden, und Fletſchers Worte: „Ich bin in der Hölle! ich bin in der Hölle!" geſtalteten ſich immer mehr zur Wahrheit.

Nach langem, troſtloſem Umherirren erreichte man endlich die kleine Inſel Pitcoirn, die, etliche zwanzig Jahre früher von einem jungen Seekadeten entdeckt, ihm zu Ehren ſeinen Namen trug, aber niemals beſucht wurde. Einſam und fern von allem Weltverkehr liegt dieſe Inſel als ein kleiner Punkt in der unendlichen See. Umſchloſſen von einem Gürtel von Korallenriffen, iſt ſie für große Seeſchiffe faſt unnahbar und ſchien eben deßhalb den beſten Schutz vor jeder Entdeckung zu gewähren. Die „Bounty" wirft Anker draußen auf der Höhe des offenen Meeres, die kleine Schaar wird auf Booten ausgeſchifft, die ganze Habe ans Land gebracht, und ſobald Alles in Sicherheit iſt, wird das letzte Band, das die Meuterer noch mit der übrigen Menſchheit verbindet, zerriſſen. Auf die „Bounty" wird ein Feuerbrand geworfen, und in wenigen Stunden iſt das Schiff, dieſer Zeuge ihrer Frevelthat, bis auf den Meeresſpiegel abgebrannt.

Nun war Alles vorbei! Da ſtanden die Unglücklichen, ausgeſtoßen von der menſchlichen Geſellſchaft, ohne Möglichkeit einer Rückkehr zu andern bewohnten Orten, auf ſich ſelbſt und die wenigen wilden heidniſchen Tahitier, ihre Reiſegefährten, beſchränkt, auf einem einſamen, noch von keinem menſchlichen Fuße betretenen Eilande, flüchtig wie Kain vor den menſchlichen Rächern ihrer Schuld, aber auch da gehalten von dem Arm deſſen, von dem es heißt: „Führe ich gen Himmel, ſo biſt Du da, bettete ich mir in die Hölle, ſo biſt Du auch da; nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußerſten Meere, ſo würde mich doch Deine Hand daſelbſt erreichen und Deine Rechte mich halten."

Und was war denn indeſſen aus dem Kapitän Bligh und ſeinen Unglücksgenoſſen geworden? Auf dem gebrechlichen Boot ausgeſetzt, mehr als tauſend Stunden von jeder europäiſchen Niederlaſſung ent-

Digitized by Google

fernt, befanden sie sich in einer wahrhaft trostlosen Lage. Ihr Vorrath an Lebensmitteln und süßem Wasser ging auf die Neige, und jeden Augenblick standen sie in Gefahr, von dem Ocean verschlungen zu werden. Tauchte auch je und je eine blühende Insel am Horizont auf, so wagten sie nicht ihr zu nahen; denn wer stand ihnen dafür, nicht in die Hände blutiger Menschenfresser zu gerathen, deren es damals, ehe die Gnade Gottes durch die Mission jene Inseln in Wohnungen des Friedens und der Liebe umgewandelt hatte, noch überall genug gab. Was war da zu machen? „Die Trübsal lehret aufs Wort merken.“ Das durfte die kleine Gesellschaft jetzt auch erfahren. Welcher Sünden und Fehler sie sich auch anzuklagen hatten, die Noth führte sie zu ernstlicher Buße, zu tief innerlichem Gebet, und dieses erfüllte ihre zerschlagenen Herzen mit muthigem Gottvertrauen und beseelte sie immer wieder mit neuer Kraft. Und Gott ließ ihren Glauben nicht zu Schanden werden! Nach einundvierzigtägiger unsagbarer Angst und Gefahr erreichten sie ein befreundetes Ufer und eilten von da auf einem europäischen Schiffe nach England.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Land, als die furchtbare That der Meuterer dort bekannt ward. Sogleich sandte die Regierung ein Kriegsschiff in die Südsee, um die „Bounty“ aufzusuchen. Aber da war natürlich keine Spur zu entdecken. Auf Otaheiti fanden sich zwar noch einige Meuterer, die dort zurück geblieben waren, und diese wenigen ergriff man, um sie nach England zu bringen und zu richten. Aber wo sollte man die andern suchen? das war ein Räthsel, das Niemand zu lösen verstand. Unsere Leser kennen das Geheimniß, und wir kehren zu der Insel Pitcoirn zurück.

Die kleine Kolonie fand auch dort keinen Frieden. Und bald erhob sich eine Gefahr von einer Seite her, von der sie es am wenigsten erwarteten. Die eingeborenen Tahitier empfanden nämlich um so bitterer die Täuschung, durch die sie von ihrer Heimath waren weggelockt worden, als man sie wie Sklaven behandelte und zu harter Arbeit anhielt. In ihrem Gemüthe kochte Rache gegen die selbstsüchtigen Tyrannen, und die göttliche Vergeltung nahte sich mit raschen Schritten. Fletscher erkannte die drohende Gefahr, und die Angst trieb ihn, sich in's Innere der kleinen Insel zurückzuziehen und da hinter einer befestigten Wohnung sich zu verschanzen. Umsonst! In einem Augenblick, da er nichts Schlimmes ahnte, ward er von den

Digitized by Google

Tahitiern überfallen und mit vier seiner weißen Genossen erschlagen! Nun entstand ein allgemeiner Krieg zwischen den Europäern und Tahitiern, der damit endigte, daß alle männlichen Tahitier erschlagen und der Boden von Pitcoirn buchstäblich mit Blut getränkt wurde! Nur vier von den Meuterern, und unter diesen unser alter Bekannter Johann Adams nebst den tahitischen Frauen blieben noch übrig. Aber noch ruhte das göttliche Vergeltungsrecht nicht. Einer der überlebenden Europäer erfand ein Mittel, aus einer Pflanze ein berauschendes Getränke zu bereiten, was die Folge hatte, daß Trunkenheit noch zu dem übrigen Elend der kleinen Kolonie hinzu kam. Zwei von ihnen befanden sich in einem immerwährenden Tollrausche. Der Eine fiel in einem solchen Zustand von einer Felsklippe herab und brach den Hals; der Andere ward in einem Streit von dem dritten Ueberlebenden erschlagen, und auch dieser starb bald nachher. So war endlich nur noch der Einzige, Johann Adams, übrig. An allen Andern hatte sich das Wort: „Die Sünde ist der Leute Verderben!“ schauerlich erfüllt, und nur Johann Adams sollte durch die göttliche Gnade wie ein Brand aus dem Feuer gerettet werden.

Eine Schaar von Kindern, von englischen Vätern und tahitischen Müttern abstammend, wuchs auf. Ohne Pflege und Aufsicht, ohne Unterricht und Lehre, nur das Beispiel von Sünde und Verbrechen vor Augen, schien es ein verwildertes Geschlecht zu werden, das die Laster des civilisirten Europäers und die Versunkenheit des unwissenden Heiden in sich vereinigte. Aber nein, an diesem letzten Ueberrest der schuldigen Rotte wollte Gottes Barmherzigkeit ein herrliches und folgenreiches Wunder thun.

Wie oben gesagt, war Johann Adams allein übrig geblieben unter den Weibern und heranwachsenden Kindern. Gefahr vor Entdeckung des verjährten Verbrechens war kaum noch vorhanden, aber wo der äußere Richter schweigt, spricht der innere oft desto lauter. Johann Adams empfand dieß. Ein Unbehagen, das er nicht los werden konnte, die Qual eines bösen Gewissens verfolgte ihn. Durch allerlei Beschäftigungen und Unterhaltungen suchte er diese ihm so widrige Stimme zu verscheuchen. Da fiel ihm eines Tages seine in der Jugend mühsam erworbene Geschicklichkeit, das Lesen, ein. Unter den mancherlei Gütern, die man aus dem verbrannten Schiffe ans Land gebracht hatte, befand sich auch eine Anzahl

Digitized by Google

Bücher. Als werthlos angesehen wurden sie auf die Seite geschafft, und in dieser langen Zeit gedachte ihrer Niemand. „Ei," dachte jetzt Johann Adams, „diese könnten mich vielleicht angenehm zerstreuen und mir die bösen Gedanken vertreiben." Alsbald musterte er sie durch und siehe, da fiel ihm ein dickes, bestäubtes Buch in die Hand, es war die Bibel. Er öffnete sie und las. War seine Seele schon vorher so krank und zerrissen von Allem dem, was er durchlebt, gepeinigt durch die Erinnerung eigener Schuld, wie war ihm vollends jetzt, da das Wort des heiligen Gottes offen auf seinem Schoße lag und ihn durchzuckte, wie ein zweischneidiges Schwert!

Die Angst des unversöhnten Gewissens übernimmt ihn, er legt das Buch weg und versinkt in schwere Gedanken. „Ist auch noch Hoffnung da für einen Menschen, wie ich bin?" So fragt er sich bebend. Es läßt ihm keine Ruhe; er greift wieder zu dem Buche und liest: „So wahr als ich lebe, spricht der Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem bösen Wege und lebe!" Thränen dringen ihm in die Augen, und er wendet sich hinweg, um zu weinen. Wieder kehrt er zum Buche zurück und liest: „Und wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, so soll sie doch wie Wolle werden!" Das bricht dem rohen Matrosen das Herz. Und was er seit Jahrzehnten nicht gethan, nicht thun konnte, das thut er jetzt: er wirft sich nieder auf seine Kniee, und „siehe, er betet".

In dem Leben eines jeden Menschen treten entscheidende und bedeutungsvolle Augenblicke ein, in welchen ihm Gott auf eine ganz besondere Weise in den Weg tritt, Augenblicke, wo das Herz aufs Tiefste fühlt, daß es nicht länger so bleiben könne, wie bisher, daß es anders werden und zu einer Entscheidung kommen müsse. In solchen Stunden gilt es ein festes und wahrhaftiges: „Ich will" zu sprechen und den Schritt über die Linie zu wagen, die trennend zwischen Gott und dem eigenen Willen liegt. Wird dieser Schritt mit entschlossenem Geiste gethan, so ist der Sieg gewonnen, der entscheidend ist für Zeit und Ewigkeit, und über den auch unter den Engeln im Himmel Freude ist. Weicht der Mensch aber in dieser wichtigen Stunde zurück, so ist er vielleicht für alle Ewigkeit verloren. Eine solche Stunde war jetzt für Adams gekommen, als er vor seiner Bibel

Digitized by Google

Die erste Schule auf der Südsee.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſaß und dann auf den Knieen lag. Wird er den entſcheidenden Schritt thun? Wohl ihm, er hat ihn gethan! Er beugte ſich vor ſeinem Gotte, ſuchte Gnade und Vergebung und fand ſie im Glauben an den Verſöhnungstod Jeſu. Jetzt fand er auch Ruhe und Frieden für ſein geängſtigtes Gewiſſen, einen Frieden, der über alle Vernunft iſt. Und nachdem er dieſen geſchmeckt hatte, hing ſeine ganze Seele mit kindlicher Liebe an dem, der ihn durch ſein Todesopfer errettet hatte. Von nun an vertiefte er ſich immer mehr in das Leſen des göttlichen Wortes, und er konnte ſagen: „Ich habe meine Luſt zu deinen Zeugniſſen, die ſind meine Rathsleute u. ſ. w.“

Aber dabei blieb es nicht. Dieſe Bibel, die ſcheinbar ſo zufällig in Adams Hände gefallen war, ſollte nicht allein auf ihn, ſondern bald auch auf die ganze kleine Kolonie eine umwandelnde Wirkung ausüben. Als Adams nach ſeiner großen inneren Veränderung um ſich ſchaute und das junge Geſchlecht in heidniſcher Unwiſſenheit und Verwilderung heranwachſen ſah, fühlte er vor Allem tiefen Kummer über die Schuld, die er ſelbſt davon trug; aber dieſes Schuldgefühl zuſammen mit der ſeligen Erfahrung ſeiner eigenen Rettung weckte in ihm den männlichen Entſchluß, nicht zu ruhen, bis er das Seinige zur geiſtlichen Erneuerung der ganzen Kolonie gethan habe. Und dazu kam ihm Gott ſelbſt in herablaſſender Liebe zu Hülfe. Eines Tages nämlich, als er eben unter dem Schatten eines Baumes ſaß und über die Mittel nachdachte, durch die er das Werk beginnen könne, traten zwei Jünglinge zu ihm heran, welche ihm eine Arbeit beſorgt, für die er ihnen ein Geſchenk verſprochen hatte. Sie ſtellten ſich in ſeine Nähe, und man merkte ihnen an, daß ſie etwas Beſonderes auf dem Herzen hatten. Auf Adams Frage ſprach einer der jungen Leute: „Du willſt uns ein Geſchenk geben, dürften wir wohl ſelbſt wählen?“

„Allerdings,“ war Adams Antwort.

„Nun, ſo lehre uns leſen! Wir ſehen, daß Du in dem großen Buche lieſeſt und immer wieder darin lieſeſt und ſo oft von dem Guten, das darin ſteht, ſprichſt; nun möchten wir ſelbſt auch in dem Buche leſen können.“

Dieſe Bitte ſchien unſerem Adams wie eine Gebetserhörung; denn nun war ihm ein Eingang in die Herzen verſchafft. Nach wenigen Tagen ſchon ſaßen nicht bloß die beiden Jünglinge, ſondern faſt alle übrigen Glieder der Kolonie, Jung und Alt, Frauen und Kinder,

Digitized by Google

zu Adams Füßen und lernten lesen. Die Bibel war das Lesebuch, und bald erwachte unter dem jungen Volk ein solcher Durst nach Wissen, daß der alte Matrose nichts zu thun hatte, als nur auf Fragen zu antworten.

Das war die erste Schule auf der Insel Pitcoirn. Welch ein Wunder Gottes! Der ehmalige Meuterer, dessen Lippen einst nur von Flüchen überströmten, lehrte nun die junge Schaar das Lob ihres Schöpfers und Heilandes. Und die Insel, die bisher nur Zank und Streit gesehen und der Schauplatz blutigen Haders gewesen, wurde jetzt ein stiller Ort des Friedens. Bald ging die Erkenntniß des wahren Gottes in den Herzen auf, wie ein heller Morgenstern. Man nahm die Bibel zur Richtschnur, nach welcher von nun an Alles eingerichtet wurde. Der Sonntag ward zum Ruhetag und für den Gottesdienst geweiht und in lieblicher Stille gefeiert. Aus einem Predigtbuche, das sich gleichfalls unter den geretteten Büchern vorfand, wurde eine Predigt vorgelesen, oder hielt Adams selbst eine freie Ansprache, oder katechisirte er die Aelteren und die Kinder. Ueberhaupt stand er unter den sechsundvierzig Gliedern der Kolonie wie ein Patriarch da, bei dem man in allen zeitlichen und geistlichen Angelegenheiten Rath suchte. Alles gewann ein anderes Ansehen. Reinlichkeit, Anstand, Ordnung und Fleiß erhielten immer mehr die Oberhand. Die gesunden, blühenden Gesichter der Kinder strahlten von Lust und harmloser Freude, ihr Benehmen wurde allmälig anständig und ehrerbietig, alles gottlose Wesen in Wort und That ward verbannt, und selbst die früher ärmlichen Hütten wurden netter, behaglicher und wohnlicher; die Felder erhielten ein besseres, lachenderes Ansehen, und die Insel fing an zu einem Garten Gottes, zu einer Stätte des Segens zu werden. Und diese ganze durchgreifende Umwandlung ging von der Bibel aus.

Es war indessen ein Vierteljahrhundert vergangen seit dem Tage, da die Meuterei auf der „Bounty" ausgebrochen war. In England hatte man die Sache allmälig vergessen. Da geschah es, daß im Jahr 1814 zwei englische Kriegsschiffe auf einer Fahrt durch die Südsee eine kleine Insel bemerkten, die nicht auf ihrer Seekarte verzeichnet war. Als sie sich ihr näherten, wurden sie überrascht durch die netten, reinlichen Wohnungen, die sie am Ufer wahrnahmen, und die so vortheilhaft abstachen gegen diejenigen, welche man sonst auf

Digitized by Google

den damals noch barbariſchen Südſeeinſeln zu ſehen gewohnt war. Noch höher ſtieg ihre Verwunderung, als ſie ein kleines Boot, von zwei hübſchen kräftigen, ſchwarzhaarigen und verſtändig ausſehenden Jünglingen gerudert, raſch auf ſie zufahren ſahen, und als die jungen Männer ſie gar in engliſcher Sprache begrüßten. Der Kapitän lud die Jünglinge ein, an Bord zu kommen, und ließ ihnen, da es eben Frühſtückszeit war, von der Officierstafel Speiſe und Trank vorſetzen. Ehe ſie ſich niederſetzten, falteten ſie die Hände, und der Eine ſprach in harmloſer Einfalt und mit Andacht ein Tiſchgebet, worauf ſie beſcheiden und anſtändig das ihnen gebotene Mahl genoßen. Der Kapitän und ſeine Officiere ſaßen in ſteigendem Erſtaunen da und wußten ſich dieſe unerhörte Erſcheinung nicht zu erklären. Sie kannten nur allzuwohl die barbariſchen Sitten der Südſeeinſeln, und hier hatten ſie zwei Leute vor ſich, die doch ihrer ganzen Erſcheinung nach Südſeeinſulaner, der Sprache nach aber Engländer und in ihren Sitten Chriſten waren. Aus dem Munde der Jünglinge vernahmen ſie zwar, daß die ganze kleine Bevölkerung der Inſel ihnen gleiche, aber wie das ſo gekommen, wußten ſie ſelber nicht zu ſagen. Den Kapitän nebſt einigen Officieren trieb die Neugierde ans Land, und wie ſehr wuchs ihr Erſtaunen, als ſie hier neben der überall herrſchenden Ordnung und edlen Bildung auch den allgemeinen Frieden, die Liebe und Heiterkeit unter dem kleinen Völkchen beobachteten!

Wie aber mochte es bei dieſem unerwarteten Beſuch unſerem Adams zu Muthe ſein? Für ihn war es ein ernſter Augenblick, als die Engländer das Land betraten. Konnte nicht jetzt nach fünfundzwanzig Jahren die Stunde der Vergeltung ſchlagen? Ein furchtbarer innerer Kampf entſtand in ihm. Aber die Wahrheit ſiegte über die Lüge, und eben damit bewährte ſich die Aechtheit ſeiner Bekehrung. Erſt ſtärkte er ſich im Gebet, dann trat er vor den Befehlshaber der beiden Kriegsſchiffe und bekannte ſeine ganze Schuld. Die Meuterei auf der Bounty, die Grauſamkeit an dem Kapitän, die Gräuel, die nachher folgten, und ſeinen eigenen Schuldantheil an dieſen Miſſethaten. Alles ward dem Kapitän treulich und rückhaltslos erzählt, aber auch Alles, was Gott indeſſen an ihm und der ganzen Kolonie Gutes gethan. „Und nun," ſo ſchloß Adams mit bewegter Stimme, „da bin ich! Nehmen Sie mich, ſtellen Sie mich vor die engliſchen Gerichte, ich habe Strafe verdient!"

Digitized by Google

Aber die englischen Gäste wußten besser, was sie zu thun hatten. Sie priesen Gott über das, was hier durch seine Gnade geschehen war, beruhigten den redlichen Adams, theilten ihm aus ihren Vorräthen allerlei europäische Artikel mit und fuhren unter herzlichen Segenswünschen für die kleine Kolonie weiter.

Zehn Jahre waren seit diesem Besuche verflossen, während welcher Zeit die kleine Gesellschaft auf Pitcoirn in stillem Frieden lebend ihren Einrichtungen noch größere Befestigungen zu geben gewußt, als im Jahr 1825 abermals ein englisches Kriegsschiff daselbst landete. Der alte Adams stand noch in voller Wirksamkeit unter seinen Leuten. Es war eben Sonntag, als die Engländer ans Land traten. In ihrem Berichte lesen wir: „Die kleine Gemeinde füllte die niedliche Kapelle ganz und gar. Auf jedem Angesichte las man tiefe Andacht, und selbst die Kinder zeigten einen Ernst und eine Aufmerksamkeit, wie man sie bei uns, in England, nicht leicht findet. Nach dem Gesang und Gebet wurde eine Predigt gelesen, und zwar die gleiche dreimal hinter einander, damit der Inhalt eindrücklich und nicht vergessen würde. Der Gottesdienst dauerte lange, aber nicht bei einem Einzigen war Ermüdung oder Zerstreuung wahrzunehmen. Besonders erbaulich waren die belebten und andächtigen Gesichter der Kinder, die den Inhalt der Predigt in sich aufzunehmen sich sichtbar bestrebten." Außerdem erzählt der Bericht, daß Adams drei Nächte auf dem Kriegsschiff in der Kajüte des Kapitäns geschlafen habe. Nie legte er sich zur Ruhe, bis er glaubte, der Kapitän sei schon eingeschlafen; dann kniete er nieder und betete mit leiser Stimme so innig und herzlich, daß sein ganzes Wesen sich im Gebet aufzulösen schien.

Auch dieses Schiff verließ natürlich die Insel wieder, aber sein Besuch blieb nicht ohne Folgen. Ein Mann, Namens Nobbs, der als Steuermann auf einem brittischen Schiff und später als Soldat in einem südamerikanischen Heere gedient und unter demselben eine Reihe blutiger Schlachten mitgemacht hatte, war des Blutvergießens herzlich satt, nahm seinen Abschied und stand im Begriffe, sich nach seiner englischen Heimath einzuschiffen. Das Schiff, welches er dazu wählte, war eben dasjenige, das auf der Insel Pitcoirn gelandet hatte. Noch war der Kapitän desselben des Eindruckes voll, den der glückliche Zustand jener fernen Insel und die Eintracht ihrer Bewohner auf ihn gemacht hatte. Die Erzählungen des Kapitäns klangen dem

Digitized by Google

kriegsmüden Soldaten wie Wundermärchen in den Ohren. Jahre lang nichts als Revolutionen, Krieg und Mord vor Augen, sehnte sich seine Seele noch mehr als der Körper nach einem stillen Ruheplätzchen. Er erkundigte sich noch genauer nach dieser Insel und fühlte sich von einem unwiderstehlichen Zug zu ihr hingetrieben. So gab er die Reise nach England auf, rüstete ein kleines Seeschiff aus und fuhr mit einem einzigen Begleiter über die Wogen des stillen Oceans nach der Insel Pitcoirn.

Gottes Hand führte den kühnen Seefahrer wunderbar durch alle Gefahren, und unversehrt landete er auf dem lieblichen Eilande. Der patriarchalische Adams nahm Nobbs liebreich auf, und dieser fand nicht nur Alles bestätigt, was er von dieser Stätte des Friedens gehört hatte, — er fand noch mehr, nämlich für seine eigene Seele den Frieden Gottes und die Gnade, die in Jesu Christo ist. Von nun an unterstützte er den ehrwürdigen Adams überall in seinem gesegneten Wirken. Nobbs hatte schöne Gaben, die sich jetzt in edelster Weise entwickelten. Er dichtete Lieder für die Gemeinde und für die Jugend, hatte eine treffliche Predigtgabe und wußte allenthalben mit Rath und That auszuhelfen. Und als endlich im Jahre 1829, also gerade vierzig Jahre nach dem Ausbruch jener Meuterei, der alte Adams unter tiefer Trauer der Gemeinde selig entschlief und zur Ruhe bestattet wurde, trat Nobbs ganz an seine Stelle. So sah sich die Kolonie nicht verwaist, sondern sie ehrte und liebte den Nachfolger, wie sie den heimgegangenen Vater geehrt und geliebt hatte, dessen Andenken im Segen blieb; denn Adams späteres Leben, voll Adel und Schönheit, hatte die Flecken seiner Jugend vergessen gemacht, und sie dienten jetzt nur dazu, die Barmherzigkeit Gottes an ihm in ein desto helleres Licht zu stellen.

Der erste Augustsonntag des Jahres 1852 war in London ein denkwürdiger Tag unter den Freunden des Reiches Gottes. Es wurde an demselben eine Reihe junger Männer zum Dienste am Evangelium in verschiedenen Ländern der Erde feierlich geweiht und eingesegnet. Unter diesen Jünglingen bemerkte man einen älteren Mann, dessen Angesicht die Spuren manches Wetters trug, das über dasselbe hingegangen zu sein schien. Es war Niemand anders, als Nobbs. Er

hatte sich einige Monate zuvor von seiner geliebten Kolonie in Pitcoirn für kurze Zeit getrennt, um in London sich ordentlich zum Schullehrer und Prediger weihen zu lassen. Seine Mittheilungen über den Staud der Dinge in Pitcoirn hatten außerordentliche Theilnahme erweckt, und selbst die Königin Viktoria ließ ihn zu sich rufen, um aus seinem eigenen Munde zu hören, was Gott an jenem fernen, einsamen Eilande gethan hat.

Jetzt ist Nobbs längst wieder bei seinem geliebten Völklein, und alle Berichte, die seitdem von dort eingelaufen sind, zeugen dafür, daß das durch den heilsamen Einfluß des göttlichen Wortes zu Stande gebrachte Werk im Segen fortbesteht.

Die deutschen Nadelbäume.

Von K. Hofmann von Nauborn.

(Schluß.)

Die Rinde ist das Kleid der Bäume, welches sie sich selbst bereiten; denn wie der Baum alljährlich neues Holz ansetzt, so bilden sich auch jedes Jahr neue Baststichten, wodurch die Rinde sich verdickt. Freilich geschieht letzteres nicht in dem Maße, wie bei den Holzansätzen. In der jüngsten angesetzten Rindenschichte ist noch Leben, dieselbe wird jedoch durch neue Ansätze immer mehr nach außen gedrängt, stirbt allmälig ab und wird zur Borke. Der äußere Theil der Borke verwittert und wird rissig, wodurch der Baum zwar ein rauheres, aber auch ein ernsteres, würdiges Ansehen erhält. Durch Feuchtigkeit und Wärme geht die rissige Borke nicht selten in Fäulniß über und wird alsdann der Aufenthaltsort von Flechten, Moosen und Insekten verschiedener Art.

Bei den Tannen bleibt die Rinde gewöhnlich bis zum siebzigsten oder achtzigsten Jahre glatt; es gibt indessen Tannen, welche ihre glatte Rinde hundert Jahre lang und darüber behalten, es sind dieses die sogenannten Glastannen. Nach genauer Messung der Rinde einer vierhundertjährigen Tanne fand man dieselbe noch keinen Zoll dick.

Digitized by Google

Bei der Fichte tritt die Borkenbildung schon mit dem dreißigsten bis vierzigsten Jahre ein; die abgestorbenen Borkenschichten liegen schuppenartig übereinander und blättern sich leicht ab, wie dieß auch bei der Kiefer und Lerche der Fall ist. Während die Fichte nur leichte und dünne Borkenschichten hat, besitzen die älteren Kiefern und Lerchen, namentlich am unteren Theile des Stammes, dicke und zahlreiche Borkenschichten von schwärzlicher Farbe.

Eine Eigenthümlichkeit haben die Nadelbäume noch vor den meisten übrigen Waldbäumen, nämlich die sogenannten Harzgänge, die sich in allen Theilen, in Nadeln, Zweigen, Aesten, Stamm und Wurzeln mehr oder weniger befinden; nur in dem Holz der Tanne fehlen sie. Anfangs enthalten diese Harzgänge ein flüssiges, ätherisches Oel, welches jedoch nach und nach verharzt und zu einem festen Körper wird. Das Holz der Kiefer und Fichte ist vorzugsweise sehr harzreich, namentlich aber das Wurzelholz der Kiefer, wovon das Theer gebrannt wird. In ärmeren Gebirgsgegenden vertritt sogar ein Stückchen Kieferwurzelholz, der sogenannte Kienspan, das Lampenlicht. Wegen des großen Harzreichthums eignet sich das Kiefer- und Fichtenholz besonders zu Wasserbauten.

Die Tanne ist der schönste Nadelholzbaum. Stolz erhebt er sich zu einer Höhe, die kein anderer erreicht und beherrscht von ihr aus das Gebirge.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Was bist du schlank und hoch!
Man sieht den bunten Vogel kaum,
Der auf den Wipfel flog.
Vom Wipfel bis zur Wolke Saum
Scheint mir nur eine Spanne Raum!"

Die Tanne eignet sich vorzugsweise zu Mastbäumen; das Holz besitzt eine große Festigkeit und Elasticität, woher seine bedeutende Tragkraft, die es auch zu Brücken- und anderen Bauten besonders tauglich macht. Das Holz der Lerche ist ebenfalls sehr fest und als Bau- und Brennmaterial beliebt.

Die Höhe und Schönheit der Nadelbäume ist indessen von mancherlei Umständen abhängig. Die Kiefer gedeiht auf verschiedenem, ja sogar auf unfruchtbarem Sandboden, verlangt aber einen mehr lichten Stand. Die Fichte will schon etwas besseren Boden, sie kann indessen Schatten vertragen. So sehr die Tanne auch einen hohen Standort

liebt, so erfordert sie doch in den ersten Jahren mehr Schatten und stets einen schweren feuchten Boden, dessen Untergrund auf Thonschiefer ruht.

Die Kiefer ist, wie wir schon bemerkten, weit verbreitet, wohl gerade deßhalb, weil sie mit jeder Bodenart vorlieb nimmt. Meistens sieht man sie jedoch in sonst unfruchtbaren Strecken als Wald angepflanzt, was zu dem düstern Charakter des Baumes mit beitragen mag. Während in den grünen Laubwäldern nicht selten eine reiche Pflanzen- und Blüthenwelt herrscht und von den wogenden Zweigen der Vögelein heiteres Lied erklingt, ist es im Kiefernwalde ziemlich öde; alte abgefallene Nadeln bedecken in Menge den Boden, durch welche aus dem Sande hervorstrebend nur das Heidekraut einige Nahrung findet; statt des heiteren Vogelsangs vernimmt das Ohr nur das geheimnißvolle, fast schauerliche Rauschen, wenn der Wind durch die dunkeln und starren Nadelwipfel fährt. Steht die Kiefer mit Laubholz vermischt, so ist der Eindruck viel freundlicher, nicht selten malerisch. Die Fichten und Lerchen haben schon durch ihre zierlichere Zweig- und Nadelbildung ein mehr freundliches Ansehen, sie schweben leichter und freier mit ihren Wipfeln in der Luft.

Die Tanne, obgleich nicht so zierlich wie die Fichte und namentlich die Lerche, hat einen durchaus edlen, ernsten Charakter, so daß wir sie unter den Nadelhölzern den königlichen Baum nennen möchten. Der mehr feuchte Boden, auf dem sie wächst, erzeugt auch eine üppigere, saftig grüne Pflanzendecke; die tiefen Bergschluchten umher, durch welche der plätschernde Waldbach rauscht, und die malerisch gruppirten Höhen geben der Landschaft etwas Lebendiges, Frisches. Und wie die Tanne auf die Höhen gepflanzt ihre Zweige wie Arme zum Himmel ausreckt, lenkt sie auch unseren Blick hinauf zu der unergründlichen Tiefe des Himmels, und unsere Gedanken eilen noch weiter hinauf zu dem Allmächtigen, der unsere Erde mit so vielen Schönheiten reich gesegnet hat.

Diejenigen Gebirge im deutschen Vaterlande, welche sich vorzüglich durch ihren Nadelholzreichthum auszeichnen, sind der Harz, der Thüringer- und der Schwarzwald. Die riesigen Tannen des Schwarzwaldes werden auf dem Neckar zum Rhein gebracht, dort zu Flößen zusammengebunden und den Strom hinab zu den verschiedenen Bedarfsstellen bis nach Holland geflößt, von wo aus gar mancher schlanke schwarzwälder Tannenbaum als stolzer Mast die weite, weite Welt durchzieht.

Die Nadelhölzer werden drei- bis vierhundert Jahre alt und

Digitized by Google

erreichen eine Höhe von hundert und fünfzig Fuß und darüber. Das Höhenwachsthum dauert neunzig bis hundert Jahre, dagegen nimmt der Stamm noch bis zu zweihundert Jahren an Dicke zu und hat dann drei und einen halben Fuß im Durchmesser.

Die wahrscheinlich älteste Fichte im deutschen Vaterlande war die sogenannte „Königsfichte" im Forstrevier Nesselgrunde in Schlesien. Ihre Höhe betrug hundert und sechsundfünfzig Fuß und ihr Umfang nahe der Erde zweiundzwanzig Fuß. Man schätzte ihren Holzgehalt auf dreizehn Klafter. Auf der Höhe des Wurzelberges in Thüringen, 2600 Fuß über dem Meere, befinden sich noch achtzig bis hundert alte riesige Tannen, die an Größe und Umfang ihres Gleichen im Vaterlande wohl nicht mehr haben. Sie steigen bis zu hundert und sechzig Fuß in die Höhe. Der größte dieser Baumriesen soll nach einer genauen Berechnung 3810 Kubikfuß oder $52^{11}/_{12}$ Klafter Holz enthalten. Es würde also von dem Holz eines Baumes gar mancher Ofen den kalten Winter über geheizt werden können. Gewiß mögen noch manche ehrwürdige Erzväter aus der Vergangenheit in unseren deutschen Wäldern sich befinden und mit ihrer ehrfurchtgebietenden Größe Zeugniß von der Triebkraft des Bodens und der Allmacht des Schöpfers geben.

Die stolze Höhe der Nadelholzbäume, die wir uns eben vorgeführt haben, wird jedoch nur unter günstigen Umständen erreicht. Leider aber sind die Pflanzen ebenso wie die Menschen und Thiere mancherlei Krankheiten unterworfen, die nicht selten ihr Lebensziel abkürzen oder den freien stolzen Wuchs hindern. Das rechte Klima und der rechte Boden sind Hauptbedingungen zur Erhaltung der Gesundheit. Die Nadelhölzer leiden indessen nicht so leicht von starkem Frost und werden auch nicht leicht markfaul, wie dieß bei den Laubhölzern nicht selten der Fall ist; dagegen haben sie schlimme Feinde unter den auf ihnen lebenden Schmarozerthieren, deren die Kiefer allein mehr als vierhundert Arten beherbergt. Unter diesen sind es hauptsächlich mehrere Raupenarten (der Fichtenspinner, der Nonnenspinner, die Processionsraupe, sowie die sogenannten Borkenkäfer und der Kiefernmarkkäfer), welche oft ganze Waldungen verheeren, indem sie sich in Rinde und Holz bis aufs Herz eingraben und das Absterben des Baumes verursachen. Auch das Wild: Hirsche, Rehe, Hasen u. s. w. zernagt oft zur kalten Winterzeit die Rinde oder zerbeißt die jungen Pflanzen und richtet dadurch nicht geringen Schaden an. Auch Pflanzenschmarozer, wie die

Mistel, können schädlich werden, indem sie den Bäumen die nöthigen Säfte entziehen.

Wir haben bereits gesehen, wie die Nadelhölzer zu mancherlei Zwecken benützt werden, müssen aber doch noch einiges darüber anführen. Zunächst gedenken wir der Harzgewinnung. Vermittelst des sogenannten „Scharreisens" werden achtzig- bis hundertjährige Bäume in die Rinde unten am Stamm mehrere Fuß lang geritzt, wodurch das Harz herausquillt und trocknet; später wird es mit demselben Instrument abgescharrt und in tonnenförmige, aus Fichtenrinde gefertigte Gefässe verpackt und in den Handel gebracht. Die Rinde der jungen Tannen, Fichten und Lerchen wird vielfach zum Gerben benützt, letztere sogar zum Blaufärben, während aus der Tannenrinde noch Terpentin gewonnen wird. Oft sehen wir auf dem Lande junge Kiefern und Tannen geschält und mit fußlangen Quirläften als Träger von allerlei Gegenständen an den Bauerhäusern stehen.

Das Sammeln der Samenzapfen, der sogenannten „Kusteln", zur Gewinnung des Samens bringt ebenfalls manchem armen Manne sein tägliches Brod. Wir stellen uns wohl unter die Tannen und sprechen mit dem Dichter:

„O Tanne mein, o Tanne mein,
Was hängt dir da so rund?
Das muß ein hübsches Spielwerk sein,
So glatt, so grün, so bunt:
O lieber Baum, ich bitte sehr,
Wirf mir ein Dutzend Zapfen her!"

Der „Kustelnsteiger" aber klettert mühsam auf den höchsten schwanken Zweigen mit wunderbarer Gewandtheit umher und schwingt sich nicht selten von einem auf den anderen Wipfel, um reiche Ernten zu bekommen.

Wie viel tausend Zündhölzchen von Kiefernholz alljährlich verbraucht werden, wer vermag das zu schätzen! Ja, wollte man jeden Nutzen und Verbrauch der Nadelhölzer anführen, von der Wiege aus Tannenholz bis zu dem letzten stillen Bretterhaus aus demselben Stoffe, das den Menschen in kühler Erde bettet, dann könnte man noch viele Bogen voll schreiben. Der Dichter läßt die Tanne zu dem Wanderer in der Sägemühle sprechen:

Digitized by Google

„Du kehrſt zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du biſt's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du biſt's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Das Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh."

Tannen und Fichten waren bei den Alten geheiligte Bäume. Um den berühmten Tempel des griechiſchen Gottes Poſeidon war ein Fichtenhain gepflanzt, weßhalb auch Schiller von Ibykus ſagt:

„Und in Poſeidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein."

Die Sieger bei den Feſtſpielen wurden mit Fichtenzweigen geſchmückt.

Bei den Römern war die Fichte ein Zeichen der Trauer, ſie wurde vor die Häuſer geſetzt, in denen ſich ein Todter befand. In Rußland wird heute noch der Sarg eines Verſtorbenen, ſowie der Weg vom Sterbehauſe nach dem Friedhofe mit Fichtenzweigen beſtreut. In manchen deutſchen Sagen und Märchen ſpielt die Tanne eine nicht unbedeutende Rolle. Die Stadt Thann im Elſaß führt einen Tannenbaum und die Stadt Augsburg einen Fichtenzapfen im Wappen.

Wegen des dauernden Grüns der Tannen und Fichten galten dieſe Bäume ſchon im frühen Alterthum als Sinnbild der dauernden und ſtets wiederkehrenden Lebenskraft der Erde, und auch am Chriſtbaum, wenn draußen die Natur im ſtarren Winterfroſte liegt, ſoll es uns an die unvergängliche Wahrheit des Chriſtenthums erinnern. Mit herzlicher Freude gedenken wohl wir Alle des Chriſtbaums, und gerne ſingen wir zum Schluſſe:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Du kannſt mir ſehr gefallen.
Wie oft hat nicht zur Weihnachtszeit
Ein Baum von dir mich hoch erfreut!
O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Du kannſt mir ſehr gefallen."

Digitized by Google

Der Kriegselephant.

Kriegselephant von Cochinchina.

Um die Wichtigkeit der Dienste zu würdigen, welche der Elephant im Kriege leisten kann, muß man die Schwierigkeiten des Transports

Digitized by Google

in den heißen Ländern kennen, welche zwiſchen dem Himalaya und dem indiſchen Oceane liegen. Mit Elephanten verſchwinden dieſe Schwierigkeiten. Der Elephant wurde zu allen Zeiten als Kriegsmaſchine benützt, und die Kämpfe des Pyrrhus gegen die Römer laſſen ihn ſogar in unſern occidentaliſchen Ländern erſcheinen. Er war eines der großen Machtelemente der aſiatiſchen Armeen; damals und bis zum letzten Jahrhundert nahm er auf ſeinem Rücken einen Thurm mit Kriegern auf. Heutzutage verlangt man wichtigere Dienſte von ihm. Er wird namentlich zur Beſpannung der Kanonen verwendet, häufig aber auch zum Ziehen der Fourgeons und der Lagergeräthſchaften; ein einziger Elephant trägt mit Leichtigkeit zwei Zelte, welche je ſechzehn Soldaten in ſich aufnehmen können.

Admiral Nelſon als Knabe und Jüngling.

Als einſt, nach den Weihnachtsferien, der junge Nelſon und ſein Bruder William auf ihren Ponies nach ihrer Penſion zurückkehren wollten, fanden ſie durch friſchgefallenen Schnee den Weg ſo verſchüttet, daß es ihnen unmöglich ſchien, darauf fortzukommen. Sie kehrten daher nach Hauſe zurück und benachrichtigten ihren Vater davon. „Wenn das der Fall iſt," erwiederte Herr Nelſon, „ſo ſollt ihr freilich nicht abreiſen, aber machet noch einen Verſuch, und ich will es eurem Ehrgefühle anheimſtellen. Wenn der Weg gefährlich iſt, ſo möget ihr zurückkehren; aber merket es euch, Knaben, ich ſtelle es eurem Ehrgefühle anheim." William, dem eine Reiſe unter ſolchen Umſtänden nicht eben angenehm war, wünſchte umzukehren, aber ſein Bruder weigerte ſich entſchieden. „Wir müſſen vorwärts, Bruder!" ſagte er; „denn bedenke, es wurde unſerem Ehrgefühle anheimgeſtellt."

In einer jener hellen Nächte, welche der nördlichen Breite eigen ſind, wurde der junge Nelſon trotz des rauhen Wetters auf den Schiffen vermißt. Um ihn beſorgt ließ der Kapitän Lutwidge ſogleich Nachforſchungen nach ihm anſtellen, aber vergebens, und Jedermann gab ihn verloren. Als jedoch die Strahlen der Morgenſonne den Horizont

Digitized by Google

erleuchteten, wurde er von seinen Tischgenossen in beträchtlicher Entfernung von dem Schiffe entdeckt, wie er eben einen riesenhaften Bären angriff, von dem er nur durch eine Spalte im Eise getrennt war, die ihm wahrscheinlich das Leben rettete. Durch ein Signal wurde ihm geboten, zurückzukehren; aber vergebens drangen Nelsons Kameraden in ihn, zu gehorchen. Seine Muskete hatte ihm versagt, und er hatte kein Pulver für die Zündpfanne. „Hat Nichts zu bedeuten," sagte er, „lasset mich nur diesem Geschöpfe mit dem Kolben meiner Muskete einen Schlag versetzen, so werden wir es haben." Sein Kapitän jedoch, der die Gefahr sah, ließ eine Kanone abfeuern, was das Thier alsbald verjagte, und Nelson kehrte auf sein Schiff zurück. Kapitän Lutwidge, der während seiner Abwesenheit äußerst besorgt um ihn gewesen war, stellte ihn bei seiner Rückkehr darüber zur Rede, daß er das Schiff ohne Erlaubniß verlassen habe, und fragte in strengem Tone, was ihn zu einer so unbedachtsamen Handlung bewogen haben könne. „Ich wollte," antwortete Horatio, „den Bären tödten und das Fell meinem Vater bringen!"

Auflösung der Charade auf S. 528:
Katzenellenbogen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google